
UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO



Freundesbilder

aus

Goethe's Leben.

Studien zum Leben des Dichters.

Von

H. Düntzer.

Ein edler Mensch zieht edle Menschen an,
Und weiß sie festzuhalten.

Zweite wohlfeile Ausgabe.

Leipzig,
Dyk'sche Buchhandlung.

Vorwort.

Gar mannigfach und verschieden abgestuft sind die Verhältnisse, welche wir im gewöhnlichen, ähnliches nicht genau unterscheidenden Gebrauche mit den Namen der Liebe und Freundschaft zu bezeichnen pflegen. In ihrem höchsten und engsten Sinne aber treten beide als mächtigste, das ganze Dasein durchdringende, geniengleich es beherrschende Seelengewalten hervor, und streng geschieden einander gegenüber. Denn wenn die Liebe als solche auf der körperlichen und geistigen Verschiedenheit der Geschlechter beruht, die sich mit Naturnothwendigkeit zu gegenseitiger Ergänzung und einheitlichem Zusammenleben zueinander hingezogen fühlen, so tritt uns dagegen in der Freundschaft die seelenhafte Vereinigung von Personen desselben Geschlechtes in ihrer feurigsten Durchdringung entgegen. Entspringt jene der aus tiefstem Herzensdrange hervortauchenden Anschauung edelster Männlichkeit oder Weiblichkeit, so entzündet sich diese am Zauberideale reinster Menschheit. Beide aber eignen nur der von tiefstem, lebendigstem Gefühle und glühendster Erregbarkeit durchströmten Seele, wogegen die verschiedensten Verhältnisse der Neigung, die so häufig als Liebe oder Freundschaft gelten, allgemeiner verbreitet sind.

Goethe's Natur besaß alle, wahrste Liebe und Freundschaft bedingende Eigenschaften in ausgezeichnetem Grade. Ein weiches, empfindsames, leicht entzündliches Dichterherz hatte ihm die Natur zur edelsten Mitgift verliehen; wie zart und rein sich das Ideal schöner Weiblichkeit seinem Geist geoffenbart hatte, sprechen „Iphigenie" und „Tasso", „Werther" und „Faust", „Wilhelm Meister" und die „Wahlverwandtschaften", sprechen alle aus tiefinnerstem Herzen ihm entquollenen Dichtwerke mit feurigen Zungen aus,

und das Bild reinster Menschheit war der Zaubertraum, der seine Seele von frühester Jugend an umfangen hielt.

Wir haben früher die Verhältnisse des jugendlichen Goethe zu edlen Frauen zu entwickeln versucht, da wir auf die Darstellung seiner spätern Neigungen aus Mangel hinreichend fließender Quellen einstweilen Verzicht leisten mußten. Wir sprachen es damals aus, daß, bei aller seltenen Tiefe, Innigkeit und Glut seiner Liebe, diese doch jener Treue ermangelt habe, welche den Verlust der mit allen Sinnen ersehnten Geliebten nicht zu ertragen vermag, wie ihm denn die höchste Befriedigung der Liebe im Besitze des geliebten Gegenstandes stets versagt blieb: allein wir hoben auch hervor, daß, hätte ihn jene allen Hindernissen trotzende, beim Verluste der Geliebten sich verblutende Treue beseelt, er sich nothwendig aufgerieben haben würde, da er so leicht mit ganzer Seele sich anklammerte, ein geheim wirkender, fast dämonischer Trieb aber ihn zu einem stets höhern Liebesideal und zu freiester, selbständigster, eigenthümlichster Ausbildung seines menschlichen, dichterischen und künstlerischen Wesens hindrängte. Es war gleichsam das tiefe, ihm selbst nicht ganz klar vorschwebende Pflichtgefühl vollendetster Entwickelung seiner gesammten Kräfte und Anlagen, welches ihn stets vom höchsten Genusse der Liebe hinwegriß.

Wie zu herzlichster Liebe, so war Goethe's Seele auch zu glühendster Freundschaft geschaffen: allein auch hier stellte dasselbe Pflichtgefühl der Selbsterhaltung und der naturgemäßen möglichsten Durchentwickelung seines Wesens ihm eine heilsame Schranke entgegen. Jene Selbstaufopferung und Entäußerung des ganzen Daseins, jene vielbewunderte Pyladesfreundschaft, die ihr eigenes Leben nichts achtet, wenn sie den Freund damit zu retten weiß, jenes völlige Aufgehen und Zerfließen in die Seele des Freundes war für einen so selbständigen, nach reinster Entwickelung ringenden Geist eine Naturunmöglichkeit. Dagegen besaß Goethe alle übrigen Eigenschaften des Geistes und Herzens in vollstem Maße, denen die Gründung und Bewahrung edelster Freundschaft verliehen ist. Hier sei vor allem seines edlen Herzens gedacht, dem Wohlthun und Hülfeleisten stets eine heilige Angelegenheit blieb, das im Menschen zunächst den Menschen liebte und ehrte, und die

Entwickelung vielversprechender Herzens- und Geistesknospen mit reinster Begeisterung zu fördern eifrig bestrebt war. Mit welcher Aufopferung sehen wir ihn zu Frankfurt und später zu Weimar bei gefährlichen, dem Hausstande vieler Familien Verderben drohenden Feuersbrünsten sich betheiligen, nicht ohne den Spott solcher, die als müßige Gaffer eine derartige Vermengung mit dem Volke nicht begreifen konnten, während Goethe gerade bei solchem Zusammensein mit dem gemeinen Volke sich in der innersten Ueberzeugung bestätigte, daß, wie er sich mehr als einmal ausdrückt, dieses die besten Menschen seien! Wie tief ergriff ihn jede Noth des Volkes, die er in seinem Kreise auf jegliche Weise zu heben bestrebt war, nicht ohne Ingrimm, wenn er seine schönen Plane durchkreuzt und durch Willkür oder Uebermuth neue Noth, Entbehrung und Leiden auf das Volk gewälzt sah! Welchen Antheil nahm er an dem schlichten, seiner Beschäftigung mit Liebe und Eifer hingegebenen, in seinem Kreise sich behaglich fühlenden Handwerker! Wie freute es ihn, einen Blick in das beschränkte Familienleben des Volkes zu thun! Wir verweisen nur auf die Bemerkung, welche er in einem Briefe an Frau von Stein über einen Buchbinder macht, der ihm seine Geschichte erzählt und über sein Leben gesprochen hatte. „Jedes Wort, das er sagte, war so schwer wie Gold", bemerkt er, „und ich verweise dich auf ein Dutzend Lavater'sche Pleonasmen, um dir die Ehrfurcht auszudrücken, die ich für den Menschen empfand." Wie that es ihm wohl, reisenden Handwerksburschen, zu denen er eine ganz besondere Neigung fühlte, zuweilen durch eine unverhofft große Gabe eine Freude zu bereiten, sich in freundliche Gespräche mit ihnen einzulassen, sie durch innigen Antheil aufzumuntern und zu erheben! Mit welcher Freundlichkeit nahm er sich mancher durch ihre Schuld oder Unglück in Noth gekommenen Bedürftigen an! Wir erinnern nur an den aus Lindau's Vermächtniß übernommenen Hirtenknaben Peter im Baumgarten, an die Bürgermeisterin Bohl, an den Theosophen und Alchymisten Obereit und an jenen wundersamen, durch verwickelte Schicksale, nicht ohne seine Schuld verarmten Mann, der sich unter dem angenommenen Namen Kraft in Ilmenau aufhielt, und sich der thätigsten, vorsorglichsten Unterstützung von

Goethe's Seite zu erfreuen hatte, wie die zufällig bekannt gewordenen Briefe des Dichters an ihn erweisen. Welche Theilnahme wandte er dem hypochondrischen Plessing zu, dem zu Liebe er im stärksten Winter die Reise in den Harz unternahm! Und wie thätig suchte er überall zu helfen, wo es galt, ein entschiedenes Talent zu halten und zu heben! So genossen Bürger, Klinger, Moritz, der Musiker Kayser, der Maler Müller, Tischbein und H. Meyer seiner thätigsten Unterstützung. Welche Freude fand er an ächten Naturmenschen, die sich durch ein entschiedenes Wollen und kräftiges Wirken hervorthaten, in denen die Natur gleichsam in ihrer frischesten Naivetät zu Tage trat! Wie entschieden nahm er sich aller an, die sich in seinen Diensten als treu und wacker bewährt hatten, und suchte ihr Fortkommen auf entsprechendste Weise zu fördern! Er selbst gesteht uns, wie er das Gefühl einer der edelsten Tugenden, der Dankbarkeit, zu welcher die menschliche Natur eigentlich wenig hinneige, dadurch in sich genährt und gepflegt habe, daß er bei allem, was er besessen, sich zu erinnern gepflegt, von wem er es erhalten habe. So zeigte sich denn Goethe's edle Natur überall hülfreich, wenn nicht höhere Beweggründe seinem Wohlthätigkeitssinn entgegentraten, wie es besonders in amtlichen Verhältnissen, wo seine Pflicht ihm über alles galt, und bei solchen Personen der Fall war, denen er durch Erfüllung ihres augenblicklichen Wunsches auf die Dauer geschadet haben würde.

Dieser edle Sinn aber, wo hätte er sich werkthätiger bewähren können, als in den Verhältnissen zu seinen Herzensfreunden, mit denen ihn gerade die tiefste Ueberzeugung von dem grundedlen Charakter ihrer Herzen verband! Sie zu fördern und zu erfreuen war stets seine heiligste und theuerste Pflicht. Die lebendige Anschauung von dem edlen, tüchtigen und guten Grundkern ihres Wesens ließ ihn manche sonst störende Eigenheiten nachsichtig beurtheilen, manche Abweichungen in Grundsätzen und Meinungen übersehn oder geduldig ertragen, ja er ließ sich manches gefallen, was bei einer weniger edlen und reinen Seele die freundliche Stimmung ganz gestört haben würde, und suchte dann baldmöglichst wieder die Seite hervorzukehren, auf welcher er sich am innigsten mit dem Freunde verwandt fühlte. Wie er aber diesem

gern die seiner Natur eigenthümliche Entwickelung gestattete, so nahm er dieselbe auch im vollsten Maße für sich in Anspruch, und er konnte und durfte es nicht ertragen, wenn der Freund ihm seine eigenen abweichenden Ansichten aufzudrängen, ja ihn zu den seinem Wesen ganz entgegenstrebenden herüberzuziehen ernstlich und nachhaltig bestrebt war, seinem eigenen Wirken nicht allein entgegenarbeitete, sondern es als irreleitend und verderblich verketzerte, wie es Lavater that. Da erwachte denn der volle Grimm seines kräftigen Geistes, der sich solcher schnöden, seiner Natur angelegten Fesseln entledigen und sich im entschiedensten Gegensatz zu dem seinen innersten Lebenskeim angreifenden, einst so heiß geliebten Freunde fühlen mußte. Aber war hierdurch auch jede weitere freundliche Annäherung zunächst unmöglich geworden, Freundschaft und Liebe lassen sich nicht aus dem Herzen herausreißen, wo sie einmal erblühten; wie die Erinnerung an die selig durchwanderten Tage der Jugend, klingen sie in der Seele immer nach, wenn auch nicht mehr in frohen Jubelweisen, doch in sehnsüchtig klagenden Aeolstönen. Ward das Verhältniß zu Lavater durch die Feindseligkeit gebrochen, mit welcher dieser einen Kreuzzug gegen alle eröffnete, auf deren Fahne nicht das Bild des Gottmenschen Christus nach seiner eigenthümlichen Anschauung prangte, so sollte der Freundschaftsbund mit Jacobi, zu welchem Goethe glühender und inniger, als zu irgend einer andern Seele sich gezogen fühlte, durch das Uebermaß der Liebe selbst, in deren Freuden beide selig schwelgten, ihnen die schmerzlichsten Leiden bereiten und sie endlich ganz voneinander scheiden; denn beide forderten die völligste Angleichung und Uebereinstimmung ihres Wesens, die sich leider, bei der grundverschiedenen Anlage ihres Geistes, als unmöglich erwies.

Wenn diese beiden höchsten und tiefwurzelndsten Verhältnisse sich vor der Zeit lösen mußten, so erhielten dagegen die ihnen zunächst stehenden zu Wieland und Knebel, trotz aller zeitigen Verstimmung, sich ungestört in alter Herzlichkeit bis zum letzten Lebenshauche fort. Und gerade in ihnen zeigt sich Goethe's edle Seele in ihrem reinsten Glanze, wenn auch nicht in ihrer vollsten Glutkraft: denn was auch immer störend in diese Verhältnisse einzugreifen und sie trüben zu wollen schien, Goethe hielt an der alten

Liebe fest und treu, und schlang die Fäden, welche äußere Gewalt zu zerreißen drohte, immer wieder liebevoll zum edelsten Bande ineinander. Freilich mag das nahe Zusammenleben mit diesen Freunden zur Erhaltung des Bundes nicht wenig beigetragen haben; denn wie viel die persönliche Gegenwart vermöge, hat Goethe selbst mehrfach ausgesprochen, ja sogar die Behauptung aufgestellt, jede Liebe beziehe sich auf Gegenwart, eine Aeußerung, die, bei aller Uebertreibung, zur Beurtheilung der Liebes- und Freundschaftsverhältnisse des überall auf sinnliche unmittelbare Anschauung gestellten Dichters höchst bedeutsam ist.

Diesen vier tiefgreifenden Verhältnissen zunächst dürfte Goethe's Verbindung mit dem edelsten Fürsten seiner Zeit, mit dem großherzigen, freisinnigen, gemüth- und geistvollen Großherzog Karl August zu stellen sein, gewiß, wenn auch nicht für seine geistige Anregung, doch für seine ganze menschliche Entwickelung und seine äußere, ihm so nothwendige Thätigkeit die glücklichste, wie auch in ihrem langen Verlaufe die ungestörteste von allen. Möge der Weimarer Hof, dem Deutschland die reichste Pflege seiner Dichtung verdankt, durch die Veröffentlichung des bereit liegenden Briefwechsels ein erzüberdauerndes Denkmal diesem schönen Bunde gründen, des größten, innigsten deutschen Dichters mit dem edelsten, volksfreundlichsten deutschen Fürsten!

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die bezeichneten fünf Herzensfreundschaften während eines Zeitraums von achtzehn Monaten, in Goethe's kräftigstem Jugendalter, in seinem fünf- und sechsundzwanzigsten Lebensjahre, geschlossen wurden: denn die Glut, welche wahre Freundschaft schließt, eignet nur den glücklichen Tagen kräftiger, lebendig entwickelter, sehnsüchtig sich hingebender Jugend. War es ja dieselbe Zeit, wo die Liebe den Dichter ihre höchsten Freuden und Schmerzen in dem seelenhaften Bunde mit Lili durchempfinden ließ. Wie herrlich würde Goethe's Leben ergänzt haben, hätte ihm in jener seligen Jugendzeit das Glück einen ganz gleichgestimmten Freund zugeführt! Aber diese Gunst hatte ihm das Schicksal versagt, welches sonst seine schönsten Gaben verschwenderisch auf ihn gehäuft hatte.

Alle übrigen Verhältnisse, welche unsern Goethe mit geist-

und talentvollen Männern verbanden, müssen von dem Kreise eigentlicher Herzensfreundschaften entschieden ausgeschlossen werden. Weder Merck noch Herder, deren durchdringender Blick und scharfe Einsicht ihn so sehr anzogen, weder Schiller noch Meyer, deren tiefe Auffassung der Dichtung und Kunst ihn so innig mit ihnen verband, weder Zelter noch Graf Reinhard, die durch regsten Antheil und reichste Mittheilung aus ihren bedeutenden Kreisen ihn erfreuten, weder Voigt noch Kanzler Müller, weder Staatsrath Schultz noch Grüner, weder Graf Sternberg noch Riemer, keiner von allen diesen war mit seinem innersten Leben so unzertrennlich verwachsen, wie innig auch die Neigung sein mochte, welche er diesen ihrer ausgezeichneten Eigenschaften wegen geliebten und verehrten Männern zuwendete. Noch weniger können hier die Neigungen und Bekanntschaften der noch unselbständigen, an begabte und treu fühlende Jünglinge sich anschließenden Jugend in Betracht kommen, wie sehr wir auch sonst Männer, wie Riese, Horn, Crespel, Behrisch, Weyland, Lerse u. a., in ihrer Bedeutung für die Entwickelung des Dichters zu schätzen haben. Auch die Stolberge und Jung Stilling drangen nicht in Goethe's inneres Leben ein.

Es sollte kaum der Bemerkung bedürfen, daß vorliegende Schrift keineswegs Charakterbilder zu entwerfen, sondern das Verhältniß Goethe's zu den vier Herzensfreunden in seinem ganzen Verlaufe darzustellen beabsichtigt, wobei ich ernstlich bemüht war, das Charakteristische dieser Verbindungen durchleuchten und sie in ihrer vollsten Eigenthümlichkeit hervortreten zu lassen. Lägen die Quellen weniger zerstückelt und nicht in einem auf jedem Schritte der Kritik und mannigfaltiger Kombination zu ihrem sichern Gebrauche bedürftigen Zustande vor, so hätte ich mich ganz einfach darauf beziehen können. Da aber manches in diesen Darstellungen auf meinen, freilich, wie ich hoffen darf, ganz gesicherten Herstellungen und auf mancherlei von oft entlegenen Seiten her zusammengebrachten einzelnen Nachrichten beruht, so durfte ich mich der meist in die Anmerkungen verwiesenen Begründung um so weniger entziehen, als mich die Erfahrung zur Genüge gelehrt hat, wie schwer es oft fällt, betreffenden Falls die Belege zu einer mit bestem Grunde gegebenen Behauptung später aufzufinden. Der Bau zu

einem Leben Goethe's, zu welchem diese und meine zunächst vorhergehende Schrift Grundsteine bilden sollen, muß in jeder Hinsicht unerschütterlich befestigt stehn; je besser alles einzelne begründet, je mehr alles Irrige, auch in Nebendingen, entfernt ist, um so freier wird die mir vorschwebende Darstellung von Goethe's Leben sich einst erheben können. Indessen glaube ich doch diesen „Freundesbildern", wie nicht weniger meinen „Frauenbildern", auch einen selbständigen Werth beilegen zu dürfen, in sofern sie gewisse Strömungen in Goethe's Leben ununterbrochen verfolgen, in ihrem ganzen Verlaufe darstellen, und in ihrer wahren Bedeutung, auch in sittlicher Beziehung, zu würdigen versuchen, wodurch manches unter ganz besonderer Beleuchtung sich zeigt, anderes sonst Unbeachtete bedeutsam hervortritt. In der Lebensbeschreibung selbst wird größtentheils nur das Allgemeinere und die durch unsere Untersuchungen gewonnene richtige Würdigung dieser Goethe's Leben mannigfach durchschlingenden Verhältnisse Platz finden können. Bei der Darstellung der Verbindung mit Knebel glaubte ich mir eine größere Ausführlichkeit erlauben zu dürfen, weil einestheils noch kein irgend genügender Lebensabriß Knebel's vorliegt, anderntheils die reichen zu Gebote stehenden Briefsammlungen sehr einer ordnenden und sichtenden Hand bedurften, und Knebel's Beziehungen zu Herder und dem Herzog, wie sie an sich höchst anziehend sind, den Freundschaftsbund mit Goethe ganz nahe berühren. Auch die Briefwechsel Goethe's mit Lavater und Jacobi dürften jetzt erst zum vollen Verständniß gelangt sein, da sie bisher, von den Herausgebern ohne alle weitere Erklärung und übersichtliche Einleitung gelassen, den Leser oft in einem unerquicklichen Dunkel ließen und zu manchen Mißverständnissen führten. Möge die musterhafte Genauigkeit Schöll's künftigen Herausgebern von Briefen zum Beispiel dienen! Mag derselbe auch manchmal, besonders in den späteren Jahren, zu viele zum Gegenstande weniger gehörende Angaben beigebracht haben, manchmal in der Zeitbestimmung und Erklärung irre gegangen sein, so hat er doch bei der Herausgabe der so oft undatirten Briefe an Frau von Stein ein großes und schwieriges Werk mit ausgezeichneter Einsicht und großem Scharfsinn vollendet.

Auch diesmal hatte ich mich höchst dankenswerther Mitthei-lungen zu erfreuen. Es war mir vergönnt, Goethe's Briefe an Jacobi in der Urschrift einzusehn, wodurch ich manche Textverbesserung und die Kenntniß der Datirung vieler verlorenen Briefe Jacobi's gewann. Vom Briefwechsel zwischen dem Großherzog Karl August und Knebel lag mir eine vollständige Vergleichung mit der Urschrift vor, wonach ich nicht nur viele im Abdrucke veränderte Stellen in ihrer ursprünglichen Fassung geben, sondern auch einzelne völlig unterdrückte Aeußerungen, ja ganze bisher unbekannte Briefe mittheilen konnte. Bei Goethe's Briefen an Knebel wurde in zweifelhaften Fällen die Urschrift zu Rathe gezogen, auch einzelne Lücken ergänzt; die Ausfüllung anderer wurde nicht gestattet, was freilich an manchen Stellen, wo sie ohne Anstoß geschehn konnte, zu bedauern war. Mit innigstem Danke habe ich die freundliche Bereitwilligkeit anzuerkennen, mit welcher Frau Maria Belli zu Frankfurt, Herr Oberlehrer Dr. K. Beltz zu Elberfeld, Herr Oberlehrer H. Bigge zu Koblenz, Herr Privatdozent Dr. L. Eckardt zu Bern, Herr Professor Dr. W. Hildebrand zu Düsseldorf, Herr Obermedizinalrath Dr. M. Jacobi zu Siegburg, Herr Major K. W. von Knebel zu Jena, Herr Dr. H. Meyer zu Zürich, Herr Professor Dr. A. Nicolovius zu Bonn, Herr Professor Dr. F. Piper zu Berlin, Herr Geh. Legationsrath Varnhagen von Ense ebendaselbst und Herr Legationsrath Dr. E. Weller zu Jena meinen Wünschen entgegengekommen sind, und mich mit zum Theil höchst wichtigen Mittheilungen erfreut haben.

Möge die vorliegende Schrift von den Freunden des Dichters sich desselben einsichtsvollen Beifalls zu erfreuen haben, der meinen „Frauenbildern", wozu sie ein ergänzendes Gegenstück bildet, so reichlich zu Theil geworden! Sind einmal, woran noch sehr vieles fehlt, die Untersuchungen über die von Goethe geliebten und verehrten bedeutenden Frauen und Männer zum vollständigen Abschluß gediehen, dann wird es auch an der Zeit sein, übersichtliche Charakterbilder derselben für den weitern Kreis der an Goethe nur flüchtigen Antheil nehmenden Leser zu entwerfen, was bis heute niemand, der den bisherigen Standpunkt dieser Untersuchungen kennt, zu thun wagen dürfte.

Wer Wein verlangt, der keltre reife Trauben!

Alle, welche innigen Antheil an Goethe zu nehmen vermögen, werden ihm auch gern auf den Pfaden der Liebe und Freundschaft schrittweise folgen, und sich des edlen, freilich auch in der Freundschaft nicht ganz glücklichen Mannes freuen, dessen Leben uns fast in jedem Punkte, wo wir es aufgreifen mögen, zuzurufen scheint: „Auch hier sind Götter!“

Inhalt.



I. Lavater.

Unter den wunderseltsamen Verbindungen, welche der die Herzen mit dämonischer Gewalt durchbrechende Geniedrang in den siebziger Jahren des sogenannten Jahrhunderts der Aufklärung in's Leben rief, dürfte kaum eine anziehendere zu finden sein, als die zwischen dem Dichter des „Faust" und dem Propheten des „Pontius Pilatus", zwischen jenen zwei Männern, die, sieht man auf ihre eben so vielseitige als einflußreiche Wirksamkeit, für die bedeutsamsten Träger der schärfsten Gegensätze unserer Bildung gelten müssen. Als vor nun zwanzig Jahren der eben eintretende Frühling den größten deutschen Sänger der höhern Heimat zuführte, da sah man die christliche Muse sich trauernd verhüllen und Klaglieder über den großen Todten anstimmen, der, vom Christenthum abgewandt, Natur und Kunst zu Göttern erhoben habe, und Knapp's fromme „Christoterpe" verfehlte nicht, ihren Bannspruch über den großen „Heiden" weit in die deutschen Lande erschallen zu lassen, während bei Lavater's Tode dessen würdiger Tochtermann, der Pfarrer Georg Geßner, den Freunden des Entschlafenen in der Todesanzeige verkünden konnte, dieser sei bis an sein letztes Ende seinem Herrn, zu dessen Ehre er gelebt und gelitten, treu geblieben: und dies mit vollstem Rechte, da sein schwärmerischer Glaube an den persönlichen, in unmittelbarer sinnlicher Verbindung mit den Menschen stehenden und sich handgreiflich kundgebenden Christus die Wurzel seines Daseins gebildet. Und dennoch bestand einst zwischen diesen in ihren innersten Ueberzeugungen so ganz entgegengesetzten und fast nur in ihrer herzlichen Gutmüthigkeit und ihrer Liebe für reine Menschheit zusammenstimmenden Männern eine innige, warm schlagende Freundschaft, die keine Geheimnisse der Seele kannte, die in wechselseitiger, vertrauensvoller Mittheilung aller Freuden und Leiden, aller Regungen und Strebungen Trost und Heil fand, bis endlich der tief liegende Widerspruch der lange gegenseitig geduldeten Ansichten so schroff in's Leben übertrat, daß die einst Verbündeten sich in bitterster Täuschung feindlich trennen und sich für immer aufgeben mußten.

Goethe hatte sich schon als Knabe seinem Gotte, den er als gnädigen und weisen Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden in der ganzen Natur verehrend erkannte, auf unmittelbare Weise durch ein kindlich patriarchalisches Brandopfer zu nähern gesucht;[1]) diesem Gotte der Natur, welcher die ganze Welt belebend und liebend umfängt, schlug sein kindlich Herz in froher Andacht entgegen. Dagegen konnte das strenge kirchliche Lutherthum, das nach damaliger Weise als eine trockene, geist- und herzlose, beschränkte und beschränkende Katechismuslehre dem Gedächtnisse des lebhaft fühlenden Knaben aufgedrungen ward, seinem warmen Herzen nicht behagen; vielmehr stellte sich ihm, da er Laien und Geistliche über die vielen Absonderungen und Trennungen von der Lutherischen Gemeinde hin- und herreden hörte, bald die Ansicht fest, auch ihm müsse eine eigene Anschauung und Verehrung der Gottheit gestattet sein, zu welcher er sich liebevoll hingezogen fühlte. Die heilige Handlung, welche seine Aufnahme in die kirchliche Gemeinde vollenden sollte, hatte leider durch die trockene, gemüthlose Weise, wie sie ihm entgegentrat, sein volles, sehnsüchtiges Herz zurückgestoßen, wie es Steffens ganz ähnlich von sich berichtet.[2]) Manche düstere Zweifel über wichtige Glaubenslehren, die durch die nichtssagende Auskunft, womit man ihn zu beruhigen suchte, nur verstärkt werden konnten, bestimmten ihn, sich zu Leipzig, trotz Gellert's frommer Mahnung, von der kirchlichen Gemeinschaft ganz zu trennen.[3]) Dabei blieben aber die von so vielen Seiten angefochtenen oder verspotteten Schriften des alten und neuen Bundes ihm lieb und werth; denn ihnen war er fast allein seine sittliche Bildung schuldig geworden, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei ihm eingedrückt, war auf eine oder andere Weise bei ihm wirksam gewesen.[4]) Am Ende des Leipziger Aufenthaltes wußte sein neugewonnener Freund Langer den an einer sehr verdrießlichen Krankheit Leidenden zum Glauben an die Göttlichkeit der heiligen Schrift zurückzuführen, der sich bei dem eben Genesenden zu freudigster Hingabe und begeistertster Liebe steigern mußte.[5]) Der Umgang mit Fräulein von Klettenberg führte den bald nach seiner Rückkehr bedenklichen Krankheitsanfällen unterworfenen Jüngling zu einem mystischen Christenthum und den wunderlichsten theosophischen Spekulationen.[6]) Den eben Genesenen nahm der fromme Isenburgische Legationsrath Johann Friedrich Moritz, der großen Antheil an dem hoffnungsvollen Jüngling nahm, mit sich zu der Synode der Herrnhuter zu Ma-

1) B. 20, 47 ff.
2) Was ich erlebte I. 287 ff.
3) B. 21, 89 f. 94 ff.
4) B. 21, 72.
5) B. 21, 147.
6) Vgl. B. 21, 152 ff. 166 ff.

rienborn im Isenburgischen.[1]) Die trefflichen Männer, mit denen er dort zusammenkam, hatten bald seine ganze Verehrung gewonnen, und es wäre nur auf sie angekommen, äußerte er später in „Wahrheit und Dichtung", ihn zu dem Ihrigen zu machen — ein Ausspruch, der durch seine gleich darauf folgende Erzählung schlagend widerlegt wird, welche den Grundunterschied ihrer Ansichten klar darlegt. „Ich beschäftigte mich mit ihrer Geschichte", berichtet er, „mit ihrer Lehre, der Herkunft und Ausbildung derselben, und fand mich in dem Fall, davon Rechenschaft zu geben, und mich mit Theilnehmenden davon zu unterhalten. Ich mußte jedoch bemerken, daß die Brüder eben so wenig als Fräulein von Klettenberg mich für einen Christen wollten gelten lassen, was mich anfangs beunruhigte, nachher aber meine Neigung einigermaßen erkältete." Der eigentliche Grund hiervon dürfte ihm erst in Straßburg ganz klar geworden sein. Die dortigen Frommen, an die ihn Fräulein von Klettenberg empfohlen hatte, fand er von Herzen langweilig, wie er an einem Sonntagnachmittag, am 26. August 1770, nachdem er am Morgen „mit der christlichen Gemeinde hingegangen, sich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern", an Fräulein von Klettenberg schreibt.[2]) „Lauter Leute von mäßigem Verstande", fährt er fort, „die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten, und nun meinen, das wäre alles, weil sie sonst von nichts wissen; dabei so hällisch (von Halle'scher, pietistischer Denkungsart) und meinem Grafen (Zinzendorf)[3]) so feind, und so kirchlich und pünktlich, daß — ich Ihnen eben nichts weiter zu sagen brauche. Es kommt noch was dazu. Die Vorliebe für unsere eigenen Empfindungen und Meinungen, die Eitelkeit, eines jeden Nase dahin drehn zu wollen, wohin unsere gewachsen ist — Fehler, denen solche Leute, die eine gute Sache haben, mit der größten Sicherheit nachhängen." Je frischer und selbständiger er sich in Straßburg zu entwickeln begann, um so entschiedener mußte er den ganzen Mystizismus von sich werfen und sich auf die rein menschliche Grundlage lebendiger Entwickelung der in uns liegenden Kräfte und Fähigkeiten stellen. Hierzu scheint vor allem der Umgang mit dem Aktuarius Salzmann[4]) beigetragen zu haben, den Goethe wahrscheinlich meint,

1) B. 22, 229 f. Dieser Besuch muß in das Jahr 1769 fallen, da Goethe im März 1770 nach Straßburg ging, Moritz aber vor seiner Rückkehr von Straßburg starb. Vgl. Maria Belli „Leben in Frankfurt am Main" V, 181. Marienborn war ein an den Grafen Zinzendorf vermiethetes Schloß des Grafen Isenburg-Meerholz, wo sich eine kleine Herrnhutische Gemeinde erhielt. Vgl. Lappenberg „Reliquien des Fräulein von Klettenberg" S. 246 f.

2) Bei Schöll „Briefe und Aufsätze" S. 39 ff.

3) Vgl. B. 17, 305. 21, 153 und die Aeußerungen in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" (B. 17, 142 f. 164), auch den Brief an Varnhagen von Ense in Döring's Briefsammlung Nr. 983.

4) Vgl. meine „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit" S. 15. 107. Goethe's Brief an Körner in Döring's Briefsammlung Nr. 664.

wenn er im angeführten Briefe weiter fortfährt: „Eine andere Bekanntschaft, gerad' das Widerspiel von dieser, hat mir bisher nicht wenig genützt. Ich soll durch alle Klassen gehn, so scheint's, gnädiges Fräulein. Herr ††, ein Ideal für Mosheimen oder Jerusalemen, ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen ist, der bei der Kälte des Bluts, womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt, daß wir auf diese Welt gesetzt sind, besonders um ihr nützlich zu sein, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft, und daß der Brauchbarste der Beste ist, und alles, was draus folgt."[1]) In Straßburg war es auch wohl, daß er sich eine große Strafpredigt durch die, wie es ihm schien, unschuldige, ganz arglose Aeußerung zuzog, die menschliche Natur besitze trotz ihrer erblichen Mängel inwendig noch einen gewissen Keim, welcher, durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne, worauf man ihm entgegnete, das sei gerade die verderbliche, neuerdings wieder um sich greifende Lehre des Pelagianismus.[2]) „Ich war darüber erstaunt, ja erschrocken", bemerkt er. „Ich ging in die Kirchengeschichte zurück, betrachtete die Lehre und die Schicksale des Pelagius näher, und sah nun deutlich, wie diese beiden unvereinbaren Meinungen durch Jahrhunderte hin und her gewogt, und von den Menschen, je nachdem sie mehr thätiger oder leidender Natur gewesen, aufgenommen und bekannt worden. Mich hatte der Lauf der vergangenen Jahre unablässig zu Uebung eigener Kraft aufgefordert; in mir arbeitete eine rastlose Thätigkeit, mit dem besten Willen zu moralischer Ausbildung. Die Außenwelt forderte, daß diese Thätigkeit geregelt und zum Nutzen anderer gebraucht werden sollte, und ich hatte diese Forderung in mir selbst zu verarbeiten. — Die Kluft, die mich von jener Lehre trennte, ward mir deutlich; ich mußte also auch aus dieser Gesellschaft scheiden, und da mir meine Neigung zu den heiligen Schriften, so wie zu dem Stifter und den früheren Bekennern nicht geraubt werden konnte, so bildete ich mir ein Christenthum zu meinem Privatgebrauch, und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte und durch genaue Bemerkung derjenigen, die sich zu meinem Sinne hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen." Daß Goethe diese Ansicht schon zu Straßburg gehabt, können wir nicht allein aus einzelnen Bemerkungen seiner dort geführten Ephemerides[3]) ersehn, sondern auch aus dem Gegenstande seiner Abhandlung, dem Beweise, daß der Gesetzgeber verpflichtet sei, einen gewissen Kultus zu bestimmen, nach welchem

---

1) Salzmann's Religion war, wie Lenz schreibt (Stöber „der Dichter Lenz" S. 62), die Glückseligkeit. Vgl. meine „Frauenbilder" S. 72 f.

2) Vgl. B. 22, 230 f. Die Stelle findet sich freilich im Bericht über das Jahr 1774, aber die Aeußerung selbst muß früher fallen.

3) Bei Schöll a. a. O. S. 82 ff.

Geistliche und Laien sich öffentlich und äußerlich zu richten hätten, unbeschadet der innern religiösen Ueberzeugung, wobei er zu zeigen suchte, daß alle öffentlichen Religionen, die christliche nicht ausgenommen, durch Heerführer, Könige und mächtige Männer eingeführt worden.[1]) So konnte denn auch der Einfluß der rein frommen Freundin von Klettenberg auf den von Straßburg Zurückgekehrten nur ein sittlich wohlthätiger sein, indem ihr stillgläubiges, hoffnungsvoll der Gottheit sich entgegensehnendes Gemüth seine stürmischen Leidenschaften beschwichtigte; denn nicht vermochte sie, den immer selbständiger sich entwickelnden herrlichen Jüngling für ihre Anschauung der Gottheit zu gewinnen. Sie nahm an ihm, wie bisher, den lebhaftesten Antheil, erklärte aber seine beständige Unruhe und sein leidenschaftliches Suchen und Streben daher, daß er keinen versöhnten Gott habe, ohne diesen edlen Geist, welchem werkthätige Liebe und demüthig vertrauender Glaube an die höhere, in der ganzen Natur waltende Macht nebst redlicher Entwickelung seiner ihm von Gott verliehenen Anlagen die Grundpfeiler des Lebens bildeten, in seinen Ueberzeugungen stören und ihm ihre Anschauung der Gottheit aufnöthigen zu wollen.

Wie ganz anders war Lavater's Wesen von Anfang an angelegt und herangebildet! Wenn Goethe uns als heiterer, aufgeweckter Knabe entgegentritt, so war der junge Lavater die Blödheit, Schiefheit, Furchtsamkeit selbst, gedrückt zu Hause und in der Schule, unfähig zu allem, wozu Witz, Gewandtheit und Herzhaftigkeit gehören. Unter der strengen Zucht der Mutter, deren zwölftes Kind er war, noch mehr in sich gekehrt, hatte er das Bedürfniß einer höhern Hülfe früh gefühlt; in manchen Bedrängnissen hatte er sich an Gott gewandt, und die Erhörung seiner Bitten hatte das Verhältniß zu diesem, der selbst seine Schulaufgaben zu verbessern nicht anstand und sein Gutes stets an's Licht zu ziehen wußte, immer inniger gemacht, so daß er sich darauf, wie auf eine vornehme Bekanntschaft, etwas einbildete, und auf seine Mitschüler, die sich eines solchen Vorzugs nicht zu erfreuen hatten, mit halb stolzem, halb liebreichem Mitleid herabsah. Wenn Goethe meinte, Gott, habe seinem unendlich guten Willen besser zu Hülfe kommen sollen,[2]) so freute sich Lavater, daß sein Gott äußerst zärtlich mit ihm umging, ihm in allen Verlegenheiten und Beängstigungen beistand, aus denen keine menschliche Macht und Weisheit helfen zu können schien. „Man kann sich von meiner Glaubensstärke, wenn Angst und Noth da war, kaum einen Begriff machen", berichtet er selbst. „Konnt' ich beten, mir war, als wenn ich schon hatte, um was ich bat."[3]) Daß hierdurch ein gewisser

1) B. 22, 30. Dasselbe hatte schon Spinoza behauptet.
2) B. 21, 153 f.
3) Vgl. hierzu und zum vorhergehenden Geßner's Lebensbeschreibung Lavater's I, 21 ff. Herbst „J. K. Lavater nach seinem Leben, Lehren und Wirken" S. 4 ff.

Leichtsinn genährt werden mußte, unterliegt keinem Zweifel, wenn auch die nahe Verbindung, in welcher er mit Gott zu stehn glaubte, ihn vor ärgeren Verirrungen schützte, zu denen auch seine scheue Natur nicht hinneigte, wogegen der schwärmerische Zug, der von frühe an in seiner Seele lag, sich gern mit chimärischen Planen ungeheurer Wirksamkeit trug, während in Goethe's Wesen ein tiefer, durch den Vater genährter Ernst lag, und seine Phantasie sich nie in wahngeschaffenen Bildern gewaltigen Wirkens erging. Wenn dieser sich gern nach außen mittheilte und sich schon sehr frühe zu dichterischen Versuchen getrieben fühlte, so schien jenem anfänglich die Gabe der Rede ganz abzugehn, woher er sich lange Zeit den Namen des Unmündigen gefallen lassen mußte. Eine lebendigere Entwickelung seiner Natur begann für Lavater mit dem Uebertritte aus der lateinischen Schule in das collegium humanitatis in seinem fünfzehnten Lebensjahre; der Drang zu wirken trat immer entschiedener hervor und die hohe Vorstellung von der Würde des geistlichen Standes, dem er sich widmen sollte, begeisterte sein Herz, welches sich in wärmster Freundschaft Heinrich Füßli und den drei Brüdern Heß erschloß. Der junge Goethe dagegen dachte an nichts weniger als an äußere Wirksamkeit; ihm lag von früh an seine eigene innere Durchentwickelung am Herzen, und wenn er sich die Thätigkeit eines akademischen Lehrers des klassischen Alterthums und der Humanitätsstudien als einstiges Ziel dachte,[1] so hegte er diesen Gedanken nur deshalb, weil er in diesem Berufe eher, als in dem vom Vater ihm angewiesenen seiner eigenen Ausbildung leben zu können hoffte. „Glückselig", schreibt der achtzehnjährige Lavater an einen seiner Freunde, „ja ewig glückselig ist der Hirt, den Gott würdigt, die Gemeine zu weiden, die er durch sein eigen Blut erworben hat. — Wie schön ist es, gleich einer Stadt, die auf dem Berge liegt, den Menschen leuchten, ein Licht sein unter dem ungeschlachten und verkehrten Geschlecht! Wie angenehm, wie seelenwürdig ist die Beschäftigung, edle Herzen nach den Grundsätzen der Religion Gott und dem Staate zu bilden! Welch einen starken Eindruck macht ein christliches Leben eines nicht sogenannten Geistlichen! Wie viele selige Folgen hat nicht in einer Bürgerschaft ein Beispiel, das die Ehre Gottes in allen seinen Handlungen zum Zweck hat!" Und als er darauf im Frühling 1762 zum geistlichen Dienst aufgenommen ward, äußert er: „Die Hauptverpflichtungen, die mein Beruf von mir fordert, sind gedoppelt, die Verpflichtung zur wissenschaftlichen Kenntniß und die zu einem besonders exemplarischen Betragen, das sich vor der gemeinen Tugend des besten Christen, wie natürlich, auszeichnen soll", wobei er freilich gestehn muß, daß seine wissenschaftliche Ausbildung noch sehr mangelhaft sei, und auch mit seiner sittlichen Verfassung ist er nicht zufrieden, aber

1) B. 21, 31.

er hegt den aufrichtigen Vorsatz, nach der höchsten Vollkommenheit zu streben, niemals still zu stehn, niemals müde zu werden, Gott in allen Dingen zu ehren. Von jenem Vertrauen auf eine große Wirksamkeit war der junge Goethe eben so entfernt, als von dem ängstlichen Aufsuchen seiner Mängel und Gebrechen. Lavater's Trieb, zu wirken, offenbarte sich bald auf glänzende Weise in der kühnen Anklage gegen den ungerechten Landvogt Grebel, die er und sein Freund Füßli mit glücklichem Erfolge unternahmen, wodurch denn Lavater's Name zum erstenmal in weiteren Kreisen bekannt ward. Kurz darauf führte ihn der Drang nach dem Umgange edler Menschen zu einer von Bodmer und Breitinger angerathenen Reise nach dem edlen, milden und klaren Spalding zu Barth in Schwedisch-Pommern, welcher sich durch treffliche religiöse Volksschriften rühmlich bekannt gemacht hatte. Mit seinen Freunden Heinrich Füßli und Felix Heß trat er im März 1763 die Reise an. Zu Winterthur schloß sich Sulzer an die Reisenden an, die er bis Berlin begleitete. In Magdeburg lernten sie Gleim verehren, in Leipzig Gellert, Ernesti, Zollikofer, in Berlin Sack, Mendelssohn, Ramler. Spalding, bei dem sie acht Monate verweilten, ging mit ihnen nach Berlin zurück, wohin er unterdessen berufen worden war. Am Vorabend seiner Abreise von Barth hatte Lavater in sein Tagebuch geschrieben: „Habe Dank, gütigster Vater! habe Dank für Deine Leitung! Ich sollte Dir mit Thränen danken, aber ich kann nicht weinen. Du kennst doch mein Herz, und ich werde Dich mein ganzes Leben dafür loben. Laß mich die Weisheit Deiner Vorsehung durch mein Leben preisen! Ach, Vater! laß meine Entschließungen unter keinen Hindernissen wanken! laß mich Dir leben, so lang ich lebe, damit ich Dir sterben könne!“ [1]) Auf der Rückreise sah er in Quedlinburg den Dichter der „Messiade“, in Braunschweig den ehrwürdigen Abt Jerusalem, in Göttingen, wo Füßli schied, Michaelis und Kästner, in Frankfurt den zu den Frommen haltenden Karl Friedrich von Moser, der in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ als Philo erscheint.[2]) Am 21. März war Lavater zu Frankfurt angekommen und hatte den Einzug des Kurfürsten von Mainz zur Kaiserkrönung mitangesehen. „Ob nun gleich solche weltliche Aeußerlichkeiten für ihn nicht den mindesten Werth hatten“, berichtet Goethe (B. 20, 222), „so mochte doch dieser Zug mit seiner Pracht und allem Beiwesen deutlich in seine sehr lebhafte Phantasie sich eingedrückt haben: denn nach mehreren Jahren, als mir dieser vorzügliche, aber eigene Mann eine poetische Paraphrase, ich glaube der Offenbarung St. Johannis [3])

---

1) Vgl. Spalding's Leben S. 63 ff. Geßner I, 251 ff.

2) Vgl. Lappenberg a. a. O. S. 205 ff. Geßner rechnet ihn im Jahre 1774 (II, 141) irrig zu seinen neuen Bekanntschaften.

3) Goethe deutet auf folgende Stelle im neunzehnten Gesange von Lavater's Gedicht: „Jesus Messias, oder die Zukunft des Herrn. Nach der Offenbarung Johannes“ (1780) hin:

mittheilte, fand ich den Einzug des Antichrist Schritt vor Schritt, Gestalt vor Gestalt, Umstand vor Umstand dem Einzug des Kurfürsten von Mainz in Frankfurt nachgebildet, dergestalt daß sogar die Quasten an den Köpfen der Isabellpferde nicht fehlten." [1])

Wenige Tage vor dem ersten tiefen Seelenschmerze, den der fünfzehnjährige, unbewußt seinem Ziele entgegengetriebene Goethe durch den Verlust Gretchen's erleiden sollte, am 26. März 1764, kehrte Lavater, bereichert und gehoben durch die Bekanntschaft der edelsten und würdigsten Männer, [2]) in das väterliche Haus zurück. Nachdem er zwei Jahre hindurch als Prediger auf die Gemeinde segensreich gewirkt hatte, verband er sich am 3. Juni 1766 mit Anna Schinz, der Tochter eines angesehenen Kaufmanns, des Obervogt Schinz, die er in sein elterliches Haus führte. Im folgenden Jahre gewann er sich aller Herzen durch seine binnen zwei Jahren drei Auflagen erlebenden trefflichen „Schweizerlieder", welche einen tiefen, weitreichenden Einfluß auf die sittliche und bürgerliche Bil-

---

Der schimmernde Wagen,
Mit zwölf prächtigen Pferden bespannt, harrt seiner im Vorhof.
Ha, wie schüttelten stolz die Silberquasten die Pferde,
Stampften mit stählernem Hufe das Marmorpflaster! Die Funken
Kneisteten (sic) prächtig zu tausend bei jedem tönenden Hufschlag.
Alle Magnaten des Reiches umstaunten ringsum den Wagen,
Saßen wie gegossen auf hohen Pferden, wie Mauren,
Panzer an Panzer; es weheten Büsch' auf den blitzenden Helmen;
Prächtige Fahnen, gestickt mit den Waasen (Wappen) und Namen des Abgotts,
Schwaderten unaufhaltsam am Hauche des schimmernden Morgens. —
Strömender strömte der Schall von den zehnmal zehen Trometen,
Und die Läufer liefen; es flogen die reitenden Rotten,
Wegbereiter vorher: da trabten die wiehernden Pferde!
Und der goldene Wagen erklang, und rollte wie Sturmwind
Ueber den hallenden Boden, und hinter ihm Fürsten und Helden,
Hinter den Fürsten und Helden Heere von Kriegern und Mengen
Unabsehlicher Wagen.

Die Uebereinstimmung scheint uns doch keineswegs so auffallend, als man nach Goethe's Aeußerung annehmen sollte. Im betreffenden Krönungsdiarium heißt es vom Einzug des Kurfürsten von Mainz: „Der Kurfürstl. prächtige, mit rothem Sammet in- und auswärts zum reichsten mit erhabenem Gold reich ausgestickte, auch mit ganz vergoldtem Gestell und Rädern versehene Leib-Wagen, worinnen Ihro Kurfürstl. Gnaden in Höchster Person mit Dero langen schwarzen Tallar und Mantel, durchaus mit Spitzen besetzet, gekleidet, und mit bedecktem Haupte, allein saßen."

1) Goethe bemerkt, er werde auf diesen Einzug zurückkommen, wenn er zur Epoche jener wunderlichen Dichtungsart gelange, durch welche man die alt- und neutestamentlichen Mythen dem Anschauen und Gefühl näher zu bringen geglaubt habe, wenn man sie völlig in's Moderne travestire und ihnen aus dem gegenwärtigen Leben ein Gewand umhinge. Bis zu jener Zeit ist aber die Erzählung von „Wahrheit und Dichtung" nicht gediehen. Vgl. indessen B. 22, 375 f., wo diese Ausführung eine passende Stelle gefunden haben würde.

2) „Der Mensch", sagt Lavater im „Pontius Pilatus" in Bezug auf die Begierde, berühmte Männer zu sehn, „scheint eine geheime Ahnung zu haben, daß die Gottheit oder irgend ein höheres Wesen diejenigen näher und kräftiger umschwebe, deren Namen viele tausend Zungen der Sterblichen in Bewegung setzt." Vgl. Lavater's ausgewählte Schriften von Orelli I, 143.

dung seines Volkes übten. In dasselbe Jahr fällt sein „christliches Handbüchlein oder auserlesene Stellen der heiligen Schrift, mit Versen begleitet". 1768 stiftete er die „aszetische Gesellschaft", deren Zweck sich zuerst auf den Besuch der Kriminalverbrecher beschränkte, aber bald eine weitere Ausdehnung gewann. Um diese Zeit war es auch, wo sich Lavater's eigenthümliche Ansicht von der Kraft des Glaubens, des Gebetes und den Gaben des heiligen Geistes ausbildete, und er unterließ nicht, im Jahre 1769 drei hierauf bezügliche Fragen den angesehensten Theologen zur Beantwortung vorzulegen.[1] In demselben Jahre erhielt Lavater durch die am 7. April erfolgte Wahl zum Helfer (Diakon) an der Waisenhauskirche zu Zürich einen längst erwünschten Wirkungskreis. Diesem und dem vorhergehenden Jahre gehören die beiden ersten Bände seiner „Aussichten in die Ewigkeit" an, in welchen er seinem Freunde, dem großbritannischen Leibarzte Zimmermann in Hannover, einen Grundriß sammt den vorzüglichsten Ideen seines beabsichtigten Gedichtes von der zukünftigen Welt in einer gewissen Ordnung vorzulegen gedachte; er wollte „dem denkenden und gelehrten Theile der Menschen alle Augenblicke ihres Aufenthaltes auf Erden durch die Vorstellung der unendlich seligen Folgen einer weisen und beständigen Vorbereitung auf das zukünftige Leben über alles wichtig machen, sie zur höchsten und besten Anstrengung ihrer Kräfte, zu ununterbrochener Uebung im Glauben und Gehorsam gegen Gott und unsern Erlöser ermuntern, und sie durch alles, was wir nur immer von der zukünftigen Herrlichkeit der Christen wissen oder vermuthen können, zu den Gesinnungen erheben, die ihrer vernünftigen, unsterblichen Natur so würdig und zugleich die unmittelbaren Quellen unbeschreiblicher und ewiger Vergnügungen sind". Als Lavater die „Aussichten" begann, hatte er seinen theuersten Freund, Johann Felix Heß (gestorben den 3. März 1768), durch den Tod verloren, Füßli lebte seit längerer Zeit als Maler in London, und Zimmermann, mit dem er sich durch wöchentliche Briefe über große und kleine Angelegenheiten vertraulich unterhalten konnte, stand im Begriff, aus dem nahen Brugg nach Hannover zu ziehen. Diese schmerzlichen Trennungen von so manchen Freunden, zu denen er auch Ludwig Eugen von Würtemberg[2]) zählen durfte, hatten sein Herz mit zärtlicher Wehmuth erfüllt, welche nebst so vielen erhabenen und glücklichen Gedanken uns wohlthätig aus dem Buche anweht, das freilich von schwärmerischen

---

1) Vgl. Geßner I, 338 ff.

2) Dieser war es, an welchen Rousseau, über die Grundsätze der Kinderzucht befragt, den Brief richtete, welcher mit den Worten beginnt: Si j'avois le malheur d'ètre né prince (Oeuvres XII, 145). Vgl. Merck's Briefwechsel III, 4 f. Goethe B. 21, 62 verwechselt diesen mit seinem Bruder, Herzog Friedrich Eugen, bei welchem Schlosser einige Zeit Geheimsekretair war. Neuerdings ist dort der Name Friedrich Eugen statt Ludwig hergestellt worden, aber die Verwechselung dadurch nicht getilgt.

Einbildungen nicht frei bleiben konnte. Im Jahre 1769 begann Lavater auch sein die ängstlichste Selbstbeobachtung in wunderbarer Verbindung mit eitler Selbstbespiegelung uns vor Augen stellendes geheimes Tagebuch. Unter den zwölf Punkten, deren genaue Beobachtung er sich dort auf den ersten Blättern vorsetzt, heben wir die beiden folgenden hervor: 3) Ich will nichts thun oder vornehmen, das ich unterlassen würde, wenn Jesus Christus sichtbar vor mir stünde, nichts, was mich nur vielleicht in der ungewissen Stunde meines gewissen Todes gereuen könnte. Ich will es mir mit Gottes Hülfe heilig angewöhnen, alles ohne Ausnahme in dem Namen Jesu Christi und als sein Jünger zu thun, alle Stunden zu Gott um den heiligen Geist zu seufzen, und in einer beständigen Verfassung zum Gebet zu sein. — 12) Ich will mich alle Abende nach diesen Grundsätzen prüfen, in meinem Tagebuche die Nummern redlich bemerken, welche ich etwa übertreten habe, desgleichen was ich gelesen, was ich verrichtet, worin ich gefehlt, und was ich gelernt habe." Dieses Tagebuch war freilich nicht für den Druck bestimmt, aber es wurde doch Freunden zur Einsicht mitgetheilt, von denen einer es mit Veränderungen und Zusätzen, die den Verfasser unkenntlich machen sollten, an Zollikofer gab, der es unter dem Titel: „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst", im Jahre 1771 erscheinen ließ. Freilich war Lavater über diesen Mißbrauch seines Zutrauens ungehalten, aber die Veröffentlichung selbst war ihm, abgesehen von den Veränderungen, welche Zollikofer's Freund sich erlaubt hatte, so wenig unangenehm, daß er als zweiten Theil desselben die Fortsetzung unter dem Titel: „Unveränderte Fragmente aus dem Tagebuche eines Beobachters seiner selbst", zwei Jahre später an's Licht treten ließ. Eine solche Aufdeckung des Innern vor ungeweihten Blicken mußte Goethe eben so wunderlich vorkommen, als die ängstliche, dem Geiste die drückendsten Fesseln anlegende Selbstbeobachtung seinem gährenden Drange zuwider war.

Großen Anstoß erregte Lavater bei allen Verständigen durch die zudringliche Weise, auf welche er im Jahre 1770 in der Vorrede zum zweiten Bande der Uebersetzung von Bonnet's „Palingenesie" an den berühmten jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn, den er persönlich zu Berlin kennen gelernt hatte, die Aufforderung richtete, entweder Bonnet's Beweise für die Wahrheit des Christenthums zu widerlegen, oder selbst zum Christenthum überzutreten. Mendelssohn wußte sich einer solchen rohen Zumuthung auf die feinste Weise zu entziehen, so daß Lavater nicht unterlassen konnte, ihn um Verzeihung zu bitten [1]). Dieser hatte unterdessen

---

1) Mendelssohn antwortete in dem noch 1770 erschienenen „Schreiben an den Herrn Diakonus Lavater in Zürich", äußerte sich aber darauf brieflich sehr freundlich. Vgl. Lavater's ausgewählte Schriften IV, 100 ff. Geßner II, 21 ff. Hegner „Beiträge zur nähern Kenntniß und Darstellung J. K. Lavater's" S.

an dem sechs Jahre jüngern Johann Konrad Pfenninger, den der in der ersten Hälfte des Jahres 1770 sterbende Heinrich Heß ihm empfohlen hatte, einen innigst verbundenen, sich ganz anschmiegenden, an philosophischer Schärfe und Gewandtheit ihm weit überlegenen Jonathan gefunden, der durch seine 1772 gehaltenen, erst zwei Jahre später im Druck erschienenen Vorlesungen die Ansichten seines Freundes auf geschickte Weise zu begründen suchte. Lavater selbst entfaltete unterdessen eine großartige Thätigkeit, sowohl in seinem Amte, als durch weitverbreitete Verbindungen und durch seine Schriften. So erschienen von ihm außer den bereits genannten Werken im Jahre 1771 „funfzig christliche Lieder", eine „Ode an Gott", eine „historische Lobrede auf Breitinger" und Briefe über Basedow's „Elementarwerk", im folgenden Jahre sein mit Heß und Tobler bearbeitetes „Realregister zur neuen Ausgabe der Züricher Bibel", welches zur Verdächtigung seiner Orthodoxie bei den Konsistorien zu Bern und Basel Veranlassung gab, die beiden Stücke „von der Physiognomik", das „christliche Jahrbüchlein", das „ABC-Büchlein", das „Taschenbüchlein für Dienstboten" und der dritte Band seiner „Aussichten in die Ewigkeit". Den letztern beurtheilte Goethe in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" vom 3. November 1772 (vgl. B. 32, 70 ff.). Goethe findet in den „Aussichten" eine Seele, „die, von Spekulation über Keim und Organisation ermüdet, sich mit der Hoffnung labt, die Abgründe des Keims dereinst zu durchschauen, die Geheimnisse der Organisation zu erkennen, und vielleicht einmal da als Meister Hand mitanzulegen, wovon ihr jetzt die ersten Erkenntnißlinien nur schwebend vordämmern, eine Seele, die, in dem großen Traum von Weltall, Sonnendonnern und Planetenrollen verloren, sich über das Irdische hinauf entzückt, Erden mit dem Fuß auf die Seiten stößt, tausend Welten mit einem Finger leitet, und dann wieder in den Leib versetzt, für die mikromegischen Gesichte Analogie in unseren Kräften, Beweisstellen in der Bibel sucht". Der dritte Theil der „Aussichten" scheint ihm hinter den früheren zurückzustehn, obgleich er nur das gesucht habe, was Lavater selbst versprochen, „ausgegossene Ahnungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund und Stammblätter von Gedanken"; statt dessen habe er nichts gefunden als „Räsonnement und Perioden, zwar wohlbedacht und wohlgesprochen, aber was soll uns das?" Mit der Vorstellungsart, aus der Lavater schreibe, sei er viel zu sehr vertraut, bemerkt er weiter, als daß er ihn von den Seiten chikaniren sollte, von denen er schon so viel habe leiden müssen; er habe nur aus seinem Gesichtspunkte gesagt, was er zu sagen gehabt. „Der grübelnde Theil der Christen wird ihm immer viel Dank schuldig bleiben; er zaubert ihnen wenigstens

---

12 ff. B. Beer zur Uebersetzung von S. Munk's Schrift: „Philosophie und philosophische Schriftsteller der Juden" S. 88 ff.

eine herrliche Welt vor die Augen, wo sie sonst nichts als Düsterheit und Verwirrung sahen." Zum Schlusse meint er, Lavater habe über sein beabsichtigtes Gedicht jetzt genug, ja schon zu viel gedacht, so daß er ohne weiteres an die Ausarbeitung gehn müsse. „Nun erhebe sich seine Seele, und schaue auf diesen Gedankenvorrath wie auf irdische Güter, fühle tiefer das Geisterall und nur in anderen sein Ich. Dazu wünschen wir ihm innige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unserer Zeiten (von Swedenborg, der in diesem Jahre starb), rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geister durch alle Sinnen und Glieder sprachen, in dessen Brust die Engel wohnten: dessen Herrlichkeit umleucht' ihn, wenn's möglich ist, durchglüh' ihn, daß er einmal Seligkeit fühle, und ahne, was sei das Lallen der Propheten, wenn ἄῤῥητα ῥήματα den Geist füllen!" Man sieht, Goethe erkannte das Bedürfniß wohl an, durch welches Lavater sich zur Ausbildung seiner mehr realen, als idealen Ansichten über den Zustand im Jenseits gedrungen fühlte, aber eine objektive Bedeutung konnte er diesen Phantasien eines schwärmerischen Glaubens unmöglich zuschreiben, ja sie schienen ihm mehr gemacht, als aus voller Seele zu fließen. Lavater, meinte er, werde freilich seinen Plan zur Ewigkeit, den er nach sich berechnet, für allgemein halten, während er selbst ihn nur für einen spezialen, und vielleicht den spezialsten halten müsse: aber er ist weit entfernt, ihn deshalb verspotten zu wollen, gesteht vielmehr gern zu, daß er für manche ähnlich gestimmte Christen etwas Beruhigendes und Erfreuendes haben könne.

Goethe gab sich Lavater als Verfasser dieser Beurtheilung zu erkennen; denn dieser schreibt am 4. Mai 1773 an Zimmermann [1]): „Die Rezension des dritten Theils der „Aussichten" in den „Frankfurter Anzeigen" halte ich für eine der besten, die gemacht sind. Unfehlbar werde ich mir Erinnerungen daraus zu Nutze machen; aber daß der Rezensent den Zweck dieser Briefe durchaus und so sehr, wie möglich, verfehlt, ist so klar, als zweimal zwei sind vier. Er ist nicht Herder, sondern R. (der auch Geßner's Idyllen rezensirt hat). Ich erwarte ihn bald in Zürich. Unstreitig wird seine Bekanntschaft mir unendlich vortheilhaft sein." Der Name des Beurtheilers ist hier unbestimmt mit R. bezeichnet, weil Lavater bei der öffentlichen Bekanntmachung des Briefes Goethe nicht nennen wollte. Daß Goethe auch Verfasser der Anzeige von Geßner's Idyllen in Nro. 68 der „Frankfurter Anzeigen" (vom 25. August 1772) sei, dürfte wohl nicht zu bezweifeln stehn, obgleich der Dichter diese nicht in die Werke aufnahm. Auch scheint es nicht auffallend, daß Goethe schon damals an einen Besuch in Zürich dachte, den er freilich erst zwei Jahre später ausführte.

Schon der ohne Goethe's Namen im Herbst 1772 erschienene

---

1) Ausgewählte Schriften III, 218 f.

Bogen „von deutscher Baukunst" hatte Lavater sehr angesprochen, der ihn seinem Freunde Pfenninger am 2. Januar 1773 rühmte.[1]) Noch mehr mußte ihn der, ebenfalls ohne Goethe's Namen, im Anfange des folgenden Jahres an's Licht tretende „Brief des Pastors *** an den neuen Pastor zu ***" anmuthen. In dem oben angeführten Briefe an Zimmermann vom 4. Mai 1773 schreibt Lavater: „Ihre Pedantereifragen werde ich, will's Gott! nicht ohne Erbauung lesen, lesen lassen und herumbieten. Am Synodusabende las ich sie unter schmauchenden Amtsbrüdern —, und bald darauf las man eine andere Schrift, die noch zehnmal so tief eingriff. Diese Schrift müssen Sie lesen, zu lesen geben, und loben oder schelten, wie es am besten ist, sie gangbar zu machen. Sie heißt: Schreiben des Pastors zu *** an den Pastor zu ***. Aus dem Französischen. „Der Mensch ist so wenig allein Licht oder allein Feuer, als die Sonne", heißt es weiter. „Aber es läßt heut zu Tage so ein bißchen galant, scheint so zu einem gewissen, aber seinem Untergange nahen Modetone zu gehören, gewisse Dinge durch den Verstand empfinden zu wollen. Vide Frankfurter Anzeigen 1772 und den Brief von Pastor *** an Pastor ***." Eben so empfiehlt er am 5. Juni 1773 die Lesung dieses Briefes dringend seinem Freunde, dem Rektor Hasencamp in Duisburg. Die Grundanschauung, welche Goethe in diesem Briefe ausführt, daß der Glaube an Jesus Christus die einzige Grundlage der Seligkeit sei, daß der Geist Gottes allein die richtige Auffassung der heiligen Schriften verleihe („Wehe uns, daß unsere Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen, und wehe dem Christen, der aus Kommentaren die Schrift verstehn lernen will!"), ist ächt Lavaterisch und meist in seinem Sinne dargestellt. Goethe selbst bekannte sich zu derselben keineswegs, sondern entwickelte sie nur im Gegensatze zu jener trockenen, nüchternen Schriftauslegung, der jede höhere Ahnung des Christenthums abhanden gekommen war. Dieselbe Grundansicht durchzieht auch Goethe's gleichzeitige kleine Schrift: „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet. Von einem Landgeistlichen in Schwaben", welche gleichsam eine praktische Anwendung der in der frühern Schrift geforderten, vom Geiste erfüllten Schriftauslegung enthält.

Wann Goethe sich zuerst an Lavater gewendet, läßt sich nicht sicher bestimmen, eben so wenig, in welcher Weise; daß sie durch Vermittelung des jüngern Bruders von Lavater, des Arztes, geschehen, den Goethe in Leipzig hatte kennen lernen[2]), ist sehr un-

1) Vgl. a. a. O. S. 197.

2) Ueber diesen Bruder Lavater's, geboren den 5. Oktober 1743, vgl. das „fünfzehnte Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses (zu Zürich) auf das Jahr 1852". Ostern 1765 kam Diethelm Lavater nach Leipzig, wo er in dem Hause des Hofrath und Professor der Medizin Christian Gottlieb Ludwig wohnte, dessen Tisch auch der ein halb Jahr später nach Leipzig kommende

wahrscheinlich. Jedenfalls geschah die erste Annäherung vor dem 4. Mai 1773. Vermuthen könnte man, die Predigten Lavater's über das Buch Jonas, von welchen die erste Hälfte um Ostern 1773 erschien, hätten Goethe zur ersten Verbindung mit diesem veranlaßt. In der Beurtheilung derselben, welche er in die „Frankfurter Anzeigen" vom 7. Mai 1773 (Nro. 37) lieferte, bemerkt er (vgl. B. 32, 75 ff.): „Jedes große Genie hat seinen eigenen Gang, seinen eigenen Ausdruck, seinen eigenen Ton, sein eigenes System und sogar sein eigenes Kostüm. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten, wir müßten bei Vergleichung einer Lavaterischen Schrift mit der andern den seltsamsten Kontrast, und selbst in einer und derselben Schrift die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerei, von Edlem und Lächerlichem zu erblicken glauben. Allein der Rezensent hat diesen Mann seit einiger Zeit genauer studirt, und würde sich nun der Sünde fürchten, dieses Urtheil über ihn zu fällen." Jener Kontrast sei bei Lavater nur scheinbar, fährt er fort; der Zuschauer müsse die Weise des wunderbaren Mannes mit Ehrerbietigkeit betrachten, ohne sich unterfangen zu wollen, jeden Schritt desselben nach dem gemeinen Maßstab zu beurtheilen; er müsse, was ihm ungewöhnlich sei, mit abgewandten Blicken vorbeilassen, oder, wenn er so demüthig sein könne, anstaunen, und so wenig er begreifen könne, wie der Mann darauf gekommen, sich dennoch damit beruhigen, daß er zu sich selbst sage: So denket, so spricht nur ein Lavater! Zum Beweise, wie ungründlich manche über seine Denkart gefällte Urtheile seien, hebt er folgende Stelle aus der Zueignung hervor: „Menschlichkeit auszubreiten, Menschlichkeit, diese erste und letzte Menschentugend, ist einer meiner Hauptzwecke bei diesen Predigten. — Widersetze dich ferner mit Weisheit, Sanftmuth und leuchtender Stärke des Geistes und Herzens den beiden großen Feinden der Wahrheit und Tugend! — ich meine das emporbrausende christusleere Christenthum auf der einen und die vernunftlose Schwärmerei auf der andern Seite." Mit Recht aber fragt Goethe, was denn christusleeres Christenthum und vernunftlose Schwärmerei seien, wo ihre Grenzlinien, „die Malzeichen des Thiers", worüber er Lavater's Erklärung gar sehr wünsche. Sollte er aber nicht geahnt haben, daß Lavater gerade seine (Goethe's) eigene Ansichten für das „christusleere Christenthum" gehalten, jene Ansicht, welcher Christus nicht Gottes Sohn im eigentlichsten Sinne des Wortes

---

Goethe in der ersten Zeit besuchte. Vgl. B. 21, 49. 65. Ein näheres Verhältniß zu dem sechs Jahre jüngern Goethe bildete sich nicht, doch erinnerte er sich gern daran, daß er einige Zeit Tischgenosse des berühmten Dichters gewesen, und erneuerte die früh gemachte Bekanntschaft auf das freundlichste.

ist? Die menschliche Seite der Predigten Lavater's ist es, welche Goethe besonders anzieht. Den von Lavater in einer Predigt ausgeführten Gedanken, daß die Stimme der Vorsehung die Stimme Gottes sei, erklärt er für einen seiner Lieblingsgedanken, bei dem er sich immer wohl befunden habe, und im „Werther" rühmt er die Predigt über die üble Laune, die sich hier findet (B. 14, 38). Die schön menschliche Seite von Lavater's Anschauung und Wirksamkeit war es gerade, die ihm den Dichter befreundete.

Während Lavater mit Herausgabe der „vermischten" wie der „Festpredigten" beschäftigt war, trat Goethe mit dem wundervoll die deutsche Welt ergreifenden, weil aus ihrem innersten Wesen geschöpften, „Götz" hervor. Auch an Lavater wird er ihn gesandt und von ihm nicht allein die verdienten Lobsprüche, sondern auch ernste Mahnungen empfangen haben, sein entschiedenes Talent zur wahrsten Förderung der Menschheit anzuwenden. Indessen scheint unser Dichter, dem eine Wirkung nach außen ferner lag', die Sache leichter genommen und seine ganze Beschäftigung mit der Dichtkunst nur als eine heiter erfreuende Unterhaltung, als ein Spiel seines stets regen Geistes dargestellt zu haben, was ihm Lavater nicht ohne weiteres hingehn lassen konnte. Hierauf beziehen wir das undatirte uns erhaltene Briefchen Goethe's an Lavater, welches Hirzel mit Recht an die Spitze des betreffenden Briefwechsels setzt: „Bruder, was neckst du mich wegen meines Amusements? Ich wollt', ich hätt' eine höhere Idee von mir und meiner Bestimmung, so wollt' ich weder meine Handlungen Amusements nennen, noch mich, statt zu handeln, amüsiren. Doch du hast deinen Zweck erreicht." [1]) Lavater konnte indessen nicht umhin, das, was ihm am Herzen lag, besonders seine Physiognomik, wozu er möglichst viele Portrait's von bedeutenden und merkwürdigen Personen zusammenzubringen wünschte, und das wahre gläubige Christenthum, wie es seinem glaubens- und wunderseligen Geiste erschien, bei dem acht Jahre jüngern neugewonnenen Freunde in ernste Anregung zu bringen.

Dieser hatte sich eben durch die Vollendung von „Werther's Leiden" im März 1774 von dem Lebensüberdrusse, der lange Zeit über seiner Seele wie gewitterschwangere Wolken gehangen hatte, zu heiterm Lebensmuthe wiederhergestellt, als Lavater's Schwager Steiner nach Frankfurt kam. „Dein Schwager bringt dir nichts", schreibt Goethe am 26. April 1774 an Lavater. „Doch will ich verschaffen, daß ein Manuskript („Werther's Leiden") dir zugeschickt werde; denn bis zum Druck währt's eine Weile. Du wirst großen Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen nebeneinander an die sechs Jahre (Monate?), ohne uns zu nähern. Und nun hab' ich seiner Geschichte meine Em-

1) Wohl dadurch, daß er ihn zu ernstem Nachdenken über sich selbst und seine Bestimmung veranlaßte.

pfindungen gelichen, und so macht's ein wunderbares Ganze. — Adieu, Bruder! Ich bin nicht laß; so lang ich auf der Erde bin, erobere ich wenigstens gewiß meinen Schritt Lands täglich! Steiner hat gefunden, daß das Portrait, das du hast, nicht ich sei. Er ist ein gar lieber Mann." In demselben Briefe sendet er eine flüchtige Kopie des Profils eines Steuermannes, der in der Sklaverei zu Tunis viel ausgestanden, und verspricht, ihm später das Original, das er nach dem Leben gezeichnet habe, zuschicken zu wollen. Um diese Zeit, wahrscheinlich auf denselben Tag, fällt ein Brief Goethe's an Pfenninger, der ihn zu seiner Ansicht vom göttlichen Ursprung des Christenthums und zum Glauben an Christus als den eingeborenen Sohn Gottes zu bekehren versucht hatte. Vielleicht hatte dieser an Goethe seine damals erschienenen, im Jahre 1772 zu Zürich gehaltenen Vorlesungen gesandt. Auch das gegen Ende 1773 gedruckte erste Bändchen von Lavater's „vermischten Schriften", das unter anderm sein abgenöthigtes Glaubensbekenntniß über die Gaben des heiligen Geistes und die Kraft des Glaubens und des Gebetes enthielt, könnte zu dergleichen Erklärungen Anlaß gegeben haben; hatte er ja hier die Ueberzeugung ausgesprochen, daß dem gläubigen Gebete alles möglich, und daß es die Bestimmung des Menschen sei, in einer eigentlichen unmittelbaren Gemeinschaft mit der Gottheit zu stehn. „Danke dir, lieber Bruder, für deine Wärme und deines Bruders Seligkeit", schreibt Goethe an Pfenninger. „Glaube mir, es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehn werden. Lieber, du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der nicht erfahren hat. Und von all dem ist gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Du wirst viel Erläuterung finden in dem Manuskript, das ich euch bald schicke („Werther's Leiden"). Bin ich nicht resignirter im Begreifen, als ihr? Hab' ich nicht eben das erfahren (das Gefühl einer nothwendig über uns waltenden Gottheit), als ihr? — Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich euch nicht den Gefallen thue, mich mit euren Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimentalpsychologie meines Innersten euch darlege, daß ich ein Mensch bin, und daher nichts anders sentiren kann, als andere Menschen, daß das alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sache unter anderen Kombinationen sentire, und drum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß, welches aller Kontroversien Quelle ewig war und bleiben wird. Und daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Wozu die? Brauch' ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? — Nur so schätz', lieb', bet' ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie tausende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftiget und stärket. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren gesammelt und zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele

fall' ich dem Bruder um den Hals — Moses! Prophet! Evangelist! Apostel! Spinoza oder Macchiavell! — darf aber auch zu jedem sagen: Lieber Freund, geht dir's doch, wie mir: im einzelnen sentirst du kräftig und herrlich, das Ganze ging in euren Kopf so wenig, als in meinen." So prallten also die Bekehrungsversuche von Goethe, wie von Mendelssohn ab; wie dieser sich an das reine Judenthum hielt, so konnte jener von seiner ihm innerlich geoffenbarten Religion nicht ablassen, er konnte nicht den Glauben an Christus als den wirklichen Sohn Gottes gewinnen, dessen Blut die Sünden der Welt abgewaschen. Die oft alles Maß überschreitenden Aeußerungen Lavater's über die wunderbare Wirkung Christi auf den einzelnen Menschen, der in unmittelbare Beziehung zu ihm trete, die Art, wie Lavater alle ideal gehaltenen Aussprüche der heiligen Schrift in realster Auffassung sich dachte, mußte Goethe zuweilen zu scharfer Gegenwehr reizen: aber man konnte auch Lavater starke Dinge sagen, ohne daß er sich dadurch beleidigt gefunden hätte, wie besonders die von Hegner[1]) mitgetheilten Stellen aus Briefen Zimmermann's und Füßli's beweisen. So schreibt Zimmermann am 21. Januar 1774: „Lavater, wenn du keinen Pietisten, Asceten und Schwärmern unter die Hände gekommen wärest, so will ich diesen Augenblick sterben, wenn du nicht für eine der größten Erscheinungen im Reiche der Wahrheitseher wärest erkannt worden; und ich lebe und sterbe auf den Gedanken, dieses hätte deiner Seligkeit nicht geschadet. — Was du doch zuweilen für Etourderien machst, Geliebter! Deine allerchristlichste Freimüthigkeit ist verehrungswerth, aber mit derselben spazierst du gar zu oft neben dem Ländlein der Menschenkenntniß vorbei, und verfehlest alsdann dadurch den edelsten Zweck." Gegen Ende des Jahres 1773 hatte der stürmische, feurige, eben einundzwanzigjährige Gottlob David Hartmann, der 1774 auf Sulzer's Empfehlung als Professor nach Mitau ging, wo er bereits am 5. November 1775 starb[2]), Lavater's und Pfenninger's persönliche Bekanntschaft gemacht. Dieser schrieb am 8. Februar 1774 an seinen neugewonnenen Freund Lavater: „Du bist gegen mich immerdar, der du gestern und ehegestern gewesen; sonst könntest du unmöglich also mit mir sprechen, wie du mit mir sprichst. Bin ich denn ein Hund? Nicht einmal so viel Trost hab' ich zu genießen, daß ich dein Mitleid hätte. An **Goethe und deine Freunde** schreibst du wahrlich **mehr Interessantes, als an mich**. — Du bettelst und alle geben

1) Beiträge zur nähern Kenntniß und wahren Darstellung J. K. Lavater's. Aus Briefen seiner Freunde an ihn und nach persönlichem Umgang. S. 27 f. 36 f. 50 f. 71 f. u. s. w. Leider sind die Stellen von Hegner nur zu bruchstückartig und oft mit falschen Datirungen angegeben.

2) Vgl. Schubart's „Deutsche Chronik" 1775, 765. Wagenseil zur Sammlung seiner hinterlassenen Schriften (1779). Sein Geburtsort war nicht Ludwigsburg, wie Adelung, Meusel u. a. angeben, sondern Roßwag im Würtembergischen. Vgl. (Küttner) Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten S. 542 f.

dir nichts; ich gäbe, wenn du nur einmal fordertest. — Nichts will ich dir mehr sagen, weil du mich nur stolz, nur eisern nennst, wenn's auch größte Unwahrscheinlichkeit ist." Und am 1. März: „O mein Geliebter, ich sollte dir noch vieles sagen, aber du kannst es nicht tragen; du bist noch hitziger, als ich. — Lavater! Lavater! du bist noch empfindlicher, als jemals. — Warum giebst du nicht mit einmal alle Verbindung mit Hasencamp, Collenbusch, Oetinger und den Dummköpfen allzumal auf! — Dein Goethe erscheint in allen seinen Briefen als ein Mensch, der dich zum Spaß hat, der alles um sich her verachtet." Goethe's Briefe, die Lavater an Hartmann, wie auch an andere gezeigt haben wird, trugen wohl bei aller Anerkennung Lavater's den Stempel bewußten Selbstgefühls.

Anfangs Juni 1774 meldete Lavater seinem Freunde Goethe, daß er ihn bald auf einer Rheinreise in Frankfurt zu sehn hoffe. „Lavater, der mich recht liebt", schreibt Goethe am 8. Juni an Schönborn in Algier (B. 27, 477), „kommt in einigen Wochen her. Wenn ich ihm nur einige Tropfen selbständigen Gefühls einflößen kann, soll's mich hoch freuen. Die beste Seele wird von dem Menschenschicksal so innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein schweifender Geist ihm die kollektive Kraft entzogen, und so der besten Freude, des Wohnens in sich selbst, beraubt hat. Es ist unglaublich, wie schwach er ist, und wie man ihm, der doch den schönsten, schlichtesten Menschenverstand hat, den ich je gefunden habe, wie man ihm gleich Räthsel und Mysterien spricht, wenn man aus dem in sich und durch sich lebenden und wirkenden Herzen redet." Aber die herzliche Gutmüthigkeit und natürliche Heiterkeit von Lavater's Wesen, die offene Reinheit seiner Persönlichkeit rissen Goethe bald mit unwiderstehlichem Zauber ganz hin. Die gegen den 20. Juni erfolgte erste Zusammenkunft mit Goethe, dessen Schwester Lavater auf der Reise besucht hatte, wie auch in Straßburg Freund Lenz, beschreibt Lavater selbst also [1]): „Bist's? — Ich bin's! — [2]) Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens — sehr ähnlich und sehr unähnlich der Erwartung." „Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach", fährt er fort. „In ziemlich großer Gesellschaft sagte mir Goethe einst: Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel, und steckt ihn in die Tasche; die, welche ihn stecken lassen, das

1) Bei Geßner II. 126 ff.

2) Hiermit stimmt wenig Goethe's Erzählung in „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 200): „Ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat und nicht wieder sehn wird, sah ich lebendig und wirksam vor mir. Er hingegen verrieth im ersten Augenblick durch einige sonderbare Ausrufungen, daß er mich anders erwartet habe. Ich versicherte ihm dagegen, nach meinem angeborenen und angebildeten Realismus, da es Gott und der Natur nun einmal gefallen habe, mich so zu machen, wir es auch dabei wollten bewenden lassen."

sind Dummköpfe. Viel las er mir aus seinen Papieren vor, und las — las, man hätte sich verschworen, er spräche eben dies das erstemal im Feuer mit mir. Seine Arbeit (wohl „Werther's Leiden", wenn er diese nicht schon an Lavater geschickt hatte) — o Szenen voll wahrer, wahrester Menschennatur! unbeschreibliche Naivetät und Wahrheit!" Lavater nannte Goethe „ein Genie ohne seines Gleichen, das in allem excellirt, was es anfängt". Nicht weniger enthusiastisch sprach sich Goethe nach seiner persönlichen Bekanntschaft über Lavater aus. „Ich habe wieder gelernt", schreibt er (B. 27, 478), „daß man über niemand reden soll, den man nicht persönlich gesehen hat. Wie ganz anders wird doch alles! Er sagt so oft, daß er schwach sei, und ich habe niemand gekannt, der schönere Stärken gehabt hätte, als er. In seinem Elemente ist er unermüdet, thätig, fertig, entschlossen, und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten, und er hat weniger Einbildungskraft, als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt, und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die ihnen unbekannten Winkel ihres eigenen Herzens führt, so kann er dem Vorwurf eines Phantasten nicht entgehn." So hatte die persönliche Berührung der beiden vom tiefsten Gefühle und glühendsten Streben nach dem Höhern gehobenen Männer die scharfe Trennung ihrer religiösen Ansichten ganz in den Hintergrund gedrängt und sich ihr schön menschliches Wesen gegenseitig in reichstem Glanz erschlossen. Selbst Goethe's übersprudelnden und ausgelassenen Humor, der nicht selten für den unschuldig reinen Lavater anstößig werden mußte, suchte dieser freundlich zu ertragen, und er begnügte sich, ihn zuweilen mit seinem treuherzigen schweizerischen „Bisch guet!" [1] zu beschwichtigen. „Die tiefe Sanftmuth seines Blicks", heißt es in „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 201), „die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende Schweizerdialekt, und wie manches andere, was ihn auszeichnete, gab allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine, bei flacher Brust, etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen." [2] Sehr anziehend und belehrend mußten für Goethe

---

1) Vgl. B. 22, 206. Merck's Briefe I, 218.

2) Man vergleiche hierzu die Beschreibung Lavater's in den „Brelocken an's Allerlei der Groß- und Kleinmänner" (1778) S. 101: „Siehst du vorüberwandeln mit Hastigkeit und Schnelle den langen, schmächtigen Mann, blassen Gesichts, großer Nase, rollender Augen, spitzen Kinns und dünner Waden, den Mund in süßes Lächeln gezwungen, den Blick zum Himmel, und die oben gewölbte, unten eingedrückte, gerad' über der Nase gefurchte Stirn am Auge vorgedrungen?"

die Unterhaltungen zwischen Lavater und Fräulein von Klettenberg sein, mit welcher er ihn in Verbindung gebracht hatte, da hier zwei ganz entschiedene Christen ihre abweichende Art der Gottesverehrung gegeneinander aussprachen. Wenn die letztere ihren Heiland als Geliebten verehrte, dem sie sich mit unbeschränktem Vertrauen hingab, auf dessen Person sie alle ihre Freuden und Hoffnungen setzte, so faßte Lavater ihn als seinen Freund auf, dessen hohe Verdienste er mit begeisterter Freude feierte, dem er als höchstem und vollendetstem Muster neidlos und liebevoll nacheiferte.[1] Fräulein von Klettenberg schenkte Lavater ein Liederbüchlein, welches sie unter dem Titel: „Anfangslieder" hatte drucken lassen, und dessen rein frommer Sinn den glaubensseligen Mann sehr anmuthen mußte.[2] Fast zwanzig Jahre später beschreibt Lavater[3] Fräulein von Klettenberg als „vielleicht die einzigste Person in ihrer Art, die für sich das individuellste Religionssystem hatte (welches sonst intolerant macht) und dennoch aus Uebermaß des Verstandes und aus tiefer Menschenkenntniß und Herzensgüte auch die verschiedensten Religionsparteien liebte, nur auf Aufrichtigkeit des Herzens, Harmonie des Systems mit sich selbst sah, und dennoch auch sehr inkonsequente Menschen mit bewundernswürdiger Geduld trug, und auch im hohen Alter, bei der reizlosesten Figur, ja beinahe Häßlichkeit, die größten und liebsamsten Geister und Herzen festhalten, gewinnen und ihnen Respekt einflößen, sich ihnen gewissermaßen unentbehrlich machen konnte". „Sie war eine tiefsinnige Christusverehrerin und große Freundin der Brüdergemeinde, ohne davon ein Mitglied zu sein", fährt er fort, „und hatte dennoch genaue Freundschaft mit verschiedenen Ungläubigen, die es aus Grundsätzen waren. Sie wußte mit dem feinsten Edelsinn das Gute und Wahre in jedem System und Herzen in ihnen aufzusuchen, zu beleuchten, geltend zu machen und wider sie anzuwenden. O daß doch viele, die sich Theologen nennen, Philosophen dünken und für Toleranzbeförderer angesehen sein wollen, nur etwas von dieser erhabenen Weisheit hätten, und nicht gleich alle Andersdenkenden als Dummköpfe oder Heuchler und Schurken verurtheilten!" Sie sprach auch die sichere Ueberzeugung aus, daß der Herr den noch unruhig bewegten, leidenschaftlich umherschwankenden Goethe noch einmal erleuchten und mit wahrem Glauben an den Gottmenschen erfüllen werde[4] — eine Ueberzeugung, die Lavater theilte und die ihn um so inniger an den reichbegabten Dichterjüngling anschloß. Dieser aber hatte Gelegenheit, von beiden Seiten zu vernehmen, wie diese frommen Seelen sich gegeneinander fühlten und bei aller

1) Vgl. B. 22, 203 f.

2) Vgl. Geßner II, 127 f. Lappenberg S. 221. Der Titel soll diese Lieder als Ausdruck der ersten Stufe inniger Annäherung an Christus bezeichnen.

3) Ausgewählte Schriften II, 181 f.

4) A. a. O. VIII, 314.

Einigung im unerschütterlich freudigen Glauben doch nicht völlig übereinstimmten; doch ließ er sich hierdurch nicht irre führen, sondern erkannte beide Vorstellungen als subjektiv gleich berechtigt und förderlich an, indem er sich selbst auch die Berechtigung zu einer ihm gemäßen religiösen Anschauung nicht bestreiten lassen wollte.

In „Wahrheit und Dichtung" (B. 22, 202 f.) wird erzählt, Merck, der von Darmstadt herübergekommen, habe besonders über das Zudringen der Weiblein an Lavater gespottet, und als einige derselben die Zimmer, welche man dem Propheten eingeräumt, besonders auch das Schlafzimmer, mit Aufmerksamkeit untersucht, habe der Schalk geäußert, die frommen Seelen wollten doch sehn, wo man den Herrn hingelegt habe. Indessen ist es sehr die Frage, ob Merck diese spöttische Bemerkung, die freilich weniger Lavater, als seine Verehrer trifft, nicht erst bei dem folgenden Besuch desselben, im Jahre 1782, gemacht habe; denn auch Merck wurde bei dem ersten Besuche von der liebenswürdigen und mächtigen Persönlichkeit Lavater's tief ergriffen, wie wir aus seinem Briefe an Nicolai vom 28. August 1774 ersehen.[1]) „Kein Mensch mag wohl weniger für ihn eingenommen gewesen sein, als ich", schreibt er; „denn ich habe seine meisten Schriften nicht lesen, und die Art, auf andere in der Welt einzuwirken, nicht goutiren können. Allein wenige Menschen habe ich gesehen, die auf mich einen so erbaulichen Eindruck gemacht hätten, wie dieser außerordentlich gute Mensch. Er ist hier herumgezogen in der Wüste, wie ein Methodistenprediger, von der ganzen Menge begafft und befolgt, und es fehlte nichts als die umgekehrte Tonne, wo er drauf gestanden hätte, zur Vollendung des Gemäldes. Er hatte sich vorher gefaßt gemacht, viel von der Seite auszustehn, allein seine Demuth hatte ihm nicht erlaubt, den großen und wirklich ausgebreiteten Einfluß, den seine Erbauungsschriften auf so vielerlei Menschengeschöpfe hatten, zu berechnen. Er ließ sich aber willig kreuzigen von Großen und Kleinen, und bot seinen Nacken dar dem Verfolger, es mochte nun das Religionsgewäsche aus dem Munde einer Princesse-Commère, eines alten Hoffräulein, eines feisten Superintendenten oder eines witzigen, jungen, behenden Dorfpfarrers sein. So neu als der Mensch in allen Dingen dieser Welt, und so eingesponnen in seine kleinen Zirkel der Schulthesse, Hesse und Pfenninger er sein mag, so hat er doch den schönsten Menschenverstand, die wunderlichsten Fakta eines und eben desselben Charakters zu begreifen, und zu finden, daß das alles menschlich ist. Er ist nichts weniger als Kopfhänger, unter Freunden munter, witzig, und genießt des Lebens gern; nur oft, als ein Mensch, der sich so viel eigene Geschäfte in der Welt macht, Träumer und abwesend in der Gesellschaft. Es ist unbegreiflich,

1) Vgl. den Merckischen Briefwechsel III. 104 f.

wie viel Gutes er durch wirkliche Unterstützung der Bedrängten schon seit vielen Jahren gethan hat. Ich habe es weder von ihm, noch seinen Jüngern, sondern zufälligerweise erfahren: denn seine Wohlthätigkeit ist die Scham, die er nie unbedeckt läßt." Lavater ging über Darmstadt nach Frankfurt, aber Merck war damals wohl noch nicht aus der Schweiz zurückgekehrt; erst auf Lavater's Rückreise, wo dieser wohl mehrere Tage am Darmstädter Hofe verweilte, scheint Merck ihn kennen gelernt zu haben, [1]) der ihn damals bis Mannheim begleitete. [2]) Hiernach müssen wir auch wohl die Wahrheit von Goethe's Angabe bezweifeln (B. 22, 203), Merck habe sich so gut, wie die andern, von Lavater exorzisiren lassen müssen, da Lavater's Begleiter, der Maler Lips, sein Profil so ausführlich und wahr für die Physiognomik gezeichnet. Goethe nennt irrig mehrmals Lips als Begleiter Lavater's auf dieser Reise; nicht dieser, sondern der Zeichner Schmoll [3]) aus Ludwigsburg war sein Reisegefährte. Merck blieb mit Lavater in freundlicher Verbindung; von ihm sind die Bemerkungen „aus der Handschrift eines Darmstädter Gelehrten" in Lavater's „physiognomischen Fragmenten" IV. Abschnitt 5, Fragment 3. Man vergleiche auch Lavater's Briefe an Merck vom 21. Dezember 1774 und vom 5. April 1784 (bei Wagner II, 47 f. 235). [4]) In ersterm Briefe, worin er Merck „tausend Dank für alles" sagt, und ihm die Sache eines Bekannten empfiehlt, schreibt er: „Können Sie mir einige physiognomische Beiträge liefern? Beobachtungen? Reflexionen? Gründe dafür? würden Sie mich herzlichst verbinden. — Danken Sie in meinem Namen — ich darf's nicht — am hohen Orte. Gewiß werd' ich die Gnade nicht mißbrauchen. Es schmerzt mich, daß ich mehr nicht sagen kann." Wahrscheinlich hatte Lavater die Portrait's der landgräflichen Familie erhalten, wie Goethe ihm bereits das der Prinzessin Luise verschafft hatte.

Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß Lavater mit seinem Begleiter Schmoll, wie im Herbste dieses Jahres Klopstock, [5]) im Goethe'schen Hause wohnte, doch liebte dieser zu sehr das Wirken in größeren Kreisen, als daß Goethe während der Anwesenheit zu Frankfurt, wo der allverehrte Mann von allen Seiten umdrängt ward, zu ausführlichen vertraulichen Mittheilungen und Verhandlungen mit ihm genügende Zeit gefunden hätte. Um so

---

1) Im Briefe Merck's an Nicolai vom 28. Juni 1774 (am 29. kam Lavater schon nach Ems) heißt es: „Lavater ist kürzlich hier durch nach Schwalbach (?) gegangen." Nicolai's Brief, den Merck hier beantwortet, hatte diesen wenige Tage nach der Rückkehr aus der Schweiz getroffen.

2) Vgl. Geßner II. 142.

3) Vgl. Geßner II, 120. 133.

4) Vgl. auch Hegner S. 114 f.

5) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 243 ff. 283. Lappenberg's Angabe S. 275, Klopstock habe schon im Jahre 1770 bei seinem Besuche Frankfurt's Goethe's Eltern kennen lernen, möchten wir bezweifeln.

lieber mußte es ihm sein, nach fünftägiger Anwesenheit Lavater's diesen mit Schmoll allein im Wagen fahrend nach Bad Ems begleiten zu dürfen. [1]) Daß Lavater auf Reisen das Beisammensein mit einer einzigen vertrauten Person als angenehmste Erholung empfand, bezeugt uns sein Freund Hegner (S. 284). Goethe erzählt von jener Reise (B. 22, 205 f.): „Ein schönes Sommerwetter begleitete uns. Lavater war heiter und allerliebst: denn bei einer religiösen und sittlichen, keineswegs ängstlichen Richtung seines Geistes blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter oder lustig aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geistreich, witzig, und mochte das gleiche gern von anderen, nur daß es innerhalb der Grenzen bliebe, die seine zarten Gesinnungen ihm vorschrieben. — Diese Reise gereichte mir zu mancherlei Belehrung und Belebung, die mir aber mehr in der Kenntniß seines Charakters, als in der Regelung und Bildung des meinigen zu Theil ward.“ Ohne Zweifel wird das Christenthum einen Hauptgegenstand gebildet, und Lavater auch diesmal mit seinem harten Dilemma: „Entweder Christ oder Atheist!“ [2]) unsern Dichter nicht verschont haben. Freilich war dieser Ausspruch für Lavater ein durchaus nothwendiger, da Christus sein einziger „leichtglaubbarer menschlicher Gott“ war, so daß er behauptete: „Sein Vater ist mir nur in ihm. Vater wäre mir so viel als nichts, wäre er mir nicht in ihm humanisirt. Ich rufe, däucht mir, die Luft an, wenn ich Gott außer Christo anrufe; ich liebe ein Ideal, wenn ich Gott außer dem Menschen und dem menschlichsten Menschen, außer Christo liebe“ [3]) — aber gegen andere, die auch hoffen durften, ihr Glaube sei aus Gott, wenn sie diesen auch nicht im Lavater'schen Christus sahen, sondern die Wirkungen göttlichen Wehens in sich selbst und der ganzen Natur fühlten, war dieses Bekenntniß doch sehr hart. Im Grunde beruhte es nur auf einer zu engen Auffassung des Wortes Atheismus, und Goethe hatte ganz recht, sich mit der scherzhaften Erklärung gegen diesen Bannspruch zu sichern, daß er, wenn man ihm sein Christenthum nicht lassen wolle, wie er es bisher gehegt habe, sich auch wohl zum Atheismus bekennen könnte, zumal da er sehe, daß niemand wisse, was beides recht eigentlich heißen solle. Neben religiösen und moralischen Gesprächen nahm die Physiognomik einen bedeutenden Theil der Unterhaltung in Anspruch, und Goethe fühlte sich durch Lavater's dringendes Anregen und die mancherlei lichtvollen Blicke, welche er ihn thun ließ, zur sorgfältigsten Betrachtung und vielfachen Versuchen, das Charakteristische der Gesichtsbildungen auf-

---

1) „Lavater war fünf Tage bei mir“, schreibt Goethe am 4. Juli an Schönborn (B. 27, 478). „Er ist im Emser Bade, wohin ich ihn begleitet habe.“

2) B. 22, 196.

3) Vgl. Hegner S. 267 f. 309. 326 f. Herbst S. 81. 186.

zufassen und darzustellen, lebhaft aufgeregt.[1] „Lavater's Physiognomik", hören wir ihn am 4. Juli an Schönborn äußern, „gibt ein weitläufiges Werk mit vielen Kupfern; es wird große Beiträge zur bildenden Kunst enthalten, und dem Historien- und Portraitmaler unentbehrlich sein."

Am 29. Juni kam Goethe mit Lavater zu Ems an, wo sie im fürstlich Oranien-Nassauischen Badhause abstiegen. Goethe wird den Freund, der hier bald von Gesellschaft umringt war, schon am andern Tage mit demselben Wagen verlassen haben,[2] da Geschäfte seine Gegenwart in Frankfurt forderten.[3] Nach Frankfurt zurückgekehrt, machte Goethe die Bekanntschaft des plumpen, ungestüm und rücksichtslos mit seinen Planen vor- und zudringenden, aber, wie Lavater, allgemein angestaunten, damals einundfünzigjährigen Basedow, gegen den er seinen kecken Humor lustig spielen ließ. Daß von einem solchen Manne, dem jede Bildung des Herzens und jedes feinere Gefühl fehlte, das Heil der Jugend und somit der Welt unmöglich erwartet werden könne, sah er wohl ein, wenn er auch dessen Grundansichten, welche auf Rousseau und Comenius zurückgingen, nicht mißbilligte. Wie viel richtiger beurtheilte er ihn, als der enthusiastische Wieland, der, nachdem er Basedow am Abend des letzten Juni auf dem Weimarischen Schlosse zu Belvedere gesehen hatte, an Jacobi schrieb:[4] „Er (Basedow) ist in der That, mit aller Wärme seines Kopfs, ein ganz vortrefflicher Mann, gerade was ein Reformator sein soll, und wenn er sich mit dem idealischen Politiker Iselin und dem Wunderthäter Lavater konjungirt haben wird, so weiß Gott, was die drei Männer zusammen aus uns machen werden." Basedow hatte, wie zuerst in der Philosophie, dann in der Theologie, so jetzt in der Pädagogik sich zum Reformator aufgeworfen, und noch zu Ende dieses Jahres sollte sein Philanthropinum in Dessau eröffnet werden. Eine gewisse Unbiegsamkeit und Härte nebst grillenhafter Pedanterei machte seinen Umgang beschwerlich, doch entschädigte dafür zum Theil ein guter Humor, der ihn nie verließ. Goethe erzählt in der „Farbenlehre" (B. 38, 156), er habe, als guter Trinker, stets zu behaupten gepflegt, die Konklusion: Ergo bibamus! passe zu allen Prämissen.[5] „Es ist schön Wetter: ergo

---

1) B. 22, 203.

2) In der Liste der Brunnengäste findet sich unter dem 29. Juni Lavater eingetragen, aber nicht Goethe, der später als Doktor Goeddee aufgeführt wird.

3) B. 22, 206: „Ich kehrte nach Frankfurt zurück, weil meine kleinen Geschäfte gerade auf der Bahn waren, so daß ich sie kaum verlassen durfte." Goethe war damals unter anderm Bevollmächtigter der Erben der Vorstadt- und Buddeischen Handlung, in deren Namen er zwei Aufforderungen, am 10. Juni und 18. Oktober, ergehn ließ. Vgl. Maria Belli VI, 56. 59.

4) Jacobi's Briefwechsel I, 172 f.

5) Es erinnert diese Behauptung an die des Narren in Shakespeare's „Ende gut, alles gut" (II, 2), er habe eine Antwort, die auf alle Fragen passe.

bibamus! Es ist ein häßlicher Tag: ergo bibamus! Wir sind unter Freunden: ergo bibamus! Es sind fatale Bursche in der Gesellschaft: ergo bibamus!" Die Erinnerung hieran veranlaßte den Dichter noch im Jahre 1810 zu dem bekannten scherzhaften Trinkliede.[1])

Am 12. Juli kam Basedow in Ems an. Lavater, den Goethe auf dessen Ankunft vorbereitet, beschreibt sein erstes Zusammentreffen mit Basedow in folgender Weise:[2]) „Ich ging wieder zum Tische herunter. Deinet[3]) saß neben Schmoll, mit dem er sich unterhielt. Ueber ihm saß, ganz stille essend, in sich gekehrt, eine braune Gestalt in einem braunen Sürtout, so gleichgültig, als man sitzen kann. Ich sah ihn an — sah, und sah wieder. — „Nein, so sieht Basedow nicht aus nach dem Portrait[4]), und doch, und doch..." Ich ging näher, drehte der unbekannten Person den Kopf — „Aber — sind Sie nicht Basedow? Weiß Gott — Sie sind's!" Und er war's. Da war Ueberraschungswonne, an der die ganze Gesellschaft, deren Gegenwart wir völlig vergaßen, allen herzlichen Antheil nahm. Welche Seelenfreude hatte ich, den Mann zu sehn und in meine Arme zu schließen! Er freute sich sehr meiner jugendlichen Frohmüthigkeit. Wovon und wie viel nun noch bis Nachts 12 Uhr gesprochen wurde, welche Schreiberschnelligkeit will dies nachholen!" Basedow hatte guten Grund, sich um Lavater's Geneigtheit zu bewerben, doch mußten seine schroffen Seiten, die er nicht verbergen konnte, auch hier bald hervortreten.

Am 15. überraschte Goethe, den die Sehnsucht nach Lavater nicht ruhen ließ, die beiden Reformatoren in Ems. „Das war nun eine Unterhaltung von Mannigfaltigkeit", bemerkt Geßner, „die wohl auch statt einer Kur an jedem andern, nicht nur am Kurorte, wohlgethan hätte, und Goethe's Wort traf bei Lavater so ganz, wie möglich, zu: Ich bin vergnügt, ich bin glücklich! Das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht anschauend erkenne." Goethe, der seine damalige Anwesenheit in Ems sich länger denkt, als sie wirklich dauerte, erzählt (B. 22, 120), es sei unmäßig getanzt und, weil man sich in den beiden großen Badehäusern (dem fürstlich Oranien-Nassauischen und dem fürstlich Hessen-Darmstädtischen) ziemlich nahe berührt habe, bei guter und genauer Bekanntschaft daselbst mancherlei Scherz getrieben worden. „Einst verkleidete ich mich in einen Dorfgeistlichen und ein namhafter Freund in dessen Gattin; wir fielen der vornehmen Gesellschaft durch allzugroße Höflichkeit ziemlich zur Last, wodurch denn jedermann in guten Humor

1) B. 1, 116 f. Vgl. Briefwechsel mit Zelter I, 396.

2) Vgl. Geßner II, 133.

3) Waldeck'scher Hofrath, Besitzer der „Frankfurter gelehrten Anzeigen", ein Frankfurter. Vgl. den Merckischen Briefwechsel I, 238. 241.

4) Vgl. Lavater's „physiognomische Fragmente" II, 272.

versetzt wurde. An Abend-, Mitternacht- und Morgenständchen fehlte es auch nicht, und wir Jüngern genossen des Schlafs sehr wenig." Einen Theil der Nacht brachte er in Unterhaltungen mit Basedow zu. „Dieser legte sich nie zu Bette, sondern diktirte unaufhörlich. Manchmal warf er sich auf's Lager und schlummerte, indessen sein Tiro, die Feder in der Hand, ganz ruhig sitzen blieb, und sogleich bereit war fortzuschreiben, wenn der Halberwachte seinen Gedanken wieder freien Lauf gab. Dies alles geschah in einem dicht verschlossenen, von Tabacks- und Schwammdampf erfüllten Zimmer. So oft ich nun einen Tanz aussetzte, sprang ich zu Basedow hinauf, der gleich über jedes Problem zu sprechen und zu disputiren geneigt war, und wenn ich nach Verlauf einiger Zeit wieder zum Tanze eilte, noch eh' ich die Thür' hinter mir anzog, den Faden seiner Abhandlung so ruhig diktirend aufnahm, als wenn weiter nichts gewesen wäre." Mit Lavater und Basedow besuchte Goethe die Mutter des spätern großen Staatsministers von Stein auf ihrem Schlosse bei Nassau,[1]) wo aber Basedow, nachdem er die Gemüther der Anwesenden durch seine leidenschaftliche Beredtsamkeit für die von ihm beabsichtigte bessere Erziehung der Jugend gewonnen hatte, durch sein rücksichtsloses Schelten auf die ihm verhaßte Dreieinigkeitslehre[2]) eine allgemeine Störung verursachte. Lavater wird auch hier durch seinen zarten Christusglauben und die von ihm ausstrahlende Seelenreinheit die Herzen aller eingenommen haben. Doch weder Lavater's sanfter Ernst, noch Goethe's ableitende Scherze, noch die von den Frauen vorgeschlagenen Spaziergänge vermochten die durch Basedow's unzeitigen antitrinitarischen Eifer verursachte Verstimmung zu verscheuchen. Wenn Goethe berichtet (B. 22, 211), man habe ihn auch hier mit Fragen nach der Wahrhaftigkeit der Geschichte seines „Werther" geplagt, denen er sich dadurch entzogen, daß er die Kinder um sich versammelt und ihnen recht seltsame, aus lauter bekannten Gegenständen zusammengesonnene Märchen erzählt habe, so muß ersteres auf offenbarer Verwechselung beruhen, da „Werther's Leiden" erst ein Vierteljahr später erschienen. „Auf dem Heimwege machte Lavater Basedow Vorwürfe", erzählt Goethe, „ich aber bestrafte ihn auf eine lustige Weise. Es war heiße Zeit, und der Tabacksdampf mochte Basedow's Gaumen noch mehr getrocknet haben; sehnlichst verlangte er nach einem Glase Bier, und als er an der Landstraße von weitem ein Wirthshaus erblickte, befahl er höchst gierig dem Kutscher, dort stille zu halten. Ich aber, im Augenblicke daß derselbe anfahren wollte, rufe ihm mit Gewalt

---

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 237 f. Eines mehrtägigen Besuchs Lavater's in der Familie des Freiherrn von Stein vor Goethe's Rückkehr gedenkt Geßner II, 131.

2) Basedow hatte in den Jahren 1764 bis 1767 durch verschiedene Schriften eine freiere Untersuchung der Kirchenlehren hervorgerufen und dadurch einen gewaltigen theologischen Sturm gegen sich heraufbeschworen.

gebieterisch zu, er solle weiter fahren. Basedow, überrascht, konnte kaum mit heiserer Stimme das Gegentheil hervorbringen, und hätte gern mit Fäusten zugeschlagen; ich aber erwiederte ihm mit der größten Gelassenheit: „Vater, seid ruhig! Ihr habt mir großen Dank zu sagen. Glücklicherweise saht ihr das Vierzeichen nicht; es ist aus zwei verschränkten Triangeln zusammengesetzt. Nun werdet ihr über einem Triangel gewöhnlich schon toll; wären euch die beiden zu Gesicht gekommen, man hätte euch müssen an Ketten legen." Dieser Spaß brachte ihn zu einem unmäßigen Gelächter; zwischendurch schalt und verwünschte er mich, und Lavater übte seine Geduld an dem alten und jungen Thoren."

Am dritten Tage seiner Anwesenheit in Ems, am 18. Juli, fuhr Goethe mit Lavater, Schmoll und Basedow in großer Gesellschaft, bei welcher eine Frau Hofrath K. die Wirthin machte,[1] von Ems die Lahn hinab bis Lahneck und von dort nach Koblenz. Am frühen Morgen dieses Tages schrieb Lavater an die Seinigen: „Ich schreib' euch den letzten guten Tag von Ems aus, ihr Lieben! — So ist's — ja Traum ist's! — bald verträumter Traum, daß ich euch fern war, und Traum der Wonne wird sein das Wiedersehen. Ja wahrlich, ich darf oft vor Freud' und Heimwehfurcht nicht dran denken, daß ich noch so wirklich und eigentlich ein so liebes Weibchen und zwei so liebe Kinder — und so viele liebe Liebende zu Hause habe. — Unterdeß — diktirt mir Goethe aus seinem Bett herüber — unterdeß geht's immer so gerade in die Welt 'nein. Es schläft sich, ißt sich, trinkt sich und liebt sich auch wohl an jedem Orte Gottes, wie am andern. Folglich — also — itzt schreib' er weiter!" Aus dieser burschikosen Weise, wie Goethe dem zum Briefschreiben früh aufgestandenen, mit wehmüthiger Sehnsucht der Seinigen gedenkenden Lavater einige Brocken in seinen Brief hineinwirft, sieht man deutlich, wie heiter und arglos ihr Zusammenleben war. Auch auf der Lahnfahrt konnte Goethe seinem ausgelassenen Humor keine Schranken setzen. Er erzählt uns selbst, wie er beim Anblicke einer merkwürdigen Burgruine in das Stammbuch von Lips, vielmehr Schmoll, das Lied: „Hoch auf dem alten Thurme steht" geschrieben[2], und wie er, als dies wohl aufgenommen worden, um, nach seiner bösen Art, den guten Eindruck wieder zu verwischen, die nächsten Blätter mit allerlei Knittelreimen und Possen angefüllt habe.

In Koblenz erregten die drei Reisenden — denn auch Goethe hatte sich schon im „Götz" der Welt herrlich offenbart — vielfachen Antheil. Hier war es, wo er am Wirthstische, höchst wahrscheinlich in dem jetzt zu Privatwohnungen benutzten großen Gast-

---

1) Nach Geßner II, 136. In das Stammbuch dieser Frau Hofrath schrieben Goethe und Lavater einige Verse. Auch ein Rector W. war von der Gesellschaft.

2) Man vergleiche indessen meine „Frauenbilder" S. 236.

hofe „zu den drei Reichskronen" auf dem Entenpfuhl, [1]) zwischen Lavater und Basedow sitzend, dem Essen wacker zusprach, während ersterer einen Landgeistlichen über die Geheimnisse der Offenbarung Johannis belehrte, der andere dagegen sich vergebens bemühte, einem hartnäckigen Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter, gar nicht mehr zeitgemäßer Gebrauch sei, wie er dies in den bekannten Scherzversen beschrieb (B. 2, 236 f.):

Zwischen Lavater und Basedow
Saß ich bei Tisch, des Lebens froh.
Herr Helfer, [2]) der war gar nicht faul,
Setzt' sich auf einen schwarzen Gaul,
Nahm einen Pfarrer hinter sich,
Und auf die Offenbarung strich,
Die uns Johannes der Prophet
Mit Räthseln wohl versiegeln thät; [3])
Eröffnet die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchsen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Kubusstadt und das Perlenthor [4])
Dem hocherstaunten Jünger vor.
Ich war indeß nicht weit gereist,
Hatte (hätt [5])) ein Stück Salmen aufgespeist.
Vater Basedow unter dieser Zeit
Packt einen Tanzmeister an seiner Seit',
Und zeigt ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war,
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.
Drob ärgert sich der andre sehr,
Und wollte gar nichts hören mehr,
Und sagt, es wüßte ein jedes Kind,
Daß es in der Bibel anders stünd'.
Und ich behaglich unterdessen
Hätt einen Hahnen aufgefressen.

---

1) Der Gasthof, damals Eigenthum eines Herrn Maaß, war der bedeutendste der Stadt; bei allgemeinen festlichen Gelegenheiten wurde der nach dem Garten zu gelegene große Saal benutzt. Herr von Stramberg hörte von alten Leuten diesen der Post gegenüber gelegenen, sehr besuchten Gasthof als den klassischen Ort jenes Mittagstisches bezeichnen.

2) Helfer ist nicht etwa Scherzname, wie man wohl gemeint hat, sondern die gewöhnliche Bezeichnung für Diakonus in der Schweiz und im südlichen Deutschland. Auf dem Titel von Predigten, die Lavater 1773 und 1774 herausgab, nennt er sich „Helfer am Waisenhause zu Zürich".

3) Anspielung auf das Buch mit sieben Siegeln, deren Lösung die Offenbarung Johannis von K. 6 an beschreibt.

4) Vgl. die Offenbarung Johannis 21, 15 ff.

5) Hätt, wie weiter unten. Vgl. meinen Faustkommentar I, 282 Note 2.

Als sie nun von Koblenz — eines Besuches in Thalehrenbreitenstein bei Frau von la Roche, die damals wohl in Frankfurt war [1]), finden wir nicht gedacht — nach Neuwied fuhren, wo Lavater an einem bestimmten Tage zu predigen zugesagt hatte, [2]) schrieb Goethe die Verse (B. 2, 237):

> Und wie nach Emmaus, [3]) weiter ging's
> Mit Geist- [4]) und Feuerschritten,
> Prophete rechts, Prophete links,
> Das Weltkind in der Mitten.

Auf die Nachricht von Lavater's Ankunft sollen sehr viele katholische Bauern aus den benachbarten Dorfschaften nach Neuwied geeilt sein, um den frommen Mann St. Lavatus zu sehen und zu hören. [5]) Zum Text seiner später gedruckten Predigt hatte Lavater die Worte des Johannes 6, 68 gewählt: „Herr, zu wem sollen wir gehn? Du hast Worte des ewigen Lebens.“

In Köln trennte sich Goethe von Lavater; [6]) auch Basedow schied, wenn er nicht schon früher die Gesellschaft verlassen hatte. Auf unerwartete Weise aber trafen sie bald darauf in Elberfeld wieder zusammen. Goethe hatte sich von Lavater getrennt, um seinen von Straßburg her bekannten frommgläubigen Freund, den Arzt Jung Stilling in Elberfeld, der sich als Augenoperateur einen bedeutenden Namen und großes Zutrauen erworben hatte, zu besuchen. [7]) Eines Morgens früh, erzählt Jung, wurde er in einen Gasthof gerufen, wo ein fremder Patient ihn zu sprechen wünsche. In das Schlafzimmer des Fremden geführt, fand er den Kranken, mit einem dicken Tuche um den Hals, den Kopf in Tücher verhüllt, der, indem er die Hand aus dem Bette streckte, ihn mit schwacher und dumpfer Stimme also anredete: „Herr Doktor, fühlen Sie mir einmal nach dem Puls! Ich bin gar krank und schwach.“ Da Jung den Pulsschlag ganz regelmäßig fand und dieses dem Fremden erklärte, raffte dieser sich plötzlich auf, und fiel ihm um den Hals — es war Goethe. Die Freude des Wiedersehens war unbeschreiblich. Goethe hatte sich in Straßburg von Jung's unge-

---

1) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 173.

2) Goethe übergeht den Aufenthalt in Neuwied ganz. „Und wie wir nun (von Koblenz) fürder nach Köln zogen“, sagt er (B. 22, 213). Lavater lernte in Neuwied die Fürstin von Isenburg kennen, und machte sich mit der Brüdergemeinde genau bekannt. Vgl. Geßner II, 138.

3) Vgl. Lukas 24, 13 ff.

4) In „Wahrheit und Dichtung“ schreibt Goethe Sturm statt Geist.

5) Nach F. W. Jung „Erinnerungen an J. K. Lavater“ S. 106.

6) Nach Jung Stilling's Erzählung in „Heinrich Stilling's häuslichem Leben“, wo Goethe's Besuch bei Stilling S. 53 ff. ausführlich beschrieben wird, hätte sich Goethe erst zu Mühlheim am Rhein von Lavater getrennt und versprochen, zu bestimmter Zeit dorthin zu gemeinsamer Rückreise zurückzukehren

7) Goethe's Erzählung (B. 22, 222), Jung sei ihnen bis Koblenz entgegengekommen, ist irrig.

meinem Triebe nach edler Thätigkeit bei seinem kindlich offenen, naiv gläubigen Wesen herzlich angezogen gefühlt, und besonders war es der wohlfeile, tief verletzende Angriff eines Tischgenossen, eines gewissen Waldberg von Wien, gewesen, der ihn zu einem freundlich geneigten Beschützer und theilnehmenden Bruder des äußerlich bedrängten Mannes gemacht hatte, in dessen betrübte Verhältnisse er einen klaren Blick that.[1]) Jetzt führte Jung seinen Freund, den er seit Straßburg, wo Jung nach Goethe's Abgang noch fortstudierte, nicht gesehen zu haben scheint,[2]) nach seiner Wohnung, wo er ihm seine Christine vorstellte, die er schon während seiner Studienzeit geheiratet hatte. Von hier ging er mit ihm nach einem Hügel nahe bei der Stadt (nach der Hardt?), wo er ihm die schöne Aussicht über Elberfeld und das ganze Thal hinauf zeigte. Während dieses Spazierganges war Friedrich Jacobi, der sich in Amtsgeschäften in Begleitung Heinse's eben einige Zeit zu Elberfeld aufhielt,[3]) zu Pferde an Jung's Thüre gesprengt, und hatte der Magd befohlen, ihrem Herrn zu sagen, daß er nach Düsseldorf sei, weil dort Goethe angekommen sei, der ihn nicht angetroffen hatte. Nach Tische ritt Heinse[4]) mit Goethe nach Düsseldorf, um dort Jacobi zu finden; aber kaum waren sie weg, als Lavater mit dem Rektor Johann Gerhard Hasencamp von Duisburg und dem Arzte Dr. Collenbusch, zwei frommen Seelen, in Begleitung Jacobi's eintraf, und bei einem bekannten, die Religion liebenden Kaufmanne[5]) abstieg. Jung eilte den beiden Reitern nach, und ging mit ihnen in das Haus des Kaufmanns. „Niemals hat sich wohl eine seltsamer gemischte Gesellschaft beisammen ge-

---

1) Vgl. „Heinrich Stilling's Wanderschaft“ S. 158 ff. Goethe B. 21, 191 ff. 216 f. Goethe sagt von ihm, er glaube, er brauche nur zu würfeln, und unser Herr Gott müsse ihm die Steine setzen (Jacobi's Briefwechsel II. 487).

2) Er promovirte erst am 22. März 1772, mit der vaterländischen Abhandlung: de historia Martis Nassovio-Sigenensis, und verließ zwei Tage später Straßburg; Goethe ging wohl erst im folgenden Monat nach Wetzlar, doch möchte Stilling sich auf der Rückreise in Frankfurt nicht verweilt haben. Ende 1773 schreibt Goethe an Betti Jacobi: „Sie haben den ehrlichen Jung wieder bei sich (in Düsseldorf); vielleicht hat ihn sein Christelchen schon zurückgefordert“, und er bemerkt ihr, sie könne zum Troste Jung's christgläubiger Seele sagen, daß er nicht der Verfasser der Komödie „das Väterchen“ (von Lenz) sei.

3) Jacobi bemerkt in einem Briefe an Dohm vom 20. Juni 1818 (Briefwechsel II. 488), Jung's Erzählungen seien nicht überall ganz lauter, sondern zusammengesetzt aus Dichtung und Wahrheit, und oft durch Untreue des Gedächtnisses entstellt. So sei z. B. Goethe's Zusammenkunft mit den Brüdern Vollrath (Jacobi) — bei Jung steht Vollkraft — in Elberfeld durchaus unrichtig erzählt. Stilling läßt beide Jacobi's auf Kommission in Elberfeld sein, wogegen Jacobi bemerkt, sein Bruder sei nicht gegenwärtig gewesen. Daß aber die Zusammenkunft in Elberfeld stattgefunden, bestreitet er nicht.

4) Jung bezeichnet ihn mit dem Namen Juvenal, weil Heinse ihn immer wegen seiner Anhänglichkeit an die Religion (?) geneckt, ihn seine satirische und Juvenalische Laune habe fühlen lassen, weshalb er ihn nicht habe leiden können; er habe sich, bemerkt er, durch schöne Schriften sehr berühmt gemacht.

5) Wahrscheinlich einem Herrn Platzhof.

funden", bemerkt er, „als jetzt um den großen, ovalrunden Tisch her, der zugleich auf Schönenthaler (Elberfelder) Art mit Speisen besetzt war." Oben an saß ein alter, durch den Ruf von Lavater's praktischer Gottseligkeit herbeigelockter Tersteegianer,[1]) voll sanfter Züge, ruhig im Blick und nach den Grundsätzen der reinen Mystik äußerst behutsam und ängstlich zart. Dieser schaute mit einer Art freundlicher Unruhe um sich, sagte auch wohl zuweilen heimliche Ermahnungsworte, da er Geister von anderer Gesinnung witterte. Stilling beschreibt uns dann weiter die beiden Jacobi's (von denen aber trotz der bestimmten Angabe, Johann Georg Jacobi habe einen bunten Sommerfrack angehabt und sein grauer Flockenhut hinter ihm im Fenster gelegen, nur der eine anwesend war) und den Wirth, mit dreieckigem hagerm Gesichte, aber voll von Zügen des Verstandes. Von Lavater, in dessen Begleitung der Zeichner Schmoll auch hier nicht fehlte, bemerkt er: „Sein Evangelisten-Johannes-Gesicht riß alle Herzen mit Gewalt zur Ehrfurcht und Liebe an sich, und sein munterer geselliger Witz, verpaart mit einer lebhaften und unterhaltenden Laune, machte sich alle Anwesende, die sich nicht durch Witz und Laune zu versündigen glaubten, ganz zu eigen. Indessen waren unter der Hand seine physiognomischen Fühlhörner, denen es hier an Stoff nicht fehlte, immer geschäftig." Des frommen Collenbusch Gesicht aber schien sein ganzes physiognomisches System erschüttern zu wollen, da es, wenn es auch gerade nichts Widriges, nichts Böses enthielt, doch auch nichts von allem zeigte, worauf er Seelengröße baute. „Indessen strahlte aus seinen durch die Kinderblattern verstellten Zügen eine geheime, stille Majestät hervor, die man nur erst nach und nach im Umgange entdeckte; seine mit dem schwarzen und grauen Staar kämpfenden Augen, und sein immer offener, zwo Reihen schöner weißer Zähne zeigender Mund schienen die Wahrheit, Weltträume weit herbeiziehen zu wollen, und seine höchst gefällige, einnehmende Sprache, verbunden mit einem hohen Grade der Artigkeit und Bescheidenheit, fesselten jedes Herz, das sich ihm näherte." Zwischen diesem „theologischen Arzte oder medizinischen Gottesgelehrten" und Lavater saß Hasencamp, „ein vierzigjähriger, etwas gebückter, hagerer, hektischer Mann, mit einem länglichen Gesicht, merkwürdiger Physiognomie und überhaupt Ehrfurcht erweckendem Ansehen". Lavater nannte diesen, dem er seine Predigten über das Buch Jonas zueignete, seinen „durch mancherlei Demüthigungen bewährten lieben Freund"[2]), aber Hartmann hatte ihn aufgefordert, „die

---

1) Ueber den Mystiker Gerhard Tersteegen zu Mülheim an der Ruhr (1697—1769) vgl. Hagenbach „Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" I, 142 ff. Jacobi rühmt in einem Briefe an Lavater (II, 55) Tersteegen's Schrift: „Weg der Wahrheit, der da ist zur Gottseligkeit".

2) Von Hasencamp waren im Jahre 1772 erschienen: „Predigten im Geschmack der ersten drei Jahrhunderte der Christenheit, sammt einer Rede bei dem Begräbnisse des seligen Herrn Gerhard Tersteegen", „Von Wegräumung

Dummköpfe" Hasencamp und Collenbusch aufzugeben. Stilling sagt von Hasencamp: „Jedes Wort war ein Nachdenken und Wohlgefallen erregendes Paradoxon, selten mit dem System übereinstimmend; sein Geist suchte überall Luft und ängstete sich in seiner Hülle nach Wahrheit, bis er sie bald zersprengte[1]) und mit einem lauten Hallelujah zur Urquelle des Lichts und der Wahrheit emporflog. Seine einzelnen Schriften machen Orthodoxe und Heterodoxe den Kopf schütteln, aber man muß ihn gekannt haben; er schritt mit dem Perspektiv in der Hand beständig im Lande der Schatten hin und her, und schaute hinüber in die Gegend der Lichtsgefilde; was Wunder, wenn die blendenden Strahlen ihm zuweilen das Auge trübten!" Zur andern Seite von Collenbusch saß Heinse. „Man denke sich ein kleines, junges, rundköpfigtes Männchen", so beschreibt ihn Stilling, „den Kopf etwas nach einer Schulter geneigt, mit schalkhaften, hellen Augen und immer lächelnder Miene; er sprach nichts, sondern beobachtete nur: seine ganze Atmosphäre war Kraft der Undurchdringbarkeit, die alles zurückhielt, was sich ihm nähern wollte." Außer den genannten sieben Personen saßen um den ovalrunden Tisch noch ein Jung befreundeter junger Elberfelder Kaufmann, „ein Mann voller Religion, ohne Pietismus, glühend von Wahrheitshunger, ein Mann, wie es wenige gibt", Jung selbst und „noch einige unbedeutende, bloß die Lücke ausfüllende Gesichter". In einer solchen Gesellschaft mußte es freilich dem freien, der Natur und Kunst mit stürmender Begeisterung zugewandten, genial ausgelassenen Goethe sonderbar zu Muth werden, so daß nur sein lustiger Humor und der tiefe Antheil, den Jacobi gleich beim ersten Anblick in seiner aufglühenden Seele erregte, ihn unter diesen Frommen halten konnten. Jung's Beschreibung, in welcher sich kein Wort über Jacobi's und Goethe's jubelnde Freude beim ersten Zusammentreffen findet, ist hier gewiß mehr als ungenau. „Goethe konnte nicht sitzen", erzählt er; „er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben, nach seiner Art, wie königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudirte. Die Schönenthaler (Elberfelder) glaubten (Gott sei bei uns!), der Mensch müsse nicht recht klug sein; Stilling aber und andere, die ihn und sein Wesen besser kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem, hellem Blick ihn daniederschoß." Die Zusammenkunft dieser so seltsam vereinigten Personen hatte kaum eine halbe Stunde ziemlich tumultuarisch gedauert,

---

der Hindernisse der christlichen Rechtschaffenheit" u. a. Lavater war diesem und seinem Freunde Collenbusch viel zu freisinnig und heiter, so daß es zwischen ihnen fast zum Bruche gekommen wäre. Vgl. Geßner II. 138 f.

1) Johann Gerhard Hasencamp war vom Jahre 1766 an Rektor in Duisburg; ihm folgte von 1779 bis 1795 sein jüngerer Bruder. Beide stammten aus dem Dorfe Wegta im Tecklenburgischen. Vgl. Köhnen im Programm des Duisburger Gymnasiums vom Jahre 1851 S. 27 f.

als die Frommen sich entfernten, Goethe aber mit Jacobi und Heinse nach Düsseldorf aufbrach. Damals nahm Goethe die Beschreibung von Jung's Jugend mit, die er, mit manchen, dem Buche förderlichen Veränderungen, im Jahre 1777 erscheinen ließ, wo er durch unerwartete Einsendung des für die damalige Zeit höchst beträchtlichen Honorars von hundert und fünfzig Thaler in Gold, wie ein Engel des Himmels, den in äußerster Noth schwebenden armen Freund von tiefstem Herzenskummer erlöste. Bei den mancherlei Ungenauigkeiten, die Stilling sich in seiner Erzählung zu Schulden kommen läßt, wäre es möglich, daß Goethe erst im folgenden Jahre, wo dieser zweimal auf längere Zeit in Frankfurt und bei Goethe zu Tische war, dessen Jugendgeschichte erhalten hätte.[1]) Von Frankfurt aus ließ Goethe durch Jacobi an Jung ein Exemplar seines „Clavigo" gelangen, dieser aber zweifelte, ob das Stück wirklich von Goethe sei.[2]) „Werther's Leiden" scheinen auch den frommen Jung ergriffen zu haben, der Nicolai's „Freuden des jungen Werther's" für eine Verkleinerung des größten Genie's Deutschland's erklärte.[3]) Sehr unlieb mußte für Goethe der Verdacht sein, er habe Jung zu der schwachen Schrift: „Die Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister, den Verfasser des Sebaldus Nothanker"[4]), aus Rache gegen Nicolai gereizt.[5]) Im Oktober 1778 kam Jung als Kamerallehrer nach Lautern, 1787 nach Marburg, Ende 1803 als kurfürstlicher Leibarzt nach Heidelberg: aber je weiter sich Jung in seine spekulativ phantastischen Ansichten vom Jenseits und der Geisterwelt verlor, um so mehr mußte er unserm Dichter entfremdet werden und sich selbst ihm entfremden. Auf ihn bezieht sich Goethe's scharfe Aeußerung im Briefe an Lavater vom 17. Oktober 1779: „Was der treue kameralische Okulist mit dem **Bruder Herzog** will (dem Herzog von Weimar, mit welchem sich Goethe eben auf der Reise befand, auf welcher sie Jung wohl in Lautern besucht oder sonst angetroffen hatten), versteh' ich außer dem Zusammenhang nicht. Wenn's so ist, wie ich vermuthe, mag er's

---

1) Bei der Darstellung seines Aufenthaltes in Straßburg sagt Goethe (B. 21, 193), er habe Jung veranlaßt, seine Jugendgeschichte aufzuschreiben.

2) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 28. 31.

3) Vgl. Jung „die Theodicee des Hirtenknaben" S. 178.

4) Auch Lavater war mit dieser Schrift Jung's nicht zufrieden. „Bruder Jung", schreibt er (Nützliches Allerlei I, 106), „du bist ein herrlicher Mensch, und Gott gab dir viel Wahrheit und Einsicht, aber zum Schriftsteller unserer Zeit scheinst du mir nicht geboren zu sein. Daß du dich an Nicolai machtest! Schwangst du deine Schleuder auch wie David im Namen des Herrn Zebaoth, dessen Ordnung dein Goliath schmähte? Warum streiftest du ihn nur am Arm und am Helm, und warum fuhr dein glatter Stein ihm nicht in die Stirne, daß er zur Erden fiel in seiner furchtbaren Rüstung mit seinem Speer, gleich einem Weberbaum?" Vgl. auch Lavater's „vermischte Schriften" II, 233 f.

5) Nicolai wollte dieses aus glaubwürdiger Quelle erfahren haben. Vgl. die Merckischen Briefe I, 80. meine „Frauenbilder" S. 371 f. Note 2.

immer noch ein paar Jahrhunderte aufschieben, und es soll auch dann, will's Gott! nicht passen. Es ist nur, seit man den Katzen weis gemacht hat, die Löwen gehörten in ihr Geschlecht, daß sich jeder ehrliche Hauskater zutraut, er könne und dürfe Löwen und Pardeln die Tatze reichen, und sich brüderlich mit ihnen herumspielen, die doch ein- für allemal von Gott zu einer andern Art Thiere gebildet sind.“ Jung hoffte vielleicht auf eine Stelle in Weimar, wozu er sich durch seine ökonomisch-kameralistischen Kenntnisse befähigt glaubte, aber Goethe traute ihm keinen praktischen Blick und keine Ausdauer zu. Erst zwei Jahre vorher hatte er die Beschreibung seines Jugendlebens zum Drucke befördert.

Doch kehren wir zum Jahre 1774 zurück, so scheint Lavater, der einen gewissen Theodor Müller auf einem Dorfe bei Elberfeld (Ebertsau?) besuchen wollte, auf dieser Reise nicht mehr mit Goethe zusammengetroffen zu sein. Er trat sofort die Rückreise an, während Goethe sich bei Jacobi in vertraulichster Mittheilung seines ganzen Wesens erging und den Bund glühendster Herzensfreundschaft schloß. Goethe berührte auf der Rückreise, wo er wohl Frau von la Roche besuchte, wieder Ems, und traf auf's neue hier mit Basedow zusammen, mit dem er vor Mitte August nach Frankfurt zurückkehrte. Lavater war längst über Frankfurt hinaus, und bereits Mitte August wieder in Zürich. Jacobi's Bekanntschaft hatte ein gewaltiges Feuer in Goethe's Seele entzündet, welches dem freilich innigen Herzenszuge zu Lavater seine volle Nahrung entziehen mußte.

Lavater hatte mit Goethe verabredet, daß seine „physiognomischen Fragmente“ durch die Hände des Freundes zum Verleger, dem Buchhändler Reich in Leipzig, gelangen sollten, wobei er ihm das Recht einräumte, alles, was ihm mißfiel, zu tilgen, zu ändern und einzuschalten, was ihm beliebte, wovon Goethe aber, wie er selbst sagt (B. 22, 349), sehr mäßig Gebrauch machte. „Ein einzigmal“, bemerkt er, „hatte er eine leidenschaftliche Kontrovers gegen einen ungerechten Tadler eingeschoben, die ich wegließ, und ein heiteres Naturgedicht dafür einlegte, weswegen er mich schalt, jedoch später, als er abgekühlt war, mein Verfahren billigte.“ Ohne Zweifel ist hier das „Lied eines physiognomischen Zeichners“, mit dem Datum des 19. April 1775, jetzt „Künstlers Abendlied“ (B. 2, 178 f.) überschrieben, gemeint, das ursprünglich am Schlusse des ersten Bandes der „physiognomischen Fragmente“ stand. Vgl. auch Merck's Briefe I, 55.[1]). Lavater selbst bezeichnet dieses Lied und XVII Fragm. PP. Rameau (S. 266) als von Goethe herrührend. Von dem XVII Fragm. EE. Homer nach einem

1) Wunderlich lautet Nicolai's Urtheil über dieses vortreffliche kleine Lied, wenn er an Merck (I, 75) schreibt: „Was hat Herr Goethe gedacht, als er das Lied am Ende des ersten Theils der „Physiognomik“ schrieb! Im Ernste kann er so etwas unmöglich sagen, und war's Faunenblick — doch ich mag hier nichts weiter sagen.“ Man weiß, wie beschränkt Nicolai's dichterisches Gefühl war!

in Konstantinopel gefundenen Bruchstück (S. 245), und der sechzehnten Zugabe zu Fragm. IX, Judas und Compagnie nach Rembrand (S. 118), bemerkt er, sie seien fast ganz von Goethe, und über die zwei Köpfe nach Raphael XVII Fragm. G. H. (S. 198) habe dieser die meiste Wahrheit ausgegossen.[1] Den Anfang der Handschrift schickte Goethe am 2. Januar nach Leipzig.[2] Es war im Plane, zu gleicher Zeit eine französische Uebersetzung des Buches erscheinen zu lassen, wozu Goethe die Einleitung durch Gotter übertragen lassen wollte. Am 23. Januar und 13. Februar sendet Goethe Zugaben zu Fragm. IX ab, zu denen auch die über Apollo gehörte. Am 28. März[3]) schreibt er an Reich: „Ich bitte Sie, lieber Herr Reich, mir unschwer zu melden, wie lange Zeit ich habe, bis ich wieder etwas Manuskript zu schicken brauche. Die Ursache ist die. Aus Lavater's Hand liegt nun alles fertig bei mir, aber ich möchte doch noch einige Zugaben machen, woran ich wirklich angefangen habe. Indessen kann alles, wenn's sein muß, stündlich an Sie abgehn." Drei Tage später beantwortet er eine Anfrage wegen der vier ersten zu Fragm. XVII gehörenden „physiognomischen Uebungen". Am 5. April meldet er, an Lavater sei wegen des Portrait's des Markgrafen von Baden schon geschrieben, das, wie er höre, neu gravirt worden; dies Portrait des Markgrafen Friedrich Karl, dem der erste Band der „physiognomischen Fragmente" zugeeignet werden sollte, war als Zugabe zur Widmung bestimmt. „Ein Umstand nöthigt mich zu verreisen", schreibt Goethe am 19. April; „daher ich die Fragmente (vielmehr die „physiognomischen Uebungen" Fragm. XVII) PP. QQ. RR. nicht ausarbeiten kann, die Sie also aus beiliegendem Verzeichnisse (der Inhaltsangabe) auszulassen belieben. Dagegen ist hier Rameau PP. und das letzte der „physiognomischen Uebungen" (vielmehr der „Fragmente", Fragm. XVIII)." So hatte er also am 19. April die Last des ersten Bandes der „physiognomischen Fragmente" abgewälzt, in die er ohne Zweifel, abgesehen von einzelnen Auslassungen und den angeführten Zusätzen, manchen frischen Zug hineingethan hatte. Am 11. Mai war er im Besitze

1) Vgl. den dritten Band der „physiognomischen Fragmente" S. 14. 16. 21.

2) Die Briefe an den Verleger Reich gibt Jahn „Briefe an Leipziger Freunde" S. 218 ff.

3) Irrig steht sowohl bei Hirzel S. 173 als bei Jahn S. 224 Mai statt März, nach offenbarer Verwechselung dieser beiden unendlich häufig verlesenen, bei undeutlicher Schrift in jener Zeit, wo man May schrieb, oft kaum zu unterscheidenden Monatsnamen. Schon am 11. Mai erwartet Goethe die Exemplare; es könnte demnach, wenn in einem Briefe vom 28. Mai von weiterm Manuskript die Rede wäre, nur an den zweiten Theil der „physiognomischen Fragmente" gedacht werden, dessen aber erst in dem nächsten Januar, keineswegs aber schon in den folgenden Monaten des Jahres 1775 erwähnt wird. Man vergleiche die Briefe vom 29. August und 2. November 1775. Auch befand sich Goethe Ende Mai 1775 schon auf der Schweizerreise (vgl. meine „Frauenbilder" S. 297), unser Brief aber ist von Frankfurt datirt.

der ersten dreißig Aushängebogen, bis S. 240 (der ganze Band enthält 272 Seiten nebst der Zueignung), und er erwartete die Exemplare, um sie an Lavater zu senden, an den er sie wohl noch vor seiner eigenen Schweizerreise abschickte; denn kaum dürfte er selbst sie dem Freunde überbracht haben.

Lavater war unterdessen durch einen ohne Namen des Verfassers erschienenen Angriff des bekannten spätern Professor und Chorherrn Johann Jakob Hottinger, der damals erst vierundzwanzig Jahre zählte, im „Sendschreiben an den Verfasser der Nachricht von den Zürcherischen Gelehrten im ersten Bande der allgemeinen theologischen Bibliothek, worin nebst anderm einige Nachrichten von Herrn Diacon Lavater enthalten sind, von einem Zürcherischen Gelehrten," tief verletzt worden, in welchem seine Leichtgläubigkeit und seine Sucht, durch rasch hingeworfene Schriften Aufsehen zu erregen, nicht ohne Witz verspottet wurden. Lavater, heißt es hier, solle sich einen würdigen Mann, woran es in Zürich nicht fehle, einen Breitinger, Bodmer, Geßner, Steinbrüchel u. a., zum Aristarch seiner Schriften wählen. Er irre sich, wenn er sich einbilde, alle, denen seine Behauptungen oft falsch und oft ein bißchen lächerlich vorkämen, seien seine geschworenen Feinde. Wolle er einmal würdige Männer zu Rathe ziehen, von denen er sich, ohne seine Bescheidenheit in große Unkosten zu setzen, belehren und zurechtweisen lassen könne, und der „dienstfertigen Jungens" nicht achten, die, die Kohlschaufel in der einen Hand und die schmetternde Trompete in der andern, durch alle Gassen Deutschland's liefen, und jedem, der nicht zur Zunft gehöre, die Zunge „bis an den Schlund" wiesen, so solle er sehn, ob ein Mensch mehr Freunde habe, als er. Lavater sei und bleibe ein vortrefflicher Mann, der große Eigenschaften des Geistes und Herzens besitze, die ihm kein unparteiischer Richter absprechen werde; nur sollte er seinem „unbändigen Leibpferdchen", der Imagination, worauf er manchmal „über Stock und Staude" ventre à terre herumjage, daß einem Sehen und Hören vergehe, den Kappzaum anlegen. Wenn sein Kopf einmal von einer Idee warm sei, so habe er für alles übrige keinen Sinn mehr; er gleiche einem Liebhaber, dem, wo er gehe und stehe, immer nur sein Mädchen vor Augen sei, oder vielmehr gewissen Chinesen, die, wenn sie einige Jahre hindurch unausgesetzt auf ihre eigenen Nasenspitzen gesehen, nichts als Ein- oder Aussichten in die Essenz der Gottheit träumten. Bei Lavater, von dessen zeitweiligen Ausschweifungen seine Mitbürger Augenzeugen seien, falle ihm hundert- und hundertmal das Wort des „unsterblichen Verfassers" des „Götz von Berlichingen" ein: „Bei einer nähern Betrachtung mit denen Herren schwindet der Nimbus von Ehrwürdigkeit weg, den eine neblichte Ferne um sie herum leugt, und dann sind sie ganz kleine Stümpfchen Unschlitt." „Freilich", fährt er fort, „weiß unser eins kaum, was er von sich selbst oder anderen denken soll, wenn er in allen Zeitungen liest,

wo Herr Lavater auf der Reise nach den Gesundbrunnen aus der Postkutsche gestiegen, wo er gepredigt u. s. w., nicht anders als wenn der liebe Heiland leibhaftig umherreiste, den Menschen das Evangelium zu verkündigen und alle Wunder bis auf die Austreibung der unreinen Geister zu verrichten. Wenn dann ein ehrlicher Züricher ein solch Zeitungsblatt in die Hand kriegt, und sich selber frägt: Woher kommt diesem solches? Ist dieser nicht der Lavater, dessen Brüder und Schwestern bei uns wohnen und beten, und dessen mißlungene Wunderkuren unter uns von ihm zeugen? — so ist natürlicherweise die erste Bewegung Erstaunen, die zweite — ein lautes Hohngelächter." Der Verfasser spottet über Lavater's Glauben an eine allwissende Viehmagd im Luzerner Kanton, an eine Wasserprophetin zu Biel, welche ihm den Großsultan im Divan und im Serail und jeden Kardinal im Konklave in einer Flasche gezeigt habe, an den apostolischen St. Martin von Schierbach, der eine Kuh mit seinem eigenen Schatten geheilt und bei dem Lavater, um ihn recht zu beobachten, in einem Bette geschlafen; er wirft ihm ungeheure Mißhandlung der Logik, Hermeneutik und Sprachkunde vor. Auch von den mannichfach widerstreitenden Gerüchten über Lavater's noch nicht erschienene Physiognomik ist nicht ohne Bitterkeit die Rede. „Immer", bemerkt Hottinger, „verweist er (Lavater) einen auf das Werk. Nun denn, so wollen wir darauf warten und harren, wenn er uns gleich noch immer einige Wunder schuldig ist, die er uns verheißen hat, und alle, die er probirt hat, von der Heilung des kranken Pf. (Pfenninger?) bis zur Auferweckung des maustodten H. H. (Heinrich Heß?) ihm fehlgeschlagen haben." Es läßt sich nicht läugnen, daß Hottinger die Wundersucht und Leichtgläubigkeit Lavater's scharf und durchschlagend getroffen hatte, und man begreift es wohl, wie Bodmer von dieser Schrift sagen konnte, er möchte sie zwar selbst nicht geschrieben haben, weil er Lavater's Freund sei, doch sei es ihm lieb, daß sie geschrieben sei: aber eben so wenig ist in Abrede zu stellen, daß der Angriff von einer entschiedenen Parteilichkeit gegen Lavater und von Eifersucht auf den gewaltigen, sich immer weiter verbreitenden Ruhm des einfachen Züricher Diakons ausging, der manchen Höhergestellten ein Dorn im Auge war, und daß die große Gewalt der liebenswürdigen, milde beruhigenden Persönlichkeit Lavater's, der kein, nicht von neidischem Vorurtheile ergriffenes Herz zu widerstehn vermochte, hier völlig außer Acht gelassen war. Hottinger hatte ganz Recht zu bemerken, es gehe Lavater, wie allen Propheten, die nirgends weniger gelten, als im Vaterland, aber damit hatte er gerade sich selbst das Urtheil gesprochen: die, welche Lavater in Zürich nicht anerkennen wollten, waren gerade die Gelehrten, die freilich mit Lavater's Bibelauslegung sich nicht zufrieden erklären und seine Lehren von den Wundern, von dem Gebete u. a. nicht billigen konnten, aber sie gingen in ihrer spießbürgerlichen Anfeindung zu

weit[1]), und übersahen die ungeheure segensreiche Wirkung, welche er sowohl in seiner Gemeinde als nach außen auf tausende übte. Lavater selbst hielt es unter seiner Würde, auf diesen Angriff zu antworten. „Was soll ich zu dem Sendschreiben sagen?“ äußert er am 14. April 1775 gegen einen Freund. „So einen Grad von Bosheit — von einem Menschen, dem ich in meinem Leben nichts zu Leide gethan, als daß ich immer nur das Beste von ihm sagte, was ich wußte; von einem Mitbürger – von einem Mitgeistlichen hab' ich's nie als möglich geträumt. Was soll ich thun? antworten? mich vertheidigen? dem Unglücklichen vor aller Welt sagen, beweisen, mit Urkunden, mit lebendigen Zeugnissen darthun, daß er eine Unwahrheit an die andere hängt — und ihn dadurch vor aller Welt als den vorsätzlichsten Lügner prostituiren, und ihm dadurch seine Absicht, sich bei gewissen Leuten (die jedoch ganz anders von mir denken, so wenig sie sonst meinen besonderen Meinungen beitreten) einzuschmeicheln, vereiteln? Nein! Ich hab' schon oft, schon lange geschwiegen! will weiter schweigen; lieber, tausendmal lieber der Verläumdete sein, als der Verläumder. Wenn meine Landsleute schweigen können, so mögen sie's! — Ich mag wohl warten. — —“ Und Lavater durfte mit Recht hoffen, daß die Züricher selbst von ihm Zeugniß ablegen würden. Schon am Anfang Mai erschien in Frankfurt eine Vertheidigungsschrift unter dem Titel: „Ueber Lavatern“, worin Hottinger böser Wille vorgeworfen und Lavater's edles Streben, seine freilich nicht immer wohl angebrachte Wohlthätigkeit und seine unläugbaren großen Verdienste, die er sich besonders durch seine aszetischen Schriften erworben, hervorgehoben wurden. Lavater habe wohl gethan, den erloschenen Funken des Glaubens an Gott wieder anzufachen, und verdiene keineswegs Vorwürfe, wenn er die Fälle genau untersuche, wo sich heut zu Tage noch Wundergaben wirksam erzeigen sollen. Seine meisten Schriften seien nur zur Wirkung für die Gegenwart bestimmt; sein erzüberdauerndes Werk müsse die „Physiognomik“ werden; seine „Aussichten in die Ewigkeit“ dürften nur als rohe und sehr vermischte Materialien gelten, die unter den Händen eines geschickten, von allen Leidenschaften beruhigten Baumeisters zu einem schönen Roman verarbeitet werden könnten. Um dieselbe Zeit ließ Johann Jakob Heß, der Verfasser der „Geschichte der Lebensjahre Jesu“, seine „Gedanken über das Sendschreiben eines Zürcherischen Gelehrten“ erscheinen, worin der Nachweis geliefert wird, daß es ein Leichtes sein würde, auf ähnliche Weise, wie Hottinger an Lavater gethan, jedem würdigsten und verdientesten Manne einen Schandfleck anzuheften. Lavater sei kein bloßer Schwärmer, und jedenfalls würden seine Schwachheiten von seinen Verdiensten weit

1) Dieses gehässige Treiben der Züricher Theologen und Gelehrten gegen ihren Landsmann hat Zimmermann in der Schrift „über die Einsamkeit“ IV, 64 ff. (1785) in seiner ganzen Aermlichkeit und Erbärmlichkeit bloß gestellt.

überwogen. Die von Hottinger angeführten Einzelnheiten will er nicht prüfen, nur bemerkt er, daß es Unwahrheit sei, wenn J** B** von S**, der sich zu Wien, im völligen Vertrauen auf seine Wunderkräfte, zum ersten Staatsminister habe aufdringen wollen, zu einem „Untermirakulanten" Lavater's gemacht werde, da dieser ihn vielmehr gewarnt habe. Der hier gemeinte Wundermann ist Johann Baptist Salis in Chur.[1]) Hottinger's Sendschreiben mit den beiden Beurtheilungen wurde unter dem Titel „Herrn J. K. Lavater's moralischer Charakter, entworfen von Feinden und Freunden und Ihm selbst" zusammengedruckt, und erschien in demselben Jahre mit einer vom 15. Mai datirten Vorrede.[2])

Je schmerzlicher dieser Angriff für Lavater gewesen, der in diesem Jahre Pfarrer an der Waisenhauskirche ward, während sein Herzensfreund Pfenninger als Diakon ihm zur Seite trat, um so herzlichere Freude sollte ihm Goethe's Besuch im Juni desselben Jahres bereiten. Wie ehrenvoll mußte dieser Besuch des berühmten Verfassers von „Werther's Leiden", in welchem mit unendlicher Lust und staunender Bewunderung verschlungenen Roman Lavater's zweimal in Ehren gedacht war[3]), in den Augen seiner Zürcherischen Landsleute erscheinen! Und wie mußte sich Lavater's weich gestimmtes Herz dem Freunde erschließen, der in tiefstem Liebesleiden zu ihm kam, um von ihm Beruhigung und Frieden der Seele zu

---

1) Vgl. über ihn den „Kirchen- und Ketzer-Almanach auf's Jahr 1781" S. 148 f. Lavater's „ausgewählte Schriften" VII. 98. Geßner II, 64 f., wo auch S. 55 ff. 152 ff. die übrigen Geschichten in ein ganz anderes Licht gesetzt werden.

2) Hegner theilt S. 64 aus einem Briefe Hottinger's an Lavater vom 2. Dezember 1775 folgende Stelle mit: „Bei Gott, dem allmächtigen, dessen Wahrheit ich über alles liebe, schwöre ich Ihnen, daß ich nie keinen Funken Haß oder Neid in meinem Busen gegen Sie getragen habe und auch jetzt keinen trage. Dessen ungeachtet kann es sein, daß ich Sie widerlegen und gegen Ihre Meinungen schreiben würde, aber nie ohne Gott und meinem Gewissen Rechenschaft darüber geben zu können, auch schwerlich jemals mehr durch Satiren. Aber die Freiheit, die Wahrheit rund heraus zu sagen, werde ich mir nie nehmeu lassen. Das gleiche Recht gegen mich würde ich Ihnen geben, wenn Sie's nicht von selbst hätten." Leider sind die Datirungen Hegner's so gar unzuverlässig. Man sollte fast meinen, die andere Stelle Hottinger's, welche Hegner auf den 13. Januar 1785 verlegt, beziehe sich auf jene. Zimmermann gab Hottinger in Bezug auf Lavater's früheres Wundertreiben fast Recht. „Aber Lavater'n, so wie er jetzt ist (wenn er nicht gaßnerisirt), möchte ich gegen das Fröschenvolk, das ihn seiner „Physiognomik" und seines Ruhmes wegen verfolgt, rächen" (Hegner S. 66). Vorher hatte er ihn getadelt, daß er sich Hottinger's „Sendschreiben" und „allen daher entstandenen Schnickschnack" so sehr zu Herzen nehme (Hegner S. 51). Spalding erklärt sich entschieden gegen den Ton des „Sendschreibens" (Hegner S. 52), Fritz Stolberg aber freute sich herzlich, als ein Mädchen dem Verfasser desselben Lavater's wegen einen Korb gab (Hegner S. 70).

3) B. 14, 38: „Wir haben nun von Lavater'n eine treffliche Predigt hierüber (über die böse Laune)." 99: „Eine Närrin, die sich abgibt, gelehrt zu sein, sich in die Untersuchung des Kanons melirt, gar viel an der neumodischen, moralischkritischen Reformation des Christenthumes arbeitet, und über Lavater's Schwärmereien die Achseln zuckt."

empfangen! Die mildheitere, Frieden und Sabbathstille verbreitende Persönlichkeit Lavater's und seine ganze von christlicher Einfalt getragene Umgebung wirkten auf das stürmische Dichterherz wundervoll ein, und eigneten es dem frommgläubigen lieben Manne in seelenvollster Verehrung zu. Mit gleichem Gefühle der Seligkeit, wie Zimmermann wenige Monate später, mag Goethe damals auf der Zinne von Lavater's väterlichem Hause, wo dieser zur Zeit noch wohnte, verweilt, und im reinsten Einklange mit dieser edlen Menschlichkeit und in Bewunderung der reichen Natur seine tiefsten Herzenstöne angeschlagen haben. „Ein einziger Blick", so beschreibt Zimmermann diese zauberische Aussicht, „umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den herrlichen Zürichsee und seine reichen Ufer, und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät. Himmelsruhe umgab mich bei diesem Anblick." Nach wenigen Tagen machte Goethe mit seinem Freunde Passavant einen Ausflug in die kleinen Kantone, aber bis zur Spitze des Gotthard verfolgte ihn die Erinnerung an die Geliebte, der er zu entfliehen gedacht hatte. Bei der Rückkehr fand er auch die Grafen von Stolberg und von Haugwitz wieder, mit denen ein heiteres Zusammenleben sich gestaltete, doch machten die ausgelassenen gräflichen Freunde dem guten Lavater manche Unannehmlichkeiten, die besonders damals diesen empfindlich berührten.[1]) Mit Goethe besprach Lavater außer der Liebe zu Lili, worüber er ihn beruhigte, besonders die Fortsetzung der „physiognomischen Fragmente". Auch der Angriffe auf Lavater wurde gedacht, deren Unbilligkeit Goethe tief empfand, wenn er auch in seinen religiösen Ansichten mit diesem nicht übereinstimmen konnte; doch verschwand jeder derartige Mißklang vor dem Zauber seines von Glaubens- und Liebeskraft durchdrungenen Wesens. Mit Lavater's Bruder, dem wackern Arzte und Apotheker, ward die alte Bekanntschaft erneuert. Unter allen Personen aber, die Goethe damals in Zürich kennen lernte, übten Pfenninger und Frau Schultheß, die er beide in der Beschreibung der Schweizerreise übergeht, den bedeutendsten Eindruck auf den jugendglühen Dichter aus. Barbara Wolf, geboren im Jahre 1745, hatte sich im Jahre 1763 mit dem Kaufmann David Schultheß im Schönenhof zu Zürich vermählt. In Lavater's Freundeskreis war sie erst im Jahre 1772 eingetreten. Sie wird als eine sehr ernste, nicht wortreiche, geistvolle, aber durchaus praktische, sehr belesene, aber mit ihrem Wissen nicht prahlende, alles Aufsehen meidende, etwas verschlossene Frau geschildert, die jedem höchste Achtung eingeflößt habe. Welche gewaltige Anziehung sie auf Goethe geübt, zeigen die Briefe an Lavater, wo sie meist unter dem Namen Bäbe erscheint. Lavater selbst beehrte sie mit dem Titel der Immergleichen.[2]) Am 2. Juli lernte er bei Lavater

---

1) Vgl meine „Frauenbilder" S. 310 f.

2) Ihr Gatte starb schon im Jahre 1778, sie selbst erst dreißig Jahre

auch den treuherzigen, fromm-christlichen Wilhelm Brenner von Basel kennen, der sich eines solchen Freigeistes in dem Freunde Lavater's und Pfenninger's nicht versah, und ihm am 31. August den wunderlichen, gutmüthig beschränkten Brief über die Unchristlichkeit des „Traktätleins: die Leiden des jungen Werther's" schrieb, das er erst nach Goethe's persönlicher Bekanntschaft gelesen.[1])

Nach Frankfurt zurückgekehrt, wurde Goethe bald wieder von Lili unwiderstehlich angezogen. Am 13. August (die Rückkehr war gegen den 25. Juli erfolgt) schreibt er an Lavater: „Luisens (der Prinzessin Luise von Darmstadt, der Braut des Erbprinzen von Weimar) Portrait, das ich für dich in Händen habe, sollst du ehestens erhalten; ich hab' ihr geschrieben.[2]) Das Gedicht an sie ist das beste, was du je gemacht hast. Gott segne deinen Buben, dein Weib und alles! Mein Vater macht ihr eine Galanterie in die Wochen; nehmt's freundlich auf!" Er bittet ihn, er möge ihm ehestens etwas für die Physiognomik (für den zweiten Theil) schicken. „Ich sitze in Offenbach, wo freilich Lili ist. Ich hab' sie von dir gegrüßt. Ich schicke dir ehestens ihre Silhouette, weiblich. Mach' ihr etwas in Versen, das sie im Guten stärke und erhalte. Du kannst Guts thun, und du willst." Am folgenden Tage erzählt er dem Freunde, wie er gestern mit Lili ausgeritten und mit der alten Fürstin von Waldeck zusammengetroffen, die mit solcher Wahrheit und Wärme von Lavater geredet habe, daß es ihm ganz wohl geworden. „Sie läßt dich herzlich grüßen. Lili grüßt dich auch. Und mir wird Gott gnädig sein. Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn, und sing' ihm Psalmen, von denen du ehestens eine Schwingung erhalten sollst." Ein paar Wochen später scheinen die von Hirzel (S. 14) irrig dem Juli zugeschriebenen Worte zu fallen: „Ich bin sehr aufgespannt,

---

später, im April 1818, nachdem sie fast zwei Jahre vorher, im Herbste 1816, die an sie gerichteten Briefe an die Betheiligten abgegeben oder verbrannt hatte. Ihre älteste Tochter vermählte sich 1791 mit Lavater's späterm Schwiegersohne, dem damaligen Diakon Georg Geßner, starb aber bereits im folgenden Jahre. Die jüngste Tochter Anna ehlichte im Jahre 1803 den spätern Statthalter und Oberrichter Jakob Geßner, bei welchem die Mutter bis an ihren Tod verweilte. Zu ihrem Andenken erschien als Handschrift gedruckt „Denkmal einer Edlen" (24 S. in 8.) von Antistes Geßner.

1) Vgl. Lewald's „Europa" 1840 III, 129 ff.

2) Ganz anders urtheilte Zimmermann, wenn er in dem Briefe vom 11. Dezember 1775 (Hegner S. 65), nachdem er den Gedanken, der Herzogin Luise den zweiten Band der „physiognomischen Fragmente" zu widmen, gebilligt hat, bemerkt: „Nur mußt du dir dazu die Erlaubniß ausbitten, und dich bestreben, sie in einer Menschensprache anzureden, und nicht in der Sprache einer überspannten, fieberhaften Phantasie, wie in dem übermenschlichen Gedichte, womit du dir ihr Schattenbild ausgebeten, und zu meinem Erstaunen erhalten hast." Hegner gibt unter dem 10. März 1777 die Worte Goethe's: „Das Gedicht an Luise ist das beste, was du je gemacht hast", worauf unmittelbar folgt: „Noch einige kalte Bäder und etwas Roborantia, und du bist ein unverbesserlicher Bruder", darauf die Worte, welche weiter unten auch Hirzel hat: „Du kannst Gutes thun, und du willst." Jedenfalls ist das Datum irrig.

um nicht zu sagen, über. Doch wollt' ich, du wärest mit mir; denn da ist wohl sein in meiner Nachbarschaft. Schreibe doch auf, was du wolltest, daß ich für dich sähe, wenn ich nach Italien ging'."[1]) Gegen Mitte September ward das Verhältniß zu Lili ganz abgebrochen. Goethe sah bald darauf den Herzog von Weimar, der zur Vermählung reiste, und Lavater's Freund Zimmermann, der diesen mittlerweile besucht hatte. „Zimmermann und ich waren trefflich zusammen — du stellst dir's vor", schreibt Goethe gegen den 20. September, gleich nach Zimmermann's Abreise.[2]) „Und hätte dir vielerlei zu sagen, wenn du nicht jedermann meine Briefe wiesest. Es kann wohl deine Art sein, unterhaltend für andere; aber ich kann nicht leiden, daß meine Briefe einem Menschen das offenbaren, dem ich den zehnten Theil davon nicht mündlich sagen würde.[3]) Sein Betragen gegen dich bleibt besser unentschuldigt; es ist besser, daß einem so was unerklärlich bleibt.[4]) — Ich hab' ihn sehr darüber gepeinigt, ob er gleich mit einer captatio benevolentiae die Geschichte anfing. — Es that ihm sehr weh, dich so geängstet zu haben, und du Guter, es wird dir nicht das letztemal so gegangen sein.[5])

C'est le sort d'un amour extrême
De faire toujours des ingrats.

Mir wird, je länger, je mehr, das Treiben der Welt und der Herzen unerklärlich. Einzelne Züge, die sich überall gleichen, und doch nie daran zu denken, daß der große menschliche Kopf ein Ganzes der Menschenwirthschaft übersehn werde." Lavater muß ihm weitere Beiträge zur „Physiognomik" geschickt haben, worauf sich die folgenden Worte beziehen: „Hab' gestern ein bißchen über die vier Wahnsinnigen und Brutus geklimpert. Bruder, Bruder, wie schwer ist's, das todte Kupfer zu beleben, wo der Charakter durch mißverstandene Striche mitdurchschimmert, und man immer schwankt, warum das was bedeutet und doch nichts bedeutet! Beim Leben wie anders!" Im zweiten Bande der „physiognomischen Fragmente" findet sich S. 256 ff. eine Ausführung über Brutus, die schon Orelli Goethe zuschreiben möchte. Die „vier Wahnsinnigen" dürften später ausgefallen sein; denn unmöglich können die „vier Thorenköpfe" S. 183 oder gar die „vier männlichen Thoren" S. 181 dafür gelten. Am Schlusse des Briefes heißt es: „Grüß' Bäben! Sie soll mir doch etwas über sich und dich schreiben."

---

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 329.

2) Bei Hirzel S. 9 ff. Vgl. meine „Frauenbilder" S. 348.

3) Die Worte „wenn — sagen würde", gibt bloß Hegner S. 91 f., aber unter dem irrigen Datum des 8. Januar 1777.

4) Zimmermann hatte sich nur kurze Zeit bei Lavater aufgehalten, da er von dem kranken Haller nach Bern berufen wurde. Vgl. Hegner S. 53.

5) Zimmermann schreibt im Dezember 1775 an Lavater (Hegner S. 65 f.): „Ich habe es an Goethe in Frankfurt gesagt, und er war meiner Meinung, daß du aber auch wirklich ein wenig Tracassier bist, Tracasserien liebst, id est denselben Gehör gibst."

Ein neues Leben begann für Goethe bald darauf in Weimar, wo er in der ersten Zeit als Gast weilte. Dorthin sandte ihm Lavater die weitern Mittheilungen zu den „physiognomischen Fragmenten". Goethe erwiedert darauf am 22. (bei Hirzel steht irrig der 21.) Dezember 1775: „Nach einem herrlichen Wintertag, den ich meist in freier Luft, Morgens mit dem Herzog, Nachmittags mit Wielanden, zugebracht habe, ziemlich müde und ausgelüftet, sitz' ich bei Wielanden, und will sehn, was ich an dich zusammenstoppele über die mir geschickten Kapitel der „Physiognomik". Kurz genug, und, will's Gott, bündig und treffend, das ist alles; denn Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, der ich in verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgens zur Nacht umgetrieben werde. — Ich geh' auch wohl nach Leipzig. Hast du nun da was, so schreibe bei Zeiten und laß mich's ausrichten." Auf den Wunsch des Herzogs fragt er, wen Lavater wohl, wenn Herder nicht käme, zum Generalsuperintendenten vorschlagen würde. „Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther, und wir einander täglich verbundener. Grüß' mir alles! Von Passavant hab' ich liebe Briefe, auch von Zimmermann, der mir deinen guten Muth meldet. — Mir geht alles nach Herzenswunsch; auch dir geh' es so!" In einer Nachschrift heißt es: „Bäben (Bäbe?) kann sich auch wieder einmal erheben, mir zu schreiben. Grüß' dein Weib! Sei mir nicht gar zu lakonisch!" Von Erfurt aus, wohin der Herzog den Dichter eingeladen, sucht er ihn am letzten Tage des Jahres wegen seiner Sorgen um die „Physiognomik" und seiner eigenen großen Zerstreuung wegen zu beruhigen. „Wie du missest, soll dir wieder gemessen werden. Sei wegen der „Physiognomik" außer Sorgen! Ich bin noch in Thüringen, immer höchstens anderthalb Tagreisen von Leipzig. Will schon machen und leiten. Wieland erkennt dich.[1]) Ich bin dein.

---

1) Wieland, der seit 1752 mehrere Jahre in Zürich lebte, war der erste Mensch, der auf Lavater besondern Eindruck machte, da sich die Knaben von seinen Talenten gar Wunderliches erzählten. Vgl. Geßner I, 63. Aber mit der Richtung, die dessen Muse seit seiner Rückkehr nach Deutschland einschlug, konnte er sich unmöglich befreunden. Manchen Spott Wieland's durfte er sehr wohl auf sich beziehen. In seinem „Tagebuche" vom Jahre 1772 tadelte Lavater das Unmoralische in vielen Wielandischen Dichtungen, und rief alle Christen auf, für ihn als für einen schwer gefallenen Sünder zu beten. Vgl. Jacobi's „auserlesenen Briefwechsel" I, 124. 135. Eine Mahnung, sich in Zukunft solcher Darstellungen zu enthalten, muß der Gegenstand eines Briefes von Lavater an Wieland gewesen sein, den letzterer am 4. Juni 1773 an Jacobi mit den Worten sandte: „Sie sehen, wie richtig in „Musarion" (B. 3, 14) gesagt ist: Diese Geisterart kann keinen Scherz ertragen; indeß was soll man mit einem Narren anfangen, der so viel Genie und, wie es scheint, ein so gutes Herz hat, wie dieser Seraphsreiter? Ich denke, ich antworte ihm kurz, unverfänglich und freundlich. Aber übereilen wollen wir uns doch nicht. Er hat mir in seinem „Tagebuche" viel zu Leide gethan." Am 1. März 1774 schrieb Hartmann an Lavater: „Nicht Wieland hat gesagt, daß deine geistlichen Lieder für Geisterseher geschrieben seien; thue Wieland nicht

Thomasele mir nicht! Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in der See." Am 5. Januar 1776 sendet Goethe dem Verleger den Anfang zum zweiten Bande der „physiognomischen Fragmente" zum Druck, am 15. die Fortsetzung, und den Rest des ersten Abschnittes hofft er in wenigen Tagen nachzusenden. In diesem Abschnitte, welcher die ersten zwölf Fragmente enthält und mit S. 134 abschließt, ist die Erklärung der dreizehnten Tafel zu Fragment XII S. 125 f.: „Vier männliche Silhouetten, bloße Umrisse in Ovalen mit Linien T.", nach Lavater's eigener Angabe[1]) ganz von Goethe; aber schon die stückweise Einsendung der Handschrift an den Verleger zeigt, daß Goethe auch noch manches andere daran zu thun fand. Unter dem 22. Januar 1776 gibt Hegner die Worte Goethe's an Lavater: „Wenn ich dich ein andermal um etwas frage, so antworte du mir! Warum wegen Herder's an Luise?! Transeat cum caeteris propheticis erroribus!"[2]) Wahrscheinlich hatte Lavater in einem Briefe, worin er die Herzogin Luise um die Erlaubniß bat, ihr den zweiten Band der „physiognomischen Fragmente" zueignen zu dürfen, auf eine Frage Goethe's geantwortet und zugleich eine Frage wegen Herder's gethan, wir vermuthen, beides in Bezug auf die Stelle eines Generalsuperintendenten, weshalb Goethe am 22. Dezember angefragt hatte. Aus dem Februar ist uns nur die einzige Stelle aus einem Briefe Goethe's vom 22. mitgetheilt: „Alle deine Ideale sollen mich nicht irre führen, wahr zu sein, und gut und böse, wie die Natur." Lavater war damals wohl wieder mit seinen christlichen Ideen auf Goethe eingedrungen, wenn die Datirung anders richtig ist. Am 10. März verspricht Goethe dem Buchhändler Reich, ihm nächstens das zur Beendigung des (bei S. 204 schließenden) Fragm. XXII. fehlende Blatt senden zu wollen. In diesem Theile des Werkes sind nach Lavater's Angabe S. 137—142: „Eingang. (Der Geschlechtsunterschied des Menschen von den Thieren.)" und „Fragment XIII. Thierschädel. Aristoteles von der Physiognomik", ganz

---

Unrecht!" Im September 1775 wendete sich Wieland an Lavater als seinen „zukünftigen Freund", da er es in dieser Welt nicht werden könne, weil ihre Naturen zu verschieden seien. Und am 27. Oktober schrieb er: „Sie sind eines der herrlichsten Geschöpfe Gottes in meinen Augen, und ich ehre und liebe Sie, wie ich noch wenige, vielleicht noch keinen Sterblichen geehrt und geliebt habe." Darauf am 1. Dezember: „Goethe grüßt Sie; das thun auch die Brüder Stolberg, die herrlichen Seelen. Alle drei lieben ihren Lavater, der gewiß auch bald der Meinige ist."

1) In der Revision des zweiten Bandes, III, 28 der „physiognomischen Fragmente".

2) „Es gehe vorüber mit den übrigen prophetischen Irrthümern!" Es muß auf Verwechselung beruhen, daß wir bei demselben unter dem 16. September 1776 die ähnliche Stelle lesen: „Wenn ich dich künftig frage, so antworte mir. Es kann alles gut sein, was du dir denkst und wähnst, aber wenn ich frage, muß du nie Weibern antworten; wie man auch dem nie schreiben soll, als dem, mit dem man gelebt hat, und nur im Maß, als man mit ihm gelebt hat." Bei Hirzel steht diese Stelle nicht im betreffenden Briefe.

von Goethe. „Ich habe noch sehr viel in Händen", heißt es weiter im angeführten Briefe, „und fürchte, der zweite Theil möge zu stark werden." Vier Tage früher hatte er an Lavater geschrieben: „Lieber Bruder, sei nur ruhig um mich, und ermatte dich nicht, Müdling [1]), ohne Noth. Ich hab' all deine „Physiognomik"; aber der zweite Theil wird stärker, wie ich's jetzt überlege, und will darum mit Reichen reden, daß das auch gut werde. Verlaß dich! — Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen. Aber laß mich von dir hören! Es ist nicht genug, daß du mich liebst, ob das gleich alles ist; auch durch amanuenses ist schon gut." Lavater bedurfte oft der stärkenden Mahnung der Freunde, da er nicht selten das Zutrauen zu sich selbst verlor, woher ihm Füßli einmal zuruft: „Wirke dein Heil nicht immer mit Furcht und Zittern!" [2]) Das Verkennen seines Strebens schmerzte ihn tief, und er litt durch den unendlich ausgebreiteten Briefwechsel, der alle Tage wuchs und ihm seine beste Zeit raubte. „Thue nur das", schrieb ihm Zimmermann, „was ein Philosoph an deiner Stelle thäte, und was ein Prediger thun muß, so hast du Zeit genug." Und ein andermal: „Schneide alles Ueberflüßige ab, bleib' bei der Stange! Schicke alles zum Teufel, was nicht zum Zweck dient! — Man sieht gar zu gut, daß du nicht stark genug bist, Narren ihrer Narrheit zu überlassen." [3]) Am 11. Dezember 1775 spricht Zimmermann ihm zu, er möge sich um seine kleinlichen Gegner doch gar nicht kümmern. „Hundsfötter schimpfen auf dich und die „Physiognomik", und stehen doch gern drinn. So niederträchtig wäre doch kein Deutscher, wie diese Schurken in Zürich. Professor Usteri will dich durch Impertinenz zerstampfen, sagst du. Laß doch die Unholde sammt und sonders gigagen, schreien, stampfen, und lache der Kleinstädtler!" Bei solchem Kleinmuth und solcher Aengstlichkeit Lavater's mußten besonders Goethe's Ermunterungen und der kecke Muth, mit welchem dieser, schon damals entschlossen, sich ganz der Weimarischen Regierung zu widmen, das Leben ergriff, gar mächtig auf ihn einwirken.

---

1) Lavater seufzte oft, daß er unter seinen Lasten erliege, und pflegte sich deshalb einen Müdling zu nennen. Am 4. März 1776, also zwei Tage vor Goethe's Brief, schreibt Wieland (Hegner S. 74 f.): „Lavater ein Müdling! Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie es mich im Innersten verwundet und schmerzt, daß ich Sie unter dem Drang solcher Arbeiten, solcher Geist und Leib erschöpfender Arbeiten und Sorgen seufzen sehe, und dann noch denken muß, daß es Menschen gibt, die es über ihr Herz bringen können, einem Lavater sein Leben zu verbittern." Zimmermann scherzt über den Titel Müdling (Hegner S. 46), und spottet über die viele unnütze Arbeit, die Lavater sich selbst auflege. Scherzhaft nennt Goethe einmal nach einer Redoute Frau von Stein seinen „lieben Müdling" (II, 31). Vgl. auch Hegner S. 283. Knebel's „Nachlaß" II, 401 f.

2) Vgl. die Merckische Briefsammlung I, 62.

3) Vgl. Hegner S. 46. 72.

Indessen konnte dieser doch nicht unterlassen, in einem vom 1. April 1776 datirten „Schreiben an seine Freunde" sich über die erlittenen Angriffe und Verläumdungen offen auszusprechen.[1]) Er stehe, schreibt er, jetzt immerfort zwischen zwei Feuern, dem von seinen Gegnern und dem von seinen Freunden; von ewigen Aufforderungen zu reden werde er bedrängt und schwebe immer in Angst, daß seine Freunde zur Unzeit und unrecht für ihn auftreten möchten. In diesem Schreiben, worin er nach so langem Schweigen sein volles Herz in den Schoß der Freunde ausschütten will, möchte er diese und die Welt überzeugen, einerseits, daß er in seiner Lage über gewisse Sachen nicht reden könne und solle, anderntheils, daß seine Freunde um eben dieser Lage willen nicht für ihn reden sollen. So lange der Verfasser, den er liebe, und von dem er wisse, daß er noch sein Freund werde, wenn er ihn näher kennen lerne, seine Behauptungen, die er für Verläumdungen erklärt habe, nicht beweise, so lange werde er nicht auftreten; alle Verläumdungen, die man gegen ihn vorbringe, zu widerlegen, würde es ihm an Zeit gebrechen. So habe man ihn als Verfasser von neun ungedruckten Aufsätzen bezeichnet, mit denen er in gar keiner Beziehung stehe, und diese Lüge hartnäckig behauptet; so habe man neulich gemeldet, er sei wegen verschwenderischer Wohlthätigkeit von der Obrigkeit bevogtet worden, man habe ihn als rasend anschließen müssen, er sei fallit geworden: den Urhebern solcher Nachrichten liege es ob, die Wahrheit ihrer Aussagen zu beweisen, ihm dürfe man nicht den Nachweis der Unwahrheit zuschieben. Doch erklärt er sich bereit, sein Wort, daß der Verfasser des „Sendschreibens" ein Verläumder, ein vorsätzlicher Lügner sei, zurückzunehmen, in sofern dieser getäuscht sein könne, behauptet dagegen nach wie vor, daß er vieles, was ihm darin zugeschrieben werde, ganz und gar nicht, wohl aber gerade das Gegentheil davon gethan habe. Die Gründe, warum er keine Vertheidigung seiner Freunde wünschen könne, setzt er weitläufig auseinander, wobei er die Beschuldigung, daß er ein Schwärmer sei, weit von sich abweist, im Gegentheile behauptet, keine Meinung in der Welt könne eigentlich antifanatischer sein, als die seinige von der jetzt noch fortdauernden Möglichkeit auffallender Geisteskräfte nach Art der evangelischen. Religiöser Schwärmer sei nur der, welcher seine Einbildungen für göttliche Offenbarungen halte, der fälschlich glaube, im Namen der Gottheit zu handeln. „Ich weiß, daß ich kein Schwärmer bin und die Schwärmerei verabscheue, so sehr ich auch vor Jahren, wie ich auch im „Tagebuche" irgendwo umsonst geäußert habe, *den Abgründen der Schwärmerei nahe gewesen sein* mag. Ich danke Gott innigst dafür, daß ich's Jahre lang nicht mehr bin, und ich werde ihn täglich bitten, mir Weisheit zu geben, daß *ich nie Einbildung* mit *Empfindung*, *Urtheil* mit *Erfahrung*,

1) Das Schreiben ist in Orelli's Auswahl VII, 76—103 aufgenommen.

Schein mit Wesen, meine Gedanken mit seinen verwechsele. — Durch das Sendschreiben auf's neue vorsichtig gemacht, werde ich, so viel ich, ohne wider meine Ueberzeugung zu handeln, thun kann, auch allen Schein der Schwärmerei zu meiden, immer mehr auf meiner Hut sein. Auch werde ich alles aufbieten, jeden Menschen, bei dem ich einen Hang zur Schwärmerei wahrzunehmen glaube, von diesem fürchterlichen Abgrunde zurückzuziehen, ihn durch meine eigene Geschichte — zu warnen. Gott weiß es, und meine Freunde und Gegner wissen es, daß ich seit mehr als vier Jahren mündlich und schriftlich, in Prosa und Versen gegen dieses Ungeheuer, in welches ich so rasend verliebt sein soll, gekämpft habe, daß ich eben deswegen von wirklichen Schwärmern als ein Feind Gottes und ein Kind des Satans angeschrieen worden bin." Und doch konnten seine besten Freunde, wie Zimmermann, ihn nicht genug vor der Wundersucht warnen.[1]) Schließlich bemerkt er, sein tägliches Leben solle, so lange Gott ihm zur Seite stehe, zeigen, daß er ein ehrlicher Mann, und seine Reden und Schriften, daß er kein Narr sei, sonst könnten alle Vertheidigungen seiner Freunde nichts helfen. Von diesem Augenblick an soll alles vergeben, vergessen und vergraben sein, und er will über das „Sendschreiben" mit keinem Menschen mehr ein Wort verlieren. Man sieht, wie Lavater vom besten Willen durchdrungen ist, und gern seine Wundersucht aufgeben, die Angriffe seiner Gegner unbeachtet lassen möchte, wäre er hierzu nicht zu schwach.

Von Leipzig aus, woher Goethe am 4. April zurückkehrte,[2]) schrieb er an Lavater: „Ueber die Platten hab' ich nur so was hingeworfen (Fragm. XXXIII und XXXV, zu Thierabbildungen?), damit der Band fertig werde. Wenn du mich nur anbläsest; denn ich sage dir, was du von mir begehrest, dazu sieh bald. – Hättest du mir Newton geschickt (die Erklärung von Newton Fragm. XXXIV S. 276 ff. ist demnach von Lavater) — der wäre gesät und geerntet worden. Du mußt mich kennen lernen, wenn du mich brauchen willst: du bist zwar dadrinnen sonst ein feiner Schelm, aber ich will dich's noch weiter lehren."[3]) In demselben Briefe schreibt er: „Deinen Abraham („Abraham und Isaak, ein religiöses Drama") erwart' ich freundlich. Weiß zwar kein Wort, wie ich ihn hätte dramatisiren dürfen[4]), doch will ich deiner Poesie gern förderlich und dienstlich sein. — Pestaluz (Pestalozzi) hat mir

1) So schreibt Zimmermann am 5. Mai 1775: „Wenn du doch auch nur einmal deine Wunderboutique zuschlössest!" In der Schrift „über die Einsamkeit" (1785) erklärte er sich II, 88 ff. entschieden gegen den Wunderglauben Lavater's, diese „riesenhafte" Lehre eines „großen Originalkopfes", der zuweilen ein fast übermenschlich kühner Denker sei.

2) Hirzel setzt den Brief nach dem 11. September 1776.

3) Die Worte: „Du muß — lehren" gibt Hegner in gewohnter Verwirrung unter dem 4. October 1782.

4) Ueber das dramatische Moment in der Geschichte Abraham's vgl. Lavater's „ausgewählte Schriften" I, 40.

seine Ankunft melden lassen." Kurz nach der Rückkehr von Leipzig, in der ersten oder zweiten Woche des April, berichtet er: „Deinen Abraham hab' ich nun. Deinet (in Frankfurt) will ihn drucken, und ich will thun dran, wie mir's um's Herz ist; bin ich doch nicht weder in Abraham's Fall noch Isaak's. Das Stück wird gute Wirkung thun. Will auch einen Würzruch drein dämpfen hier und da meines Fäßchens, denk' ich. (Es erschien in diesem Jahre in Winterthur, wohl ohne irgend eine Zuthat Goethe's.) Pestaluz war sehr gut. Ich sagt' ihm gleich, ich wünschte, du kenntest deine Landsleute besser, und sie dich besser Er redete ganz für dich — ohne aber. Gott geb', aus einem feinen Herzen!"

Anfangs Mai erschien der zweite, der Herzogin von Weimar gewidmete Band der „physiognomischen Fragmente", zu welchem Goethe am 25. April Titelblatt, Zueignung, Inhaltsangabe und Schluß an den Verleger sandte. Am 16. April theilte er die Bogen der Physiognomik an Frau von Stein mit, wünschte sie aber zurück, um sie binden zu lassen.[1]) Auch dieser Band fand nicht bloß bei Lavater's Freunden eine freundliche Aufnahme, wenn es ihm auch nicht an Gegnern fehlte, wie auch manche seiner Freunde seine Vertheidigung in dem oben angeführten Schreiben nicht billigen konnten.

Bald darauf wurde Goethe durch sein Verhältniß zu Frau von Stein sehr geängstet. Mitte Juli machte er mit dem Herzoge Ausflüge nach Apolda und Ilmenau, wo ein Besuch der verehrten Frau ihn herzlich erfreut. Etwa eine Woche nach der Rückkehr, in der Nacht des 25. August, wendet Goethe seine Gedanken wieder zu Lavater. „Ich will wenigstens wieder einmal einen Brief an dich anfangen", schreibt er[2]), „daß wir uns nur einmal wieder berühren. Eine herrliche Mondennacht! Ich bin über die Wiese nach meinem Garten eben herausgegangen, habe mich in Nachtdämmer geletzt, und denke an dich. — Lieber Bruder, daß du just so geplagt sein mußt zur Zeit, da ich so glücklich bin, da mir das Schicksal einen ganz reinen Moment bereitet, daß ich nicht müßig sei, eine wirkende Entfaltung für die Zukunft. Gute Nacht!" Die selbstverschuldete Ueberbürdung mit Arbeiten, besonders mit Beantwortung von Briefen, worüber Zimmermann ein paarmal spottet, und die nicht aufhörenden Angriffe waren es wohl, die Lavater's Klagen gegen Goethe veranlaßt hatten. Unter den im Jahre 1776 gegen ihn gerichteten Schriften heben wir „J. K. Lavater's neue philosophische Bluttheologie" (von H. Corrodi?) hervor, in welcher Lavater's höchst wunderliche materielle Auslegung der Schriftstelle (Hebr. IX, 22): „Ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung", bespottet wurde. Am folgenden Tage, dem 26. August, fährt Goethe fort: „Heut ist deine Büste von Frankfurt angekommen,

1) Briefe an Frau von Stein I, 26. 28. Der letztere Brief dürfte in die zweite Woche des Mai fallen.

2) Bei Hirzel ist es der letzte Brief. Daß er in das Jahr 1776 falle, ergibt sich aus manchen Andeutungen.

glücklich, hat mir viel Freude gemacht. Hier hast du einen Schattenriß vom Herzog. — Ich fühl' erst jetzo, wie weit wir auseinander kommen sind: ich kann dir nichts schreiben. Resultate und Abstraktionen mag ich nicht, Geschichten und Einzelnheiten kann ich nicht." Goethe hatte freilich bereits eine ansehnliche Stellung in Weimar erhalten, aber seine sonstigen Verhältnisse waren so wunderbar und noch so unentwickelt, daß er dem ängstlichen Freunde nichts davon verrathen mochte. Auch vier Tage später, als er den Brief mit einem Gruß an Bäbe, die „Herzliche", der er für ihr Schreiben danken läßt, abschicken wollte, konnte er dem Freunde nicht mehr sagen, dagegen fügt er ein paar am 3. August in Ilmenau unter dem Zeichnen gedichtete Zeilen bei, die seinen Zustand im allgemeinen schildern.[1]) Nachdem er ihm noch Grüße an seinen Freund Kayser und Lavater's „Wibele" aufgetragen, schließt er mit den Worten: „Der Gräfin Wartensleben hab' ich gerathen, ihren Sohn nach Dessau (ins Philanthropinum) zu thun. Hier ihre Silhouette. Schreib' mir doch!" worauf noch in der Nachschrift die Frage folgt: „Was sagst du zu dieser durch's Verkleinern noch unendlich verrenkten Weiblichkeit?"[2]) Lavater antwortete: „Die Gräfin von Wartensleben wird in Dessau die Religion nicht finden, die sie für ihren Sohn wünscht, und die unser Häfeli[3]) in Marschlins ihn lehren würde." Goethe wünscht am 16. September, gleich nach Empfang dieser Antwort, Frau von Stein möge diese der Gräfin mittheilen, da er möchte, daß diese alles höre. An demselben Tage erwiedert er seinem Lavater: „Weil ihr lieb waret und habt mir gleich geschrieben, so auch von mir hier eine Ejakulation,[4]) die ihr freundlich mögt aufnehmen. Lieber Bruder, daß du willst nicht Ständigkeit kriegen, nicht kannst kriegen, ängstigt mich manchmal, wenn ich peccata mundi im stillen trage. Ich bin nun seit einem Jahr in dezidirten moralisch-politischen Augenblicksverhältnissen, und mein Herz, das mir so treu, und du — nun es soll so sein!" Man sieht, Lavater konnte trotz seines starken Christusglaubens keine Ruhe und keinen Frieden finden: denn ihm fehlte jene ureigene Kraft der Seele, welche, in froher Selbstentwickelung fortstrebend, sich um das Urtheil der Welt nicht

---

1) Vgl. Riemer II, 33 f., meine „Frauenbilder" S. 463.

2) An Frau von Stein schreibt Goethe im September: „Eben kriegt' ich noch der Wartensleben Brief. Danke herzlich; es ist eine werthe Frau und thut recht wohl so dran. Sie hat ihre eigene feste Vorstellungsart, und wer der nachhandelt, ist mir werth, wenn sie zugleich so liebevoll und so rein ist, wie die ihrige."

3) Johann Kaspar Häfeli, geboren am 1. Mai 1754, war damals einer der eifrigsten Anhänger Lavater's, dessen Ansichten er später, wo er nach Dessau kam, nicht mehr theilte, obgleich er mit ihm in freundlicher Verbindung blieb. Hegner theilt Stellen aus seinen Briefen an Lavater mit. Vgl. Ergänzungsblätter zur allgemeinen Litteraturzeitung 1785—1800 IV, Nr. 83 f.

4) Das Gedicht „Seefahrt" (B. 2, 58 ff.), welches das selbstbewußte Vertrauen auf seine Wirksamkeit in den Weimarischen Landen treffend ausspricht.

kümmert, wie wir es bei Goethe finden — er war und blieb immer ein Weltkind, das von der Meinung der Welt abhängig war, woher diese ewigen Klagen über falsche Beurtheilungen, die endlosen Vertheidigungen gegen Angriffe und Mißverständnisse. Freilich meinte Lavater selbst, er sei gegen sich unempfindlich, aber Herder hatte ihm schon im vorigen Jahre geschrieben (Hegner S. 59): „Du bist nicht so unempfindlich gegen dich, als du vorgibst. Du fühlst es zu sehr, daß du unempfindlich gegen dich bist, und das ist nicht Unschuld, die von keiner Sünde weiß," und Zimmermann, der ihm starke Dinge sagte, weil kein Freund in Zürich solches zu thun wagte, gab ihm zu verstehn, daß es ihm nicht gleichgültig sei, für Jesus Christus den Zweiten nach Socinianischem Begriff gehalten zu werden (Hegner S. 81). Auf Lavater's ängstliche Zweifel in Betreff des herzoglichen Paares und Goethe's selbst erwiedert letzterer: „Ueber Karl und Luise sei ruhig! Wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch eins der glücklichsten Paare werden, wie sie eines der besten sind; nichts Menschliches steht dazwischen, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte.[1]) Wenn ich dir erscheinen und dir erzählen könnte, was unschreibbar ist, du würdest auf dein Angesicht fallen und anbeten den, der da ist, da war und da sein wird." Goethe befand sich damals, wie er an demselben Tage an Frau von Stein schreibt, „in einem unendlich reinen Mittelzustand ohne Freud' und Schmerz, zusammengepackt von tausenderlei Umständen, ohne gedrängt zu sein"; die verehrte Frau, von deren Liebe er innigst überzeugt war, hatte seinem Wunsche, ihr nach ihrem Schlosse Kochberg folgen zu dürfen, nicht gewillfahrt, weil sie seine Leidenschaft in Schranken zu halten bedacht sein mußte. In solchen Augenblicken schmerzlichen Liebesgefühls finden wir unsern Dichter stets von einer andächtigen Empfindung durchdrungen. In einer Nachschrift bemerkt er: „Schick' mir zeitig etwas zum dritten Theil (der „physiognomischen Fragmente"). Gern sollst du haben, was ich geben kann, in der unendlich bewegten Welt, in der ich lebe, tausend Beobachtungen, und in einem Augenblick schöpf' ich dir die Butter ab! — rc. — Vallenei' (?) auch nicht! Genug, was ich kann!"[2])

Lavater sandte in den letzten Monaten des Jahres 1776 die ersten Beiträge zum dritten Bande der „physiognomischen Fragmente" nach Weimar, von wo sie Goethe an den Verleger besorgte.

---

1) Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, XXI f. 5. 8. 15. 59.

2) Hegner führt unter demselben Datum nicht allein die oben S. 44 Note 2 angeführte Stelle an, sondern auch die beiden folgenden: „Du nimmst in Liebe zu mir ab (Ausdruck der Liebe, nothwendige Wort- und Sprachkoeristirung), schreibst mir nur, wenn du mich brauchst. — Merk' dir das, und gönne mir auch eine gute Stunde. — Du lässest allen Dreck (für die „physiognomischen Fragmente") stechen." Das Datum ist sicher irrig, wenn der Brief auch in dieses Jahr gehören mag.

Am 8. Januar 1777 meldet er an Lavater: „Ich habe zwei Packete (der Handschrift und Zeichnungen zum dritten Bande) von dir erhalten, dazwischen eine Lücke war; sieh nach! In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernten Freunde in Nebel.[1]) Es mag so lang währen, als es will, so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt — es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei dem allem, lieber Bruder, Gott sei Dank! in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe. Es ist dein Schicksal, daß ich an dir diese Freude nicht erleben soll."[2]) Es macht einen ganz eigenen Eindruck, wie der glaubensstarke Lavater immer jammert und klagt und nie zu einer reinen Stimmung gelangen kann, während Goethe seinem Ziele ruhig gefaßt und frohgemuth entgegentritt, seinem guten Schicksal vertrauend, worin er sich durch nichts beirren läßt. Am 13. Januar schickt letzterer dem Buchhändler Reich die Fortsetzung der Handschrift, mit dem Bemerken, es sei weiter nichts in seinen Händen, die Widmung an den Landgrafen von Hessen-Homburg solle unverändert bleiben. „Deine Physiognomik", schreibt er am 19. Februar an Lavater, „geht immer richtig durch meine Hände; ich kann nichts dafür thun, als hie und da ausstreichen. Bei Raphael hab' ich einen großen Schnitt gemacht,[3]) und mir selbst von einem Tage zum andern versprochen, den Riß wieder auszufüllen, aber es ging nicht. Ich lebe ganz glücklich in anhaltendem Reiben und Treiben des Lebens, und bin stiller in mir, als je,[4]) schreibe niemanden, höre von niemanden; mich kümmert außer meinem Kreis nun gar nichts. — Herder ist wohl und vergnügt. Leb' wohl! Grüß' dein Weibele, Buben (Bäben?) und Kayser'n." Gegen Ende Februar 1777 scheint auch der Brief Goethe's zu gehören, den Hirzel mit der Bezeichnung des Jahres 1778 gibt. „Der Jacobi's Portrait('s) sind angelangt", schreibt er; „ich schick' sie dir aber nicht, sie sind abscheulich. Fritz grüßt dich sehnlich, und wird dir von hier aus schreiben.[5]) Der Herzog hat mir sechs

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 203 Note 1.

2) Die Stellen, welche Hegner S. 91 ff. unter dieses Datum setzt, unter anderm die Worte: „Dein Durst nach Christo hat mich gejammert. Du bist übler daran, als wir Heiden; uns erscheinen doch in der Noth unsere Götter", sind bunt zusammengewürfelt und gehören nicht hierher.

3) Wahrscheinlich sollte in Abschnitt 7 Raphael neben Michel Angelo dargestellt werden. Uebrigens hatte Lavater sich über Raphael in seiner Weise bereits im ersten Abschnitte Fragment VI. ausgesprochen.

4) Aehnlich schreibt er am 5. Januar an Merck: „Ich lebe immer in der tollen Welt, und bin sehr in mich zurückgezogen."

5) Fr. Jacobi hatte die Absicht, seine beiden ältesten Knaben in das Des-

Schädel kommen lassen. Habe herrliche Bemerkungen gemacht, die Ew. Hochwürden zu Diensten stehen, wenn Dieselben sie nicht ohne mich fanden. Kassir' doch, ich bitte dich, die Familientafel von uns; sie ist doch scheuslich. Du prostituirst dich und uns. Meinen Vater laß ausschneiden, und brauch' ihn als Vignette; der ist gut. Ich bitte dich inständig drum. Mit meinem Kopf mach' auch, was du wit (willt?); nur meine Mutter soll nicht so da stehn. Hast du noch einige Abdrücke, schick' mir sie mit denen, um die ich auf beiliegendem Zettel bitte. Es ist nur der Vater herauszuschneiden.[1]) Hier Linien von Fettmilch's (des bekannten Frankfurter Aufrührers, von welchem Goethe B. 20, 177 f. spricht) Kopf. Das Kurz- und Starrsinnige drückt sich auf dem schlechten Kupfer, wovon es genommen ist, noch stärker (aus?), hat auch zugleich etwas Thierischniedriges, das der Umriß nicht hat. Was hältst du von der Idee? Wär' in Silhouetten herrlich auszuführen. Du kennst Hogarth's Schönheitslinie von der Verzerrung bis zum Leblosen.[2]) Der reine Punkt, die Schönheitslinie ist die Linie der Liebe; Stärke und Schwäche stehen ihr zu beiden Seiten; Liebe ist der Punkt, wo sie sich vereinigen. Gib mir Beiträge dazu, und wir wollen ein herziges Kapitelchen machen; vielleicht kein ganz unreiner Faden, aus dem großen Gewebe ausgezogen. — Der Friede Gottes, der sich täglich mehr an mir offenbaret, walte auch über dich und die Deinigen, und daß dein Glaube unüberwindlich werde. Sieh hier wieder, daß er mich überwindet. Ich hab' deinen Brief, und sende dir sogleich was über Homer. Adieu! Ich will dir einige Sachen zeichnen und schicken." Am Schlusse läßt er den Zeichner Schmoll (vgl. oben S. 22) grüßen. Lavater, der selbst an den Buchhändler Reich geschrieben und ihm die Charakteristik Goethe's (auch Herder's?) übersandt zu haben scheint, ließ Goethe's Mutter aus den „physiognomischen Fragmenten", gab dagegen Goethe und dessen Vater, erstern als Vignette, letztern als Profil und Vignette. Lavater beginnt an der betreffenden Stelle[3]) mit dem Vorzug dieses Portrait's Goethe's vor denen von Geyser und Chodowiecki, worauf er fortfährt: „Man bemerke vorzüglich die Lage und Form dieser — nun gewiß — gedächtnißreichen, gedankenreichen, warmen Stirne — bemerke das mit einem fortgehenden Schnellblicke durchdringende, verliebte — sanft geschweifte, nicht sehr tief liegende, helle, leicht bewegliche Auge — die so sanft sich darüber hinschleichende Augen-

---

auer Philanthropinum zu bringen, was ihm Wieland in einem Briefe vom 12. Februar 1777 (vgl. desselben Brief vom 14. October) widerrieth. Bei dieser Gelegenheit würde er auch Weimar besucht haben. Jacobi übergab die Knaben einige Zeit der Familie Claudius.

1) Die Köpfe Goethe's und seines Vaters finden sich im dritten Band der „physiognomischen Fragmente" S. 218 ff.

2) Vgl. B. 36, 351 f.

3) Physiognomische Fragmente III, 222 ff.

braune — diese an sich allein so dichterische Nase — diesen so eigentlich poetischen Uebergang zum lippichten — von schneller Empfindung gleichsam sanft zitternden, und das schwebende Zittern zurückhaltenden Munde — dies männliche Kinn — dies offene, markige Ohr. Wer ist — der absprechen könne diesem Gesichte — **Genie?** — Und Genie, ganzes, wahres Genie, ohne Herz, ist — wie anderswo erwiesen werden soll — Unding. Denn nicht hoher Verstand allein, nicht Imagination allein; nicht beide zusammen machen Genie. — Liebe! Liebe! Liebe — ist die Seele des Genies. — Und nun sollt' auch noch ein Wort von nachstehender Vignette — dasselbe Gesicht — gesagt werden. Aller Zeichnungsfehler ungeachtet — drückt dennoch beinahe keines von allen die dichterische, hochaufschwebende Genialität aus, wie dies. — Und nun — verzeihe, edler Mann, gekannter und nicht gekannter — daß ich alles dies von dir, ohne dein Wissen — hinstammle. Du weißt allein, was ich unterdrücken muß und will.“ Als Goethe in den Aushängebogen der „physiognomischen Fragmente“ Herder's, seine eigene und des Vaters Charakteristik erhalten, schrieb er an Lavater am 10. März: „Ich hatte gehofft, mich würdest du herauslassen, da ich dich so höflich darum gebeten hatte,[1]) und du nicht einen leidlichen Zug von mir hast; indeß da es ein Gericht ist, das über mehr ehrliche Kerls ergeht, mag's dann sein. Herder wird dir auch den Hals vollschelten über sein polirtes Milchgesicht, und den Kolophonienblitz des Fragments dazu.“[2]) Hegner, der dieses mittheilt, gibt unter demselben Datum außer einer dem August 1775 angehörenden Stelle auch folgende: „Lieber Lavater, eine Bitte! Beschreibe mir mit der Aufrichtigkeit eines Christen, aber ohne Bescheidenheit — Gerechtigkeit ist gegen die, was Gesundheit gegen Kränklichkeit — deine ganze That wider den Landvogt Grebel,[3]) was deine Schrift oder Rede veranlaßt, was darauf erfolgt ist, Plutarchisch — damit ich dich mit deiner That messe, du braver Geistlicher, du theurer Mann! Eine solche That gilt hundert Bücher, und wenn mir die Zeiten wieder auflebten, wollt' ich mit der Welt mich wieder aussöhnen. Schreib' mir's ganz! ich beschwöre dich — um deinetwillen!“ Je mehr Lavater sich in Klagen und Unglauben an sich selbst verlor, um so ermunternder mußte eine solche Aufforderung des Freundes, die ihn

---

1) Freilich hatte er es sich nicht geradezu verbeten, aber Lavater hätte doch aus seiner Aeußerung entnehmen sollen, wie unlieb ihm die Aufnahme war.

2) Herder steht unter den „religiösen Physiognomien“ Abschnitt 10, Fragm. IX (S. 262). Zimmermann schreibt im Herbst 1777 an Lavater: „Mit dir scheint Herder unzufrieden. Ich glaube, daß dieses durch den dritten Theil deiner „Physiognomik“ veranlaßt ist, von der er sagt, du machest sie zur Schädelstätte deiner Freunde. Er findet lächerlich, daß du seinen Kopf unter die religiösen Köpfe gesetzt hast, ihn einen Propheten nennst u. s. f.“

3) Vgl. B. 22, 106. Der ganze Verlauf dieser Geschichte wird in der Schrift: „Der glücklich besiegte Landvogt Felix Grebel“ (1775) ausführlich erzählt. Vgl. Geßner I, 146 ff.

in die lebendige Erinnerung an eine muthige, allgemein gepriesene Jugendthat zurückversetzte, auf seine Seele wirken. Ob gerade damals und auf welche Veranlassung Goethe diese Bitte an Lavater richtete, müssen wir zweifelhaft lassen. Der dritte Band der „physiognomischen Fragmente" wird im April oder Mai erschienen sein. Zu dem vierten sandte Goethe schon am 25. November 1777 die ersten Bogen an den Verleger; ausgedruckt war er wohl schon Ende März.[1]) Ein Brief vom 14. August 1777 bezieht sich auf den von Goethe angenommenen Hirtenknaben Peter im Baumgarten oder Baumgartner.[2]) Zimmermann versuchte vergebens, Lavater gegen Goethe einzunehmen, wenn er am 20. November 1777 schrieb, Goethe's Liebkosungen schienen ihm die eines Tigers, unter dessen Umarmungen man immer an den Dolch in der Tasche fasse.

Lavater nennt das Jahr 1777 ein für ihn „nicht unbedeutendes Erweckungsjahr". Seine religiösen Ideen entwickelten sich immer schärfer und schroffer, und je weniger er dieselben wissenschaftlich zu begründen vermochte, um so sehnsüchtiger hing er ihnen nach. Bedeutendes Aufsehen erregten seine beiden Predigten über die berüchtigte Vergiftung des Nachtmahlweines zu Zürich[3]), worin ein Entsetzen erregender Schwung des in angstvolles Schaudern versetzten Gefühls herrscht. Die Physiognomik, über welche er in demselben Jahre eine merkwürdige Unterredung mit Kaiser Joseph II. hielt, erregte ihm mancherlei Angriffe. Im folgenden Sommer besuchte er den Wunderthäter und Teufelsbanner Joseph Gaßner zu Augsburg, an welchen er bereits im Jahre 1774, durch den innig befreundeten Arzt Hoze in Richterswyl von dessen Kuren benachrichtigt, geschrieben hatte: „Es ist freilich an dem, daß bereits einige, anfangs sehr Aufsehen erregende Wunderthäter neuerer Zeit bei näherer Untersuchung alles Wunderbare verloren haben, und daß dadurch der Religion mehr Beschimpfung als Ehre zugewachsen ist. Desto weniger werden Sie, wenn das Gerücht Wahrheit von Ihnen sagt, die schärfste Untersuchung einfältiger Wahrheitsliebe scheuen", worauf Gaßner erwiederte, daß er bereits seit zwanzig Jahren heimlich und öffentlich vielen Tausenden die Kraft des Namens Jesu zu empfinden gegeben habe. Lavater wandte sich darauf an viele erprobte Aerzte, die ihm versicherten, daß Gaßner ihre Kranken geheilt. Zimmermann theilte ihm einen Brief des Kurfürstlich Baierischen Leibarztes von Wolter mit, worin dieser die Heilung seiner Tochter ganz in der Weise der Dämonenaustreibung des neuen Testamentes beschrieb. Um aber ganz sicher zu gehn, forderte er einen der stärksten Gegner der Dämonologie, Professor Semler in Halle, brieflich auf, die Sache seiner Untersuchung zu

---

1) Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, 161.

2) Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 110, meine „Frauenbilder" S. 303 Note 1.

3) Vgl. Wieland's Merkur 1777 Märzheft S. 264 ff.

unterziehen. Dieser läugnete die Thatsachen nicht, erklärte sie aber psychologisch oder fand Betrug darin.[1]) Bei Lavater's endlichem Besuche des Wunderthäters ward seine Meinung von diesem sehr herabgestimmt, der, wie er sich äußerte, weder seinen Verstand, noch sein Herz gewonnen hatte, und dem er selbst unverhohlen gestand: „Ich verberge nicht, daß ich an Ihnen, obgleich ich Sie für fromm und aufrichtig halte, nicht den hohen Grad von Pietät und hohem Christussinn fand, den ich vermuthete von einem Manne Ihrer Kraft.“ Aber sein Glaube an diese Wunderkraft selbst ward dadurch eher gehoben, als geschwächt. „Obgleich ich nichts dergleichen sah“, schreibt er in seinem „Tagebuch“ in Bezug auf Gaßner, „wie ich so viel von ihm las und hörte, was unmöglich erdichtet sein kann, so bin ich doch gerade jetzt in der einfältigsten Disposition, die Möglichkeit dieser Wirkungskraft der Menschen auf Menschen so praktisch zu glauben, wie wenn ich all das mitangesehen hätte, und ich habe Ursache vorauszuahnen, daß diese Kraft die allen Menschen als Ebenbildern Gottes anwohnende magische Kraft ihres Geistes über den Körper und die Kräfte der Körperwelt sei, die sich immer weiter vervollkommnen und durch den Glauben an die Menschheit Christi zur höchsten Vollkraft gedeihen und reifen kann.“

Dieser Besuch Gaßner's aber mußte zu den wunderlichsten Gerüchten Veranlassung geben, die um so reichlichere Nahrung fanden, als Lavater, der in demselben Jahre Diakon an der St. Peterskirche ward, in den „Predigten über die Existenz des Teufels und seine Wirkungen nebst Erklärung der Versuchungsgeschichte“, deren erstes „Theilchen“ 1778 erschien, die Spuren des persönlich in der Welt wirkenden Bösen nachzuweisen bestrebt war. Wie sehr aber auch manche verständige Männer über Lavater's immer weiter gehende Wundersucht und seinen überhand nehmenden Christusdrang den Kopf schütteln mochten, Goethe blieb dem alten Freunde unverändert treu, mochten auch ihre Ansichten über die Einwirkung des Göttlichen sehr weit voneinander abweichen. Daß uns aus dem Jahre 1778 und aus den neun ersten Monaten des folgenden kein Brief Goethe's an Lavater erhalten ist, kann nur auf Zufall beruhen.

Als Goethe mit dem Herzoge im Jahre 1779 nach längerer mühevoller Thätigkeit sich frischen Muth, neue Kräftigung und Erheiterung in der Schweiz zu holen beabsichtigte, war einer seiner Hauptzielpunkte Lavater, dessen mild ansprechende Persönlichkeit sie wie mit göttlichem Odem anwehn sollte. „Lavater'n zu sehn und ihn dem Herzog näher zu wissen, ist meine größte Hoffnung“, schreibt er von Emmendingen aus an Frau von Stein (I, 247). Je näher er ihm kam, desto mehr wuchs sein sehnsüchtiges Verlangen nach dem wunderlichen Manne, dessen Persönlichkeit, gleich

---

1) Vgl. Sammlung von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerischen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen mit Anmerkungen von Semler. 1776.

ätherischem Himmelsglanz, Ruhe und Frieden um sich ausströmte. Am 8. Oktober gelangten die Reisenden nach Thun, von wo Goethe sogleich an den alten Freund schreibt: „So nah bin ich bei dir, lieber Bruder, wie dir der Ruf schon wird gemeldet haben. Wir sind im Begriff, auf die Gletscher, so weit es die Jahreszeit erlaubt, zu gehn. — Ja, lieber Bruder, dich wiederzusehn, ist einer meiner beständigsten Wünsche diese vier Jahre her, und wird nun auch bald erfüllt. Ich habe dir viel zu sagen, und viel von dir zu hören. Wir wollen wechselsweis Rechnung von unserm Haushalten ablegen, [1]) einander segnen und für die Zukunft stärken, wieder ganz nahe zusammen rudern und uns freuen, daß wir noch in einer Luft Athem holen. Von dem, was ich mitbringe, unterhalt' ich dich nicht im voraus. Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im geheimen; denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen, sie können nichts davon sehn noch hören. Was sich davon offenbaren läßt, freu' ich mich in dein Herz zu legen. [2]) Adieu, Bruder! Bisher sind wir glücklich gereist. Bete auch, daß uns die himmlischen Wolken günstig bleiben, und wir an allen Gefahren vorüber gehen." Mit Absicht vermeidet er hier jeden Ausdruck, welcher an den christlichen Glauben erinnert, der ihm fremd geworden. Er bittet Lavater, er möge ihm mit umgehender Post nach Bern in den noch bestehenden Gasthof „zum Falken" schreiben, und ihm die Personen nennen, die er in Bern, Lausanne, Genf, Luzern, Zug u. s. w. in seinem Namen grüßen könne, deren Umgang ihm selbst förderlich und erfreulich sein würde. In Bern sah er die von Lavater ihm angegebenen Personen, unter anderen Kirchberger, dessen Umgang ihn anzog. Am Schlusse des Briefes, in welchem Goethe letzteres dem Freunde meldet, heißt es: „Grüß' dein Weib und die Kleine! es soll mich wundern, ob und wie wir uns verändert finden." Unter der „Kleinen" versteht Goethe ohne Zweifel Frau Barbara Schultheß, wie er geliebte Frauen auf diese Weise gern bezeichnete. In Lausanne begrüßte er die Gräfin Branconi, die ihn so wunderbar anzog, daß er darüber andere Besuche vergaß. [3]) Zu Genf gab G. Chr. G. Tobler unserm Dichter Lavater's ungedruckte homiletische Bearbeitung der Offenbarung Jesu an Johannes, woran diesen aber, wie er offen versicherte, nur die Handschrift des Freundes erfreute. „Es hilft nicht, ich kann das Göttliche nirgends und das Poetische nur hie und da finden. Das Ganze ist mir fatal, mir ist's, als röch' ich überall einen Menschen durch, der gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da ist A

1) Desselben biblischen Ausdruckes bediente er sich gegen Jacobi. Vgl. Goethe's Briefwechsel mit diesem S. 270.

2) Lavater erwiederte: „Bei der entsetzlichen Dürre von lebenden Menschen kannst du dir denken, wie mir's wohlthun wird, mich an dir zu wärmen." Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, 256.

3) Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, 264 f.

und D.“ Lavater hatte es wieder versucht, auf Goethe mit seinen christlichen Ideen einzuwirken, welche dieser aber völlig von sich ablehnen muß. „Siehst du, lieber Bruder, wenn nun deine Vorerinnerung (zu jener homiletischen Bearbeitung) gerade das Gegentheil besagt und unterm 24. September 1779!! da werden wir wohlthun, wenn wir irgend ein sittsam Wort zusammen sprechen. Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlorenen Sohn, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen 2c. 2c. göttlicher (wenn je was Göttlich's da sein soll), als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe (in der Offenbarung des Johannes). Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher!“ Auch von Lavater's poetischer Darstellung der Offenbarung des Johannes, unter dem Titel: „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn“, hatte Tobler ihm den ersten Theil in der Handschrift mitgetheilt, worüber er sich also äußert: „Gegen deine Messiade hab' ich nichts; sie liest sich gut, wenn man einmal das Buch mag, und was in der Apokalypse enthalten ist, drückt sich durch deinen Mund rein und gut in die Seele, wie mich dünkt. Das willst du da (ja?). Wozu denn aber die ewigen Trümpfe, mit denen man nicht sticht und kein Spiel gewinnt, weil kein Mensch sie gelten läßt?“.[1]) „Du siehst, Bruder“, fügt er beruhigend hinzu, „ich bin immer der alte, dir wieder von eben der Seite, wie vormals, zur Last. Auch bin ich in Versuchung gewesen, das Blatt wieder zu zerreißen; doch da wir uns doch sehn werden, so mag es gehn.“ Was er von ihrer baldigen Zusammenkunft hoffe, für die das jetzige Herumziehen wohl gut sein werde, spricht er mit klarem Bewußtsein aus. „Nicht allein vergnüglich, sondern gesegnet uns beiden soll unsere Zusammenkunft sein. Für ein Paar Leute, die Gott auf so unterschiedene Art dienen, sind wir vielleicht die einzigen, und denke, wir wollen mehr zusammen überlegen und ausmachen, als ein ganz Concilium mit seinen Pfaffen, Huren und Mauleseln. Eins werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unsere Partikularreligionen ungehudelt lassen. Du bist gut darinne, aber ich bin manchmal hart und unhold; da bitt' ich dich im voraus um Geduld.“ Goethe wünschte dem Freunde nicht wehe zu thun, aber bei seinen erzentrischen Wunder- und Christusgedanken konnte er nicht immer seinen scharfen Humor unter's Joch biegen. Dem Herzog soll Lavater „das Haupt salben wie mit köstlichem Balsam“, und Goethe will sich mit ihm im stillen über denselben freuen; „denn weil (wie?) Gott außer der Sonne und dem Mond und den ewigen Sternen, lass' ich neuerdings niemand zu Zeugen des, was mich freut oder ängstet.“ Scherzend fügt er hinzu: „Du bist ein be-

1) Hegner giebt hier (S. 92 f.), wie so häufig, ein falsches Datum.

scheidener Mensch, daß du nur eine Ahnung von meinem Biß auf das neue Systema naturae in deinen Gliedern gespürt hast. Sei nur ruhig, alter Paradiesvogel! man darf dich wohl mit anderm rarem Vieh für gleiches Geld sehn lassen." Wahrscheinlich hatte er an den oben angeführten Worten: „Bete auch, daß uns die himmlischen Wolken günstig bleiben, und wir an allen Gefahren vorüber gehen", bedenklichen Anstoß genommen. Der Biß auf das neue Natursystem soll wohl den ersten Anbiß, den Anfang des Systems bezeichnen. Nachdem Goethe noch bemerkt hat, daß der Strumpfwirker, den Lavater ihm empfohlen, von Frankfurt aus nach Wunsch weiter befördert werden solle, schließt er: „Es ist spät. Verzeih' mir mein Wesen, und sieh an dem Brief, wie wohl mir's ist, dir nahe zu sein, und nach der ganzen Schweiz noch den reinen Eindruck von dir mitfortzunehmen. — Ich liebe dich, wie ich lieben kann."

Ehe die Reisenden nach Berathung mit dem berühmten de Saussure den Weg nach den Savoyischen Eisgebirgen antraten, wendet Goethe sich noch einmal von Genf aus an Lavater. „Deine **Offenbarung** („Jesus Messias") hat mir viel Vergnügen gemacht", schreibt er. „Ich habe sie recht und vieles davon mehr als einmal gelesen. Schon da Tobler mir sagte, du habest darüber von Amtswegen gepredigt, gab's mir ein ganz neues Interesse: denn ich konnte nunmehr begreifen, wie du, mit diesem Buche so lange beschäftigt, es ganz in dich hinüber empfunden hast, und es in einem so fremden vehiculo (der epischen Darstellung) ohne fremden, vielmehr eigentlich heterogenen Zusatz wieder aus dir herausquellen lassen konntest; denn nach meiner Empfindung macht deine Ausmalung keinen andern Eindruck, als die Originalskizze macht, wenigstens einer Seele aus diesem Jahrhundert, wo man die Ideen, die du hineinlegst, selbst von Kindheit an größtentheils hineinzulegen pflegt. Die Arbeit selbst ist dir glücklich von Statten gegangen, einige treffliche Züge der Auslegung und Erfindung sind drinne. Ausgemalt sind viele Stellen ganz trefflich, besonders alle die der innern Empfindung von Zärtlichkeit und Kraft, wie zum Beispiel die Verheißung des ewigen Lebens, das Weiden der Schafe unter Palmen, das siegende Gefühl der Engel, eh' und indem sie die Schlacht anfangen. In einigen Gestalten und Gleichnissen hast du dich auch gut gehalten; nur schwinden deine Ungeheuer für mich zu schnell in allegorischen Dampf auf, doch ist auch dies, wenn ich's recht bedenke, das klügste Theil, das du ergreifen konntest. Es ist mir leid, daß ich die zwölf folgenden Gesänge (das ganze Gedicht besteht aus vierundzwanzig) nicht gleich habe. Bei dieser Gelegenheit ließ ich mir den griechischen Text wieder geben, und sah auch Piscator's Uebersetzung an. — Nun noch ein herzlich Wort der Sehnsucht an dich und der Hoffnung; sie wird alle Tage stärker. Laß uns ja (Hegner S. 123 an) einander bleiben, einander mehr werden; denn neue

Freunde und Lieben mach' (mag?) ich mir nicht. — Mit Tobler'n weiß ich nicht, wie's war. Er hat wohl Nähe und Vertrauen zu mir, aber leider fühl' ich meine dreißig Jahre und Weltwesen!! schon einige Ferne von dem Werdenden, sich Entfaltenden; ich erkenn's noch mit Vergnügen, mein Geist ist ihm nah, aber mein Herz ist fremd. Große Gedanken, die dem Jüngling ganz fremd sind, füllen jetzt meine Seele, beschäftigen sie in einem neuen Reiche, und so komm' ich nicht als nur geborgt nieder in's Thal des Thaus und der Morgenbegattung lieblicher Turteltauben. Er sagt dir vielleicht, wie's ihm mit mir war. Wohl ist's uns zusammen nicht worden. Adieu, Guter! Meine Seele ist immer bei dir."

Die Reisenden fielen, nachdem sie das Chamounythal durchstrichen, in Wallis ein, durchzogen dieses aufwärts nach der ganzen Länge, und gelangten über die Furka am Abend des 12. November nach Realp, von wo sie am andern Morgen auf dem Gipfel des Gotthard bei den Kapuzinern ankamen. Ehe sie am folgenden Sonntagmorgen, dem 14. November, den herrlichen Weg den Gotthard hinab antraten, meldete Goethe seinem Lavater, der ihn sehnsüchtig erwartet hatte, seine Ankunft auf den 19. oder 20. November. „Und so steht mir das Liebste von der ganzen Reise noch vor. Mache mir ein Bett zurecht, daß ich allenfalls bei dir übernachte. Grüß' deine Frau und theile meine Freude!" Welche Erhebung und Wonne unserm Dichter auch diesmal im Kreise Lavater's und der Seinigen „am braunen Tische"[1]) fast über alle Erwartung die heitere Milde und Wärme Lavater's gewährte, spricht sich in den Briefen an Frau von Stein bezeichnend aus. „Die Bekanntschaft von Lavater'n", meldet er dieser einige Tage nach der Ankunft in Zürich, „ist für den Herzog und mich, was ich gehofft habe, Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise und eine Weide an Himmelsbord (Himmelsbrod?), wovon man lange gute Folgen spüren wird. Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus; wenn durch Abwesenheit sich die Idee von ihm verschwächt hat, wird man auf's neue von seinem Wesen überrascht. Er ist der beste, größte, weiseste, innigste aller sterblichen und unsterblichen Menschen, die ich kenne." Und am letzten November: „Wir sind in und mit Lavater'n glücklich: es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut. Wie gern möchte ich ein Vierteljahr neben ihm zubringen, freilich nicht müßig, wie jetzt; etwas zu arbeiten haben und Abends wieder zusammenlaufen. Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder einmal so einen ganz wahren Menschen

---

1) Vgl. Goethe's Briefe an Lavater S. 132.

sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ist's im Moralischen, wie mit einer Brunnenkur; alle Uebel im Menschen, tiefe und flache, kommen in Bewegung, und das ganze Eingeweide arbeitet durcheinander. Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammen leben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, daß unter mehr großen Vortheilen auch dieser uns nach Hause begleite, daß wir unsere Seelen offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen. Könnt' ich euch malen, wie leer die Welt ist, man würde sich aneinander klammern und nicht voneinander lassen. Indessen bin ich auch schon wieder bereit, daß uns der Sirocco von Unzufriedenheit, Widerwillen, Undank, Lässigkeit und Prätension entgegendampfe." Hiermit vergleiche man die Aeußerung an Knebel von demselben Tage: „Hier bin ich bei Lavater'n, im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruh', bei allem Drange der Welt nur ein anhaltendes Mitgenießen von Freud' und Schmerz; doch hab' ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine reine menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft hat. Das schließt aneinander, und speit, was feindlich ist, sogleich aus. — Lavater ist und bleibt ein einziger Mensch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Geduld, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe rc. ist weder in Israel noch unter den Heiden. Von Kunstsachen haben wir eine Menge mit uns gerollt, treffliche Sachen mitunter. Ich habe per fas et nefas[1]) einige Füßli'sche Gemälde und Skizzen erwischt, über die ihr erschrecken werdet." An Herrn von Stein schreibt er ebenfalls an demselben Tage: „Wir sind schon eine Weile in Zürich und haben ein gutes Leben mit Lavater'n, sehen alle Kabinet's, Zeichnungen und Kupfer, Menschen und Thiere. Wohnen in einem allerschönsten Wirthshause, das an der Brücke steht, die die Stadt zusammenhängt[2]); eine liebliche Aussicht auf den Fluß, See und Gebirge rc., trefflich zu essen, gute Betten, und also alles, was sonst in bezauberten Schlössern, um Ritter zu erquicken, herbeigewinkt wird." Bei Lavater, mit dem die herzlichsten und tiefsinnigsten

---

1) Man wird hierbei an eine Bitte Goethe's an die Karschin vom Jahre 1776 (Helmine von Chezy „Aurikeln" I. 29) erinnert: „Gehen Sie doch einmal zu Chodowiecki, und räumen Sie bei ihm auf, was so von alten Abdrücken seiner Sachen herumfährt. Schicken Sie mir's, und stehlen ihm etwa eine Zeichnung. Es wird mir wohl, wenn ich ihn nennen höre oder ein Schnitzel Papier finde, worauf er das Zeichen seines Daseins gestempelt hat." Man kennt das Liebhaber- und Sammlergewissen!

2) Im Gasthause zum Schwert an der Limmatbrücke beim Rittmeister Ott. Vgl. B. 22, 348. 26, 130. 138. Knebel's „Nachlaß" I, 113.

Gespräche geführt wurden, sah Goethe neue Zeichnungen von dessen Freund, dem Maler Heinrich Füßli [1]), dessen älteste Sachen er bei Heidegger, dem Sohne des Schultheißen, fand [2]). Auch Bodmer und Geßner wurden besucht und mit Lavater's Herzensfreund Pfenninger und der seit dem vorigen Jahre verwittweten Schultheß die frühere Bekanntschaft erneuert. Nicht weniger sah er Lavater's Bruder, wie auch den alten Freund und Landsmann Kayser wieder, mit dem er schon damals wegen der Komposition von „Jery und Bätely" verhandelt haben wird.

Im Guten bestärkt und mit frischem Lebenshauche angeweht, nahmen die Reisenden gegen den 5. Dezember von Lavater Abschied, und wandten sich zunächst nach Schaffhausen, wo sie im noch bestehenden Gasthof zur Krone abstiegen, dessen Wirth Major in sardinischen Diensten gewesen. Am andern Tage wallfahrteten sie zum Rheinfalle; von dort am späten Abend zurückkehrend, wurden sie von Lavater überrascht, der, von Sehnsucht getrieben, sich von allen Geschäften losgemacht hatte, um sie noch einmal in der Schweiz zu begrüßen. „Wir (Lavater und die Reisenden) haben heut zusammen den Rheinfall wieder, doch bei trübem Wetter, gesehen", schreibt Goethe am 7. Dezember an Frau von Stein, „und immer meint man, er wär' stärker, als gestern. Wir haben einen starken Dialog über's Erhabene geführt, den ich auch aufzuschreiben schuldig bleiben werde. [3]) Es ist mit Lavater'n, wie mit dem Rheinfall; man glaubt auch, man habe ihn nie so gesehen, wenn man ihn wiedersieht, er ist die Blüthe der Menschheit, das Beste vom Besten."

Auf der Rückreise, etwa von Karlsruhe aus, theilt Goethe Lavater seinen Plan wegen eines der glücklich vollendeten Schweizerreise zu setzenden Denkmals mit. „Ich kann nicht weiter gehn", äußert er an diesen [4]), „ohne dir über eine Idee zu schreiben, die mir sehr am Herzen liegt. Du weißt, wie wichtig in vielem Betracht diese Reise dem Herzog gewesen ist, und wie gewiß eine neue Epoche seines und unseres Lebens sich davon anfängt. Wenn wir nach Hause kommen, so lebt er wieder in seinen Gärten und Gebüschen fort; dorthin an einen schönen Platz möcht' ich ihm ein Monument dieser glücklich vollbrachten Reise setzen, das ihm in

---

1) Vgl. Briefe an Lavater S. 61 f.

2) Vgl. Knebel's „Nachlaß" I, 113.

3) „Mich freut's sehr", schreibt der Herzog Karl August im folgenden Jahre an Knebel (Nachlaß I, 117), „daß das gütige Schicksal dich an des Vater Rheins große Epopée geführt hat. Im Fischhause hielt Goethe mit Lavater ein traité du sublime, das nicht gering war." Vgl. Lavater's Gedichte, „der Rheinfall" (vom 1. Juli 1771), „die Felsen im Rheinfall" und „die Philosophie am Rheinfall" (eine Fabel) in der Auswahl seiner Schriften I, 382. VI, 278. VIII, 319 f. Ueber die Erhabenheit des Rheinfalls I, 177 f.

4) Da der Brief offenbar nach der Trennung von Lavater geschrieben ist, so muß das von Hirzel gegebene, von Riemer (II, 103) nicht bezweifelte Datum vom November 1779 auf Irrthum beruhen.

guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung wäre. Es sind auch Nebenabsichten dabei. Ueberall spielt man jetzt mit Monumenten und Urnen, deren leere Hälse ihm immer fatal gewesen sind [1]). In den kleinen Anlagen, die er gemacht hat (die neuen Anlagen im Park hatte Goethe mit vielem Geschick und Geschmack durchgeführt), steht noch gar nichts dergleichen; dieses wär' das erste und wahrhaftig wahre: denn wir haben unterwegs mancherlei Anlaß gehabt, dem guten Glück einen Stein der Dankbarkeit zu widmen, und das ex voto ist keine bloße Phrase. Wir haben bei uns einen Bildhauer (Martin Klauer), einen Mann von leichtem Begriff und schneller Hand, der sich täglich durch das Studium der Natur und der Antike bessert, dem es aber an Imagination fehlt, und der, wenn man ihm so was überläßt, wie andere seines Gleichen, in den neuen, leeren Dekorationsgusto verfällt. Zu diesem Monument habe ich in meinem Kopf allerlei Gedanken und Bilder herumgetrieben, und mir etwas, was ich durch die Künstler, die um mich sind, könnte zusammenbosseln lassen, herbeigesucht, doch seh' ich zum voraus, es wird eine Plackerei geben, und am Ende doch was Schwaches oder Halbes herauskommen. Immer, seitdem mich der Gedanke beschäftigt, habe ich gewünscht, du möchtest Füßli bereden können, daß er aus seinem ungeheuren Reichthum etwas zu diesem Werke herübergäbe. Das ist der einzige Weg, wenn alsdann unser Bildhauer nicht ganz von Gott verlassen ist, daß wir etwas Außerordentliches und, will's Gott, Vollkommenes kriegen können." Nachdem er seinen Plan des dem guten Glücke und seinen Kindern, dem Genius und dem Grenzgotte, zu weihenden Denksteines beschrieben hat, fährt er fort: „Du siehst, was ich für Ideen dadurch zusammenbinden wollte. Es sind keine Geheimnisse, noch tiefe Räthsel, aber sowohl auf dieser Reise, als im ganzen Leben sind wir diesen Gottheiten sehr zu Schuldnern geworden. Das erstemal, daß wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loche in die freie Welt kommen, zusammen den ersten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem schönsten Hauche des Glücks fortgetrieben zu werden, in der späten Jahreszeit alles mit günstiger Sonne und Gestirnen, den ganzen Weg, den wir machen, begleitet von einem guten Geiste, der überall die Fackel vorträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, daß, wenn ich zurücksehe, wir zu so manchem, das unsere Reise ganz macht, nicht durch unsere Wege und Wollen geleitet worden sind, und dann am Ende, daß wir auch durch den schönen Glückssohn (den Grenzgott) bedeutet wurden, wo wir einen Grenzbogen beschreiben, und wieder zurückkehren sollten, das wieder einen unglaublichen Einfluß auf unsere Zurückgelassenen hat und haben wird [2]) — das alles zusammen gibt mir

---

1) Man vergleiche hierzu Goethe's Bemerkungen in den „Wahlverwandtschaften", in den beiden ersten Kapiteln des zweiten Theiles.

2) Man vergleiche hiermit die Aeußerung in den Briefen an Frau von Stein I, 274.

eine Empfindung, die ich nicht schöner zu ehren weiß, als womit alle Zeiten durch die Menschen Gott verehrt haben.“ Seit er Füßli's neue Sachen bei Lavater gesehen habe, könne er von der Bitte nicht ablassen, Lavater möge diesen ausgezeichneten Künstler zu einer Zeichnung zu bewegen suchen; gern gebe er seine Form des Ganzen, seine einzelnen Figuren und auch seine Inschrift auf, wenn dieser sich der Sache annehmen wolle, nur müsse er bitten, daß er eine bestimmte Zeichnung von der Form des Ganzen mit den Maßen gebe, auch von den einzelnen Figuren, so daß sich ein Basrelief danach arbeiten lasse. Zugleich bemerkt er, daß man in Weimar zu der Arbeit einen außerordentlich schönen lichtgrauen sanften Stein habe, der an den Marmor grenze und keiner Witterung weiche[1]. „Sieh, ob du etwas über ihn vermagst, und ob du der fröhlichen Zeiten, die wir wieder gelebt haben, immer gegenwärtiges Siegel dadurch auf unsere Wohnung drucken kannst. Wenigstens hat er gewiß in seinem Leben manchen Strich gemacht, der nicht so erkannt und ihm gedankt worden ist, als wie das, so ich durch dich hoffe.“ Doch möchte er die Zeichnung schnell haben, da er das Denkmal diesen Winter fertig zu bringen, und auf das Frühjahr zum ersten Willkomm mit den Blüthen und Blättern aufzustellen wünschte. „Versuche also, ich bitte dich, deine Wunderkräfte, um mir zu verschaffen, was nicht ein eitler Wunsch ist. Schaff', daß er es macht, und schnell macht, und kröne mir auch dies Jahr und sein Glück mit diesem letzten Zeichen!“ Leider sollte die Wundergabe Lavater's an dem etwas wunderlich schroffen und überfreien Künstler, der sich für seinen einzigen Freund auf Gottes Erdboden und drüber und drunter hielt, diesmal sich keineswegs bewähren, da wiederholte Bitten zu Lavater's großem Leidwesen bis zum Frühjahre 1780 ohne alle Antwort blieben. Das beabsichtigte Denkmal kam hierdurch nicht zu Stande, dagegen wurde der noch jetzt im Parke befindliche, von einer Schlange umwundene Altar mit der Inschrift: Genio huius loci gesetzt. Der große kegelförmige, dem Andenken des Fürsten von Dessau gewidmete Felsstein ward im Jahre 1782 ebendaselbst aufgerichtet.[2])

Der Herzog hatte Lavater manche Aufträge zum Ankaufe von alten Holzschnitten und Kupferstichen gegeben; zugleich hatte Goethe sich erboten, die Lavater'sche Sammlung von Albrecht Dürer, Martin Schön und Lukas von Leyden zu ordnen und zu vervollständigen. Die Sendungen kamen in Weimar, wo die Reisenden am 13. Januar wieder zurück waren, im Januar und am Anfang des Februar an. Am 7. Februar schreibt Goethe: „Angekommen ist

---

1) Es ist der von Goethe im Jahre 1778 wieder aufgefundene Etter'sche Stein gemeint. Vgl. Merck's Briefe II, 192. Riemer II, 71.

2) Vgl. Merck's Briefe I, 341. Knebel's „Nachlaß“ I, 138. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 37. 39 f.

außer deinem letzten Transport, von dem du schreibst, wobei der Corregge (Correggio) ist, alles ganz glücklich, der Hamilton zuletzt und zugleich dein Packet der Offenbarung (deren erste Hälfte Goethe in Genf gelesen hatte). Ich muß sagen, je mehr ich die ersten Kapitel lese, je mehr gefallen sie mir; auch finden sie bei jedermann Beifall. Nicht so ist es mit der zweiten Hälfte des Buchs. Ich glaube aber auch zu finden, worin mich andere bestärken, daß die andere Hälfte des Buchs bei weitem nicht den Werth, wie die erste hat. Ihr habt, wie ich höre, eure Stimmen über Herder's Buch („das Buch von der Zukunft des Herrn", die Offenbarung des Johannes) viritim gesammelt und ihm zugeschickt. Ich habe sie noch nicht zu sehn gekriegt. — Einige meiner Freunde, denen ich sagte, du hättest dem Buche wollen Messiade Johannis zum Titel geben, haben ihn sehr schicklich gefunden; sie sagen zwar auch mit mir, daß der Seitenblick auf Klopstock einen Augenblick anstoße, es sei aber, weil doch dieses Buch weit mehr, als ein anderes, und in deiner Behandlung tausendmal mehr, als Klopstock's Gedicht den Messias vergöttere, ein guter Gedanke dies Buch Messiade zu heißen, und dadurch das Licht auf den Leuchter zu stecken. Thu', was du meinst! Ich habe oft vor lauter Recht Unrecht." Das Buch erschien in diesem Jahre unter dem von Herder entnommenen Titel: „Jesus Messias oder die Zukunft des Herrn. Nach der Offenbarung Johannis." In der übersandten Handschrift der „Offenbarung" hatte Goethe Lavater's getuschtes Portrait gefunden, das er, als für ihn hineingelegt, sogleich an sich nahm. „Es ist, wenn man sich erst mit der Trockenheit und Bestimmtheit verglichen hat, wie mich dünkt, ein sehr gutes Bild." Am 1. oder 2. Februar scheint er das Portrait erhalten zu haben; denn an letzterm Tage schreibt er an Frau von Stein, von deren wohlthätigem Einfluß auf seine leidenschaftlich bewegte Seele er Lavater mehrfach unterhalten haben wird: „Sehen Sie das Portrait des Menschen, der, wenn er bei uns wäre, verlangen würde, daß Sie ihn lieber haben sollten, als mich." Lavater ging damals mit dem Gedanken um, die „Physiognomik" auf Subskription in französischer Sprache herauszugeben. „Ich bitte dich", schreibt Goethe, der das Unternehmen bestens zu unterstützen gedachte, „mir auf das baldeste ein kleines, produzibles Avertissement zu schreiben, deine französische „Physiognomik" betreffend, sowohl welchen Weg du einschlägst, das Buch dem Publico nützlich zu machen, als auch vorzüglich, wie viel man dafür bezahlen soll und wann man das Buch erhalten wird. Was ich dir alsdann auf diese bestimmte Anzeige für Subskribenten verschaffen kann, will ich gern thun; denn gegenwärtig scheut sich jedermann, sich in ein Werk einzulassen, das so weit, wie dein deutsches Werk führen und so theuer zu stehn kommen könnte. — Wenn wir einander etwas zu Gefallen thun können, wollen wir's thun und andere ungeplagt lassen." Leider sollte das in Holland gedruckte, durch

die Revolution unterbrochene glänzende Werk (es erschienen drei Bände von 1782 bis 1787) seinem Verfasser zu großem Schaden und Verdrusse gereichen. Von der Anordnung der Lavater'schen Holz- und Kupferstichsammlung heißt es in demselben Briefe: „Ich werde dir jeden Meister besonders halten, und von denen, wo ich's wissen kann, den Werth der Blätter und Abdrücke bestimmen. Bei der Albrecht-Dürerischen Sammlung will ich so viele Blätter, als mir Stücke fehlen, frei lassen und die Nummern drauf schreiben, daß du sie, wenn du sie künftig überkommst, nur einkleben darfst. Von den Martin-Schön's und Lukas' von Leyden kenn' ich keinen kompletten Katalogus, kann es also damit nicht eben so machen. Einige Blätter, die dem Herzog in seiner Sammlung fehlen, werd' ich dir zurückbehalten; dafür wirst du aber, die er doppelt besitzt und die ich sonst für dich auftreiben kann, bei den deinigen miteingeheftet finden." Lavater's Frau, seine Kleinen, Bäben, Pfenninger läßt er grüßen, und er bittet ihn selbst: „Schreib' mir manchmal, was du machst, daß wir beisammen bleiben!" Die Portrait's der Cenci und Gluck's soll er durch nächste Gelegenheit erhalten, dagegen wünscht er eine Kopie der Lotte (der Wetzlarer Lotte, der Gemahlin Kästner's?) zu erhalten. Einen neuern Brief Semler's an Lavater, aus welchem dieser ihm einiges mitgetheilt, möchte er ganz lesen.

Nach einer neuen Sendung Lavater's äußert Goethe am 6. März: „Deine letzten Albrecht-Dürer's sind endlich auch angekommen, sind beim Buchbinder, der sie losweicht, und es soll nicht lange mehr währen, so sind sie in Ordnung; doch hätt' ich geglaubt, du wärst reicher, als du nicht bist. Ich will dir deswegen gleich ein Verzeichniß der fehlenden schicken, damit du von deiner Seite, wie ich von der meinigen, arbeiten kannst, sie zusammenzuschaffen: denn ich verehre täglich mehr die mit Gold und Silber nicht zu bezahlende Arbeit des Menschen, der, wenn man ihn recht im Innersten erkennen lernt, an Wahrheit, Erhabenheit und selbst Grazie nur die ersten Italiäner zu seines Gleichen hat. Dieses wollen wir nicht laut sagen. Lukas von Leyden ist auch ein allerliebster Künstler." Ein von Lavater übersandtes Gemälde der Madonna in Aegypten würde er unschätzbar finden, hätte es nicht durch das Uebermalen der Ausbesserer zu sehr gelitten. Für eine zum Geschenke gesandte Skizze Füßli's spricht er seinen Dank aus, und äußert einen Gedanken, wie der Herzog für die ihm geschenkten Sachen von Heidegger in Zürich diesem ein freundliches Gegengeschenk bieten könne. Auch bittet er Lavater, ihm einen Riß ihrer Dörrmaschine nebst einem kleinen Aufsatze über deren Benutzung zu schicken, da er diese in Anwendung zu bringen wünsche. „Ich habe selbst", fährt er fort, „eine schöne Sammlung von geistigen Handrissen, besonders in Landschaften, auf meiner Rückreise (aus der Schweiz) zusammengebracht. Passe doch ein wenig auf! Dir geht ja so viel durch die

Hände. Wenn du so ein Blatt findest, woraus (?) die erste, schnellste, unmittelbarste Aeußerung des Künstlergeistes gedruckt ist, so laß es ja nicht entwischen, wenn du's um leidliches Geld haben kannst. Mir macht's ein besonderes Vergnügen." Die „Offenbarung" finde überall vielen und den rechten Beifall; das Buch müsse sein und bleiben, was es sei. „Meine Grillen gehören nicht hierher; denn wenn mir auffällt, daß durch den Text sowohl (die Offenbarung des Johannes) als durch deine Arbeit die rasche Gesinnung Petri, worüber Malchus ein Ohr verlor, durchgehet, so hat das bei tausend und tausenden nichts zu bedeuten. Ich will auch nicht behaupten, daß mein Gefühl das reinste ist; ich kann mich aber nicht überwinden, den Inhalt des Buchs für evangelisch zu halten. Jetzt, da es andere lesen und mir sagen, wie es ihnen vorkommt, seh' ich erst recht die treffliche Art, wie du es behandelt hast, und dein poetisches Verdienst bei der Sache ein." Nachdem er ihm einen Auftrag wegen Peter im Baumgarten ertheilt, bittet er ihn, seine Briefe künftig in Ordnung zu halten und sie lieber heften zu lassen, wie er es mit den Lavater'schen thun werde; denn die Zeit vergehe, und man solle das wenige, was übrig bleibe, durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewißheit in sich selbst vermehren. Auch diesmal hatte Lavater seine überhäuften Arbeiten beklagt, worauf ihm Goethe erwiedert: „Daß du so geplagt bist mit kleinen Geschäften, ist nun einmal (dein?) Schicksal. In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne, und wenn's um und an kommt, so hat man alle Hände voll zu thun, um ihren Mist bei Seite bringen zu können. Es gehört immer viel Resignation zu diesem ekelen Geschäft; indessen muß es auch sein." Bäben läßt er grüßen; er werde ihr bald schreiben und schicken. Noch ehe Goethe diesen Brief absandte, erhielt er einen zweiten Lavater's vom 26. Februar, in welchem dieser über die „Offenbarung" und das von Goethe an Kayser in Zürich gesandte Schweizersingspiel „Jery und Bätely" sich erklärte. „Verdirb nichts an der Apokalypse!" erwiedert Goethe. „Werke des Gedankens feilt und säubert man nie genug, aber so was verliert, wenn du das wegnimmst, was Auswuchs scheint. (Die glühende Glaubenskraft ist es nach Goethe, was diesem Gedichte seinen Werth giebt). Ich müßte zu weitläufig werden, um etwas Bestimmtes zu sagen; ich weiß es ja, du verstehst mich. Es thut dein Werk den Menschen wohl und zeugt von dir. Daß du mit meinem „Jery" nichts Gemeines hast, versteht sich; ich dachte nicht, daß du's lesen würdest. Es sind so viel Stufen, Gruppen, Treppen und Thürchen von deiner Giebelspitze bis zu so einem Hauswinkelchen, die du, Gott sei Dank! nie auch nur aus Neugierde heruntergehn kannst." Wie edel zeigt sich hier unser Dichter, der in Anerkennung ihrer so verschieden angelegten Naturen nichts fordert, was Lavater zuwider ist, dagegen des Freundes Wirken aus dem diesem eigenthümlichen Standpunkt wohl zu fassen

versteht. Nichts desto weniger kann er nicht umhin, sich über den Herrnhutischen von Haugwitz in Schlesien[1]) und den wunderlichen, von Lavater gepriesenen Kraftmann Christoph Kaufmann auf das schärfste zu erklären. „Des armen schlesischen Schafes erbarme sich Gott und des Lügenpropheten der Teufel!"

Am 7. April schreibt Goethe an Merck: „Für Lavater'n suche ich jetzt eine Sammlung von Albrecht-Dürer's zu komplettiren. Auf beiliegendem Zettelchen sind die Nummern nach Hüßchen, die er schon besitzt; wo c dabei steht, ist eine Kopie. Sei doch ja so gut, wenn du mir von den fehlenden einige schaffen kannst, es zu thun; ich möchte dem Alten gern das Vergnügen machen. Von den Holzschnitten kriegst du auch ehestens ein Verzeichniß." Gegen Ende April war Goethe mit dem Herzog einige Tage auf der Leipziger Messe[2]), wo er denn einige Albrecht-Dürer's in Original für Lavater kaufte.[3]) „Deine Albrecht's", meldet Goethe am 1. Mai, „sind nunmehr schön geordnet. Bertuch hat sie aufgetragen und nummerirt. Auf der Leipziger Messe hat dir der Herzog noch einige Kupfer von deinen fehlenden gekauft, worunter Marienbilder sind, die dir fast ganz abgehen.[4]) Suche du übrigens durch das Treiben Jehu (Buch der Könige 1, 15), so viel du kannst, von dieser Sammlung zusammenzubringen; wenn du sie auch hättest, so schadet's nichts, es ist vielleicht ein besserer Abdruck, und auf alle Fälle kann man sie vertauschen: denn das versichere ich dir, je mehr man sich damit abgiebt, und beim Handel auf Kopie und Original Acht geben muß, desto größere Ehrfurcht kriegt man vor diesem Künstler; er hat nicht seines Gleichen."[5]) Er übersendet ihm zugleich physiognomische Bemerkungen des Statthalters von Dalberg zu Erfurt, der eben Weimar besucht hatte, mit der Bitte, seine Gedanken darüber auf den Rand zu schreiben. „Ermuntere ihn und gib ihm einige Winke, wo du es nöthig glaubst. Er ist sehr für die Physiognomik passionirt, kommt viel in der Welt herum, und kann, wie mir's vorkommt, auch von seiner Seite dir einigermaßen nützlich sein. Er wird das, was er bei seinem Umgang mit der Welt zu bemerken glaubt, nach und nach aufzeichnen." Da Lavater sich

---

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 288. Er machte im Sommer dieses Jahres Lavater einen Besuch. Vgl. Geßner II, 275.

2) Am 22. April reisten sie von Weimar ab, am 26. um Mitternacht waren sie zurück.

3) Vgl. Merck's Briefe I, 241.

4) An Merck schreibt der Herzog a. a. O.: „Ich habe hier (zu Weimar) zwei sehr schöne Abdrücke aus dem Leben der Maria von einem italiänischen Herumträger für wenige Groschen gekauft. Ich hatte sie zwar schon, aber für das Geld waren sie wie geschenkt."

5) „Vor Dürer'n selbst", schreibt Goethe am 7. April an Merck, „und vor der Sammlung, die der Herzog besitzt, krieg' ich alle Tage mehr Respekt. Sobald ich einmal einigen Raum finde, will ich über die merkwürdigsten Blätter meine Gedanken aufsetzen, nicht sowohl über Erfindung und Komposition, als über die Aussprache und die ganz goldene Ausführung."

mit einer lateinischen Rede, die er von Amtswegen halten mußte, über Gebühr abquälte, so rieth ihm Goethe, sie nach eigenem Entwurf von einem andern ausarbeiten zu lassen, und daraus kein Hehl zu machen, da man nicht verlangen könne, daß man bei einer Feierlichkeit auf einem Instrument Solo spielen solle, das man in zwölf Jahren nicht in der Hand gehabt. Auch bittet er ihn, seine Auslagen für den Herzog und ihn selbst in Ordnung zu halten, um etwa zu Johanni abrechnen zu können. Die „neuen trefflichen Bogen" Hamann's, welche Goethe ihm zu gleicher Zeit übersendet, ohne zu wissen, ob die Sache ihn interessire, bezogen sich auf die von Klopstock angeregte Umgestaltung der deutschen Rechtschreibung. Herder schickte dieselben zu derselben Zeit an Knebel.[1]) Am Schlusse des Briefes heißt es: „An Bäben gib Inliegendes (vielleicht einige lyrische Gedichte der letzten Jahre). Vielleicht erhält sie einen Brief mit der reitenden Post noch eh'r, als du dieses."

Mehr als einen Monat später, wie es scheint, nach dem Empfange einer poetischen Sendung,[2]) ruft Goethe dem Freunde zu: „Du bist immer braver, als man denkt, weil du doch immer das Aeußerste thust — aber deswegen noch kein Poet." Die ihm mitgetheilten vierzig Vignetten zur „Offenbarung", zum Theil von Chodowiecki, scheinen ihm sehr kleinlich gegen den großen Inhalt, wie gegen Lavater's große Manier. Er wünscht, daß er bald wieder wohl sein möge, und verkündet ihm, daß ein Geistlicher auf dem Harz den Untergang Deutschland's vom Gotthard bis an den Main geweissagt habe.[3]) „Der Fürst von Dessau, der dir selbst sagen will, daß er dich liebt und schätzt",[4]) schreibt Goethe, „ist

---

1) Vgl. Knebel's Nachlaß II, 249. Sie führten den Titel: „Zwei Scherflein zur deutschen Litteratur"; das erste derselben ist gegen Campe, als Herausgeber des Klopstockischen Aufsatzes, das andere gegen Klopstock selbst gerichtet, dem Hamann die Bogen freundlichst übersandte. Herder hatte sie zum Drucke befördert. Hamann's Werke VI, 24—44. 118. 129. 132. 134. 138. 152. 163 ff.

2) Vielleicht schickte er ihm die in diesem Jahre erschienene kleine Schrift: „Die Liebe, gezeichnet in vier Predigten und einigen Liedern", und die „sechszig Lieder nach dem Zürcher'schen Katechismus".

3) „Der Prophet, der euch den Untergang drohet", fügt er in einem spätern Briefe erklärend hinzu, „heißt Ziehen, war Pfarrer zu Zellerfeld auf dem Harz. Er ist vor kurzem gestorben. Die Erdbeben, die er vorausgesagt hat, sind eingetroffen. Was ich noch von ihm gesehen habe, daraus scheint mir ein tiefes Gefühl, aber eine kurzsinnige, durch ausgebreitete Belesenheit nicht aufgeheiterte Kombinationsart hervorzuscheinen. Er hängt alles aneinander, und zitirt die Bibel, wie die Evangelisten das alte Testament." Die Prophezeiung erschien erst nach Ziehen's Tod (28. Mai 1780) unter dem Titel: „Nachricht von dem bevorstehenden Erdbeben". Vgl. Lichtenberg in den „Göttinger Anzeigen" 1780 Stück 40. Rettberg in der „Berliner Monatsschrift" 1783 Dezember S. 517 ff. 1786 März S. 242 ff. Hamann's Werke VI, 134 f. 146. 161 f. 166 f. 198. Als die Prophezeiung sechs Jahre später wiederholt wurde, predigte Lavater dawider. Vgl. Geßner II, 51 ff.

4) Der Herzog und die Herzogin von Weimar waren eben auf einem Besuche in Wörlitz bei Dessau, wovon sie am 12. Juni zurückkehrten.

auch einer von denen, die sich jetzo verwundern, daß man sich von dem falschen Propheten (Christoph Kaufmann) die Eingeweide konnte bewegen lassen. Alle, auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp beschwert worden sind, und bei Tage sich davon keine Rechenschaft geben können. Hüte dich vor dem Lumpen, und wenn du jemals Ursache haben solltest, ihn wieder auf- und anzunehmen, so bedenk' unter anderm auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen dich ganz frei und offen zu sein." [1]) Auch von seinem Plane, eine Lebensbeschreibung des Herzogs Bernhard von Weimar zu liefern, [2]) macht Goethe dem Freunde Mittheilung. Die von Lavater geschickten Kupferstiche nach Juel's Portrait des Herzogs von Weimar [3]) scheinen ihm sehr fatal. [4]) „Nicht eben an der Physiognomie, aber mir kommt's vor, als wenn ein Geist hätte wollen eines guten Freundes Gestalt anziehen, und hätte damit nicht zurecht kommen können, und guckte einen aus bekannten Augen mit einem fremden Blick an, so daß man zwischen Bekanntschaft und Fremdheit in einer unangenehmen Bewegung hin und wieder gezogen wird." Am Ende des Briefes meldet Goethe die baldige Ankunft Knebel's, in dessen Umgange Lavater, der ihm wohl begegnen möge, viel Vergnügen finden werde.

Gleich in der ersten Tagen des Juli traf Knebel, mit Empfehlungsbriefen von Goethe und dem Herzog versehen, [5]) in Zürich ein. „Ich gab Goethe's Brief an Lavater noch am Abend meiner Ankunft ab", erzählt er selbst (Nachlaß I, XXXIII). „Ich ward gefällig aufgenommen, doch bemerkte ich, daß mir Lavater während unserer Unterhaltung, die wohl eine Stunde dauerte, nicht einmal in's Gesicht sah. Dies befremdete mich, doch glaubte ich nachher die Ursache zu errathen, weil er vielleicht glaubte, als Physiognomist, mich in Verlegenheit zu setzen. Vierzehn Tage verweilte ich in Zürich, und erfuhr alle Liebe und Freundlichkeit von Lavater. Die Abende brachte ich meist bei ihm zu. Auch besuchte ich den alten Bodmer, Geßner, Tobler (den Chorherrn) u. a. Uebrigens aber schien mir die Lebensart in Zürich und in der Schweiz viel gebundener, beschränkter, als in Deutschland. Dies hat Einfluß auf ihre Sitten und Denkungsart." Als Knebel von Richterswyl,

---

1) Die Worte: „Hüte dich — offen zu sein", giebt bloß Hegner S. 128, der aber den Brief vom 6. Juni datirt.

2) Vgl. Riemer II, 113, meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 261 Note 2.

3) Zu Genf hatte der Herzog sich von dem Dänen Juel malen lassen. Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 270.

4) Am 1. Mai hatte Goethe geschrieben: „Von dem Herzog schick' mir die Abdrücke, so viel du willst. Das Kupfer ist nun schon wieder etliche Schritt weiter vom Original (als das Gemälde), in einen ganz fremden Charakter hinein."

5) Der Herzog verspricht Knebel: „An Lavater bekommst du einen Brief" (Nachlaß I, 113).

wo er an D. Hoze empfohlen war,[1]) am 16. Juli nach Maria Einsiedeln kam, hörte er die dortigen Mönche mit der größten Bescheidenheit von den protestantischen Glaubenssätzen sprechen, und wie die Rede auf Lavater kam, der sie zuweilen besucht hatte, wollten sie keinen großen Unterschied zwischen ihren Glaubenssätzen annehmen. „Er lehrt die Liebe, und wir auch", sagten sie und sprachen von ihm mit großer Ehrfurcht. „Geist der Liebe, wie ich von Lavater aus bis hierher gefunden", ruft Knebel aus, „habe ich bisher noch nicht gekannt."[2])

Unterdessen hatte Lavater seinen Freunden eine Anzahl Briefe über den am 27. Mai dieses Jahres wegen Unterschlagung von Urkunden als Landesverräther hingerichteten wunderlichen frühern Pfarrer Johann Heinrich Waser, der, wie er glaubte, mit einer großen Lüge aus der Welt gegangen, zu schicken begonnen.[3]) „Mit Verlangen erwart' ich die Fortsetzung deiner Briefe über Waser'n", schreibt Goethe, der seinen Freund gern mit menschlichen Dingen beschäftigt sah, die seine reine Natur mit lebhaftem Antheil zu erfassen wußte, am 3. Juli. „Bis jetzt sind nur die zwei ersten angekommen.[4]) Es geht mit dieser Sache, wie mit allen wichtigen Begebenheiten; jedermann spricht davon und urtheilt darüber, und niemand ist davon unterrichtet." Da Lavater ihm die baldige Ankunft des Zeichners Lips zu Weimar ankündigte, wünschte Goethe, er möchte ihm etwas von dem Plane schreiben, den er mit Lips habe, worauf er ausgehe und wohin er gehe; denn Lavater hatte sich für diesen von frühe an verwandt und suchte ihn auf jede Weise zu fördern. Lips ging in diesem Jahre nach Mannheim und Düsseldorf; nach Weimar scheint er damals nicht gekommen zu sein. Neun Jahre später, nachdem das Verhältniß Goethe's zu Lavater längst gelöst war, erhielt er auf Goethe's Vorschlag, der in Rom mit ihm zusammengetroffen war, wo er die Vignetten zu der Ausgabe seiner Schriften machte,[5]) einen Ruf als Professor an die Zeichenakademie zu Weimar,[6]) doch mußte er diese Stelle be-

---

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 305.
2) Vgl. Knebels „Nachlaß" III, 116 f.
3) Waser hatte wenige Stunden vor seinem Tode mit bitteren Thränen von Lavater Abschied genommen, aber diesen mit einer schrecklichen, bloß aus Intriguensucht erklärlichen Lüge in Betreff Schlözer's getäuscht.
4) Schlözer, mit welchem Lavater sich wegen Waser's in Verbindung gesetzt hatte, erhielt die beiden ersten Briefe am 6. Juli; es waren im ganzen fünfzehn Briefe. Vgl. den Briefwechsel zwischen Schlözer und Lavater in „Schlözer's öffentlichem und Privatleben" II, 58—78, und über die ganze Sache daselbst I, 256—270. Geßner II, 254 ff. Lavater wurde im „deutschen Museum" 1781 I, 28 öffentlich aufgefordert, sich über Waser's Schuld oder Unschuld zu erklären.
5) Vgl. B. 24, 92. 146 und den Brief Goethe's an Göschen in der „Zeitung von Norddeutschland" vom 28. August 1849 (zweite Ausgabe).
4) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 126. zwischen Schiller und Körner II, 179 f.

reits im Jahre 1794 aus Gesundheitsrücksichten aufgeben. Im Jahre 1780 hatte der frühere Lehrer am Philanthropinum zu Dessau, J. Chr. Schmohl, eine Lebensbeschreibung seines Amtsgenossen Johann Jakob Mochel unter dem wunderlichen Titel: „Urne J. J. Mochel's" herausgegeben, welche von Lavater sehr gepriesen ward.[1]) „Mochel's Urne hab' ich auch gelesen", bemerkt Goethe in demselben Briefe vom 3. Juli, „oder vielmehr etlichemal hin und her geblättert; denn durchzulesen war ich's nicht im Stande. Wie kannst du sagen: Vortrefflich geschrieben! da der Verfasser weder Freiheit im Begriff noch im Stil hat. Es sind Seiten, wo die Perioden so ineinander geknüttet sind, daß man sie etlichemal lesen muß, um zu rathen, was er will. Ich will nicht sagen, daß es schlecht geschrieben, aber es ist doch so eng, und an den Hauptpunkten sind ihm die Gedanken wie weggeschnitten. Die Armseligkeit sieht, wie einzelne Felschen aus einem großen See, hier aus der weitläufigen Märte von Stubenexperimentalpsychologie heraus, daß man gar wohl schließen kann, auf was für einem Grund und Boden das Gewässer ruht." Ueber Wieland's gute Gesinnung gegen ihn beruhigt er den Freund. Seinen „Oberon" erklärt er für ein Meisterstück poetischer Kunst, und wundert sich nicht, daß der alte Bodmer sich darüber entsetze, wie der Schuhu über eine Fackel. „Ob Oberon dir etwas sein wird, glaub' ich nicht; davon ist aber auch die Rede nicht." Ueber den bekannten Schriftsteller und Arzt Hans Kaspar Hirzel, einen Freund Lavater's, äußert er unumwunden, es sei ihm alles scheuslich, was dieser von sich gebe; doch solle Lavater ihm sagen, er sei darüber betrübt, daß er ihm nicht den zweiten Theil seines „philosophischen Weltweisen" gesandt habe. Seiner Frau wünscht er Gesundheit und guten Muth zur Schwangerschaft. Bäben läßt er grüßen und zugleich bitten, ihm auf seine „Wassertropfen" (es ist die Einlage des Briefes an Lavater vom 1. Mai gemeint) die Komposition von Kayser (wahrscheinlich vom Singspiel „Jery und Bätely") zu übersenden. „Laß dir Waser's Nachrichten angelegen sein, auch eine Silhouette von ihm. Knebel'n gönnst du, was du von Zeit entübrigen kannst. Wären wir nur um hundert Stunden näher! Schreibe mir oft, daß man sich lebendig bleibt. — Lebe aber- und abermal wohl, und laß uns einander stärken im Edlen und erhalten im Guten! denn des Lumpigen und Dämmerigen ist gar zu viel in der Welt." Er bittet ihn wiederholt, auf die Dürer's aufzupassen. Für die überschickten Kupferstiche Füßli's dankt er, bemerkt aber, daß diese, wie die übrigen Kupfer, etwas verwischt, das zurückgeschickte Bild der Cenci ein wenig verschoben sei. Als Nachschrift fügt er hinzu:

---

1) Das Buch gab zu Erklärungen von Simon und Schweighäuser einer- und Schmohl andererseits Veranlassung. Vgl. „Deutsches Museum" 1780 II, 363 f. 566 ff.

„Ich bin Freimaurer geworden! Was sagt ihr dazu?“[1]) Bei der Offenheit und Selbständigkeit, die er sich gegen Lavater bewahrt, glaubte er ihm auch dieses nicht verschweigen zu dürfen.

Auf einen weitern Brief, in welchem Lavater von Knebel's Besuch und seinen Klagen über die Weimarer Gesellschaft meldete, erwiedert Goethe am 24. Juli: „Mir ist herzlich lieb, daß du uns durch Knebel näher kommst. Gewiß ist, daß an so einem kleinen Orte (wie Weimar), wo eine Anzahl wunderbarer moralischer Existenzen sich aneinander reiben, eine Art von Gährung entstehn müsse, die einen lieblich säuerlichen Geruch hat; nur geht's uns manchmal wie einem, der den Sauerteig selbst essen sollte. Es ist eine böse Kost, aber wenn es in kleiner Portion zu anderm Mahl gebracht wird, gar schmackhaft und heilsam“. Knebel hatte die „Iphigenie“, von der er die von Goethe ihm geschenkte Handschrift mit sich führte,[2]) auch bei Lavater vorgelesen, der sich davon eine Abschrift nahm[3]), worauf sich Goethe's Aeußerung bezieht: „Daß du Freude an meiner „Iphigenie“ gehabt hast, ist mir ein außerordentlich Geschenk. Da wir mit unseren Existenzen so nah stehen, und mit unseren Gedanken und Imaginationen so weit auseinander gehen, und wie zwei Schützen, die mit dem Rücken aneinander lehnend (lehnen), nach ganz verschiedenen Zielen schießen, so erlaub' ich mir niemals den Wunsch, daß meine Sachen dir etwas werden könnten. Ich freue mich deswegen recht, daß ich auch mit diesem (dir) wieder an's Herz gekommen bin.“ An Lavater's „Offenbarung“ nimmt Goethe lebendigen Antheil, und verlangt sehr nach dem in Aussicht gestellten gedruckten Exemplar, um zu sehn, ob er durch sein Feilen nichts verdorben habe. „Mir ist's neulich so gegangen, daß ich hab' aus einem Stück (dem Epilog zu den „Vögeln?“) ein Dutzend Verse herauskorrigirt, die ich, da es der Herzog zu sehn kriegte, wieder restituiren mußte.“ Auch über Wieland's „Oberon“, dem Lavater nur Talent, kein Genie zuerkannt zu haben scheint, äußert Goethe ein freies und gutes Wort. „Wir sollten bedenken, daß das eigentliche Talent nichts sein kann als die Sprache des Genie's. Ich will nicht chikaniren (denn ich weiß wohl, was du im Durchschnitt damit sagen willst) und zupfe dich nur beim Aermel. Denn wir sind oft gar zu freigebig mit

1) Die Aufnahme war am 25. Juni erfolgt. Vgl. (Weimarer) Freimaurer-Analekten V, 6. 41. Briefe an Frau von Stein I, 316.

2) Goethe schreibt an Knebel (I, 21): „Wenn du nach Emmendingen (zu Schlosser) kommst, so lies ihnen die „Iphigenie“; ich hab's lange versprochen und nicht geschickt.“ Daß Goethe's Schwester todt war und an die zweite Frau Schlosser's zu denken sei, nicht an jene, hätte Guhrauer wissen sollen.

3) Am 10. August 1780, nach Knebel's Abreise, meldet Lavater an diesen: „An der „Iphigenie“ lab' ich mich noch alle Tage.“ Lavater schrieb sie auf Royalpapier selbst mit möglichster Zierlichkeit ab. Vgl. Ergänzungsblätter zur allgemeinen Litteraturzeitung 1785—1800 IV, 2. 127. Am 3. November fragt Goethe: „Hast du denn selbst eine Iphigenie?“

allgemeinen Worten, und schneiden, wenn wir ein Buch gelesen haben, das uns von Seite zu Seite Freude gemacht und aller Ehren werth vorgekommen ist, endlich gern mit der Schere so gerade durch, wie durch einen weißen Bogen Papier; denn wenn ich ein solches Werk auch bloß als ein Schnitzbildchen ansehe, so wird doch der feinsten Schere unmöglich, alle kleinen Formenzüge und Linien, worin der Werth liegt, herauszusondern. Es ist nachher noch eins, was man nicht leicht an so einem Werke schätzt, weil es so selten ist, daß nämlich der Autor nichts hat machen wollen und gemacht hat, als was eben da steht; für das Gefühl, die Kunst und Feinheit, so vieles wegzulassen, gebührt ihm freilich der größte Dank, den ihm aber auch nur der Künstler und Mitgenosse gibt." Lavater scheint mit Unwillen über die Mißurtheile der Züricher Theologen, die sich auch mit ihm nicht vertragen wollten, in Betreff der neuern deutschen schönen Litteratur sich geäußert zu haben, wodurch Goethe zu der scharf treffenden Aeußerung veranlaßt wird: „Was deine dickhirnschaligen Wissenschaftsgenossen in Zürich betrifft, und was sie von Menschen, die unter einem andern Himmel geboren sind, reden, bitt' ich dich, ja nicht zu achten. Die größten Menschen, die ich gekannt habe, und die Himmel und Erde vor ihrem Blick frei hatten, waren demüthig, und wußten, was sie stufenweis zu schätzen hatten. Solches Kandidaten- und Klostergesindel ziert allein der Hochmuth. Man lasse sie in der Schellenkappe ihres Eigendünkels sich ein wechselseitiges Konzert vorrasseln. Unter dem (klein?) republikanischen Druck und in der Atmosphäre durchschmauchter Wochenschriften und gelehrter Zeitungen würde jeder vernünftige Mensch auf der Stelle toll: nur die Einbildung, Beschränktheit und Albernheit erhält solche Menschen gesund und behaglich." Bäben läßt er auch diesmal grüßen, und richtet zugleich des Herzogs Gruß an Lavater aus, von dem er etwas über Waser erwartet.

Eine neue Sendung Lavater's veranlaßte Goethe's Brief vom 8. August. Den früher bestellten Riß der Dörrmaschine findet er freilich nicht wohlfeil, aber auch nicht so ungeheuer, wie Lavater ihn gemacht hatte; doch vermißt er die gewünschte Angabe der Benutzung. Mit großem Verlangen sieht er dem Ende der Briefe über Waser entgegen. Die von Lavater gesandten Kupferstiche Albrecht Dürer's hat er bereits in dessen Sammlung eingeordnet, der Holzschnitte aber sind noch zu wenig; nächstens soll er die Sammlung Dürer's erhalten, später auch die des Martin Schön und Lukas von Leyden. Eine von Bodmer gewünschte Handschrift der Jenaer Bibliothek [1]) sendet Goethe mit der fahrenden Post, doch wünscht er, daß Lavater seiner eigenen Sicherheit wegen sie nicht ohne Schein aushändigen möge. Das zweite Kupfer vom Gemälde

1) Der Herzog mußte sich dafür bei dem Miteigenthümer der Bibliothek, dem Herzog von Gotha, verwenden.

des Herzogs, wovon Lavater Abdrücke übersendet hat, war leider wieder ganz unähnlich ausgefallen. An seinem Geburtstage, dem 28. August,[1]) schickt Goethe dem Freunde einen Brief für Knebel mit Geldeswerth. „Ich bin dir immer nah", fügt er hinzu, „und mir ist's wohler, daß du uns (durch Knebel) immer näher und näher geworden bist. Branconi ist so artig gewesen, und ist auf ihrem Rückweg über Weimar gegangen. Ich habe sie anderthalb Tage bewirthet und herumgeführt. Sie ist liebenswürdig, wie immer, und grüßt dich herzlich.[2]) Wie ist die Gesundheit deiner Frau? Leb' wohl und schreib' mir bald, es sei, was es wolle. Grüß' alles! Adieu, lieber Mensch!" Ein früherer Brief, in welchem Goethe dem Freunde anzeigte, daß er auf kurze Zeit von Weimar abwesend sein werde, ist uns verloren gegangen; denn Lavater meldete an Frau von Stein am 26. August:[3]) „Da Goethe, wie er schreibt, mit dem Herzog eine kleine Reise macht, so adressir' ich die Fortsetzung der Waser'schen Geschichte, die er Ihnen ohne Zweifel mitgetheilt haben wird,[4]) mit vollkommenem Zutrauen in Ihre Diskretion an Sie, meine verehrungswürdige Frau von Stein, und so werd' ich von Woche zu Woche fortfahren, bis alles eingesandt ist, was zu dieser so sehr Aufsehen machenden Geschichte gehört. An Goethe selbst werd' ich eher nun nicht schreiben, bis ich weiß, daß er wieder zurück ist. Indeß bitt' ich Sie, die Inlage von dem Portrait des Thomas Morus nach Holbein (von Lips gezeichnet) nett aufziehen zu lassen, und sodann hinter Rahmen und Glas erst in Ihr Zimmer aufzuhängen, und wenn er zurückkommt, es ihm zu übergeben. Er weiß schon etwas davon. Ich fange mit Aufträgen an Sie an; womit will ich enden? Mit nichts als herzlichem Dank für Ihren gütigen Gruß durch Baron von Knebel."

Am 10. August hatte Lavater an Knebel gemeldet: „Goethe ist brav und schreibt fleißig." In dem weitern Briefe an denselben vom 23. August heißt es: „Grüßen Sie doch, ich mag kein anderes Wort brauchen, die Weimarischen Götter und Göttinnen alle herzlich von mir, und der Stein sagen Sie, daß ich schon oft, oft sie zu kennen wünschte. Der Herzog ist gewiß die größte

---

1) Bei Hirzel steht irrig 25 statt 28.

2) Goethe hatte die Gräfin Branconi im Jahre 1779 zu Lausanne kennen lernen. Am 27. August schreibt er an Frau von Stein: „Die schöne Frau wird mir heute den ganzen Tag wegnehmen. Ich weiß noch nicht, ob sie gegen Abend oder morgen früh weggeht. Sie ist immer schön, sehr schön, aber es ist, als wenn Sie, mein Liebstes, entfernt sein müßten, wenn mich ein anderes Wesen rühren soll. Wir sind sehr artig. Der Herzog hat mir doch gestern Abend ein Eckchen meines Krams verrückt. Heute früh fahren wir nach Tiefurt, essen Mittags bei mir 2c."

3) Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 331.

4) „Hier die Briefe über Waser'n", heißt es in Goethe's Brief an Frau von Stein vom 5. September, gerade vor seiner Abreise.

Seele, die ich kenne.[1]) Heinse war ganz artig, lieb und gut. Goethen kenn' ich nicht; doch weil Sie ihn lieben, soll er mir auch lieb sein." Gar auffallend ist es, wie Knebel übersehn konnte, daß Goethen hier nur ein leicht erklärlicher Schreibfehler statt Götzen ist; denn über den Dichter Johann Nikolaus Götz, seinen alten Freund, den er auf der Rückreise zu besuchen gedachte, hatte er an Lavater geschrieben. Knebel erwiederte am 1. September (Hegner S. 133 f.) auf eine sein Herz ehrende, aber seinen Glauben an Lavater, den er einer solchen Aeußerung für fähig hielt, etwas bloß stellende Weise: „Etwas wehe thut es mir, daß Sie Goethen nicht kennen. Was soll ich sagen? Ich weiß es wohl, er ist nicht allezeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten, ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen zusammengenommen ist unendlich gut. Er ist mir ein Erstaunen auch selbst von Güte. Der Durchreisenden keiner sieht ihn — und doch urtheilt jeder. In Weimar selbst wird er kaum gesehen; in der Entfernung ist er nicht zu sehn. Noch zur Stunde schwör' ich, daß seine Richtung gerad', seine Absichten rein und gut sind. Verkannt muß er werden, und er selbst scheint darin zu existiren; die Schönheit, die sich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. Er ist selbst ein wunderbares Gemisch oder eine Doppelnatur von Held und Komödiant, doch prävalirt die erste. Er ist so biegsam als einer von uns, aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwächen nicht zu zeigen. Da läßt er dann gemeiniglich leere Lücken oder stellt einen Stein davor, oder wenn er sie sehn läßt, schlägt er mit Fäusten zu, daß man sie ihm nicht berühre. — Wenn er's nicht sagt, dann hat er seine Freunde am liebsten. Vor allen Sterblichen liebt und ehrt er Sie. Wenn Sie den Herzog lieb haben müssen, so bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittel seiner Existenz gegeben." Lavater wird den guten Knebel gar bald über den unglücklichen Schreibfehler beruhigt haben; möchte derselbe nur auch nicht weiter bei unseren Litterarhistorikern spuken!

Von Ostheim vor der Rhön in Thüringen schreibt Goethe gegen den 20. September an Lavater:[2]) „Erst heute erhalte ich deine Briefe vom 2. und 9. dieses Monats; wir sind in einigen entfernten Aemtern gewesen des Fürstenthums Eisenach, und sahen verschiedene neue, gute und nützliche Veranstaltungen in der Nähe, die seit vergangenem Frühjahr im Werk sind." Die vollste Zu-

---

1) Im März 1786 schreibt Fr. Jacobi an Lavater (Hegner S. 197), die Urtheile, die er öffentlich über den Herzog von Weimar gefällt habe, seien schon übertrieben genug, und mehr als übertrieben, aber was er im vorigen Sommer in einem Briefe über ihn von Lavater's Hand gelesen, habe ihn ganz versteinert. Auf den Herzog von Weimar beruft sich Lavater gegen Campe (ausgewählte Schriften IV, 261).

2) Hirzel (S. 101), dem Riemer II, 120 folgt, giebt den August als Datum. Am 18. September kam Goethe mit dem Herzog nach Ostheim, wo sie bis zum 22. blieben. Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein, I, 351 f.

versicht im Gegensatz zu Lavater's Aengstlichkeit und bedenklichem Schwanken spricht sich in dem Bekenntnisse aus: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun, und in nichts größerm. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch, als möglich, in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der Babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen. Auch thut der Talisman einer schönen Liebe, womit die St. (Frau von Stein) mein Leben würzt, sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind." [1]) Auch kann er nicht umhin, seine Freude über die herrliche Entwickelung des Herzogs auszusprechen,[2]) an welchem Lavater's Seele mit solcher Bewunderung hing. „Der Herzog ist sehr gut und brav. Wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann! Die Fesseln, an denen uns die Geister führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an, da er an anderen die schönste Freiheit hat." Mit den Dürer's sendet er Lavater einige Gedichte, unter denen sich wohl das schöne Lied „meine Göttin" (vom 15. September) befand, vielleicht auch „die Vögel"; er bezeichnet sie als „Blumen- und Kräuterbüschel", die er am Weg sammle. „Laß sie nur wenige sehn", schreibt er, „und nur keinen prätendirenden Schriftsteller! Die Buben haben mich von jeher aus- und nachgeschrieben, und meine Manier vor dem Publiko lächerlich und stinkend gemacht." Er wünscht, der Freund möge ihm auch etwas schicken, und er spricht wiederholt sein Verlangen nach der früher nur in der Handschrift gesehenen „Offenbarung" aus, deren jetzige Aenderungen zur Unterhaltung mit ihm und zum Studium ächter Kritik Veranlassung geben sollen. Seine physiognomischen Prätensionen habe er aufgegeben, bemerkt er, und seit dieser Zeit werde sein Sinn sehr scharf und lieblich, so daß er fast in der ersten Minute wisse, wo er mit den Leuten dran sei. Einige Hauptpunkte, die Lavater wohl längst kenne, seien ihm im Physiognomischen deutlich geworden, und sie würden ihm wegen der Folgen von Wichtigkeit. Zum Schlusse bemerkt er, daß er aus dem Worte: Individuum est in-

1) Das Gegenwärtige übte auf den Dichter einen gewaltigen Eindruck, und Antonio's Wort: „Die Gegenwart ist eine mächt'ge Göttin" (Bd. 13, 195), ist ganz aus seinem innersten Herzen geflossen. Vgl. meine „Frauenbilder" S. 203. 472.

2) Vgl. Riemer II, 121.

effabile,[1]) eine Welt ableite. Auch Bäben und Lavater's Frau läßt er grüßen.

Nach der Rückkehr von der Reise, am 13. Oktober, spricht Goethe Lavater seinen Dank für die nun vollständig erhaltenen Briefe über Waser[2]) mit reinster Anerkennung aus, die dem Freunde, dessen oft hervorbrechender Unglaube an sich selbst eine solche Stärkung verlangte, äußerst wohl thun mußte. „Es ist ein Meisterstück von Geschichte", schreibt er, „und ich darf dir wohl sagen, daß du, als Mensch, Bürger und Schriftsteller, mich mehr dabei interessirt hast, als der Held selbst. Ich meine noch nie so viel Wahrheit der Handlung, solchen psychologischen und politischen Gang ohne Abstraktion beisammen gesehen zu haben. Und eins von den größten Kunststücken, das dich aber die Natur und der Ernst bei der Sache gelehrt hat, ist eine anscheinende Unparteilichkeit, die sogar widrige Fakta mit der größten Naiveté erzählt, jedem seine Meinung und sein Urtheil frei zu lassen scheint, da sich doch am Ende jeder gezwungen fühlt, der Meinung des Erzählers zu sein. Du hast in allem Sinne sehr wohl gethan, in dieser Sache auch ein Wort mitzureden; es ist ein schön Monument für die Nachkommenschaft, und dein Vaterland hat dafür Dank zu sagen. — Und so thu' ich deinen Willen, indem ich den Besten das Manuskript vorlese, und den anderen einen Auszug erzähle, der nach ihrem Sinne ist. Ueber den Menschen selbst (Waser) ist nichts zu sagen. Ich wenigstens habe mit der Beschreibung davon genug, und ergötze mich am Anschauen desselben, wie an der Beschreibung und Abbildung eines andern Meerwunders, ohne ihn klassifiziren oder drüber pragmatisiren zu wollen. Schlözer spielt eine scheusliche Figur im Roman, und ich erlaube mir eine herzliche Schadenfreude, weil doch sein ganzer „Briefwechsel" die Unternehmung eines schlechten Menschen ist."[3]) Für den von Lavater gesandten Kopf des Thomas Morus dankt er, dagegen möchte er nicht gern die „Iphigenie", wie Lavater gewünscht hatte, in

---

1) Vgl. B. 3, 32: Ihr sucht die Menschen zu benennen,
Und glaubt am Namen sie zu kennen.
Wer tiefer sieht, gesteht sich frei,
Es ist was Anonymes dabei.

2) „Schicken Sie mir Waser's Ende!" schreibt er am 10. Oktober an Frau von Stein, und am 15. bittet er dieselbe um „das Waserische".

3) Sehr auffallen muß die bittere Ungerechtigkeit der beiden letztern Urtheile. Schlözer wollte in seinem „Briefwechsel" das helle Licht des Tages in die verrotteten Zustände hineinscheinen lassen, und verdient er unzweifelhaft als einer der ersten thatkräftigen Vertreter der Oeffentlichkeit und des Rechtes die höchste Anerkennung. Wie viele Ungerechtigkeit hat er an Tag gezogen, wie vieles Böse gehindert, weil man fürchtete, es in Schlözer's „Briefwechsel" verrathen zu sehn! Waser schien ihm nur von den besten Absichten für das Wohl seiner Mitbürger geleitet zu werden, und Schlözer trifft in der ganzen Sache kein Vorwurf. Goethe aber beharrte auch noch später auf seinem ungünstigen Urtheile über Schlözer. Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 384. B. 22, 106.

weiteren Abschriften verbreiten lassen, da er derselben noch mehr Harmonie im Stile zu geben beabsichtige. „Lebe wohl, lieber Mensch“, schließt er, „und fahre fort mit uns zu leben! Knebel ist angekommen,[1]) und hat dich wieder recht lebhaft zu uns gebracht. Adieu! Schreib' mir auch einmal wieder einen ausführlichen Brief!“ Noch ehe Goethe dieses Schreiben absandte, erhielt er Lavater's Brief vom 30. September, worin dieser ihm meldete, daß er die Gräfin Branconi nicht gesehen habe.[2]) „Für die Schöne und dich ist mir's leid“, erwiedert Goethe, „daß ihr euch nicht gesehen habt. Es ist eine schöne Sache um's Sehen. Wollte Gott, ich wäre dir die Hälfte näher, und könnte alle Jahr dich einmal acht Tage haben! — Daß du über mich glauben magst, ohne zu sehn, ist mir sehr lieb. Du wirst auch wenig sehn. Gewiß auch hast du Recht, daß der Gedanke im Menschen das Beste ist von dem Kapital, das er doch hat, und wie (wo er?) mit wuchern möchte, um es auf's Tausendfältige zu treiben, es entstehe daraus Gewinnst oder Verlust.“ Zugleich sucht er den Freund über den Herzog aufzuklären, den „guten Lands- und Hausvater“, den er, je näher er ihn beobachten könnte, um so mehr bedauern würde. „Was da auszustehn ist, spricht keine Zunge aus. Herrschaft wird niemand angeboren, und der sie ererbte, muß sie so bitter gewinnen, als der Eroberer, wenn er sie haben will, und bitterer. Es versteht dies kein Mensch, der seinen Wirkungskreis aus sich geschaffen und ausgetrieben hat.“ Endlich dankt er für die Auslegung einer an Lavater abgeschickten Silhouette, womit dieser ihm eine Wohlthat gethan habe, und er will ihm manchmal solch ein Gesicht senden, wenn er ihm darauf antworten möge. „Ich hab' ohne Bestimmtheit unendlich ähnlich Gefühl zu dem deinen.“ Diesmal ist es die Silhouette der Frau von Stein, welche er an Lavater schickt. „Dank für die Worte über die Silhouette!“ erwiedert er darauf in dem Schreiben vom 3. November, welches eine große Anzahl von einzelnen Fragen, Antworten und Andeutungen enthält. „Es ist eine edle Seele, und liebt dich, wie man lieben kann“, fährt er fort. „Schick' mir doch dein Bild für sie; ich hab' ihr meines geborgt.“ Gerade am folgenden Tage besuchte er mit dem Herzoge Frau von Stein, die in der letztern Zeit sein Ungestüm wieder hatte abwehren müssen, auf ihrem Gute zu Kochberg. In demselben Briefe vom November bittet er: „Laß mir, wo möglich, durch Bäben ein näher Wort sagen, wie dir ist. Lieber Bruder, laß uns immer näher zusammenrücken! Die Zeit kommt doch bald, wo wir zerstreut werden, in die Elemente zurückkehren, aus denen wir

---

1) Gegen Ende September. Vgl. Knebel's Nachlaß I, 125.

2) Lavater kam im Januar 1781 zu ihr nach Straßburg, und trat mit ihr in ein sehr nahes Verhältniß; der herzensgute, schwärmerisch-gläubige Mann riß sie leidenschaftlich hin. Vgl. Hegner S. 139. 255.

genommen sind."[1]) Mit Absicht meidet Goethe in seinen Briefen jede auf religiöse Angelegenheiten und Ansichten sich beziehende Aeußerung, da er es für nöthig hielt, Lavater von diesen, in welchen er sich nur immer mehr verirren werde, möglichst zurückzuhalten und seinen Sinn ganz auf das eigentlich Menschliche hinzulenken, das dieser „liebe Mensch" so schön zu beurtheilen wisse; aber mit jenem letztern Ausspruche möchte er doch Lavater's christlichen Glauben verletzt haben. Vom Herzog schreibt er, er wachse täglich und sei sein bester Trost, und er wünscht, daß Lavater diesem die Kupfer überlasse, die er noch von seiner (Lavater's) Sammlung in Händen habe. „Er sammelt jetzt, und hat schöne Freude und Sinn dran. Für dich sind unter der ganzen Menge höchstens ein halb Dutzend Lukas von Leyden schätzbar. Dagegen will ich dir die Albrecht Dürer's, was mir in die Hände kommt, ausantworten." Goethe selbst sammelte damals zur Mineralogie. „Will mir dein Bruder Doktor (oben S. 13 Note 2) etwas von seinem Ueberfluß zukommen lassen, so macht mir's viel Vergnügen. Kannst du mir sonst etwas ohne viel Umstände verschaffen, so thu's!" Da er Lavater's Art kannte, für die Nothleidenden zu thätiger Hülfe aufzufordern, so fragt er ihn: „Was thust du für Gera, du Treiber?" Das unglückliche Gera war kurz vorher abgebrannt.[2]) Lavater wurde mit Briefen wegen Unterstützung der Geraer förmlich bestürmt; auch that er, was er konnte, sowohl aus eigenen Mitteln als durch die vielfachsten erfolgreichen Empfehlungen nach allen Seiten hin.[3]) Auf Lavater's Freude über die von Goethe ihm übersandten Gedichte erwiedert dieser: „Gott segne dich für deine Freude an meiner Künstelei! Ich kann's nicht lassen, ich muß immer bildeln." Wiederholt kommt er auf die Briefe über Waser zurück, die eben recht Lavater angehörten, weil sie so aus Noth dem Innersten entrissen seien. Am Schlusse heißt es: „Gib meine Sachen der Bäben; die weiß, womit hin."

Als Lavater am 8. November eine Anzahl Exemplare seiner „Offenbarung" zur Vertheilung an Knebel übersandte, bat er diesen, ein inliegendes Billet an Goethe zu übersenden; indessen fehlen uns bis zum Februar alle brieflichen Mittheilungen Goethe's an den Freund, deren ununterbrochene Fortsetzung wir jedenfalls annehmen müssen. In diesem Winter kam Goethe's Jugendfreund Kayser von Zürich nach Weimar, wo er ihm mancherlei von Lavater mitgetheilt haben wird. „Du hast deinen Husten wieder? Wie geht's?" beginnt Goethe kurz vor dem 19. Februar einen Brief an Lavater.[4]) „Ich bin auch zeither krank, meist ohne es zu sagen, daß niemand frage, und der Kredit aufrecht bleibe. Ich

1) Vgl. meinen Faustkommentar II, 284 f.
2) Vgl. Wieland's Merkur 1780 Oktober S. 75 ff. Merk's Briefe I, 264.
3) Vgl. Geßner II, 281.
4) Auch Frau von Stein schrieb damals an Lavater, deren Brief unserm Dichter große Freude machte. Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 27.

halt' es oft mit den Zähnen, wenn die Hände versagen. Sonst geht alles recht gut. Die Herzogin gibt uns Hoffnung zu einem Prinzen.[1]) Der Herzog wächst schnell und ist sich sehr treu. Ich lade fast zu viel auf mich, und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen, und ich möchte doch so viel anders auch nicht fallen lassen." Lavater war, wie es scheint, im Januar mit seinem Freunde dem Arzte Hoze und dem jungen Tobler nach Straßburg gereist, wo er die Gräfin Branconi besuchte und auch Cagliostro's Bekanntschaft machte.[2]) Hierauf bezieht sich die Bitte, welche Goethe am 19. Februar, gleich nach dem Empfange eines Briefes von Lavater an diesen richtete. „Du hast den C. (Cagliostro) gesehen. Laß mir doch durch Bäben etwas Ausführliches sagen; es ist, dächt' ich, der Mühe werth!" Es ist ein durch Lavater selbst veranlaßter Irrthum, wenn man dessen erste Zusammenkunft mit Cagliostro in das Jahr 1783 setzt. In einem Brief aus Straßburg vom 7. Juni 1781[3]) heißt es: „Cagliostro scheint ein Menschenkenner zu sein, und hat unter anderen unsern größten Physiognomisten, Lavater'n, sehr gut physiognomisch aufgenommen." In dasselbe Jahr 1781 muß der aus Straßburg geschriebene undatirte Brief von Mattei[4]), dem Sekretär der Gräfin Branconi, an Lavater fallen (Hegner S. 237 ff.), in welchem dieser eine zwischen ihm, Cagliostro und der Branconi am 22. März im Kabinette der letztern gehaltene Unterredung beschreibt. Nach Mattei äußerte sich Cagliostro folgendermaßen über Lavater: „Schreiben Sie ihm —, daß ich ihn estimire! Und schon hab' ich mich weitläufig gegen die Gräfin Branconi ausgelassen, warum er mir nicht ganz gefallen hat. — Es hätte ihm manches doch gleich bei dir aufgefallen, das ihm nicht so ganz recht an deinem Charakter gewesen wäre. Du kömmst zu ihm mit einem Manne (Dr. Hoze), der rechtschaffen scheint, und der doch seinen Stand, Charakter und wahre Verhältnisse mit aller Sorgfalt verbirgt. Das Gespräch war mit den ernsthaftesten Materien gefüllt, und ein dritter junger Mensch (Tobler) sitzt dabei, ohne zu wissen, warum?" Lavater konnte nichts weiter von Cagliostro herausbekommen, als die Worte:

---

1) Die Hoffnung erfüllte sich nicht, da die Herzogin am 10. September von einer Prinzessin entbunden ward, die gleich nach der Geburt starb.

2) „Hast du bei deiner Reise durch Kolmar (wo Lavater bei Pfeffel einsprach) auf einen jungen Grafen Wartensleben geachtet?" fragt Goethe am 9. April. Und im Briefe vom 18. März schreibt er: „Daß du meiner mit Br. (Branconi) im Guten gedacht hast, erfreut mich." Die Branconi aber wendet sich am 22. Februar an Lavater mit den enthusiastischen Worten (Hegner S. 139): O toi cheri pour la vie, l'ame de mon ame! Il y a quatre semaines — o souvenir!

3) In der Schrift der Frau von der Recke: „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalte in Mitau" S. 15. Vgl. daselbst S. 114 f. 117.

4) Vgl. Goethe's Briefe an Lavater S. 49 f. an Frau von Stein I, 265. II, 261. Briefwechsel mit Schiller II, 181. Knebel's „Nachlaß" II, 399.

„Sind Sie von uns beiden der Mann, der am besten unterrichtet ist, so brauchen Sie mich nicht; bin ich's, so brauch' ich Sie nicht." Am andern Morgen sandte Lavater ihm folgende drei Fragen: „Woher stammen Ihre Kenntnisse? Wie haben Sie diese erlangt? Worin bestehen sie?" worauf die einfache, von Goethe im „Groß-Cophta" (B. 10, 65) benutzte Antwort lautete: In verbis. In herbis. In lapidibus.[1]) Ein Briefwechsel ward eingeleitet, aber bald abgebrochen, da Lavater Cagliostro's Briefe nach seiner Art herumwies, worüber sich dieser gegen Mattei beklagte. „Nun schickt mir Lavater einen Imposteur zu, einen Schwärmer, von ihm an mich empfohlen", äußerte er, „einen schwachen Menschen, der Lavater's Freund ist, der mir seine große Rolle Papier mit lauter Sachen zeigt, die ich verachte und lange kenne." Vielleicht ist hier der berüchtigte Christoph Kaufmann gemeint, der um diese Zeit die Schweiz verließ. Fühlte sich Lavater auch durch Cagliostro's Persönlichkeit nicht angezogen, so glaubte er doch, wie bei Gaßner, an dessen übernatürliche Wirkungen. Aeußerte er ja noch fünf Jahre später, Cagliostro sei ein Mann, wie wenige, an den er aber nicht glaube; er sei eine Gestalt, wie sie die Natur nur alle Jahrhunderte forme. „O daß er einfältig und demüthig wäre, wie ein Kind, daß er Sinn hätte für die Einfalt des Evangeliums und für die Hoheit des Herrn! Wer wäre größer, als er."[2])

In demselben Briefe, wo Goethe die Frage in Betreff Cagliostro's an Lavater richtet, bekennt er diesem: „Die letzten Tage der vorigen Woche habe ich im Dienste der Eitelkeit zugebracht.[3]) Man übertäubt mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Noth. Ich traktire diese Sachen als Künstler, und so geht's noch. Reime, bei dieser Gelegenheit gemacht, schickt dir vielleicht Kayser. Wie du die Feste der Gottseligkeit ausschmückst, so schmück' ich die Aufzüge der Thorheit." Auch diesmal kann er den sehnsüchtigen Wunsch nicht unterdrücken, daß sie doch nicht so weit auseinander sein möchten. Am Schlusse heißt es: „Bäben schreib' und schick' ich nächstens; sie soll mir meine Sachen wiederschicken; es sind die einzigen Abschriften." Vielleicht hatte er ihr das erste Buch von „Wilhelm Meister" und den Anfang des „Egmont" gesandt.[4]) Ein anderer Brief Goethe's an Lavater vom Ende Februar oder Anfang März ist abhanden gekommen; auf einen solchen muß sich nämlich die Aeußerung des in

---

1) Baur in der Encyklopädie von Ersch und Gruber Artikel Cagliostro S. 74 Note 6.

2) Vgl. Lavater's „Rechenschaft an seine Freunde" 1786. Geßner II, 324 ff. Dagegen Nicolai in der „Reise durch Deutschland" B. VII Anhang S. 87 f.

3) Auf der siebenten Redoute dieses Jahres, am 16. Februar, war der Maskenzug „Aufzug des Winters" zur Aufführung gekommen, wozu Goethe die Worte gedichtet hatte. Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 25 f.

4) Von den drei Stellen, die Hegner aus dem Briefe vom 19. Februar anführt, gehört die erste dem 23. August, die zweite und dritte dem 7. Mai an

in der Stille eines Sonntagmorgens geschriebenen Briefes vom 18. März beziehen: „Es ist mir leid, daß dir in meinem didaktischen Briefe etwas mißfallen hat. Ich habe die Art, wenn eine Sache auseinanderzusetzen ist, gerade mit dem Schwert drein zu gehn, es oft zu scharf und nicht immer fein genug zu nehmen. Zu diesem Fehler bekenn' ich mich im allgemeinen. Ziehe auch in diesem Falle das ab, und zweifle nicht an meinem Glauben an dich Ganzen." Die Nachricht, daß Lavater gesund sei, erfreut ihn sehr. „Erhalt' uns Gott lange auf dieser schönen Welt", wünscht er, „und in Kraft, ihr zu dienen und sie zu nutzen!" „Mit mir steht's auch gut", fügt er hinzu, „besonders innerlich. In weltlichen Dingen erwerb' ich täglich mehr Gewandtheit, und vom Geiste fallen mir täglich Schuppen und Nebel, daß ich denke, er müßte zuletzt ganz nackend da stehn, und doch bleiben ihm noch Hüllen genug." Er beginne jetzt wieder zu leben, bemerkt er, da um ihn herum alle Knospen sich zu regen anfingen. Cagliostro, über den Lavater ihm seine Ansicht mitgetheilt haben wird, sei immer ein merkwürdiger Mensch, äußerte er, und doch Stocknarr, mit Kraft und Lump so nah verwandt. Besonders dankt er Lavater für das überschickte Bild des Brutus [1]); eine solche Erscheinung trete in der Mäßigkeit und Mittelmäßigkeit des Lebens ungeheuer wirkend auf. Mit Schmerzen erwartet er die auf dem Wege befindlichen Gemälde, da das Große so selten sei. Drauf gibt er sein Urtheil über eine männliche Silhouette ab, fügt aber hinzu: „Sag' mir mehr und rektifizire! fern von dir und deinem Einfluß lern' ich täglich zurück." Auch theilt er ihm seinen Schmerz um Lessing's Tod mit, auf den er viel Hoffnung gehabt [2]), und vertraut ihm an, daß er mit seinem Freunde Kayser Absichten habe, die er ihm, wenn sie reif seien, mittheilen werde. [3]) „Grüß' Bäben!" bemerkt er weiter. „Ihr bin ich lange einen Brief schuldig. Leb' wohl! Grüß' Frau und Kinder, und sag' mir etwas von ihnen!"

In der Antwort auf Lavater's Brief vom 31. März heißt es (am 9. April): „Die nächsten Wochen des Frühlings sind mir sehr gesegnet; jeden Morgen empfängt mich eine neue Blume und Knospe. [4]) Die stille, reine, immer wiederkehrende leidenlose Vegetation tröstet mich oft über der Menschen Noth, ihre moralischen noch mehr physischen Uebel." Auch diesmal spricht er sein freudiges Erwarten der Gemälde aus, die Lavater über Leipzig gesandt hat. Er fragt, ob er bei seiner Reise durch Kolmar (vgl. S. 80 Note 2) nicht den jungen Grafen von Wartensleben (vgl. oben S. 49)

---

1) Vielleicht ist Vorstermann's Kupferstich des Kopfes des Brutus von Rubens gemeint, den Goethe besaß. Vgl. Schuchardt „Goethe's Kunstsammlungen" I, 181.

2) Vgl. die Briefe an Frau von Stein II, 28.

3) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 292 ff.

4) Goethe wohnte noch immer in seinem Gartenhause.

in Pfeffel's Erziehungsanstalt gesehen, und wessen er sich von ihm erinnere. Im August dieses Jahres kam dieser junge Graf auf mehrere Wochen zu Lavater, der ihn zum ersten Genusse des Abendmahls vorbereitete.[1]) Merkwürdig ist hier die Aeußerung über den großen Preußenkönig, der in seiner eben erschienenen Schrift „über die deutsche Litteratur" des „Götz" mit wegwerfender Verachtung gedacht hatte[2]), und über Kaiser Joseph II. „Wenn ich vom alten König höre, ist mir's, als wenn mich der Prediger auf einen hohen Berg führte, und mich dort einen Trauerblick auf die Menschen und ihre Herrlichkeit thun hieße.[3]) Dem Kaiser gönne ich allen Segen. Gib Acht, gib Acht! sein Kopf steht gut. Irr' ich nicht sehr, so fehlt's am Herzen, das zum großen Menschen, zur That wie zur Kunst, unentbehrlich ist, und durch Vernunft nicht zu ersetzen ist."[4]) Lavater selbst hatte den Kaiser vor einigen Jahren gesprochen und große Hoffnungen auf ihn gesetzt.[5])

Der Herzog hatte unterdessen einen Abguß von Klauer's Büste Goethe's an Lavater geschickt, der über dieses Geschenk sehr große Freude bezeigte. Ende April kam Lavater's Freund, der junge Tobler, nach Weimar, wo er bei Knebel wohnte, und bei Goethe freundlichste Aufnahme fand, der jetzt besser, als früher in Genf, sich mit ihm zurecht fand, vielleicht weil Tobler jetzt zu einer freisinnigen humanistischen Richtung hinneigte, oder er diese bestimmter in sich entwickelt hatte. An Frau von Stein meldet Goethe am 1. Mai, er müsse heute Tobler bewirthen, der jetzt wirklich angekommen. Auch am 6. Mai war Tobler bei Goethe zu Tische. Am folgenden Tage schreibt letzterer an Lavater: „Tobler ist gar lieb; ich kann offen gegen ihn sein. Knebel hat ihm Quartier gegeben. Es wird dir auch wohl thun, durch ihn von uns zu hören. Er erinnert mich in Momenten recht lebhaft an dich, besonders wenn er munter und scherzhaft wird." Er hat mittlerweile von Lavater zwei Briefe erhalten, wofür er seinen Dank ausspricht. „Wenn ich ein Quartblatt von dir sehe, ergötze ich mich jederzeit." Die erwarteten Gemälde sind angekommen, und er möchte über diese, wie über vieles andere, gern mit Lavater sprechen, be-

---

1) Vgl. Geßner II, 291 f.

2) Im frühern Briefe hatte er Lavater gefragt: „Hast du des alten Königs Schrift über die deutsche Litteratur gelesen, und was sagst du dazu?" Man vergleiche Goethe's Aeußerung in dem Briefe an Möser's Tochter B. 27, 492 f. Briefe an Frau von Stein II, 133 Note 1. 39 Note 1.

3) Goethe war bei seiner Anwesenheit in Berlin im Mai 1778 „dem alten Fritz recht nah worden" (Merck's Briefe I, 139).

4) Man vergleiche hierzu das ähnliche Urtheil Karl August's in den Merckischen Briefen II, 189 f. An Knebel schreibt Goethe am 3. Dezember 1781: „Von dem Kaiser denke ich auch, wie du. Wenn ihm das Glück will, und ihn sein Genius nicht verläßt, so ist er gemacht, viel ohne Schwertstreich zu erobern." Merck berichtet dem Herzog von Weimar (III, 178): „Das ganze Land, wo er (der Kaiser) durchzog, ist seiner Ehre voll; nur die Edelleute und Pfaffen sind anderer Meinung."

5) Vgl. Geßner II, 183 ff.

dauert drum wieder, daß sie so fern voneinander sind. Ueber seine Büste und seinen krayonirten Kopf, welche der Herzog geschickt, wünscht er von Lavater einige Worte an diesen gerichtet. Seinen eigenen Zustand deutet er in dem Wunsche an: „Ja, lieber Bruder, du könntest mich schon von manchem fliegenden Fieber des Grimms reinigen. Was könnte nicht die Liebe des Alls, wenn es lieben kann, wie wir lieben! In mir reinigt sich's unendlich, und doch gesteh' ich gerne, Gott und Satan, Höll' und Himmel, die du so schön bezeichnest, in mir einem.[1]) Oder vielmehr, mein Lieber, möcht' ich das Element, woraus des Menschen Seele gebildet ist, und worin sie lebt, ein Fegfeuer nennen, worin alle höllischen und himmlischen Kräfte durcheinander gehen und wirken." Auch zu Lavater's Ohren war eine Nachricht von der übermüthigen Laune gelangt, mit welcher Goethe im Jahre 1779, kurz vor der Schweizerreise, an Jacobi's „Woldemar" ein schimpfliches Urtheil vollstreckt hatte, und er hatte darüber nähere Auskunft verlangt. Aber Goethe kann ihm darüber nichts sagen; er mag an diese Geschichte, die er nicht abläugnen kann, nicht erinnert werden; es sei eine verlegene und verjährte Geschichte, eine Albernheit, die er am besten ignorire. „Wenn ich Papier und Zeit verderben möchte, so könnt' ich dir wohl das Nähere sagen; es ist aber nicht der Mühe werth. Sehen wir uns wieder, und es fällt dir ein, so frage! Da du mich kennst, solltest du dir's in Ahnung erklären können. Der leichtsinnig trunkene Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das halb Gute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind dir in mir zu wohl bekannt, und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt du auch." Er fragt Lavater, ob es wahr sei, was man in den Zeitungen lese, daß der Abbé Raynal[2]) den drei ersten Eidgenossen im Grütli ein Denkmal errichten lassen wolle. „Der dreißig Fuß hohe Obelisk", bemerkt er, „wird sich armselig ausnehmen zwischen der ungeheuren Natur. Was sich der Mensch doch mit seiner Nadelspitze von Marmor einbildet! Ich hoffe, es soll nicht zu Stande kommen; ihr Monument ist eure Konstitution." Bekanntlich ließ Raynal auf der kleinen Insel Altstaad vor dem Vorgebirge Meggenhorn im Vierwaldstätter See den Gründern der Freiheit der Schweizer ein Denkmal errichten, dessen Ueberreste nach Luzern gebracht und dort beim Löwendenkmal verwandt wurden. Der Brief schließt mit dem Wunsche: „Adieu, liebster der Menschen! Spreche manchmal einen Segen auf meine Büste, daß ich

1) Hegner führt aus dem Briefe Goethe's vom 9. April die Worte an: „Wohl sagst du, daß der Mensch Gott und Satan, Himmel und Erde, alles in einem sei; denn was sind diese Begriffe anders als Konzepte, die der Mensch von seiner eigenen Natur hat?"

2) Im folgenden Jahre war derselbe zu Weimar einige Tage ein höchst liebenswürdiger Gast, wie Goethe am 5. Mai 1782 an Knebel berichtet. Vgl. die Merckischen Briefe I, 327.

auch das genieße! Schreibe mir viel und stiehl dir eine Viertelstunde für mich! Ich heiße Legion[1]); du thust vielen wohl, wenn du mir wohl thust."

Gegen Ende Mai erhielt Goethe herrliche Briefe von Lavater und der Schultheß.[2]) Tobler war unterdessen nach Leipzig gegangen. Seinetwegen schrieb Goethe an seinen alten Freund, den Buchhändler Reich daselbst, am 30. Mai: „Wenn der junge Tobler aus Zürich, ein Sohn des bekannten Chorherrn, schon ehe dieser Brief ankommt, bei Ihnen gewesen ist, so werden Sie ihn auch ohne meine Empfehlung wohl aufgenommen haben, weil er sich selbst auf das vortheilhafteste vorstellt. Eben dieses werden Sie finden, wenn er sich nach diesem Briefe bei ihnen zeigen sollte. Ich bitte Sie, nach Ihrer Gewohnheit ihm auch um meinetwillen gefällig zu sein, und ihm, wenn er zu einigen seiner wohlgerathenen Uebersetzungen aus dem Griechischen einen Verleger suchen sollte, mit That oder, wie es die Umstände erfordern, auch nur mit gutem Rath behülflich zu sein."[3])

Bald darauf sandte Lavater unserm Dichter ein Exemplar seiner „Briefe" zu, worüber dieser, noch ehe er am 25. Juni nach Ilmenau ging, dem Freunde seine anerkennende Freude ausspricht. „Zuvörderst danke ich dir, du Menschlichster, für deine gedruckten Briefe. Es ist natürlich, daß sie das Beste von allen deinen Schriften sein müssen.[4]) Wie du vorausgesehen hast, nehmen dir viele, und auch gute Menschen, diesen Schritt übel, doch du weißt am besten, was du thun kannst, und fühlst wohl, daß dir erlaubt ist, was keinem. Das Menschliche und dein Betragen gegen Menschen darinnen ist höchst liebenswürdig, und mich macht es recht glücklich, daß ich keine Zeile anders lese, als du sie geschrieben hast, daß ich den innern Zusammenhang der mannigfaltigen Aeußerungen erkenne: denn für den eigentlichen Menschenverstand, was man gewöhnlich so nennet, und worauf eine gewisse Gattung von Köpfen die andere modelt, ist und bleibt hierin, wie in allen deinen Sachen, manches unverständlich. Selbst deinen Christus hab' ich noch niemals so gern, als in diesen Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man dich das herrliche kristallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit deinem eigenen hochrothen Trank schäumend füllen und den über den Rand hinaufsteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen

---

1) Anspielung auf die Stelle im Evangelium des Markus 5, 9.

2) Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 74 f.

3) Tobler's Uebersetzung des Sophokles erschien in diesem Jahre zu Basel. Auch den Aeschylos und ausgewählte Epigramme der griechischen Anthologie übersetzte er. Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 168. Ueber Tobler's eigenen dramatischen Versuch „der befreite Prometheus" vgl. meine Schrift über Goethe's „Prometheus" und „Pandora" S. 52 f., wo die Angabe, Tobler sei 1783 gestorben, auf Verwechselung beruht.

4) Weil Lavater's Persönlichkeit hier am bestimmtesten hervortritt.

sieht. Ich gönne dir gern dieses Glück; denn du müßtest ohne dasselbe elend werden. — Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuo alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß dir ein Individuum genug thun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen und in ihm dich bespiegeln, dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für deine gute Sache nicht ziemt, daß du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufst, um deinen Paradiesvogel ausschließlich damit zu schmücken; dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben, und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß du dich darin nicht verändern kannst, und daß du vor dir Recht behältst; doch finde ich es auch nöthig, da du deinen Glauben und Lehre wiederholend predigest, dir auch den unsern als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern könnt. Verzeihe mir, daß ich dir begegne, wie du Gaßner'n,[1] und laß mich Nervenbehagen nennen, was du Engel nennst.[2] Dein 122. Brief über dich selbst ist vortrefflich, und du verfehlst deines Endzweckes nicht, dich durch diese Aeußerungen deinen Freunden und Liebsten immer näher und näher zu bringen, vor ihnen immer wahrer und ganzer zu erscheinen, und dein Reich auf dieser Welt immer mehr auszubreiten, indem du jedermann überzeugest, daß es nicht von dieser Welt ist."[3] Durch den Buchhändler Reich hatte Goethe auch einen Band von Lavater's in diesem Jahre erschienenen „Poesien" erhalten, ohne Zweifel in der schönen Prachtausgabe mit Vignetten. „Deine Poesien", bemerkt Goethe, „sind auch mir (Hegner mir auch) als Aufschluß deines Innersten und als Bild deines äußern Lebens sehr willkommen. Mit gutem Vorbedacht hast du sie deinen Freunden gewidmet: denn sie schließen sich so an deine Individualität an, daß jemand (Hirzel niemand), der dich nicht liebt und kennt, eigentlich nichts (Hirzel was) damit zu machen weiß. Ich hab' es etlichemal versuchen wollen, in Gegenwart guter Menschen, denen du aber fremd bist, einige von diesen Gedichten zu lesen, und habe recht gefühlt, wie

1) Mit selbständiger Offenheit, die ihre Ueberzeugung wahrt.

2) Die ganze herrliche Stelle von den Worten: „Es erhebt die Seele" an gibt nur Hegner S. 141 ff., und es ist höchst unwahrscheinlich, daß dieser sie aus einem andern Briefe hier eingeschoben habe; sonst könnte man glauben, sie sei dem oben erwähnten „didaktischen" Briefe entnommen.

3) Auch die Worte „und dein Reich — Welt ist" gibt bloß Hegner S. 143.

das Eigenste davon gar nicht übergeht."[1]) Wie milde und liebevoll urtheilt Goethe hier über Lavater's Schriften, die er als einen Abdruck seiner ganzen Persönlichkeit und seines eigenthümlichen Daseins liebt und ehrt, aber wie fein weiß er auch die Freiheit seiner eigenen Anschauung zu wahren und den Freund, was vor allem, um diesen nicht in wilden Fanatismus sich verirren zu lassen, nöthig scheinen mußte, darauf hinzuweisen, daß seine religiösen Ansichten auf nichts weniger als auf allgemeine Gültigkeit Anspruch machen dürften. Auch auf Cagliostro, an dessen Wunderthaten Lavater glaubte, den er nicht für einen Betrüger halten konnte, kommt Goethe hier wieder zurück. „Was die geheimen Künste des Cagliostro betrifft, bin ich mißtrauisch gegen alle Geschichten. Glaube mir, unsere moralische und politische Welt ist mit unterirdischen Gängen, Kellern und Kloaken miniret, wie eine große Stadt zu sein pflegt, an deren Zusammenhang und ihrer Bewohnenden Verhältnisse wohl niemand denkt und sinnt; nur wird es dem, der davon einige Kundschaft hat, viel begreiflicher, wenn da einmal der Boden einstürzt, dort einmal ein Rauch aufgeht aus einer Schlucht, und hier wunderbare Stimmen gehört werden." Goethe hatte zeitig, wie er sagt (B. 21, 85), „in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminirt ist", wogegen Lavater's argloser Blick das böse Getriebe des die Welt auf allen Pfaden durchziehenden Truges und leichtgläubiger Verblendung nicht erkannte. Der Schultheß hatte Goethe den ersten Akt seines „Tasso" geschickt, den er auch von Lavater gelesen wünscht, doch sollen sie ihn sonst niemand zeigen. „Tobler wird dir geschrieben haben, seitdem er von uns weg ist", heißt es weiter in demselben Briefe. „Wir haben ihn gar lieb gewonnen, und es ist ihm bei uns so wohl gewesen, als unter seinen Umständen möglich war." Nachdem er noch Grüße an Pfenninger, die Orelli's und Lavater's Familie, die am „braunen Tische" seiner gedenken möge, hinzugefügt hat, schließt er mit der Bitte, der Freund möge fortfahren, ihm mit seinem Geist und seiner Art wohl zu thun und nützlich zu sein, und was er über, für oder wider ihn wisse, ihm nicht verhehlen, sondern, wie bisher und, wo möglich, noch mehr, eine gute und lebendige Wirkung erhalten. Die innigste Offenheit und Reinheit des Verhältnisses zum edlen Freunde ist ihm dringendstes Bedürfniß, und er hofft dadurch allen, besonders bei ihren abweichenden religiösen Ueberzeugungen so leicht möglichen Mißverständnissen am sichersten vorzubeugen.

Am 11. Juni ging Prinz Konstantin mit Hofrath Albrecht nach Italien. In Zürich verweilte er, von dem Herzoge, Goethe und Knebel bestens empfohlen,[2]) einige Tage in Lavater's Nähe,

---

1) Die letzten Worte von: „Ich hab' es" an stehen bei Hegner S. 144.

2) Schon am 10. August des vorigen Jahres hatte Lavater an Knebel geschrieben: „Bringen Sie Konstantin bald!"

welcher am 23. Juli gegen Knebel äußert:[1]) „Für Konstantin dank' ich Ihnen recht herzlich. Es ist und bleibt doch ewig ein eigenes, auserlesenes, von Gott im Himmel bezeichnetes Paar, Karl August und Konstantin von Weimar. Sie können nicht glauben, wie krumm und schief, wie schwach und klein ich mich in der Nähe solcher Menschen fühle. Dr. H.... (Hoze?) sagte neulich ein Wort von Schwäche bei viel Güte. Nun wußt' ich wieder gewiß, was ich nicht wissen wollte, mir lange selber verbarg, daß gewisse Philosophen keinen Sinn für den gegenwärtigen Menschen haben. Konstantin ist freilich schwächer, als der Herzog, aber doch so durch und durch voll Sinn für Wahrheit und voll liebenswürdiger Einfalt. Mir war herzwohl an seinem Arme." Damals war es, daß Tischbein den Prinzen portraitirte; das Portrait kam in Goethe's Hände.[2]) „Von Tobler'n," schreibt Lavater weiter, „weiß ich so lange nichts, daß ich leise, leise hoffe, bald wird er mich überraschen, und mir viel von Goethe und Ihnen sagen. Goethe hat mir über meine Schreibereien einen wichtigen Brief geschrieben. Ich sehne mich nach einer ruhigen Stunde, ihm darüber zu schreiben. — Goethen möcht' ich bald, wenn ich nur Zeit habe, einige höchst merkwürdige Anekdoten aus der Geisterwelt mittheilen." Lavater hoffte ohne Zweifel, hierdurch wenigstens einigen Wunderglauben in Goethe zu erwecken, der seinen bisherigen Versuchen, ihn dafür zu gewinnen, immer geschickt ausgewichen war, indem er seinen Standpunkt unverrückt behauptete. Wirklich übersandte Lavater dem Dichter eine Geschichte dieser Art, nämlich den „Gablidon", wie wir aus Goethe's Brief an Knebel vom 2. Oktober ersehen:[3]) „Ich gehe heut' Abend auf Gotha. Hier ist Gablidon. Lies ihn und zeige das Wunder, wem du denkst!" Lavater hatte öffentlich aufgefordert, ihm solche Fälle mitzutheilen, in welchen sich das unmittelbare Einwirken der Geisterwelt auf den Menschen kund gebe, um solche näher untersuchen und sie, wenn sie sich bewähren sollten, als Beweismittel anwenden zu können. So hatte ihm denn auch ein Graf Thun zu Wien die Geschichte von dem Geiste eines schon vor Christi Geburt abgeschiedenen jüdischen Kabbalisten Gablidone berichtet, der sich in seiner Wohnung selbst mit Wasserfarben abgezeichnet habe. Diese Geschichte des tollen Grafen theilte Lavater seinen Freunden im Vertrauen mit, doch gerieth sie später in die Hände eines Mannes, der sie ohne Lavater's Wissen und Wollen

---

1) Knebel's „Nachlaß" II, 403.

2) Vgl. die Merckischen Briefe I, 319. II, 259. Schöll's „Weimar" S. 153. Wahrscheinlich übersandte es ihm Lavater; denn auf dieses Portrait glauben wir Goethe's Dank im 36. Briefe an Lavater beziehen zu dürfen.

3) I, 22. Guhrauer gibt weder das Datum an, das sich aus den Briefen an Frau von Stein II, 105 f. ergiebt (ja er denkt irrig an das Jahr 1780, da er sich an Tobler's Anwesenheit in Weimar nicht erinnert), noch weiß er, was der „Gablidon" ist, unter dem er eine ungedruckte Dichtung Goethe's vermuthet.

im Jahre 1787 unter dem Titel: „Lavater's Protokoll über den Spiritus familiaris Gablidone. Mit Beilagen und einem Kupfer", herausgab.[1]) Lavater ward hierüber bestürzt. Von einem Freunde befragt, theilte er ihm den Sachverhalt in einem vertraulichen Schreiben mit, dessen Veröffentlichung er ihm gestattete.[2]) Er sammle gern Phänomene aller Art, bemerkt er, um entweder die Größe oder Kleinheit des Menschen kennen zu lernen, seine Kraft oder seine Kunst, Kraft ohne Kraft nachzuäffen. Zwanzig solcher Aufsätze von Atheisten, Deisten, Schwärmern, Herrnhutern, Mystikern, Theosophen, Kabbalisten, Geistersehern, Entzückten befänden sich als Kollektaneen unter seinen Papieren, aus denen man, wenn man wolle, alles für oder wider ihn würde beweisen können, unter diesen denn auch der Gablidon. Durch welchen Zufall dieser Aufsatz, den er in seinem Pulte verschlossen geglaubt habe, in andere Hände gekommen und mit ihm ganz fremden Zusätzen herausgegeben worden sei, könne und wolle er nicht wissen. „Da der gute Graf T.... (Thun) mir diese Geschichten erzählte, hielt ich ihn weder für einen Betrüger, noch einen ganz Betrogenen.[3]) Ich war überzeugt, daß er reine Wahrheit zu erzählen glaubte; ich hielt die Hauptsache an sich für möglich, das heißt, ich hielt und halte noch für möglich, daß völlige Ueberzeugungen in einen nicht unredlichen und nicht unweisen Menschen kommen können, daß es eine Art von Mittelgeistern, Daemonibus, Vielwissern,[4]) geben könne, welche sich auf irgend eine Weise dem Menschen oder gewissen Menschen mittheilen und verborgene oder zukünftige Dinge offenbaren können. — Ich getraue mir nicht zu behaupten, daß die ganze Geschichte von Gablidon subjektiv wahr, das ist ohne Betrogenheit und Betrug vorgegangen sei, aber eben so wenig kann ich sie für ganz Betrug halten. Wenn ich den Mann, der ein Diarium darüber führte (Graf Thun), anhöre, so entsetzt sich mein Inneres vor einem der beiden Gedanken: „Er lügt!" oder: „Er wird betrogen!" Wenn ich dann wieder einerseits die Menge von Geschichten überdenke, wo ein listiger und schändlicher Betrug mit aller möglichen Wahrscheinlichmachung vor tieferen Blicken gespielt ward, wenn ich das viele Kleinliche, Unwürdige, einer besondern abergläubischen Gesellschaft günstig Scheinende, das selbst in dieser Geschichte vorkommt, beherzige, und endlich wenn ich die Versicherungen von vielen Leuten, die den vorgeblichen Rechner gekannt haben wollen, dazu nehme, so bin ich wieder sehr geneigt, die Sache als ein Gemisch von Wahrheit und Betrug, als falsche Münze, woran sehr wenig gut Silber ist, anzusehn. Ich suspendire also mein Urtheil, ich spreche nicht ab, lasse

1) Vgl. hierüber die „Allgemeine deutsche Bibliothek" LXXX, 2, 595 ff.

2) Die Antwort steht in Lavater's „ausgewählten Schriften" I, 253 ff.

3) Daß der Graf Thun schändlich betrogen worden und seiner zerrütteten Phantasie wegen jedem Betrug zugänglich gewesen, bezeugt Haschka bei Hegner S. 161.

4) Schon die Alten deuteten das Wort *δαίμων* als kundig.

die Sache völlig dahin gestellt, lege die Geschichte bis zu weiteren Datis oder entschiedenen Aufschlüssen meinen Kollektaneen bei, und gehe, völlig unbekümmert um die Sache, meinen Gang fort. Ich versichere, viele Jahre kein Wort davon gesprochen zu haben. Ich berufe mich auf alle, die seit Jahr und Tagen mit mir umgehen, ob ich das mindeste Aufheben von diesem Phänomen gemacht, den mindesten Glauben daran von irgend jemand erschleichen wollte, oder ob ich überhaupt die geringste Neigung, solche Dinge auszubreiten, zeige." Und doch hatte er selbst Goethe diese Geschichte vorzulegen gewagt, ja damit auf ihn wirken zu können geglaubt; dieser aber konnte damit natürlich nichts anfangen, und mußte sie als Symptom ärgsten Betruges und alberner Beschränkung bei Seite legen.

Tobler kam im Sommer oder im Herbst wieder nach Weimar,[1]) von wo er mit Knebel, der sich nach Ansbach zu den Seinigen begab, in der ersten Hälfte des Oktober die Rückreise angetreten zu haben scheint. Aber nach seiner Abreise erhob sich ein gewaltiger Sturm gegen ihn, wie Goethe im Brief an Knebel vom 27. Juli 1782 erzählt. „Wie er (Tobler) das erstemal hier weggeht, schreibt er in einem Briefe an Lavater'n über uns alle Urtheile, die mitunter nicht die günstigsten sind, und läßt unvorsichtig das Blatt in ein paar Beinkleidern stecken, die er dem Schneider zur Reparatur hinterläßt. Von da zirkulirt dieses Blatt, und macht leidige Sensation; doch ist alles getüscht und vorbei. Ich hab' ihm zur Warnung die Sache nicht verschwiegen."

Unterdessen hatte Lavater unserm Dichter, den er gar zu gern für seine Anschauungen gewonnen hätte, seine Glaubensansicht wiederholt dargestellt, der hierauf, durch vielfache Arbeiten und Zerstreuungen früher davon abgehalten, am 4. November erwiedert: „Ich bin geneigter, als jemand, noch eine Welt außer der sichtbaren zu glauben, und ich habe Dichtungs- und Lebenskraft genug, sogar mein eigenes beschränktes Selbst zu einem Swedenborgischen Geisteruniversum erweitert zu fühlen. Alsdann mag ich aber gern, daß das Alberne und Ekelhafte menschlicher Exkremente durch eine feine Gährung abgesondert, und der reinlichste Zustand, in den wir versetzt werden können, empfunden werde." Das Hineintragen menschlicher Zustände in jene höhere Welt konnte er nur mit Widerwillen empfinden. Ueber seine eigenen Verhältnisse berichtet er: „Die Unruhe, in der ich lebe, läßt mich nicht über dergleichen vergnüglichen Arbeiten (wie der „Tasso", dessen zweiten Akt, von dem er wünscht, daß er auch für ihn geschrieben sein möge, er mit dem nächsten Postwagen an Bäbe schicken will) bleiben, und so sehe ich auch noch nicht den Raum vor mir, die übrigen Akte zu enden. Es geht mir übrigens, wie es den Verschwendern geht, die im

1) Daher Goethe's Gruß an Tobler in dem Briefe an Knebel vom 21. September und sein Brief an diesen, was Guhrauer (I, 22 f.) mißversteht.

Augenblicke, wenn über Mangel an Einnahme, überspannte Schulden und Ausgaben geklagt wird, gleichsam von einem Geiste des Widerspruches außer sich gesetzt, sich in neue Verbindungen von Unkosten zu stürzen pflegen." Auf Lavater's angekündigten „Pontius Pilatus", in welchem seine ganze Auffassung des Menschen klar ausgeprägt sein sollte, erklärt sich Goethe sehr begierig, und er bittet den Freund, ihm, wenn er wolle und könne, vorab ein Stück davon zu schicken. Zum Schlusse meldet er von seinen osteologischen Studien, und er spricht die Hoffnung aus, ihm in der Folge „bei näherer Betrachtung der thierischen Oekonomie" vielleicht einen nützlichen Beitrag zu seinen Arbeiten liefern zu können.

Einen kurz vorher erhaltenen Brief Lavater's nebst einer Antwort an die Schultheß sendet Goethe am 17. November an Frau von Stein, und neun Tage später meldet er an Lavater, eine Abschrift der „Iphigenie", die er für den General Koch früher verlangt habe, könne jetzt, nachdem er das Stück, leider nur flüchtig, von neuem durchgesehen habe, gegen Weihnachten fertig sein. „Lebe wohl, schreibe mir bald, und liebe mich!" wünscht Goethe in demselben Briefe. „Mit meinem Leben rückt es stark vor, und ich fange nun bald an zu begreifen, warum wir, sobald wir uns hienieden einzurichten angefangen haben, wieder weiters müssen.[1]) Tausendmal Adieu!" Da Lavater im folgenden Briefe die baldige Vollendung des ersten Bandes der französischen Ausgabe der „Physiognomik" anzeigte, so ersucht ihn Goethe gleich nach dem Empfange desselben, am 3. Dezember, er möge ihm beim ersten Erscheinen zwölf Exemplare senden; diese und noch mehrere hoffe er leicht abzusetzen. Vgl. oben S. 64. „Tobler wird dich näher zu uns bringen", fährt er fort, „als viele Briefe nicht thun würden. Man ist niemals im Stande, dem Freunde das von sich zu schreiben, was ihm am interessantesten wäre, weil man eigentlich selbst nicht weiß, was an einem interessant ist. Grüße Tobler'n und Pfenninger'n recht herzlich! Den „Tasso" werdet ihr nun haben. Von Knebel's Hegire (seiner Flucht nach der Heimath, da er sich in Weimar gedrückt fühlte)[2]) hat wohl Tobler gesprochen. Lebe wohl, schreibe und schicke bald!"

Der Anfang von Lavater's „Pontius Pilatus" machte auf den Dichter der „Iphigenie" einen widerwärtigen, fast feindlichen Eindruck. „Hier ist ein Bogen von Lavater's Pilatus", schreibt er am 6. April an Frau von Stein.[3]) „Ich kann nichts drüber sa-

1) Zwölf Tage früher hatte er an Merck geschrieben: „Ich schicke mich nach und nach immer besser in das Beschwerliche meiner Aemter, schnalle mir die Rüstung nach meinem Leibe zurecht und schleife die Waffen auf meine Weise. Meine übrigen Liebhabereien gehen nebenher."

2) Lavater schreibt am 16. Januar 1782 an Knebel: „Ich hoffe doch, Weimar wird Nürnberg (wohin Knebel von Ansbach aus ging) wieder einmal überwiegen. Trennen Sie sich nicht! Nirgend ist volle Harmonie."

3) Schon am 16. Januar meldete er an Knebel, die zehn ersten Bogen des „Pilatus" seien gedruckt.

gen. Die Geschichte des guten Jesus hab' ich nun so satt, daß ich sie von keinem als allenfalls von ihm selbst hören möchte." Und am Abend desselben Tages läßt er sich hierüber im bittersten Unmuthe weiter aus. „Wenn unser einer seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie du willst, gibt es aber am Ende für nichts, als was es ist, so geht's hin, und das Publikum nimmt in sofern Antheil daran, als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schal ist, und das Märchen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Kaspar diese Methode des Dramatisirens, wie sie's nennen, allerliebst, und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen, und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, A und O, und Heil und Seligkeit dran; da wird's abgeschmackt, dünkt mich, und unerträglich. Ueberhaupt bin ich überzeugt, daß er es viel zu ernstlich meint, um jemals ein gutes Werk in der Art zu schreiben. In allen solchen Kompositionen muß der Verfasser wissen, was er will, aber nirgends dogmatisiren, er muß in tausend versteckten Gestalten, niemals geradezu, andeuten und merken lassen, wo es hinaus soll. Noch ist ein Böses dabei. Er bildet sich ein, ein besserer Christ als Klopstock zu sein, und doch klopstöckelt er allen Augenblick, die leidigen Exklamationen, Trümpfe, Zerfleischungen gar nicht mitgerechnet.[1]) Vielleicht bin ich ungerecht; wir wollen warten, bis das Ganze kommt, und andere hören. Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel! Ihm hat die Geschichte Christi so den Kopf verrückt, daß er eben nicht loskommen kann. Mich wundert's nicht; freilich ist's tausenden so gegangen, aber auch wie? wann? wo? wem? Er kommt mir vor wie ein Mensch, der mir weitläufig erklärte, die Erde sei keine akkurate Kugel, vielmehr an beiden Polen eingedrückt, bewiese das auf's bündigste, und überzeugte mich, daß er die neuesten, ausführlichsten, richtigsten Begriffe von Astronomie und Weltbau habe; was würden wir nun sagen, wenn solch ein Mann endigte: „Schließlich muß ich noch die Hauptsache erwähnen, nämlich daß diese Welt, deren Gestalt wir auf's genaueste dargethan, auf dem Rücken einer Schildkröte ruht,[2]) sonst sie in Abgrund versinken würde." Verzeih' mir das Gleichniß! In meinen Augen knüpft sich bei Lavater der höchste Menschenverstand und der grasseste Aberglaube durch das feinste und unauflöslichste Band zusammen. Verzeih' meine Invektiven! So oft er seine Anfälle auf unser Reich erneuert, so oft müssen wir uns wenigstens protestando verwahren." Wie tief ihn die Sache verletzte und innerlich beschäftigte, zeigt die wiederholte Erwähnung am 10. April: „Heute unterwegs

---

1) Schon am 28. Oktober 1779 hatte er an Lavater geschrieben: „Wozu die ewigen Trümpfe, mit denen man nicht sticht und kein Spiel gewinnt, weil kein Mensch sie gelten läßt!"

2) Wie das Weltall nach der indischen Sage.

hielt ich eine Philippicam gegen den „Pontius Pilatus“ stille für mich hin; das Beste davon will ich dir aufbewahren.“

Die Veranlassung zum „Pontius Pilatus“ hatte dem glaubensseligen Manne eine Aeußerung Hamann's geboten, der ihm im Jahre 1777 schrieb: „Mir Ignoranten ist (nächst dem „Prediger“ des alten Bundes) der weiseste Schriftsteller und dunkelste Prophet der Executor des neuen Testamentes, Pontius Pilatus. Ihm war vox populi vox dei (Volksstimme Gottesstimme), ohne sich an die Träume seiner Gemahlin zu kehren.“ Diese Idee erwachte zu Weihnachten 1779 beim Vorlesen der Leidensgeschichte in Lavater von neuem. Das 18. und 19. Kapitel des Evangeliums Johannis, besonders alles, was Pilatus sagte, that und sich sagen ließ, schien ihm so neu, so auffallend, das Symbolisch-dramatische beinah in jedem Worte, in jedem Schritte der Geschichte war ihm so einleuchtend, daß er sich, als er nach Hause gekommen, sogleich entschloß, seine Gedanken und Gefühle hierüber mit Einfalt und Kunstlosigkeit darzustellen und zu entwickeln. Pontius Pilatus schien ihm „alles in allem, Mensch im großen, Licht und Finsterniß, Christus und Belial, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, ein kleines Glied, das große Dinge verrichtete, ein wenig Feuer, das einen großen Wald anzündete, eine Welt der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, ein Ecce homo, ein Mensch ohne seines Gleichen, Ehre und Schande, Höhe und Tiefe der Menschheit“. Die Geschichte von Pontius Pilatus und Christus war ihm „die Bibel im kleinen und die Menschheit im großen“. Daher der wunderliche Titel des nach und nach (bis zum Jahre 1785) auf vier Bände ausgedehnten Buches: „Pontius Pilatus oder der Mensch in allen Gestalten oder Höhe und Tiefe der Menschheit oder die Bibel im kleinen und der Mensch im großen oder ein Universal-Ecce homo oder alles in einem“. Die Schrift sollte „ein Magazin menschlicher, christlicher, poetischer, sittlicher Bemerkungen und Gefühle über den Menschen“ sein, „ein Menschenbuch, eine Schrift zur Schande und Ehre unseres Geschlechtes, lesbar für Christen, Nichtchristen, Unchristen, Antichristen, für kaltblütige und warmblütige, schwärmerische und weltweise, dichterische und undichterische Menschen, ein besonderes Handbuch aber allen, denen Jesus Christus Evangelium lieb ist“. Wie ein Dolchstich auf die gesunde Vernunft, mußte unsern Dichter der abenteuerlich geführte Beweis verwunden, daß nichts dramatischer sei, als die biblische Geschichte, wozu Lavater durch die Gunst verleitet wurde, welcher sich zur damaligen Zeit die dramatische Form erfreute, in welcher er selbst sich in seinem „Abraham und Isaak“ unglücklich genug versucht hatte.[1])

---

1) Vgl. Goethe's späteres Urtheil in „Wahrheit und Dichtung“ (B. 22, 375 f.): „So hatten wir ihm (Lavater) z. B. mit unserm Dramatisiren den Kopf so warm gemacht, indem wir alles Vorkommliche nur unter dieser Form

Alle Gebildeten mußten sich durch ein solches Werk abgestoßen fühlen. Der Herzog Karl August schrieb an Knebel: [1]) „Wie kann so etwas Albernes, ganz Geschmackloses, ich möchte beinahe sagen, Stinkendes [2]) aus einem so wohl duftenden Lavater kommen?" Der erste Band wird im Mai erschienen sein; denn schon am 30. Mai fragt der Herzog Merck: „Nun ist auch Pontius Pilatus in einem neuen Kredo erschienen. Ich möchte wohl wissen, was dieses schöne Glaubensbekenntniß auf Ihnen für einen Effekt gemacht hat."

Anfangs Juni unternahm Lavater die Reise nach Offenbach, wo er seinen Sohn Heinrich seinem Freunde und Anhänger, dem von ihm dorthin empfohlenen Pfarrer Johann Jakob Stolz zu weiterer wissenschaftlichen Ausbildung übergeben wollte; denn es ist ein entschiedener, von Geßner II, 323 u. a. fortgepflanzter Irrthum, wenn diese Reise in das folgende Jahr verlegt wird. Damals wurde auch Cagliostro in Straßburg von Lavater wieder begrüßt, dessen Bruder, der Arzt, veranlaßt durch die glückliche Heilung von Sarasin's Gattin, mit Cagliostro wegen seiner eigenen sehr leidenden Frau in diesem Jahre in Verbindung getreten war, aber bald an ihm irre wurde. [3]) Lavaters Erscheinen in den Main- und Rheingegenden brachte gar große Bewegung hervor. „In Wilhelmsbad hätte ich ihn selbst sehn mögen", schreibt Goethe an Knebel am 27. Juli. Merck's ergötzlicher Bericht über den „Zug des Propheten durch die Gergesener" wurde am Weimarer Hofe mit wahrem Jubel aufgenommen. [4]) Indessen fand Merck, Lavater habe sich seit dem „Pontius Pilatus" zu seinem Vortheil verändert, was in Wieland's Augen ein Wunder war. „Ich kann überaus wohl leiden", schreibt dieser am 5. August an Merck, „daß ein Mensch ist, was er ist, aber wie ein Prophet und Thaumaturg ein weiser Mann und wie ein weiser Mann ein Narr zum Anbinden sein kann, davon versteh' ich auf meine Ehre kein Wort. Helft mir also aus dem Wunder, wenn ihr könnt, und surtout laßt euch nicht einfallen, mir über diesen Punkt was weis machen zu wollen." Am 29. Juli kam der Herzog von Dessau nach Weimar, der sich beim Besuche Lavater's [5]) sehr wohl gefunden hatte, und unserm Dichter „einen Geruch seines Paradieses schon an seinen Kleidern mitbrachte". An

---

darstellten und keine andere wollten gelten lassen, daß er, hierdurch aufgeregt, in seinem „Pontius Pilatus" mit Heftigkeit zu zeigen bemüht ist, es gebe doch kein dramatischeres Werk (?) als die Bibel, besonders aber die Leidensgeschichte sei für das Drama aller Dramen zu erklären. In diesem Kapitel des Büchleins, ja in dem ganzen Werke überhaupt erscheint Lavater dem Pater Abraham von Santa Klara sehr ähnlich."

1) Knebel's „Nachlaß" I, 134.

2) So steht in der Urschrift.

3) Vgl. das schon oben angeführte „fünfzehnte Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses (zu Zürich)" S. 5 f.

4) Vgl. die Merckischen Briefe I, 338. 340. 344 f. 348.

5) Vgl. Geßner II, 329.

demselben Tage schrieb Goethe, der damals tiefer, als je, an den auf sich gehäuften Geschäften litt, an Lavater: „Ich gönne dir, daß du diesen merkwürdigen Sterblichen auch hast kennen lernen. Da die Nachricht kam, du seist in Frankfurt, sagte die Herzogin: „Er kommt gewiß!“ der Herzog: „Er wird wohl kommen!“ und ich sagte: „Ich glaub' es nicht.“ Leider war meine Divination die richtigste. Schön, sehr schön wäre es gewesen. Nun, es konnte wohl nicht sein.“ Er bittet ihn, da er so manchen Augenblick verwende und verthue, ihm über Menschen und Sachen, die er auf der Reise gesehen, ein Wort zu gönnen, das er verdiene und brauche, da er wieder eine Anmuthung von ihm haben müsse, wie sie ihm der Fürst von Dessau heute gegeben, und er bezeichnet, um ihm einen Faden zu geben, als Personen, über die er Lavater's Urtheil wünsche, unter anderen den Fürsten Dessau und dessen Sohn, den Markgrafen und die Markgräfin von Baden[1]), den Prinzen Ferdinand (von Braunschweig?), den Erbprinzen von Hanau, Geheimerath Edelsheim[2]), Pfeffel und seinen von Straßburg her bekannten Freund Lerse in Kolmar, die Gräfin Branconi, Cagliostro, Bode und Frau von Dieden in Gotha[3]). In demselben Briefe erklärt er sich über den „Pontius Pilatus“ mit Beziehung auf eine oben angeführte Stelle desselben: „Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein dezidirter Nichtchrist bin, so haben mir dein „Pilatus“ u s. w.[4]) widrige Eindrücke gemacht, weil du dich gar zu ungeberdig gegen den alten Gott und seine Kinder stellst. Deinen „Pilatus“ hab' ich sogar zu parodiren angefangen; ich habe dich aber zu lieb, um mich länger als eine Stunde damit amüsiren zu können. Drum laß mich deine Menschenstimme hören, damit wir von der Seite verbunden bleiben, da es von der andern nicht geht. Von mir hab' ich dir nichts zu sagen, als daß ich mich meinem Beruf aufopfere, indem ich nichts suche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre.“ Lavater hatte ihm sein von Tischbein gemaltes Portrait geschickt, das er zu behalten wünscht[5]).

---

1) Die letztere, welche Goethe selbst persönlich kennen gelernt hatte, starb am 8. April des folgenden Jahres. Lavater ging bald darauf, um den Markgrafen zu trösten, nach Karlsruhe (Geßner II, 326), was Geßner irrig in die Zeit der mit seinem Sohne angetretenen Offenbacher Reise verlegt.

2) Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 174.

3) Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 62. 261. die Merckischen Briefe I, 257. 327. Werke B. 24, 255 f.

4) Er hatte an Goethe auch wohl den zweiten Band seiner „Poesien“ (vgl. Lavaters Brief an Knebel vom 26. März 1782), seine „neue Sammlung geistlicher Lieder und Reime“ und das zweite Bändchen seiner „vermischten Schriften“ gesandt.

5) Am 17. Mai 1781 schrieb Lavater in seinem überspannten Enthusiasmus an Sarasin: (vgl. Hagenbach „Sarasin und seine Freunde“ S. 39 f.) „Tischbein ist doch nun einmal ein Mann, der meinem Ideale von Portraitiren so nahe kommt, daß ich mich innerlich unwerth achte, mich von ihm malen zu

„Treibe Tischbein, daß er mir bald näher antwortet", schreibt er. „Der Herzog von Gotha ist ungeduldig zu wissen, wie und wann er nach Italien gehn will. Segne ihn noch recht ein auf Treue und Wahrheit, Reinheit und Reinlichkeit!" Goethe erwirkte diesem talentvollen Maler eine Unterstützung vom Herzog von Gotha zur Reise nach Italien.[1])

Wie tief Goethe von dem Mißverhältnisse zu Lavater ergriffen war, zeigt der bald darauf folgende Brief vom 9. August (bei Hegner S. 147 ff.). „Wenn ich vor dir stünde", schreibt er, „so würden wir in einer Viertelstunde einander verständlicher sein. Wir berühren uns beide so nah, als Menschen können; dann kehren wir uns seitwärts und gehen entgegengesetzte Wege, du so sichern Schrittes, als ich.[2]) Wir gelangen einsam, ohne aneinander zu denken, an die äußersten Grenzen unseres Daseins: ich bin still, und verschweige, was mir Gott und die Natur offenbart, ich kehre mich um und sehe dich auf einmal das Deinige gewaltig lehrend. Der Raum zwischen uns ist in dem Augenblicke wirklich: ich verliere den Lavater, in dessen Nähe ich wohl auch von dem Zusammenhang seiner Empfindungen und Ideen hingerissen worden, den ich erkenne und liebe; ich sehe nur die scharfen Linien, die sein Flammenschwert schneidet, und es macht mir auf den Moment eine widerliche Empfindung. Es ist sehr menschlich, wenn auch nur menschlich dunkel. Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit: mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts schöner, als das Evangelium: ich finde tausend geschriebene Bücher alter und neuer von Gott begnadigter Menschen eben so schön und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig Ernst ist, wie dir in dem deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als du für das Einreich Christi schreibst: müßte ich nicht alsdann das Gegentheil von vielem behaupten, was dein „Pilatus" enthält, was dein Buch

---

lassen. Er malt jetzt einen Kopf in Lebensgröße von mir, der, Gott weiß, besser wird, als alles, was ich je sogar in Basel von Holbein gemalt gesehen."

1) Vgl. die Merckischen Briefe I, 349 f. 356 ff. 366. II, 203 ff. Erst in der ersten Hälfte des November reiste Tischbein ab, der während seines Schweigens mit einem Bilde aus Goethe's „Götz" beschäftigt war. Schon am 16. November schrieb Tischbein von Mailand aus an Lavater. Vgl. Hegner S. 155.

2) Man vergleiche hierzu die frühere Aeußerung im Briefe vom 24. Juli 1780: „Da wir mit unseren Existenzen so nah stehen und mit unseren Gedanken und Imaginationen so weit auseinander gehen, und wie zwei Schützen, die mit dem Rücken aneinander lehnend (lehnen), nach ganz verschiedenen Zielen schießen u. s. w."

uns als unwidersprechlich auffordernd in's Gesicht sagt! Ausschließliche Intoleranz — (verzeih' mir diese harten Worte!) wenn es uns nicht neu verwirrte, so möcht' ich sagen, sie ist nicht in dir, sie ist in deinem Buche. Lavater, der unter die Menschen tritt, der sich den Schriftstellern nähert, ist das toleranteste, schonendste Wesen; Lavater, als Lehrer einer ausschließenden Religion, ihr mit Leib und Seele ergeben, nenn' es, wie du willst — du gestehst es ja selber. Es ist hier nicht die Rede vom Ausschließen, als wenn das andere nicht oder nichts wäre, es ist die Rede vom Hinausschließen, hinaus, wo die Hündlein sind, die von des Herrn Tische mit Brosamen genährt werden, für die abgefallene Blätter des Lebensbaums, getrübtere Wellen der ewigen Ströme Heilung und Labsal sind. Verzeih' mir, ich sage dieses ohne Bitterkeit. Und so ausschließlich ist dein „Pilatus“ von Anfang bis zu Ende; es war deine Absicht, ihn dazu zu widmen. Wie viel Ausforderungen stehen uns darinnen: „Wer kann? wer darf?“ u. s. w. — worauf mir im Lesen manchmal ein gelassenes, und auch wohl ein unwilliges „Ich!“ entfahren ist. Glaub' mir, ich habe über dein Buch dir viel und weitläufig und gut sprechen wollen, habe manches darüber geschrieben, und dir nichts schicken können; denn wie will ein Mensch den andern begreifen! Laß mich also hierdurch die Härte des Wortes Intoleranz erklärend gemildert haben. Es ist unmöglich, an Meinungen so verschieden zu sein, ohne sich zu stoßen. Ja, ich gestehe dir, wäre ich Lehrer meiner Religion, vielleicht hättest du eher Ursach, mich der Toleranz mangelnd zu schelten, als ich jetzo dich. Hauche mich mit guten Worten an, und entferne den fremden Geist! Der fremde weht von allen Enden der Welt her, und der Geist der Liebe und Freundschaft nur von einer.“ Diese so entschieden, als mit schonender Milde und Liebe gegebene Erklärung hätte Lavater überzeugen sollen, daß jede Einwirkung vom Standpunkte seines Christenthums aus auf Goethe, der den Freund mit seinen freieren Ansichten über Gott und Natur nicht behelligen wollte, eben so vergeblich, als verletzend sein müsse, daß ihre Freundschaft nur dann festen Bestand haben könne, wenn sie, wie Goethe es längst ausgesprochen hatte, „ihre Partikularreligionen einander ungehudelt ließen“. Lavater hätte immer fortfahren mögen, seine individuelle Ansicht vom Christenthum mit begeisterter Kraft darzustellen, wenn er nur nicht gegen die dem Freunde gleich tief einwohnende Ueberzeugung öffentlich zu Felde gezogen wäre, sie nicht als eine thörichte, jedem gesunden Sinne widersprechende verketzert und sich nicht immer mehr von dem reinen, schönen Menschensinne in seine wunderlichen Träumereien verirrt, das Geistige nicht immer mehr in die körperlichste Handgreiflichkeit herabgezogen hätte.

Goethe scheint dem frühern Briefe vom 29. Juli ein Portrait des berühmten Philologen Villoison, der sich seit dem 7. Mai am

Weimarer Hofe befand [1]), beigelegt zu haben. „Das an Lavater geschickte Portrait", bemerkt Goethe am 23. August der Frau von Stein, der er die eben erhaltene Antwort auf das Schreiben vom 29. Juli mitgetheilt zu haben scheint, „ist Villoison's; ich habe ihm sein elogium in's Französische übersetzt." [2]) An demselben Tage erwiedert Goethe dem Freunde, der sich über Knebel's Schweigen oder eine ihm bedenkliche Aeußerung desselben beklagt zu haben scheint: [3]) „Knebel liebt dich so zärtlich, als man kann, und nimmt einen weit nähern Antheil an den zartgesponnenen Saiten deines Wesens, als mir selbst bei meiner rohern Natur nicht gegeben ist. Er hat mir zuerst nach seiner Rückkunft mit sehr treffender Wahrheit verschiedene Dinge (an dir Hirzel), mit denen ich nicht recht stimmen kann (Hegner stimme), daß du gibst, was du hast und nicht hast, die ewige Spedition, wodurch du immer raubst und gibst, zugleich nutzest und kompromittirest, diese, sage ich, hat er mir so schön zurecht gelegt (Hegner gedacht), daß ich seit der Zeit inniger (einiger Hegner) mit dir bin, als jemals. Durch ihn ist mir erst lebhaft geworden, daß man dir, dem ewigen Geber, nichts geben kann, was man dir nicht für andere gibt, daß man dir nie wiedervergelten wird, was du moralisch und politisch für deine Freunde und für uns besonders thust. Darüber hat er oft mit mir gesprochen, und seine theilnehmende Seele hat mir zu Beobachtung (Hegner Beobachtungen) vieler Schattirungen in dir geholfen, der ich, mir selbst überlassen, gewisse Strahlenbrechungen zu stark und andere zu wenig sehe. Wenn dir recht ist, was ich dir hier sende (wahrscheinlich einige seiner Gedichte, unter ihnen wohl das herrliche „auf Miedings Tod" und einige Epigramme, etwa auch „die Fischerin"), so fahr' ich fort. Ich muß meinen Ton halten; unsere beiden zu vermischen geht nicht, aber so nacheinander mag's seine Wirkung thun! Gott erhalte dich! Ich bin dein immer bewegter, im Höchsten und Niedrigsten, in Weisheit und Thorheit umgetriebener Goethe." Man sieht, wie Goethe des

---

1) Die Herzogin Mutter lernte bei ihm Griechisch (Knebel's „Nachlaß" S. I, 190). Uebrigens scheint sein Betragen in Weimar sehr wunderlich gewesen zu sein. Vgl. Knebel's „Nachlaß" I. 133. Briefe an Frau von Stein II, 200. 246. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 339 f. Lewald's „Europa 1840, II, 583. 585 f." Im folgenden März kehrte er nach Paris zurück. Vgl. die Merckischen Briefe II. 220. Ein schönes Lob spendete er dem Herzoge Karl August fünf Jahre später (1788) vor seiner Ausgabe der Ilias S. XLVII. Der klatschliebende Böttiger wollte wissen, Villoison habe zu Weimar immer wie ein Wiedehopf gerochen. Vgl. Böttiger's „literarische Zustände und Zeitgenossen" I, 17.

2) Vielleicht bezieht sich auf denselben Brief Lavater's die Aeußerung Goethe's an Frau von Stein vom 25. August: „Wenn Lavater predigt: Eins ist Noth! u. s. w."

3) Hegner, dem wir zwei von Hirzel ausgelassene Stellen entnehmen, gibt irrig den 19. Februar 1781 als Datum an. Die S. 138 unter demselben Datum angeführten Stellen gehören dem 7. Mai 1781 an.

geliebten Freundes möglichst zu schonen bestrebt war, ohne aber seinem eigenen Wesen etwas vergeben zu können.

Lavater's Antwort auf den herrlichen Brief vom 9. August theilte Goethe am 3. September der Frau von Stein mit. „Für das viele Gute, was du zeither an uns gethan hast“, erwiedert er seinem Züricher Freunde am 4. Oktober, „habe ich dir noch nicht danken können, und auch jetzo habe ich nicht so viel Sammlung, um dir etwas dagegen von dem Meinigen zu geben; denn daß man immer von dir empfängt, bist du gewohnt.“ Er dankt ihm für die Schilderung der Personen, die er auf seiner Sommerreise im Fluge berührt hat. „Der erste Theil deiner Bekenntnisse, wie ich sie nennen will“, fährt er fort, „hat mir großes Vergnügen gemacht. Es ist immer sehr interessant, dergleichen zu lesen, ob ich gleich wieder die Bemerkung gemacht habe, daß, wenn ich so sagen darf, der Leser eine eigene psychologische Rechnungsoperation zu machen hat, um aus solchen Datis ein wahres Fazit herauszuziehen. Ich kann meine Idee jetzo nicht auseinander legen; nur so viel davon! Das, was der Mensch an sich bemerkt und fühlt, scheint mir der geringste Theil seines Daseins. Es fällt ihm mehr auf, was ihm fehlt, als das, was er besitzt, er bemerkt mehr, was ihn ängstiget, als das, was ihn ergötzt und seine Seele erweitert — und so wird meistentheils, der über sich selbst und seinen vergangenen Zustand schreibt, das Enge und Schmerzliche aufzeichnen, dadurch denn eine Person, wenn ich so sagen darf, zusammenschrumpft. Hierzu muß erst wieder das, was wir von seinen Handlungen gesehen, was wir von seinen Schriften gelesen haben, chymisch hinzugethan werden, und alsdann entsteht erst wieder ein Bild des Menschen, wie er etwa mag sein oder gewesen sein. Dies von vielen tausend Betrachtungen *eine*.“ Lavater scheint sich dem Freunde gar zu klein und schwach geschildert zu haben, was dieser nicht zugeben konnte, wie er ihn auch über den Widerstreit ihrer religiösen Anschauungen zu beruhigen suchte. „Daß du mir in deinem Briefe noch einmal den innern Zusammenhang deiner Religion vorlegen wolltest, war mir sehr willkommen“, bemerkt er; „wir werden ja nun wohl bald einmal einander über diesen Punkt kennen und in Ruhe lassen. Großen Dank verdient die Natur, daß sie in die Existenz eines jeden lebenden Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, daß es sich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann — und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Aeußerungen dieser Heilungskraft! Mein Pflaster schlägt bei dir nicht an, deines nicht bei mir; in unseres Vaters Apotheke sind viel Rezepte. So habe ich auf deinen Brief nichts zu antworten, nichts zu widerlegen, aber dagegen zu stellen habe ich vieles. Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Kolumnen nebeneinander setzen, und darauf einen Friedens- und

Toleranzbund errichten.“ [1]) Er bittet darauf, Lavater möge doch Tischbein schreiben, daß er fortkomme. „Der Herzog (von Gotha) ist schon über das Zaudern und über meine Vorstellungen (ihm seine Wünsche ganz zu gewähren), die ich nicht gespart habe, verdrießlich. Wenn wir untereinander etwas haben, so können wir herüber hinüber markten: ein großer Herr will gehorcht sein. Sie sind nicht alle wie der Herzog von Weimar, der jeden gerne auf seine Weise das Gute thun läßt, und doch daran Theil nimmt. Adieu, Bruder! Ohne Berührung, sagst du, ist keine Religion; ohne Berührung ist keine Freundschaft. Lebe herzlich wohl, alter Christe, und grüße Bäben!“ Hegner fügt diesem Briefe eine Stelle aus einem Blatte über „Pontius Pilatus“ hinzu. Wahrscheinlich hatte Goethe dem Freunde einzelne Bemerkungen mitgetheilt, die er zu verschiedenen Zeiten über dieses merkwürdige Werk für sich niedergeschrieben. Die betreffende Stelle lautet also: „Alle Kräfte, Fähigkeiten, Empfindung, Abstraktion, alle Wissenschaft, Scharfsinn, alles Anschauen, alles tiefe Gefühl der Menschheit und ihrer Verhältnisse, und mehr Vorzüge, die Lavater in einem so hohen Grad besitzt, läßt er zurück, wirft er weg, um dem Unerreichbaren athemlos nachzusetzen. Ich möchte ihn einem Manne vergleichen, der Güter, Geld, Besitzthümer, Weib, Kinder, Freunde, alles nicht achtete und vernachlässigte, um einen unwiderstehlichen Trieb nach mechanischen Künsten zu befriedigen und eine Maschine zum Fliegen zu erfinden. Ich weiß, daß dieser Trieb bei ihm unwiderstehlich ist, daß dieses Bedürfniß in jeder Faser seines Herzens schlägt, daß sein ganzes Wesen, wie ein trockener Schwamm, nach jenem Erhabensten durstig ist, daß der geringste Tropfen der Ahnung jener Seligkeit ihm mehrere Freude und Wollust gewährt (eine Wollust, die er zu entbehren kaum erträgt), als der Genuß alles übrigen den Menschen von Gott so reichlich gegönnten Guten. Ich weiß das alles, ich kenne ihn, und das Bild seines Daseins, das Bild seines Wesens und seiner Vortrefflichkeit weicht nicht von mir.“ Goethe suchte den Freund und Menschenlieber Lavater von dem christlichen Prediger und Eiferer des „Pontius Pilatus“ scharf zu scheiden, um die Möglichkeit einer Verbindung mit dem herzlich geliebten Manne zu sichern.

In demselben Oktober kam der mit Lavater in Verbindung stehende Theosoph und Alchymist Jakob Hermann Obereit von Hannover aus nach Weimar, wo er bei Wieland wohnte, den er von der Schweiz her kannte. „Wenn die regierende Herzogin Oberried gerne sehn will“, schreibt Goethe am 24. Oktober an Frau von Stein, „so ist kein schicklicherer Weg, als ich bringe

---

1) Hegner gibt unter demselben Datum (freilich nach einer Stelle, die nachweislich in's Jahr 1776 gehört) die Worte: „Für's künftige bitt' ich dich weniger empfindlich zu sein. So lange du lebst und wirkest, wirst du nicht vermeiden mißverstanden zu werden; darauf mußt du dich ein- für allemal resigniren.“

ihn zu dir, und da kann sie wie von ungefähr dazu kommen." Und am 12. November: „Zu Tische kommt der Magus." Herzogin Amalia meldet am 8. November: „Wir besitzen für jetzt einen großen Theosophen, Namens Obereits, aus der Schweiz. Das Mystische wird so Mode bei uns, daß alle Damen sich hier mit mystischen Wohlgerüchen parfümiren." Gar ergötzlich schildert ihn Wieland in einem Briefe an Merck von demselben Tage: „Nichts von meinem alten Schüler oder vielmehr Meister der Hermetisch-Zoroastrisch-Pythagorisch-Platonisch-Kabbalistisch und Rosenkreuzerischen Weisheit zu sagen, der, als ein alter Landsmann (Obereit stammte aus Arbon) und Bekannter von mehr als achtundzwanzig Jahren her, gekommen ist, nach mir zu sehn, schon in der vierten Woche unter meinem Dache lebt und unter der Hand sich alle Mühe gibt, mich zu illuminiren. Der Mensch ist bei alledem, ungeachtet er so ziemlich wie ein Goldmacher aussieht, eine von den wohlmeinendsten Seelen von der Welt, ist in omni scibili et quibusdam aliis bewandert, und hat es ohne die mindesten verdächtigen Künste dahin gebracht, daß er hier in der Stadt zwar für einen Geisterbanner, Schatzgräber und Physiognomen, aber auch zugleich für einen sehr weisen und tiefstudierten Mann passirt, was er denn auch re ipsa ist. In der That, er kann mehr Künste, als sich in einem Athem enumeriren lassen: da aber keine einzige darunter ist, wovon große Herren und Damen heutiges Tages Gebrauch machen könnten, sondern bei ihm alles nur auf Verbesserung des innern Menschen, Eröffnung des Grundes und der Wiederkehr zum ersten Ursprung ꝛc. abgesehen ist, so haben ihn unsere Altessen zwar als ein Wunderthier von vorn und hinten besehen und sondirt, aber auch gleich wieder fahren lassen, sobald sie gemerkt, daß er weder Spaß noch Gold machen kann. Dessen ungeachtet hab' ich den sonderbaren Menschen seit achtundzwanzig Jahren immer lieb gehabt, und wiewohl wir eben nicht viel miteinander machen können, so haben wir doch verschiedene gemeinsame Berührungspunkte, und es ist gute Hoffnung da, daß ich mit der Zeit noch ein ganz feiner Geisterseher werden dürfte, zumal da es mit meinem körperlichen Gesicht und übrigem Nervenstande immer schlechter wird." Im Jahre 1784 kam Obereit nach Weimar zurück, im folgenden Jahre begab er sich nach Jena, von wo er im März 1786, vom Herzoge selbst eingeladen, nach Meiningen übersiedelte, doch kehrte er im Frühjahre 1791 mit Genehmigung und einer Pension des Herzogs nach Jena zum Studium der neuern Philosophie zurück, wo er, von Unterstützungen seltsam genug lebend, am 2. Februar 1798 starb. [1])

---

1) Vgl. Schlichtegroll's Nekrolog 1798 II. 1—100 und die einseitige Darstellung des von Obereit scharf angegriffenen Zimmermann in der Schrift „über die Einsamkeit" III, 11—86. Weder Zimmermann, noch der Nekrolog gedenken des ersten Aufenthalts zu Weimar. Einen komischen Auftritt zwischen Herder und Obereit findet man in den „Erinnerungen aus Herder's Leben" III,

Im folgenden Jahre 1783 erschienen von Lavater der zweite Band des „Pontius Pilatus" und der erste seines „Jesus Messias oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen", die auf Goethe keinen besonders günstigen Eindruck machen konnten, doch dauerte die freundliche Verbindung, die freilich durch Goethe's entschiedene Abwehr von Lavater's Bekehrungseifer etwas gelockert worden sein wird, noch immer fort, wenn auch nur wenige Spuren derselben uns erhalten sind. Als im April Frau Oberhofmeisterin von Lengefeld in Rudolstadt mit ihren beiden Töchtern und dem Verlobten der ältern, Herrn von Beulwitz [1]), eine Reise nach der Schweiz antrat, unterließ Goethe nicht, die edlen Reisenden an Lavater zu empfehlen, indem er das Maß des Guten, was er ihnen geben wolle und könne, seinem Gefühle und den Umständen anheimgab, in denen sie ihn antreffen würden. Aus einem Briefe vom 24. November theilt Hegner (S. 163) die Stelle mit: „Lebe wohl und liebe mich, du alter, erfahrener, verständiger, kluger, menschenfreundlicher, thätiger Arzt, der, wenn es die Noth erfordert, es nicht für Raub hält, zu quacksalbern." Lavater's Antwort auf diesen uns sonst unbekannten Brief war es wohl, die Goethe am 23. Dezember der Frau von Stein mittheilte.

Die „Herzenserleichterungen", welche Lavater im Jahre 1784, wo er körperlich sehr leidend war, erscheinen ließ, mußten unsern Dichter besonders durch die Behauptung verletzen, daß, wer seinen „Pontius Pilatus" hasse, ihn hassen, wer diesen liebe, ihn lieben müsse; doch sprach der in diesem Jahre erscheinende dritte Theil desselben ihn mehr an. „Im dritten Theile des „Pontius Pilatus" stehen ganz treffliche Sachen", schreibt er am 9. Juli an Frau von Stein. „Es ist weit weniger Kapuzinade, als im ersten; man sieht, wie Lavater die Menschheit nach und nach offenbarer wird. Daß er von den albernsten Märchen mit Anbetung spricht, daß er sich mit veralteten barbarischen Terminologien herumschlägt und sie in und mit dem Menschenverstande verkörpern will, gehört so nothwendig zu seinem eigenen, als zu des Buches Dasein. Es wird dich gewiß vergnügen und auferbauen, es durchzugehn." Aber der Abstand ihrer beiderseitigen Ansichten mußte doch dem Dichter immer schärfer vor die Seele treten und unwillkürlich die warmglühende Neigung abkühlen, je mehr er selbst sich in Natur und Kunst vertiefte, Lavater dagegen von seinem Glaubens- und Wunderdurste immer weiter fortgerissen wurde. Von dieser sich allmählich immer weiter ausbreitenden Kälte zeugen gelegentliche Hindeutungen auf den „Propheten von Zürich". [2])

---

191 f. erzählt. Vgl. auch den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe I, 91. 94. Goethe's Brief an Jacobi Nro. 69. Wie der Bürgermeisterin Bohl von Lobeda, so suchte Goethe auch Obereit etwas von den Herrschaften herauszubetteln. Vgl. Riemer „Briefe von und an Goethe" S. 137.

1) Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein II, 250. III, 56. 127.

2) Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 52. 145. 204.

Hatte schon bisher Lavater sich den verschiedensten Angriffen wegen seiner Schwärmerei und Wundersucht bloßgestellt — ja man hatte sich nicht gescheut, ihn als heimlichen Katholiken zu verunglimpfen —, so erhob sich ein noch größerer Sturm und eine noch entschiedenere Verdächtigung gegen ihn, als er im Sommer 1785 magnetische Kuren, deren Wirkung er an seiner Gattin glücklich versucht hatte, in Verbindung mit seinem jüngern Bruder, einem der umsichtigsten Aerzte,[1]) anzustellen unternahm, und solche öffentlich anzupreisen nicht unterließ. „Lavater magnetisirt", schreibt der Herzog Karl August am 26. Dezember 1785 an Knebel, „und hätte gern, daß die Fürsten Deutschland's ex officio Versuche damit anstellen ließen." Leider waren damals alle Aufgeklärten aus Furcht vor arger, unter den verschiedensten Gestalten umlaufender Betrügerei so sehr gegen alle ungewohnte Naturerscheinungen eingenommen, daß man auf diejenigen, welche sich damit abgaben, mit mitleidigem Lächeln oder mit entschiedener Verachtung herabsah. Lavater gerieth hierüber mit Spalding, Zimmermann, Garve und Campe, der zu Lavater reisen wollte, aber da er von dessen magnetischen Versuchen hörte, in Schaffhausen umkehrte, in einen lebhaften Briefwechsel, in welchem er seine Sache nicht ungeschickt vertheidigte[2]), wie er auch Warnungen vor Schwärmerei nicht unerwiedert ließ.[3]) Aber der einmal gegen ihn aufgeregte Sturm war schwer zu beschwichtigen, und erhielt durch die Reise, welche er im folgenden Jahre nach Bremen machte, neue Kraft, da er Deutschland wie ein Prophet und Wunderthäter durchzog, von der ungeheuern Zahl seiner Verehrer überall mit gläubigster, fast an Anbetung grenzender Begeisterung aufgenommen.

Auf diesem Zuge kam er auch nach Weimar. Schon am 21. Juni 1786 meldet der Herzog Karl August an Knebel: „Lavater hat mir heute von Offenbach geschrieben; den 22., also morgen, ist er in Göttingen; wenn er nicht in Bremen, schreibt er, ein paarmal predigen muß, so kommt er hierher und nach Dessau. Weiteres Bestimmtes weiß ich nicht von seinem Reiseplan, auch nicht einmal, ob er den Bremer Ruf angenommen hat oder nicht."[4]) Bekanntlich hatte er ihn nach schwerem Kampfe abgelehnt. Goethe, der am vorigen Tage von Ilmenau zurückgekehrt war, wurde durch Geschäfte und Besuche in Weimar zurückgehalten, wie sehr es ihn auch nach Karlsbad hinzog; doch benutzte er die sich immer weiter hinausschiebende Frist zur Durchsicht seiner frühern Schriften für die beabsichtigte Ausgabe seiner Werke, worüber er sich noch zu

---

1) Vgl. das „fünfzehnte Neujahrsblatt des Waisenhauses (zu Zürich)" S. 6 f.

2) Vgl. Lavater's „ausgewählte Schriften" IV, 232—282. Geßner II, 396 ff.

3) Vgl. daselbst I, 298—309.

4) Die Abweichungen von dem Abdrucke in Knebel's „Nachlaß" (I, 150) beruhen auf Vergleichung der Urschrift.

Karlsbad mit dem Verleger Göschen besprechen wollte; auch setzte ihn seine Reise nach Italien, die für alle, mit einziger Ausnahme des Herzogs, ein Geheimniß bleiben sollte, in lebhafteste Spannung. Wie unangenehm mußte ihm in diesen Verhältnissen die Aussicht sein, den alten Freund, gegen den er nicht ganz offen sein sollte, dem er sogar dasjenige, worauf alle seine Hoffnungen gerichtet waren, verschweigen mußte, vor dem seine der Natur und Kunst mit unnennbarer Neigung geöffnete Seele ihr Eigenstes nicht enthüllen konnte, wie er es bei Herder, welcher dieselben Bestrebungen mit ihm theilte, seit längerer Zeit thun durfte — den alten Freund, den er seit fast sieben Jahren nicht mit Augen gesehen hatte, dem er sich jetzt, je entschiedener ihre Richtungen sich voneinander getrennt hatten, ganz entfremdet fühlte, bei sich begrüßen zu müssen! „Es scheint, ich werde gezwungen, Lavater'n zu erwarten", schreibt er am 12. Juli an Frau von Stein; „es kommen Briefe an ihn schon bei uns an. Wie gerne wäre ich ihm auf seinem apostolischen Zug aus dem Wege gegangen! Denn aus Verbindungen, die nicht bis in's Innerste der Existenz gehen, kann nichts Kluges werden. So wie ich dein bin, ist's die alleinige Freude einem anzugehören, wenn ein Verhältniß nicht aufgehoben werden kann. Was hab' ich mit dem Verfasser des „Pontius Pilatus" zu thun, seiner übrigen Qualitäten unbeschadet! Wir wollen's abwarten und unser Auge Licht sein lassen." Am 18. Juli Abends nach sieben Uhr kam Lavater in Weimar an, wo eben die Herzogin von einer Prinzessin entbunden worden war. Goethe, bei dem er wohnte, gab ihm zu Ehren einen Abendtisch, an dem der Herzog, Herder, Wieland und Bode Theil nahmen [1]). Lavater fand den alten Freund, wie er sich selbst ausdrückt, älter, kälter, weiser, fester, verschlossener, praktischer, wogegen ihm Herder, den er damals zum erstenmal sah, äußerst geistreich, fein, unterhaltend, offen und gut im Umgange schien. Wieland wurde vom Wundermanne ganz hingerissen, so daß er ihm, als er in den Wagen stieg, die Hand geküßt haben soll, was freilich nicht hinderte, daß er bald darauf sich scharf wider ihn aussprach. [2]) Herzogin Amalia fand, wie alle Frauen, das größte Gefallen an dem Züricher Propheten. „Seine Liebe und Güte, die aus allen seinen Handlungen hervorspricht", äußerte sie gegen Merck [3]), „wirken wohl stark auf die Menschen, besonders, sagt man, auf die Weiber. Wenn ich eine große Monarchin wäre, müßte Lavater mein Premierminister sein; denn ich bin überzeugt, daß er eine solche Stelle eben so gut bekleiden würde, als jetzt die von einem Premierminister Christi." Dagegen war der Eindruck, den Lavater auf Goethe machte, ein durchaus ungünstiger.

---

1) Vgl. Schiller's Briefwechsel mit Körner I, 180.
2) Vgl. Schiller a. a. O.
3) Vgl die Merckischen Briefe I, 490.

„Die Götter wissen besser, was uns gut ist, als wir es wissen“, schreibt dieser am 21. Juli an Frau von Stein; „drum haben sie mich gezwungen, ihn zu sehn. Davon sollst du viel hören. Er hat bei mir gewohnt. Kein herzlich, vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht, und weiß nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt. — Der Prophet hatte sehr auf dich gerechnet (Frau von Stein war um diese Zeit in Karlsbad); es hat ihn geschmerzt, daß du seinen Netzen entgangen bist. Es ist mir lieb und leid, daß du ihn nicht gesehen hast.“ So hatte also Goethe ein seit mehr als zweiundzwanzig Jahren bestandenes inniges Verhältniß mit leiser Hand auf immer gelöst, weil er es ohne Heuchelei nicht länger zu halten vermochte. Beide suchten das, was für sie eine Herzenssache war, mit aller Energie ihrer lebhaften Natur durchzuführen, aber leider waren ihre Richtungen sich durchaus entgegengesetzt, so daß sie sich feindlich gegenüber treten mußten. Vielleicht aber wäre trotz dieses innern Widerspruches noch eine leidliche Verbindung möglich geblieben, hätte Lavater nicht, indem er auf das Eine drang, was Noth thue, alle andern Richtungen scharf verdammt, und als böse, ewiges Verderben bringend verketzert. Wenn Goethe den reinen, in ruhiger Entwickelung nach einem strengen inwohnenden Gesetze geregelten Naturgang zu erkennen und zu verehren sich gedrungen fühlte, so war Lavater's ganze Seele auf übernatürliche, von einer außerhalb der Natur wesenden Gottheit zur Offenbarung ihrer Macht und Förderung des Glaubens gewirkte Erscheinungen gestellt, auf geheime Kräfte und Wunder, und letztere wollte er nicht allein in den Evangelisten in strengstem Wortverstande gefaßt haben, sondern er behauptete auch den meisten Theologen zum Trotz, daß solche noch immerfort durch die Kraft des Gebetes gewirkt werden könnten, ja er fand seine höchste Wonne in der Ueberzeugung, die er sich um keinen Preis rauben lassen wollte, daß der Apostel Johannes noch auf Erden lebe, und, wenn er gestorben sein sollte, entweder aufgeweckt worden sei oder unsichtbar auf der Erde weile, hoffte sogar, daß dieser ihn bald sichtbar besuchen werde.[1]) Die Kunst als solche war für Lavater ein bloßes Scheinding, während Goethe in ihr die höchste Offenbarung des Menschengeistes verehrte. Lavater hielt den Glauben an Christus für das einzige, was Noth thue, während Goethe im Christenthum nur einen der vielfachen Versuche sah, sich dem

---

1) Vgl. „ausgewählte Schriften“ II, 167. Hegner S. 262. Im Jahre 1792 glaubte er den Apostel leiblich zu sehn, der ihm bald als Greis, bald als Jüngling, bald als kleiner Knabe nahe. Vgl. Hagenbach „Sarasin und seine Freunde“ S. 48.

Göttlichen zu nähern, das Unbegreifliche in die menschliche Vorstellung aufzunehmen, und, wie hoch er auch das reine Christenthum in seiner ursprünglichen Erscheinung schätzte, das später immer mehr verweltlichte für die Quelle der ärgsten Mißbräuche hielt, deren sich Hochmuth und Herrschsucht zu ihren Zwecken bedienten. Auch läßt sich nicht läugnen, daß Goethe durch die vielfachen Angriffe, welche sich von allen Seiten gegen Lavater erhoben und diesen, oft nicht ohne große thatsächliche Entstellungen, verdächtigten, gegen den alten Freund eingenommen wurde, wie es auch nicht an Freunden Lavater's gefehlt haben wird, welche ihn von dem freigeisterischen Goethe abwendig zu machen suchten. Letzterer gesteht selbst mehr als dreizehn Jahre später, in dem Briefe an Jacobi vom 2. Januar 1800, daß sein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung ihn früher oft auch gegen das ideale Gute im Menschen ungerecht gemacht habe, und so darf man wohl zugeben, daß sein scharf naturalistisch ausgeprägter Sinn ihn Lavater zu schroff gegenübergestellt, alle Brücken, zu gegenseitigem Verständniß zu gelangen, abgebrochen, die reine Ansicht des lieben Menschen völlig getrübt hatte: aber auch von Lavater's Seite war kein Verständniß mit Goethe, den er nur als einen Mißleiteten und andere Mißleitenden betrachtete, irgend möglich, und seine einzige Hoffnung war auf eine noch immer erwartete Bekehrung des im Irren taumelnden Talentes gerichtet. Derartigen Versuchen mußte aber Goethe sich mit stiller Entrüstung und mit der traurigen Ueberzeugung entziehen, daß Lavater's Eitelkeit alle Kräfte anspanne, sich nur ein Reich ihrer Herrschsucht und Gaukelei zu gründen.

Schon am folgenden Morgen scheint Lavater mit dem Fürsten von Dessau, der Vormittags um zehn Uhr abreiste, Weimar verlassen zu haben, wenn auch die Herzogin Amalia[1]) einige Monate später die Anwesenheit Lavater's anderthalb Tag andauern läßt. Er ging nach Dessau, wo die Fürstin, die seinetwegen längere Zeit sich bei Zürich aufgehalten hatte, ihn innig verehrte, und von da nach Bremen, um seinen dortigen Freunden für die Ehre seiner Berufung zu danken. Goethe dagegen wandte sich am 24. Juli nach Karlsbad, von wo er sich am 3. September in aller Frühe wegstahl, um dem Lande seiner Sehnsucht entgegenzueilen. Je tiefer aber der Dichter sich in jenem herrlichen Lande in Natur und Kunst einlebte, je entschiedener und schärfer sich hier, in der Fülle von Mißbräuchen des geistlichen Regimentes und des faulen Pfaffenwesens, ein „Julianischer" Haß gegen das moderne Christenthum in ihm ausbildete, um so mehr mußte er sich von dem ganzen Lavater'schen Treiben abgestoßen finden. In Rom fand er seinen und Lavater's gemeinschaftlichen Freund Tischbein, der am 9. Dezember, sechs Wochen nach Goethe's Ankunft zu Rom, an Lavater schreibt

1) Vgl. die Merckischen Briefe I, 490.

(Hegner S. 201): „Goethe war mir durch Sie und seine andern Freunde schon ziemlich bekannt, durch die vielen Beschreibungen, welche ich von ihm hörte, und habe ihn eben so gefunden, wie ich mir ihn dachte. Nur die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können, und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zu Hause findet. Was mich noch so sehr an ihm freut, ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein kleines Stübchen,[1]) wo er schlafen und ungehindert arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Essen, das ich ihm denn leicht verschaffen konnte, weil er mit so wenigem begnügt ist. Da sitzet er nun jetzo, und arbeitet des Morgens, an seiner „Iphigenie" fertig zu machen, bis um neun Uhr, dann geht er aus und sieht die großen hiesigen Kunstwerke. Er läßt sich wenig vor den großen Weltmenschen sehn, gibt und nimmt keinen Besuch außer von Künstlern an. Man wollte ihm eine Ehre anthun, was man den großen Dichtern, die vor ihm hier waren, gethan hat, er verbat sich es aber und schützte den Zeitverlust vor, und wandte auf eine höfliche Art den Schein von Eitelkeit von sich ab, das ihm gewiß eben so viel Ehre macht, als wenn er wirklich auf dem Kapitol gekrönt worden wäre. Ich freue mich, daß ich jetzo lebe, des Goethe und Lavater's wegen." Goethe, der in Italien so wenig, als möglich, an unangenehme Verhältnisse der Heimat erinnert sein wollte, scheint dem guten Tischbein sein Mißverhältniß zu Lavater ganz verborgen zu haben. Nach der Rückkehr von Neapel äußert Goethe sich in mehreren Briefen an Herder sehr unwillig über Lavater, da der Widerstreit mit diesem ihm jetzt mit der Heimat wieder näher trat. „Ich habe alle meine physiognomischen Kunststückchen, die ich aus Pik auf den Propheten in den Winkel geworfen, jetzt (beim Modelliren) wieder hervorgesucht, und sie kommen mir gut zu passen", schreibt er am 23. August 1787. Herder hatte bei Uebersendung seiner „Ideen" und seiner „zerstreuten Blätter" über die von Claudius, Jacobi und Lavater vertretenen Richtungen sich bitter bei Goethe beklagt, worauf dieser am 5. Oktober erwiedert: „Mit den Genannten war unser Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenstillstand von beiden Seiten; ich habe das wohl gewußt; nur was werden kann, kann werden. Es wird immer weitere Entfernung, und endlich, wenn's recht gut geht, leise, lose Trennung werden. Der eine (Claudius) ist ein Narr, der voller Einfaltsprätensionen steckt. „Meine Mutter hat Gänse", singt sich mit bequemerer Naivetät, als ein: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!" Er ist einmal auch ein: „Sie lassen sich das Heu und Stroh, das Stroh und Heu nicht irren ꝛc. ꝛc."[2]) Bleibt von diesem Volke! Der erste

1) Während Tischbein in Neapel war, bewohnte er dessen großes Studium, bezog aber kurz vor seiner Abreise den obern, eben leer werdenden Stock desselben Hauses. Vgl. B. 24, 44. 58. 283.

2) Aehnlich braucht diese Redeweise Hamann. „Lassen Sie sich das Heu

Undank ist besser, als der letzte. Der andere (Jacobi) denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den Seinigen, und er kommt zu Menschen, die sich selbst suchen, ohne es gestehn zu wollen; er wird sich fremd finden, und vielleicht nicht wissen, warum. Ich müßte mich sehr irren, oder die Großmuth des Alcibiades[1]) ist ein Taschenspielerstreich[2]) des Züricher Propheten (Lavater), der klug genug und gewandt genug ist, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu substituiren, durcheinander zu mischen, um das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüth gelten und verschwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnsuchten rc. ist von Anfang." „Plato wollte keinen *ἀγεωμέτρητον* in seiner Schule leiden", fährt Goethe fort; „wäre ich im Stande, eine zu machen, ich litte keinen, der sich nicht irgend ein Naturstudium ernst und eigentlich gewählt. Neulich fand ich in einer leidig apostolisch-kapuzinermäßigen Deklamation des Züricher Propheten die unsinnigen Worte: „Alles, was Leben hat, lebt durch etwas außer sich", oder so ungefähr klang's. Das kann nun so ein Heidenbekehrer hinschreiben, und bei der Revision zupft ihn der Genius nicht beim Aermel. Nicht die ersten, simpelsten Naturwahrheiten haben sie gefaßt, und möchten doch gar zu gern auf den Stühlen um den Thron sitzen,[3]) wo andere Leute hingehören oder keiner hingehört. Laß das alles gut sein, wie ich auch thue, der ich es freilich jetzt leichter habe." Goethe zielt hier auf die kleine 1786 erschienene Schrift Lavater's: „Nathanael, oder die eben so gewisse, als unerweisliche Göttlichkeit des Christenthums. Für Nathanaele, das ist, für Menschen mit geradem, gesundem, ruhigem, truglosem Wahrheitssinne", die er unserm Dichter anonym als einem Nathanael, dessen Stunde noch nicht gekommen sei,

---

und Stroh nicht irren in meinem Geschmiere", schreibt er an Jacobi am 22. Januar 1785.

1) Mit Recht hat Herbst S. 356 vermuthet, es beziehe sich dieser Ausdruck auf die Schenkung, mit welcher einer von Hamann's Verehrern, Franz Kaspar von Buchholz, der Vater des Geschichtschreibers, durch Lavater's Vermittelung diesem aus drückender Noth half. Hamann nannte Buchholz seinen Alcibiades, wodurch er ihn als seinen geliebten Schüler anerkannte. Vgl. Jacobi's Werke IV, 3, 97. 109 u. s. w., Jacobi's Briefwechsel I, 380 f. 437 f. 446 f. 482, und über die Sache selbst Jacobi's Werke IV, 3, 8. 21 f. 38. 44. 50 f. 56 f. 68 u. s. w. Hagenbach „Sarasin und seine Freunde" S. 40. Nach Hamann's Tode schrieb Jacobi, dieser habe das Geschenk, das er von Buchholz erhalten, diesem sonderbaren Menschen wahrscheinlich mit dem Leben bezahlt.

2) Unter der „Taschenspielerei" versteht Hegner S. 280 f. irrig Lavater's Schwachheit, nicht gestehn zu wollen, daß er sich geirrt habe. Offenbar deutet Goethe damit auf seine Sucht hin, ähnliche Richtungen, als ob sie ganz dieselben mit der seinigen seien, an sich heranzuziehen und seinen Anhang dadurch zu verstärken, wie denn Hamann's Richtung trotz seines hingebenden Glaubens von Lavater's phantastischer Schwärmerei weit verschieden war.

3) Hier und weiter unten deutet Goethe auf die Stellen in der Offenbarung Johannis 4, 2 ff. 5, 7 ff.

widmete.[1]) Die gemeinte Stelle lautet also:[2]) „Alles Leben lebt durch etwas außer sich; alles Leben hat ein Prinzipium. Der Christus des Evangeliums ist das Prinzipium alles unsterblichen Lebens." In einem drei Tage später geschriebenen Briefe Goethe's heißt es von Herder's „Gott! Einige Gespräche" (1787): „Zu bemerken ist mir ein Hauptpunkt. Man nimmt dieses Büchlein, wie andere, für Speise, da es eigentlich die Schüssel ist. Wer nichts hineinzulegen hat, findet sie leer. Mit Hebel und Walzen kann man schon ziemliche Lasten fortbringen; die Stücke des Obelisks zu bewegen, brauchen sie Erdwinden, Flaschenzüge u. s. w. Je größer die Last oder je feiner der Zweck (wie z. E. bei einer Uhr), desto zusammengesetzter, desto künstlicher wird der Mechanismus sein, und doch im Innern die größte Einheit haben. So sind alle Hypothesen oder vielmehr alle Prinzipien. Wer nicht viel zu bewegen hat, greift zum Hebel und verschmäht meinen Flaschenzug. Was will der Steinhauer mit einer Schraube ohne Ende? Wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius (der Wandsbecker Bote) aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine sagen: „Alles, was lebt, lebt durch etwas außer sich", würde der andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechselung der Worte Wissen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht schämen, würde der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären, wenn sie nicht sich sorgfältig hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur ist, was er ist, wo wir alle gleiche Ansprüche haben!"

Nach der Rückkunft aus Italien nahmen zunächst die Naturstudien und die Vollendung der Werke den Dichter ganz in Anspruch, den die vielfachen Streitigkeiten, in welche Lavater verwickelt wurde, immer mehr gegen diesen einnahmen, welcher der ganzen Aufklärung der Zeit den Krieg erklärte und für die Göttlichkeit der Natur keinen Sinn hatte. Auch würde die unchristliche Verbindung mit Christiane Vulpius schon allein jede engere Verbindung mit Lavater unmöglich gemacht haben. Dieser aber gedachte Goethe's noch immer im Guten. So schrieb er im Jahre 1791 an einen Freund, welcher über die Furchtbarkeit der Angriffe gegen Religion und Christenthum geklagt hatte:[3]) „Wenn Reinhold und Goethe, wenn Schlosser, wenn Herder und Hamann wider das Christenthum schrie-

---

1) Vgl. „Ergänzungsblätter zur allgemeinen Litteraturzeitung für die Jahre 1785—1800" IV, 2, 127.

2) Vgl. „ausgewählte Schriften" I, 207.

3) Vgl. „ausgewählte Schriften" I, 327.

ben und mit ihrem Namen, ihrer Person und aller ihrer Kraft öffentlich für den Deismus sprächen, dann wäre im Vorbeigehen ein Wort von Furchtbarkeit zu sprechen. Aber die einen von ihnen schweigen und die andern sprechen eher dafür, als dawider. Doch auch dann wäre nur ein Wort im Vorbeigehen von Furchtbarkeit zu sprechen. Es müßten noch ganz andere Männer sein, die Auserwählten zu verführen und den Glauben den Glaubenden zu entreißen."

Auf der Reise, welche Lavater im Sommer 1793 auf Bernstorff's Einladung nach Kopenhagen machte, berührte er auch Jena, wo er Reinhold, mit dem er durch Baggesen in Verbindung getreten war, zu seiner Belehrung und Aufklärung zu benutzen gedachte.[1]) Mit Reinhold ging er nach Weimar, und erfreute sich bei Wieland, Reinhold's Schwiegervater, einer gütigen Aufnahme. „Wollte Gott", schreibt Lavater in seinem Tagebuche, „daß sich alle Philosophen, Poeten und religiöse Schwärmer so brüderlich, so kindlich verstünden (als Reinhold, Wieland und ich)! Es wäre Sünde für jeden, wenn er des andern Weg ginge; dennoch kann jeder den Weg des andern mit Achtung, mit Liebe, mit Bewunderung, mit Respekt für das Originelle und das Eins in ihm ansehn und billig beurtheilen." Wie wenig aber Lavater dieser hier gerühmten Toleranz fähig war, zeigt die Art, wie er einen seiner eifrigsten Anhänger, Häfeli in Dessau, gegen sich erbitterte, der ihm durch den nicht weniger ergebenen Johann Jakob Stolz[2]) schreiben ließ (Hegner S. 219 f.): „Ich kann diese Büchlein nicht annehmen. Denn 1) kann ich nichts Geschenkartiges von jemand annehmen, der mich für einen Gewissenlosen, für einen Teufel hält, meine Rechtfertigung für den comble von Satanität hält, und pis que pendre von mir denkt; 2) kann und mag ich nicht riskiren, in diesen Schriften wieder Anspielungen auf die fatale Streitsache und Verunstaltungen meines Charakters zu lesen, wie Lavater seiner Monatschrift einverleibt hat. — Ich verzeihe Lavater'n von Herzen alle mir zugefügten Kränkungen, bin ihm zu allen Dienstleistungen und Pflichterweisungen, die Menschen und Christen voneinander fordern können, aufrichtig bereit, und verlange keine andere Vergütung, als diese, daß er mich nun in Ruhe und Friede lasse, mit der Versicherung, daß auch ich ihn in Ruhe und Friede lassen, ihm jederzeit alles Gute wünschen und mich von Herzen freuen werde, wenn der Knoten seines Schicksals sich mild und freundlich löset." Goethe war zur Zeit von Lavater's Anwesenheit mit dem Herzog

1) Vgl. Geßner III, 227 ff. Reinhold's Leben und litterarisches Wirken S. 62. 405 ff. Damals, nicht im Jahre 1784, wie Schöll meint, schrieb er diese Verse in das Stammbuch des jungen von Stein.

2) Ueber beider Verhältniß zu Lavater vgl. man die „Ergänzungsblätter zur allgemeinen Litteraturzeitung für die Jahre 1785—1800" IV, 2, 99 ff. Stolz (vgl. oben S. 94) hatte im Jahre 1784 einen Ruf nach Bremen angenommen. Lavater hatte an seine Stelle zu Offenbach den jungen Tobler gebracht, der aber bereits im Jahre 1793 Offenbach verließ und nach Zürich zurückkehrte.

bei der Belagerung von Mainz im Lager bei Marienborn, aus welchem er am 7. Juli an den noch in freundlicher Verbindung mit Lavater stehenden Jacobi schreibt: „Von Lavater's Zug nach Norden (worüber Jacobi wohl auch nicht auf die beste Weise sich gegen Goethe ausgelassen haben dürfte) habe ich gehört, auch daß er den Philosophen des Tags unterwegs gehuldigt hat. Dafür werden sie ihm ja auch gelegentlich die Wunder durch eine Hinterthüre in die Wohnung des Menschenverstandes wieder hereinlassen, werden fortfahren, ihren mit vieler Mühe gesäuberten Mantel, mit dem Saume wenigstens, im Quarke des radikalen Uebels schleifen zu lassen. Er versteht sein Handwerk, und weiß, mit wem er sich zu alliiren hat. Uebrigens ist, wie bekannt, alles erlaubt, damit der Name des Herrn verherrlicht werde. Er hat auch in Weimar spionirt, unser entschiedenes Heidenthum hat ihn aber, so wie das allgemeine Mißtrauen, bald verscheucht." In seinem Tagebuche spricht Lavater sein Bedauern aus, daß Goethe und der Herzog, die er so gern wiedergesehen hätte, abwesend waren. Herder sah er nur einige Augenblicke, aber nicht ohne wohlthuende Eindrücke. Vor allem aber riß ihn die edle Herzogin Luise hin.[1])

Großen Anstoß erregte es aller Orten, auch selbst bei Lavater's Freunden, als dieser kurz nach der Rückkehr von Kopenhagen sein Reisetagebuch herauszugeben begann, doch hatte er Ueberwindung genug, es bei dem ersten Hefte bewenden zu lassen. Hier finden wir nun unmittelbar nach der oben S. 20 mitgetheilten Stelle über Fräulein von Klettenberg folgende, wohl auf unsern Dichter sich beziehende, von Uebertreibungen freilich nicht freie Aeußerung:[2]) „Ich erzählte sodann einige wichtige Anekdoten von einem sehr spottreichen, genialischen Freigeiste, der oft große Blicke auf Christenthum und Evangelium hatte, die gewöhnlichen Freigeister, besonders die Nachbeter, bitter haßte, und mehr noch die deistisirenden Theologen, die aus vorgeblicher Begierde, die Deisten zu gewinnen, aus dem Christenthum eine bloß von der Vorsehung autorisirte, das heißt sehr begünstigte, natürliche Religion machen, und den Hauptgegenstand des Evangeliums, um den sich alles dreht, auf den sich alles gründet, der allem Leben, Athem und Harmonie und Konsistenz giebt, zur entbehrlichen Nebensache, zum bloßen Sprecher weiser Sprüche ausleeren; einem Manne, der von dem Christenthum als von einem großen, ganzen, antiken, majestätischen Tempel sprach (den er zwar zu besuchen jetzt noch weder Lust, noch Bedürfniß habe), der schlechterdings nicht auseinander gelegt oder bruchstücksweise, sondern ganz als ein harmonisch groß gebauter Tempel angenommen werden müsse, oder auch als eine uralte Epopee (Heldengedicht), wo immer der Held als solcher die Hauptperson ausmache, der alles unterworfen, mit welchem allein

1) Vgl. Geßner III, 232.
2) Vgl. „ausgewählte Schriften" II, 182 f.

alles in Beziehung sei: dieser erzgroße Geist scheine bisweilen von solcher Ehrfurcht gegen das Christenthum oder vielmehr gegen Christus ergriffen, daß er in besonders dringenden Umständen ihn vertrauensvoll anzurufen und Hülfe von ihm zu erlangen sich gedrungen fühle; auch habe er frappante Erfahrungen von entsprechenden Hülfen, die er dann aber nachher sich wieder als Zufall oder Täuschung wegzuerklären suche. Ein tiefer Menschenkenner habe von diesem Manne geweissagt: Dieser Saulus wird noch ein Paulus, und wird alle Deisten und Halbchristen beschämen; der Herr scheint ihn berührt zu haben, und wen er einmal berührt, den läßt er nicht mehr. Ich gestehe, daß ich von einer so verstandenen Prädestinationstheorie auch nicht weit entfernt bin.“ Hiermit verbinde man die anderweitige Aeußerung:[1]) „Ich las noch in dem „Bekenntniß (sic) einer schönen Seele“, das Goethe — wie und warum, wer weiß es? — in „Wilhelm Meister's Leben“ herausgab. Ich kannte diese schöne Seele persönlich. — O möchte ihre liebevolle Weissagung über den Herausgeber ihres Bekenntnisses erfüllt werden!“ An dem sonstigen Inhalt des „Wilhelm Meister“ wird er eben so entschiedenen Anstoß genommen haben, als Schlosser und die Stolberge. Auf Goethe scheint auch folgende Stelle Lavater's zu gehn:[2]) „Unter dem Erlesen meiner Papiere kam mir in die Hand ein alter Brief von einem Freunde, der sich ganz ausdrücklich um seines Unglaubens und meines fortdauernden Glaubens von mir entfernte. Welche Versicherungen, „mich ewig zu lieben“, welche Offenheit, Herzlichkeit, Natürlichkeit, Einfalt, Lieblichkeit in diesem Briefe! Ich gerieth fast in Versuchung, ihm denselben, ohne ein Wort beizufügen, zurückzusenden. Ich unterließ es, weil es nicht gut ist, in solchen delikaten Dingen voreilig zu handeln, und weil ich ohnedies gesonnen bin und auch den Meinigen schon Befehl gegeben habe, alle Briefe an mich, an denen den Schreibern etwas gelegen sein könnte, sie wiederzuerhalten, versiegelt nach meinem Tode zurückzusenden. Auch hier sage ich wieder: Der so herzlich geliebt, wird gewiß einst wieder mich lieben.“ Diese beiden letztern, für Lavater's Hoffnung, Goethe noch zu bekehren, sehr sprechenden Stellen finden sich in dem 1796 erschienenen Schriftchen: „Lavater's Vermächtniß an seine Freunde“, welches eben so wenig als sein unglücklicher „Joseph von Arimathea in sieben Gesängen“, seine „Handbibliothek für Freunde“, seine „Erzählungen eines christlichen Dichters“, sein „Sonntagsblatt“, sein „Anacharsis“ und manche andere kleine Werke, durch welche er seine Lehre zu verbreiten und sein christliches Ansehen zu behaupten suchte, unsern Dichter ansprechen konnte, welcher in Lavater das Streben weitreichenden Einflusses und einer mächtigen Gewalt über die Herzen

---

3) A. a. O. VIII, 317.
4) A. a. O. VIII, 310 f.

der Gläubigen, die Sucht, als christlicher Prophet zu glänzen, erblicken mußte. So war es denn nicht zu verwundern, daß in dem großen Strafgerichte, welches Goethe und Schiller in den „Xenien" über die verkehrten Richtungen der deutschen Litteratur ergehn ließen, auch Lavater als eitler Prophet, der zu seinem Zwecke auch trüber Mittel sich bediene, nicht ungetroffen bleiben konnte. Goethe's Aerger war zunächst durch die Vorrede Fr. L. Stolberg's zu seiner „Uebersetzung auserlesener Gespräche des Plato" veranlaßt, und er hatte gegen Schiller die Absicht ausgesprochen, auch dieses ganze frömmelnde Treiben in den „Xenien" zu bedenken, worauf letzterer dann am 23. November 1795 erwiedert: „Ihr Unwille über die Stolberg, Lavater und Konsorten hat sich auch mir mitgetheilt, und ich bin's herzlich zufrieden, wenn Sie ihnen eins anhängen wollen." Und am 29. Dezember schreibt derselbe: „Sobald wir uns nur selbst (in den „Xenien") nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet nicht die Stolbergische Sippschaft u. s. w.!" Schon am 22. Januar 1796 übersendet Schiller unter zwei Distichen eines auf Lavater als moralischen Dichter (Xenion Nro. 11). Außer diesem wurde Lavater noch mit folgenden vier Xenien bedacht, von denen die beiden erstern Schiller angehören:

Das Verbindungsmittel.

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte;
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?[1])

Der Prophet.

Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf!
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Das Amalgama.

Alles mischt die Natur so einzig und innig, doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt.

Eine sehr starke Salve von Xenien traf die Stolberge; auch Jung Stilling, der durch die Volksschrift: „Der graue Mann" (von 1795 an), seine „Szenen aus dem Geisterreiche" (1795) und sein „Heimweh" (1796) der mystischen Richtung bedeutenden Vorschub leistete, entging dem Spotte nicht, eben so wenig J. L. Ewald, wie die Stolberge, Lavater und Jung, einst ein vertrauter Freund unseres Dichters, als frömmelnder Herausgeber der „Urania"[2]),

1) Das Xenion bezieht sich auf das Gedicht Lavater's: „Jesus Messias oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen".

2) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 333 ff. und über seine litterarisch Wirksamkeit im Sinne der Lavater'schen Schule, als deren schönen Geist man ihn bezeichnet hat, die „Ergänzungsblätter zur allgemeinen Litteraturzeitung" a. a. O. 114 ff.

zu welcher Goethe selbst einen Beitrag geliefert hatte[1]), den Lavater in einem Urtheile über die ersten Stücke der „Urania" mit der Bemerkung: „Auch recht!" bezeichnet hatte.[2]) So hatte denn Goethe jetzt öffentlich mit allen seinen frommen Freunden gebrochen, nachdem sich das Verhältniß zu ihnen lange vorher gelöst hatte.

Kaum war der Xenienschwarm in die Welt ausgegangen, als Schiller seinen Freund am 14. Oktober mit der Nachricht überraschte: „Auch Lavater ist hier (in Jena); ich habe ihn aber nicht gesehen. An Paulus, den er kürzlich übel behandelte[3]), schrieb er ein Billet, und bittet um eine Zusammenkunft", worauf Goethe erwiederte: „Für die sonderbare Nachricht, daß der Prophet in Jena sei, danke ich auf's beste. Ich werde mich seiner zu enthalten suchen, und bin sehr neugierig auf das, was Sie von ihm sagen werden. — Wenn die Konferenz zwischen dem Propheten und Paulus zu Stande kommt, so zieht der letztere wahrscheinlich den kürzern, und muß sich noch bedanken, daß er beleidigt worden ist. Es kostet den Propheten nichts, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimiliren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können." Aber schon zwei Tage später berichtigte Schiller die Nachricht dahin, daß nicht Lavater, sondern Lavater's Bruder, der Arzt, in Jena gewesen.[4]) Bald darauf meldet Goethe an Meyer (am 30. Oktober): „Es ist mir sehr lieb, daß Ihnen die vortreffliche reisende Dame[5]) aufgestoßen ist, und daß Sie durch dieses Musterbild einen Begriff von dem christlich-moralisch-ästhetischen Jammer bekommen haben, der sich an den Ufern der Ostsee in der ohnmächtigsten Aufgeblasenheit versammelt. Es ist weder ein Bund, noch eine Gesellschaft, son-

---

1) Das geistliche Lied „Sehnsucht" nach der Melodie: „O Vater der Barmherzigkeit", in der „Urania" I, 1, welches wohl der ersten Bearbeitung der „Bekenntnisse einer schönen Seele" angehörte. Vgl. Hirzel „Fragmente einer Goethe-Bibliothek" S. 8.

2) Urania IV, 1, 69. Man könnte versucht sein, auf Ewald's Absicht, Goethe zum Mitarbeiten an der „Urania" aufzufordern, die Worte aus einem Briefe Lavater's („ausgewählte Schriften" VIII, 225) zu beziehen: „Der, den Sie zum Mitarbeiter einer christlichen Schrift haben wollten, ist, wie ich gewiß weiß, kein Christ; er könnte ihnen aber den wichtigsten Beitrag liefern, seine Idee vom Christenthum, von seiner Entstehung, Ausbreitung, Fortdauer, von dem Urheber und den ersten Lehrern desselben. Was könnte wichtiger sein, als die Vorstellungsart, die sich einer der ersten Köpfe Deutschland's von einem solchen Phänomen, wie das Christenthum in der Welt ist, macht?"

3) Im „Vermächtniß an seine Freunde" (1796). Vgl. „ausgewählte Schriften" VIII, 296 f. 317 f.

4) Dieser hatte in Begleitung seiner Gattin seinen Sohn in das pharmazeutische Institut von Professor Trommsdorff zu Erfurt gebracht. Vgl. das mehrfach angeführte fünfzehnte Neujahrsblatt S. 10 f. Bemerkenswerth ist es, daß er den alten Freund seines Bruders nicht zu Weimar aufsuchte; die „Xenien" hatten bereits gewirkt.

5) Es ist wohl Friederike Brun gemeint. Vgl. Matthisson's „litterarischen Nachlaß" II, 33 ff. Boas rieth auf die Gräfin Auguste von Bernstorff, ohne deren damalige Anwesenheit in Italien erweisen zu können.

dern der höchste Grad von Schwäche, Armuth, Verworrenheit und Eigendünkel, der sie verbindet; denn im Grunde sind sie miteinander gar nicht einig, als darin, daß sie gern alles, was sich über den Niveau ihrer Misere erhebt, dem Erdboden gleich machen möchten. Wir haben in dem Schiller'schen Musenalmanach eine sehr lebhafte Kriegserklärung gegen das Volk gethan, und sie so gewürzt, daß sie wenigstens jedermann lesen wird: denn da die Gesellen mit ihrer Druckserei, Schmeichelei und heiligen Kunstgriffen aller Arten immer theils im stillen fortfahren, theils auch sich gelegentlich mit einem vornehmen Christenblicke offen sehn lassen, so bleibt nichts übrig, als ihnen hartnäckig und lebhaft zu zeigen, daß man in der Opposition verharren werde." Daß besonders auch die Frommen Wehe über die „Xenien" schrieen, ergötzte Goethe gar sehr. „Ich hoffe", schreibt er am 19. November an Schiller, „daß die Kopenhagener und alle gebildete Anwohner der Ostsee aus unseren „Xenien" ein neues Argument für die wirkliche und unwiderlegliche Existenz des Teufels nehmen werden, wodurch wir ihnen denn doch einen sehr wesentlichen Dienst geleistet haben. Freilich ist es von der andern Seite sehr schmerzlich, daß ihnen die unschätzbare Freiheit, leer und abgeschmackt zu sein, auf eine so unfreundliche Art verkümmert wird." Den plumpen Angriff von Claudius, der nur mit einem Distichon bedacht worden war, gegen die „Xenien" und die „neue Aufklärung" konnten Goethe und Schiller mit unbeirrter Ruhe von sich abprallen lassen. Goethe wollte dem Musenalmanach auf das Jahr 1798 eine neue Xenienladung beigeben, die bereits unter dem Titel: „Oberon's goldene Hochzeit" vollendet war, aber Schiller hielt es nach reiflicher Ueberlegung für angemessener, alles Polemische fern zu halten, womit auch Goethe sich einverstanden erklärte, und so wurde dieses Xenienspiel zurückgelegt; erst im Jahre 1806 erschien es mit vielfachen Zusätzen und Veränderungen als „Intermezzo" im „Faust". Auf Lavater bezieht sich das wohl schon im Jahre 1797 gedichtete Xenion:

Kranich.

In dem Klaren mag ich gern
Und auch im Trüben fischen.
Darum seht ihr den frommen Herrn
Sich auch mit Teufeln mischen. [1])

Als Goethe im Herbste 1797 in Zürich anwesend war, besuchte er viele seiner ältern Bekannten, unter ihnen Lavater's Bruder, den Arzt, dessen mineralogische Sammlungen ihn anzogen [2]),

---

1) Vgl. hierüber meinen „Faustkommentar" I, 360 f.

2) Schon am 3. Nov. 1780 schrieb Goethe an Lavater: „Ich sammle neuerdings zur Mineralogie. Will mir dein Bruder Doktor was von seinem Ueberfluß zukommen lassen, so macht mir's viel Vergnügen."

und Frau Schultheß[1]), mit welcher er durch Lavater in eine so herzinnige Verbindung getreten war; dagegen konnte er sich nicht entschließen, den alten Freund wiederzusehn, von dem er sich öffentlich losgesagt hatte, und dessen ganze Richtung derjenigen, worin er Bildung und Heil suchte, feindlich gegenüber stand. Goethe selbst erzählte Eckermann, er habe Lavater in Zürich gesehen, ohne von ihm gesehen zu werden; verkleidet (?) sei er in einer Allee gegangen, und als er ihn dort auf sich zukommen gesehen, habe er ausgebogen, so daß jener, ohne ihn zu erkennen, an ihm vorübergegangen.[2]) Nach Hegner (S. 248) wandelte Goethe auf dem Petersplatz, wo Lavater, seit 1786 Pfarrer an der Peterskirche, seine Wohnung hatte, hin und her, ohne bei ihm und den Seinigen einzusprechen, wo es ihm einst so wohl gewesen war. Lavater ging, ihn im Gasthofe „zum Schwert" aufzusuchen, und schrieb, da er ihn nicht antraf, seinen Namen an die Zimmerthüre, aber Goethe blieb unbeweglich, worüber Lavater später gegen Hegner sein Bedauern äußerte, doch ohne sich in laute Klagen zu ergehn.[3]) Lavater soll auch später, wenn auch nicht mehr mit Liebe, doch stets mit Achtung von Goethe gesprochen haben. War es aber auch diesem unmöglich, Lavater wiederzusehn, da der alte Lavater ihm längst abgestorben war, der zurückgebliebene ihm nur ein herrschsüchtiger Priester und Prophet dünkte, der die Religion nur zu seinem Zwecke, wenn auch unbewußt, auszubeuten und das Heilige zu verweltlichen leidenschaftlich bestrebt sei, so dürften dagegen die freimüthige, würdige und große Stellung, welche er als glühender Patriot den übermüthigen Siegern gegenüber einnahm, seine Deportation, seine unglückliche Verwundung durch einen wahrscheinlich betrunkenen helvetischen Grenadier und sein in Folge derselben nach langen Leiden am zweiten Tage des neuen Jahrhunderts erfolgter Tod ihn mit dem Freunde seiner Jugend, der noch kurze Zeit vor seinem Tode als Schwanengesang seine „Gedanken über Jesus von Nazareth" auszusprechen sich gedrungen fühlte, wieder völlig versöhnt haben. Trat ja hier derselbe schöne Menschensinn, dieselbe Begeisterung für Recht und Freiheit hervor, die Goethe an der kühnen Anklage des Landvogts Grebel bewundert, die er in der Darstellung Waser's verehrt hatte. Dieser schöne Zug reiner Menschheit war es, der Lavater's Persönlichkeit so unwiderstehlich machte, die auch unsern Dichter in den Tagen der zutraulich offenen, warm begeisterten Jugend an diesen ge-

---

1) Vgl. B. 27, 128.

2) Vgl. Eckermann's Gespräche mit Goethe II, 70.

3) Fast unbegreiflich ist es, wie Hegner meinen konnte, die Schilderung der „Aeußerungen der Schalkheit", die Goethe auf dem Wege zwischen Tuttlingen und Bablingen, wohl als Gegenstand des Gespräches zwischen ihm und seinem Reisegefährten H. Meyer, skizzirt (B. 27. 188 ff.), sei auf Lavater gemünzt, eine Behauptung, die jedem, der die betreffende Stelle vergleicht, ganz widersinnig erscheinen muß.

schlossen; freilich traten auch schon damals jener Glaubensdrang, jene Wundersucht, jene Aufdringlichkeit seiner religiösen Ueberzeugung, jenes Prophetenthum bestimmt genug hervor, allein Goethe gab sich der Hoffnung hin, dieser religiöse Schwung werde durch Lavater's ureigene Gutmüthigkeit und sein mächtig reges Gefühl für reine Menschheit sich mildern und seine Schärfe verlieren. Aber er hatte sich getäuscht: der Prophet verschlang allmählich den Menschen, die Sucht, durch den Glauben an Christus, und zunächst an seinen Christus, einen weitreichenden Einfluß zu gewinnen, überall sich Anhänger und Verehrer zu erwerben, die von ihm Rath und Hülfe suchten, ihn als ihren Heiligen verehrten, nahm immer mehr überhand und verdeckte die tief in ihm liegende Gutmüthigkeit und Reinheit. Nicht weniger aber hatte sich Lavater an Goethe geirrt: er hatte erwartet, sein Zutrauen auf eine das Schicksal der Menschen lenkende göttliche Macht werde ihn, den scheinbar leicht bestimmbaren, bald zu einem lebendigen Glauben an Christus hinführen, wie es auch Fräulein von Klettenberg ahnungsvoll aussprach, aber statt dessen entfernte ihn sein in die Tiefe der Natur dringender Sinn immer mehr von jeder äußern Offenbarung und ließ ihn in dem unbeirrbaren Gange der strengen, ewigen Gesetzen folgenden Natur die göttliche Macht bewundernd verehren. Vergebens suchten beide das innerlich bald zerrissene Verhältniß äußerlich festzuhalten und, wo möglich, zu heilen, da sie sich der so lang gehegten gegenseitigen Hoffnung, den Freund auf ihre Seite hin zu ziehen, nicht begeben mochten, bis endlich Goethe den Entschluß faßte, eine thörichte Hoffnung aufzugeben und einem Verhältnisse zu entsagen, bei welchem beide Theile sich nutzlos abquälten. Hatte Goethe den eigentlichen Punkt des Zwiespaltes möglichst bei Seite liegen lassen und das gemeinschaftliche Reinmenschliche hervorzukehren gesucht, so hatte dagegen Lavater nicht unterlassen können, immer auf die religiösen Anschauungen und seinen Christusglauben zurückzukommen, den er öffentlich gegen alle Gegner nicht bloß, sondern gegen alle Andersdenkende zu vertheidigen unternahm. Als aber unser Dichter die Ueberzeugung gewonnen, daß Lavater ihn mit seinen religiösen Ueberzeugungen nie in Ruhe lassen, daß er auf seinem Wege immer weiter fortgehn, seinen schwärmerischen Glauben aller Welt aufdrängen und die reine Ansicht der Natur immer mehr verkümmern, ein falsches Prophetenthum gründen, die Welt in Dumpfheit und Aberglauben versenken wolle, da mußte ihm der alte Freund als bitterster Feind erscheinen, um so mehr als seine schön menschlichen Eigenschaften selbst durch so manche Schatten getrübt wurden, welche um so dunkler fielen, als der persönliche Umgang nicht mehr die Lichtseiten seines Charakters auf ihn wirken ließ. Daher erklärt sich die entschiedene Härte, mit welcher wir Goethe über Lavater urtheilen sehen, in welchem er einen geschworenen Feind der Bildung und Aufklärung aus pfäffischen Zwecken erkannte, eine Härte, deren

Lavater nicht fähig war, da er den alten Freund nur bedauerte, daß der wahre Glaube des Herrn ihn nicht erleuchte, und er überzeugt war, daß die von ihm vertheidigte Sache allen Gegnern zum Trotz den Sieg davon tragen, ihre Bekämpfung ihr keinen Eintrag thun werde.

Lavater's Tod am 2. Januar 1801, gerade einen Tag vor der gefährlichen Krankheit, die Goethe selbst am Anfange des Jahrhunderts überfiel, mußte die alten Jugenderinnerungen in dem Dichter wach rufen und sein Urtheil über den noch zuletzt sich der gerechten Sache seines Vaterlandes und seiner Gemeinde mit rührender Liebe opfernden Mann freundlich mildern. Nichts desto weniger konnte er sich nicht entschließen, in dem seinem „Faust" eingefügten Xenienzwischenspiele: „Oberon's und Titania's goldene Hochzeit" die Lavater betreffende Stelle zu unterdrücken, da dieser in dem dort gegebenen Bilde der religiösen Richtungen unmöglich fehlen durfte, und wenn man glauben möchte, daß wenigstens die Bezeichnung Lavater's als Kranich hätte wegfallen müssen, so ist dagegen zu bemerken, daß gerade dieser Kranichsgang dem Dichter ein symbolisches Bild von jener dem Himmel zugewandten, doch irdisch beschränkten Richtung Lavater's zu geben schien. Als Goethe aber im Jahre 1808 den Entschluß faßte, sein Leben und zunächst seine Jugendzeit zu beschreiben, da mußte ihm Lavater's Persönlichkeit in ihrer wunderbar anziehenden Lieblichkeit und Anmuth vor die Seele treten, und er über die tiefer liegenden Gründe ihrer spätern Trennung und ihres feindlichen Entgegentretens, wie über Lavater's ganzes Wesen sich klar zu werden suchen, und so konnte er nicht unterlassen, den Schriften des hingegangenen Jugendfreundes und den dadurch hervorgerufenen Bewegungen eine genauere Betrachtung zu widmen. So werden denn damals nach und nach einzelne abgerissene Bemerkungen über Lavater nach verschiedenen Seiten hin entstanden sein, die aber größtentheils für die Folge zurückgelegt wurden, als er im Jahre 1813 das erste Zusammentreffen mit diesem und die in dessen Gesellschaft unternommene Lahn- und Rheinreise beschrieb. Das ungemein Freundliche und Liebe seiner ganzen Erscheinung hebt Goethe hier hervor, sein Verhältniß zum Christenthum und seinen entschiedenen Drang zur Wirksamkeit, wogegen der schrofferen Seiten seines Wesens, die später mehr hervortraten, hier, „bei den Anfängen dieses merkwürdigen Mannes", nicht gedacht wird; nur die „heftige Zudringlichkeit" eines „so geist- als herzvollen Mannes" wird angedeutet und in's rechte Licht gesetzt, jener Eifer, womit er auf alle losging, und behauptete, man müsse entweder mit ihm ein Christ, ein Christ nach seiner Art, werden oder aber ihn zu der Ueberzeugung hinüberziehen, worin man selbst seine Beruhigung finde. „Der Begriff von der Menschheit, der sich in ihm und an seiner Menschheit herangebildet hatte", bemerkt Goethe, „war so genau mit der Vorstellung verwandt, die er von Christo lebendig in sich trug,

daß es ihm unbegreiflich schien, wie ein Mensch leben und athmen könne, ohne zugleich ein Christ zu sein." Weiter heißt es sehr treffend: „Lavater hatte eine unglaubliche Geduld, Beharrlichkeit, Ausdauer; er war seiner Lehre gewiß, und bei dem entschiedenen Vorsatz, seine Ueberzeugung in der Welt auszubreiten, ließ er sich's gefallen, was nicht durch Kraft geschehn konnte, durch Abwarten und Milde durchzuführen. Ueberhaupt gehörte er zu den wenigen glücklichen Menschen, deren äußerer Beruf mit dem innern vollkommen übereinstimmt, und deren früheste Bildung, stetig zusammenhängend mit der spätern, ihre Fähigkeiten naturgemäß entwickelt." Mit Recht wird ferner angedeutet, daß auch er vom Freiheits- und Naturgeiste der Zeit ergriffen worden, der jedem in die Ohren geraunt, man bedürfe nicht viele äußere Mittel, habe in sich Stoff und Gehalt genug, den man nur gehörig entfalten müsse. In diesem Sinne kann man seine Auslegung der Schrift eine geniale nennen, da er sich aller Regeln der Kritik und Hermeneutik entschlug, wie die Dichter der Geniezeit sich von allen überkommenen Gesetzen, die Pädagogen von allen früheren Grundsätzen frei machten [1]. „Seine liebste Beschäftigung war", heißt es darauf, „wie auf sich selbst, so auf andere zu merken. Jenes ward ihm durch ein inneres Zartgefühl, dieses durch einen scharfen Blick auf das Aeußere erleichtert, ja aufgedrungen. Zur Beschaulichkeit war er jedoch nicht geboren, zur Darstellung im eigentlichen Sinne hatte er keine Gabe; er fühlte sich vielmehr mit allen seinen Kräften zur Thätigkeit, zur Wirksamkeit gedrängt, so daß ich niemand gekannt habe, der ununterbrochener handelte, als er." Goethe fühlte sich um diese Zeit sehr milde gestimmt, und so wurde auch das Bild, welches er von seinem Besuche Jung Stilling's entwarf, ein höchst anmuthiges, worüber dieser alte Freund sich herzlich freute. Goethe besuchte letztern auch im Jahre 1815 in Karlsruhe, wo er sich seit dem Frühjahre 1806 niedergelassen hatte. „Leider mußte durch eine unglückliche Fügung kleiner äußerer Umstände unser Vater gerade an diesem Tage abwesend sein", erzählt Jung Stilling's Schwiegersohn [2]; „er sprach nach der langen Reihe von Jahren den Jugendfreund kaum eine halbe Stunde. Es war dem Vater und den Seinigen sehr schmerzlich, daß ein längeres Zusammensein, das er selbst so sehr gewünscht hatte, nun gänzlich vereitelt war. Nie haben wir ihn anders als mit gerührtem Herzen und großer Hochachtung von diesem Freunde sprechen hören." Zelter, der im folgenden Jahre Jung Stilling in Baden-Baden, wo er auf dem neuen Schlosse wohnte, besucht hatte, schreibt am

---

1) Ueber Lavater's Freisinnigkeit und Humanität vgl. man die schöne Darstellung von Hagenbach in der „Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" I, 488 f. Ueber seine christlichen Ansichten daselbst S. 482 ff.

2) Der Kirchenrath F. H. K. Schwarz im „Nachworte" zu „Heinrich Stilling's Alter".

3. September an Goethe: „Es schien ihm innig wehe zu thun, dich nach so vielen Jahren auf sonderbare Art verfehlt zu haben. Er fing selber an, von einem Besuche zu reden, den du ihm in Karlsruhe zugedacht hattest, und Sulpiz Boisserée, der bei mir war, konnte mir die Sache nur erklären; denn ich wußte von nichts. Ehe ich von hier gehe, denke ich ihn noch einmal zu sehn und mich länger mit ihm zu unterhalten." Daß Goethe den alten Freund ganz verfehlt habe, scheint ein Irrthum Zelter's. Hätte Lavater damals noch gelebt, so würde auch Goethe diesen Jugendfreund nicht unbesucht gelassen haben, hätte er ihn mit sich in derselben Stadt gewußt. Jung verschied am 2. April 1817 in seligem Verlangen nach der höhern Heimat und der Anschauung des Herrn, dem er liebevoll entgegenschmachtete.

Geraume Zeit nach der Darstellung von Lavater's Besuch in Frankfurt, wohl erst in das Jahr 1829 oder 1830, fällt die Beschreibung der Erwiederung dieses Besuches in Zürich im achtzehnten und neunzehnten Buche von „Wahrheit und Dichtung". [1]) Nachdem er hier die Aufnahme, welche er bei Lavater gefunden, und seine Stellung zur Physiognomik beschrieben, fährt er fort: „Manche Epoche meines nachherigen Lebens ward ich veranlaßt, über diesen Mann zu denken, welcher unter die Vorzüglichsten gehört, mit denen ich zu einem so vertrauten Verhältniß gelangte. Und so sind nachstehende Aeußerungen über ihn zu verschiedenen Zeiten geschrieben. Nach unseren auseinander strebenden Richtungen mußten wir uns allmählich ganz und gar fremd werden, und doch wollt' ich mir den Begriff von seinem vorzüglichen Wesen nicht verkümmern lassen. Ich vergegenwärtigte mir ihn mehrmals, und so entstanden diese Blätter ganz unabhängig voneinander, in denen man Wiederholung, aber hoffentlich keinen Widerspruch finden wird." Unter den nun folgenden, Lavater ganz eigentlich betreffenden Bemerkungen läßt sich eine vierfache Reihe unterscheiden; jede dieser Reihen mag unabhängig von der andern entstanden sein, doch glauben wir nicht zu irren, wenn wir die Abfassung derselben, wenige Veränderungen ausgenommen, in die Zeit der Vorstudien zu seiner Lebensbeschreibung setzen, so daß Goethe diese Bemerkungen bei der Ausarbeitung des dritten Bandes von „Wahrheit und Dichtung" als Stoff zur weitern Charakteristik zurücklegte. Die erste Reihe führt den Gedanken aus, daß Lavater ganz

1) Als Eckermann im März 1831 die Handschrift von „Wahrheit und Dichtung" sah, waren diese Bücher bis auf einige Kleinigkeiten vollendet (II, 310), wogegen im August 1824 nur ein ausführliches Schema derselben vorhanden gewesen zu sein scheint (Eckermann I, 162). Gegen Soret äußerte Goethe im Januar 1830 viel Gutes von Lavater's Charakter, mit welchem er damals vielleicht beschäftigt war, und er erzählte ihm Züge von ihrer frühern vertrauten Freundschaft, und wie sie damals oft brüderlich zusammen in einem Bette geschlafen, aber er fügte hinzu: „Es ist zu bedauern, daß ein schwacher Mystizismus dem Aufflug seines Genies so bald Grenzen setzte." Vgl. Eckermann's Gespräche mit Goethe III, 279.

real gesinnt gewesen und nichts Ideelles als unter der moralischen Form gekannt habe, woher sowohl der ganz weltliche Charakter seiner „Aussichten in die Ewigkeit“, als seine Neigung zur Physiognomik und seine Abneigung gegen Kunstideale, wie auch sein Bedürfniß der Anerkennung sich erkläre. In der zweiten Reihe, in welche seltsam genug eine dritte, über den Charakter seiner Schriften eingeschoben ist, wird sein Streben nach der Verwirklichung der Person Christi näher besprochen, wie die vierte seine „physiognomische Fragmente“ zum Gegenstande hat. Lavater's Persönlichkeit lag dem Dichter, als er diesen Theil von „Wahrheit und Dichtung“ schrieb, zu fern, als daß er diese Bemerkungen von neuem durchzuarbeiten und zu einer lebendigen Charakteristik umzuschmelzen vermocht hätte. Auch wollte er ein hartes Wort über den alten Freund nicht gern aussprechen, wie er es bei einem vollständigen Charakterbilde nicht wohl hätte vermeiden können, wenn er es auch freilich nicht über sich vermocht hatte, in dem „zweiten Aufenthalt in Rom“ die für seine eigene damalige Anschauung so bezeichnenden harten Stellen über Lavater wegzulassen, dessen Name hier nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet ist, wogegen im Briefwechsel mit Schiller, wo er sich fast noch schärfer über Lavater äußert, derselbe ausgeschrieben steht. Mit Absicht aber scheint er in „Wahrheit und Dichtung“ die folgende, erst in seinem „Nachlasse“ (B. 20, 283 f.) bekannt gemachte Stelle (jetzt B. 27, 501) unterdrückt zu haben: „Lavater, als ein vorzüglicher, in's allgemeine gehender Mensch, erlebte die Gegenwirkung der Bedingungen. Er wollte auf die Masse wirken, und so entgegnete ihm das Fratzenhafte der Masse fürchterlich. Er wäre ein Ueberhogarth gewesen, wenn er hätte so bilden können: denn was ist Hogarth und alle Karrikatur auf diesem Wege als der Triumph des Formlosen über die Form! Die Menschengestalt chemischen Philistergesetzen anheim gegeben, gährend und in allen Graden verfaulend. Daher sein: Zum Fliehen.[1]) Der Engel Lavater war durch diesen niederträchtigen Drang so gequetscht, daß er auch seine trefflichen Charaktere nur negativ schildern konnte.“ Goethe deutet hiermit treffend auf den Urgrund der verschiedenartigsten, sich widersprechenden Eigenschaften in Lavater's Charakter, dessen Handeln mit seinen eigenen sittlichen Anforderungen so häufig im entschiedensten Widerspruch steht. Wie oft behauptet Lavater, es liege ihm nichts ferner, als eine Sekte stiften zu wollen oder sich auf eine solche einzulassen![2]) Und doch sucht er alle zu seinem subjektiven Christusglauben hinüberzuziehen, sich mit einer Phalanx von Verehrern zu umgeben. Wie oft rühmt er sich toleranter Gesinnungen![3]) Und doch war niemand intoleranter, als er, wenn

1) Zur Bezeichnung ihm widerstrebender Menschenphysiognomien. Vgl. B. 22, 201 f.

2) Vgl. „ausgewählte Schriften“ I, 20 f. VI, 227. VIII, 218 f.

3) „Das Wort Toleranz“, sagt er einmal, „ist das intolerabelste

auch seine natürliche Gutmüthigkeit im persönlichen Umgange alle Intoleranz verscheuchte.[1]) Wie rein und wohlwollend auch sein Herz sein mochte, so scheute er doch kein Mittel, wo es galt, zu seinem Zwecke zu gelangen, wodurch sein Betragen oft zweideutig, ja unredlich ward. Seine ewigen Klagen über die vielen Arbeiten, unter denen er erliege, sind mehr als lächerlich, da er diese Arbeiten sich, wie ihm Zimmermann mehrfach scharf genug sagt, nur freiwillig aufgeladen, um mehr Wirksamkeit und Einfluß zu gewinnen und — um klagen zu können. Und wer merkt nicht die pfäffische Eitelkeit durch, wenn er an Knebel schreibt: „Kein Mensch, kein Freund und kein Fürst, und wenn er ein Engel wäre, kann mir die unmittheilbaren Lasten erleichtern oder tragen helfen, die ich trage und tragen muß, so lange ein Odem in mir ist. Es sind die individuellsten Leiden, wovon sich nichts sagen läßt." Es schmeichelt ihm, wie Christus, als Dulder der Welt zu gelten, der sich für das Heil anderer opfere. Wie sanftmüthig er auch von Natur ist, so geräth er doch im Augenblicke in den heftigsten Ausbruch der Leidenschaft, wenn er sich in seinem Ansehen und seiner Wirksamkeit beeinträchtigt glaubt, wodurch er sich manche Freunde entfremdet. Wie bescheiden und nachgiebig er auch zu sein vermag, so legt er doch allem, was er thut, den übermäßigsten Werth bei, glaubt, daß es der Welt und besonders seinen Anhängern höchst wichtig sein müsse, woher seine wunderliche Tagebuchschreiberei, von der ihn sein treu und warm anhängender Stolberg abzubringen suchte, wofür dieser sich aber den Vorwurf „flacher Philisterei, Nichtachtung seiner individuellen Privilegien, undelikater Hofmeisterei" gefallen lassen mußte. Wie mächtig ihn auch die Liebe durchglühte, so ließ er sich doch, wo es sein Christenthum galt, zu heftig verfolgendem Hasse und bitterstem Ingrimm hinreißen. Kurz, er war ein Fanatiker seines individuellen Christusglaubens, ein mit dem Feuer und Schwert seines Wortes die Gegner vernichtender Prophet geworden, wobei die schönen menschlichen Tugenden seines Geistes und Herzens mannigfach litten, ja sich oft in ihr Gegentheil verkehrten. Goethe mußte bei der reinen Offenheit seines Wesens endlich mit einem Manne brechen, der seine heiligsten Ueberzeugungen mit flammender Glut bekämpfte, und ihn um so herber beurtheilen, als er seine auf ihn gesetzte begeisterte Hoffnung so bitter getäuscht sah, er in ihm ein betrübendes Beispiel seiner aus der Geschichte entnommenen Erfahrung erkannte, daß die Religion in ihrem Fortgange sich immer

---

Wort. Als ob es Toleranz wäre, anderen daßelbige menschliche Recht zu geben, welches wir uns selbst anmaßen!" Bekannt sind ähnliche Aeußerungen von Wieland und Goethe. Anderwärts (VII, 253) bemerkt er: „Die Intoleranz der Christen muß, wie die Intoleranz Christi, Intoleranz der Liebe sein."

1) Er selbst bemerkt (IV, 263), in seinen Schriften sage er das Allerstärkste, Revoltanteste, Zeitwidrigste, sei aber eben so tolerant und freilassend im Umgange.

mehr verweltlicht und zu einem Mittel irdischer Zwecke herabsinkt, wo sie dann eben so verderblich wirkt, als sie früher gedeihlich gewesen. Er selbst erzählt uns (B. 22, 224) wie ihm auf der Reise, die er im Sommer 1774 mit Lavater und Basedow machte, bei Betrachtung beider Männer der Gedanke gekommen sei, daß der vorzügliche Mensch, der das Göttliche auch außer sich verbreiten möchte, um auf die rohe Welt zu wirken, sich ihr gleichstellen müsse, wodurch er jenen hohen Vorzügen gar sehr vergebe und am Ende sich ihrer gänzlich begebe, so daß das Himmlische, Ewige in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mitfortgerissen werde. Aus diesem Gedanken soll sich denn bei weiterer Verfolgung der Vorsatz entwickelt haben, am Leben Mahomet's, den er nie als einen Betrüger ansehn konnte, jene von ihm in der Wirklichkeit so lebhaft angeschauten, anstatt zum Heil, vielmehr zum Verderben führenden Wege dramatisch darzustellen. Allein der Plan zu „Mahomet" fällt vor die persönliche Bekanntschaft mit Lavater[1]), und jenen Gedanken dürfte letzterer nicht sowohl damals, als erst viel später in ihm erregt haben, als er immer mehr auf Abwege gerieth; sich mit Schwärmern und Wunderthätern, wenn auch in guter Absicht, einließ, auch unreine Mittel nicht scheute, um auf die Menge zu wirken, sich in seinem hohen Prophetenansehen ungeschmälert zu erhalten, ja dasselbe auf immer weitere Kreise auszubreiten, wobei er es an schlauer Berechnung nicht fehlen ließ. „Lavater war ein herzlich guter Mann", bemerkte Goethe drei Jahre vor seinem Tode gegen Eckermann (II, 70); „allein er war gewaltigen Täuschungen unterworfen, und die ganz strenge Wahrheit war nicht seine Sache; er belog sich und andere. Es kam zwischen mir und ihm deshalb zum völligen Bruch." Was beide so innig miteinander verbunden hatte, war das lebhafte Gefühl für reine Menschheit, wobei die enthusiastisch hinreißende Jugend sie die tiefer liegenden Verschiedenheiten übersehn ließ. Lavater ward der Prophet eines neuen Christenthums, und wie sehr er auch schwärmerischem Aberglauben Vorschub geleistet, wie viele Blößen er auch gegeben haben mag, so wird ihm doch das entschiedene Verdienst nicht abgesprochen werden dürfen, im Unglauben der Zeit die lebendige Glaubensflamme als begeisterter Seher neu entzündet und die Welt mit seinem frischen Gotteshauche unzähligen Seelen zu Trost und Heil lebensvoll erwärmt zu haben. Goethe aber ward dem deutschen Volke der reinste Priester alles Schönmenschlichen, der Kunst und Natur, während Lavater den Glauben verkündigte, welcher alles Ungemach der Erde im Hinblick auf den göttlichen Dulder, den leidenden Gottmenschen, mit stiller Gelassenheit erträgt, und zum Himmel hinanführt. Ward auch der Bund ihrer Herzen gewaltsam getrennt,

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 241 Note 1.

so hatten doch beide in ihm die glücklichste Anregung und Förderung gefunden; Lavater hatte Goethe's von Liebesleiden gequältes, unruhig hin- und herschwankendes, durch mannigfache Entwickelungskämpfe durchgehendes Herz milde beruhigt und gestärkt, Goethe Lavater's oft sinkenden Glauben durch begeisterten Zuspruch gehoben und ihn auf seine schöne menschliche Natur, vor welcher wie vor einem Zauberschlage alle Herzen sich öffneten, alle geheimsten Falten sich enthüllten, wirksam hingewiesen. Und wie auch ihre verschiedenen Richtungen sich später trennten und feindlich sich gegenüberstellen mußten, im Grunde ihres Herzens ruhte noch immer das auch durch Goethe's schwerste Anklagen durchklingende, seinen Verlust nicht verschmerzende Liebesgefühl, welches sich noch später beim Anblicke der Abbildungen des vor ihm heimgegangenen Freundes unwillkürlich verrieth.[1] Eine reinere, arglosere, gutmüthigere Menschennatur, als Lavater, hatte Goethe nicht gefunden, und dennoch sollte er dieses liebe Menschenbild sich vor seinen Augen also trüben sehn, daß er sich mißmuthig von dieser argen Verzerrung des seine liebsten und heiligsten Ueberzeugungen mit wilder Glaubenswuth bekämpfenden Propheten abwenden und ihm feindlich werden mußte; doch das Bild des „Menschenliebers" Lavater, des „besten der Menschen", war in seiner Erinnerung lebendig zurückgeblieben und verscheuchte oft das schauerliche Nachtgespenst, in welches sich der einst herzlich verbundene Freund vor seinem geistigen Blicke verwandelt hatte. Der Jüngling Goethe hatte sich an Lavater seelenvoll angeschlossen, der Mann wandte sich feindlich von ihm ab, als Greis richtete er sein Herz wieder sehnsüchtig zu dem lieben Freunde der seligen Jugend zurück.

---

1) Vgl. B. 27, 465: „Man hat es Lavater'n nicht gut aufgenommen, daß er sich oft malen, zeichnen und in Kupfer stechen ließ und überall sein Bild herumstreute. Aber freut man sich nicht jetzt, da die Form dieses außerordentlichen Wesens zerstört ist, bei so mannigfaltigen, zu verschiedener Zeit gearbeiteten Nachbildungen, im Durchschnitt gewiß zu wissen, wie er ausgesehen hat?"

II. Friedrich Heinrich Jacobi.

Wie Goethe's glühendste Liebe seiner Lili, so galt seine herzinnigste Freundschaft dem edlen und reinen Friedrich Heinrich Jacobi, dem tiefen, gemüthlichen Denker, und wie er jener nach langem Seelenkampfe mit gebrochenem Herzen entsagen mußte, so ward das Verhältniß zu diesem vielfach getrübt und endlich ganz gelöst. Und wodurch anders, als durch das Uebermaß der Liebe! Auch zu Lavater hatte unsern Dichter eine innige Neigung gezogen, die mit vollster, theilnehmender Seele an ihm hing; aber es war dies nicht jenes glühende Feuer, das zwei Herzen in eins zusammenschmelzt, sondern der unwiderstehliche Reiz von Lavater's unverwüstlicher Gutmüthigkeit und treuer Kindereinfalt. Deshalb konnten auch abweichende Grundansichten dieser Freundschaft bei Goethe lange Zeit keinen Abbruch thun, und erst als Lavater in seinem christlichen Glaubensschwunge gegen die Goethe heiligen Ueberzeugungen verketzernd auftrat und sich immer tiefer in düstere Schwärmerei und Phantasterei verirrte, wandte er sich von dem unduldsamen Propheten feindlich ab. Ganz anders bei Jacobi! Die glühende Liebe, deren zuckender Blitzstrahl ihre Herzen beim ersten Blicke entzündet hatte, duldete keine Verschiedenheit der Ansichten, Meinungen und Strebungen, und mußte deshalb, je klarer und offener der am Anfange in glühem Enthusiasmus übersehene Widerstreit ihrer nach dem Hohen und Wahren strebenden, im Tiefsten arbeitenden Naturen zu Tage trat, um so schärfere Reibungen und Mißverhältnisse veranlassen. Nur auf diese Weise wird es erklärlich, wie Goethe, der Lavater's schwärmerisches Christenthum, ja sogar seinen Bekehrungseifer so lang ertrug, sich gegen Jacobi so unduldsam zeigte, daß er, durch die abweichende Richtung desselben tief verletzt, ihm seine eigenen Ansichten aufzudrängen gedachte, ohne die des Freundes als eine für diesen nothwendige, ganz naturgemäße Entwickelung in ihrer Berechtigung anzuerkennen, wie aber auch Jacobi, der sonst in anderer Ansichten so leicht und gern einging, bei Goethe einen derartigen Widerspruch

nicht leiden mochte. Wenn Goethe einmal (B. 22, 219) bemerkt, daß eigentlich die innigsten Verbindungen nur aus dem Entgegengesetzten folgen, so dürfte dies am wenigsten auf sein Verhältniß zu Jacobi irgend Anwendung finden. Eben so wenig trifft diesen innigen Seelenbund eine andere, an sich sehr richtige Bemerkung Goethe's (B. 25, 156), daß zu jener Zeit, wo bedeutende Existenzen zusammentrafen, diese von einer Seite sich aneinander schlossen, wenn sie auch von der andern höchst verschieden waren, indem man sich, da jeder einen hohen Begriff von sich selbst zur Gesellschaft brachte, eine wechselseitige Verehrung und Schonung gern gefallen ließ. „Reine Geistesverwandtschaft", wie es Goethe (B. 22, 220) selbst nennt, war es, welche sie zu einer sehnsüchtigen Freundschaft verband, wie sie der junge Dichter bis dahin noch nicht gekannt hatte; beide fühlten denselben Trieb nach innigster Erfassung des Höchsten, beide waren von der seligen Ueberzeugung durchdrungen, daß sie auf demselben Wege mit vereinten Kräften zu wandeln und zu wirken bestimmt seien. Leider aber erwies sich dieser glückliche Traum ihrer Jugendfreundschaft nur zu bald als eine Täuschung, die einen trüben Schatten auf die ganze Folge ihres Verhältnisses warf, in welchem aber ungeachtet aller zeitigen Verstimmungen die tiefste und innigste Liebe immerfort vorhielt. Und wer möchte in Abrede stellen, daß auch ihr beiderseitiges Wirken, wie verschieden auch ihre Ausgangspunkte und Wege waren, sich doch als ein gleichartiges, die Forderungen der reinen menschlichen Natur mächtig durchsetzendes, gleich geistiges erwies? Denn wenn Goethe dem tiefsten Gemüthe und der leuchtenden Klarheit eines harmonischen Geistes den Eingang in die deutsche Dichtung erschloß, wenn er reinste und schönste Menschlichkeit im Zauberspiegel seiner Einbildungskraft zur Anschauung brachte, wie er in der Erkenntniß der Natur, im Gegensatze zum beschränkten Pedantismus der Schulen, das Gesetz ruhiger, folgerechter Entwickelung mit durchdringendem Blick erschaute und, von dieser ihm geoffenbarten Idee begeistert, der Morphologie neue Bahnen brach, so setzte Jacobi der nüchternen Aufklärung und dem starren Kritizismus sein begeistertes Herz entgegen, und brachte, wie Hegel sagt, indem er die Unmittelbarkeit der Erkenntniß Gottes auf das bestimmteste und kräftigste hervorhob, das Prinzip der Freiheit des menschlichen Geistes zur höchsten Anerkennung. Aber gerade dieses, daß trotz gleichartigen Wirkens ihre Wege sich verschiedenen Richtungen zuwenden sollten, indem Goethe dem reinen menschlichen Gemüthe und der ewig unbeirrbaren Natur, Jacobi dem Sittlichen und Geistigen zugetrieben wurde, konnten beide ihr ganzes Leben nicht verschmerzen, und trübten so ihr schönes, auf leidenschaftlicher Liebe beruhendes Verhältniß. Kaum dürfte sich irgend ein schärferer Gegensatz hierzu auffinden lassen, als in dem herrlichen Freundschaftsbündnisse Goethe's und Schiller's, aus welchem beiden Dichtern eine Fülle edelsten Genusses geflossen, unserer Lit-

teratur aber die reifsten und reichsten Früchte erwachsen sind. Nicht leidenschaftliche Liebe begründete diese Freundschaft, sondern klare Einsicht in die Grundverschiedenheit ihrer Anschauungen und ihrer ganzen Natur, die aber, nachdem beide sich lange voneinander abgestoßen gefühlt hatten, zur wahrsten und entschiedensten Anerkennung ihres beiderseitigen Werthes führte. Wie Goethe und Jacobi, da sie verschiedenen Richtungen sich zuwandten, trotz der Gleichartigkeit ihres Strebens, immer weiter auseinander kamen, so bewirkte hier das freundliche Zusammenleben und ihr vereintes Wirken, daß beide Dichter sich auch da verstanden, wo sie nicht einig waren. „Jeder", bemerkt Goethe selbst (B. 27, 499), „hielt alsdann fest an seiner Persönlichkeit, so lange bis wir uns wieder gemeinschaftlich zu irgend einem Denken und Thun vereinigen konnten." Das Bündniß zwischen Goethe und Schiller, das in einem reichen, inhaltsschweren Briefwechsel uns vorliegt und dessen unsterbliche Früchte den Stolz deutscher Dichtung bilden, ist von den verschiedensten Standpunkten aus erörtert und wieder erörtert, wenn auch im einzelnen noch nicht völlig erschöpfend behandelt worden, wogegen man die Verbindung unseres Dichterfürsten mit dem feinsinnigen, gemüthlichen Denker von Pempelfort weniger beachtet hat. Die vor dem Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi versuchte schöne Ausführung von A. Schöll zu der Sammlung „Briefe und Aufsätze von Goethe" (S. 193 ff.), berührt die Lebensverhältnisse nicht, und auch die sinnige Schrift von Deycks: „Friedrich Heinrich Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe" (1848), geht auf das höchst anziehende Verhältniß zwischen dem edlen Freundespaare weniger tief und erschöpfend ein.

Zu Straßburg hatte der scharfe Humor, mit welchem Herder, der überall einfache Natürlichkeit und ergreifende Wahrheit als Evangelium alles Dichtens und Schaffens verkündete, die süßlich tändelnden, von Amor und Amoretten überfüllten Dichtungen von Johann Georg Jacobi, wie auch dessen überschwenglichen, in Liebe und Freundschaft mädchenhaft schwelgenden Briefwechsel mit Gleim [1]) unerbittlich verfolgte, auf den eben von frischer Jugend glühenden Goethe nachhaltig gewirkt. In Wetzlar und Frankfurt wurde der übermüthige Spott über den empfindsamen Kanonikus Jacobi unter Merck's Einfluß weidlich gepflegt. Freilich suchte schon die geistreiche Frau von la Roche, als Merck und Goethe sie im Herbst 1772 zu Thalehrenbreitstein besuchten, diesen von dem Brüderpaare Jacobi — der jüngere hatte sich bis dahin nur durch eine französische Uebersetzung einiger Lieder seines Bruders bekannt gemacht — den besten Begriff zu geben, aber konnte sie auch Merck zur Theil-

---

1) Schon 1764 hatte Jacobi „poetische Versuche" herausgegeben; vier Jahre später erschien sein Briefwechsel mit Gleim und im Jahre 1770, eben zur Zeit als Goethe Herder's Bekanntschaft machte, seine „sämmtlichen Werke" in drei Theilen, die zu manchem Spotte Veranlassung geben mußten.

nahme an dem von beiden in Verbindung mit Wieland vom Jahre 1773 an herausgegebenen „deutschen Merkur" bestimmen, so war die Mißstimmung gegen den ältern Jacobi dadurch doch keineswegs getilgt, suchte sich vielmehr noch häufig genug Luft zu machen. Als Gotter, den Goethe in Wetzlar kennen gelernt hatte, im Sommer 1773 für den zugesandten „Götz" dem Dichter desselben in einem scherzhaften Briefe dankte, äußerte er in Bezug auf ein Mädchen, welches den Helden desselben nicht genug verstanden und ihn etwas Donquixotisch gefunden habe (B. 6, 69):

> Dafür soll sie verurtheilt sein
> Des Herrn Jacobi's Liedelein
> Und Kölbel's[1]) frommes Judenkind
> Stracks herzubeten für ihre Sünd'.

Viel bedeutender wirkte Johanna Fahlmer, die von Düsseldorf (im Jahre 1773?) nach Frankfurt gezogene angeheiratete Tante der Jacobi's,[2]) auf eine freundliche Beurtheilung hin, da sie, wie Goethe selbst bemerkt (B. 22, 214), durch die große Zartheit ihres Gemüthes und die ungemeine Bildung des Geistes ein schönes Zeugniß vom Werthe jener Düsseldorfer und Pempelforter Gesellschaft ablegte, in welcher sie selbst aufgewachsen war. „Sie beschämte uns nach und nach durch ihre Geduld mit unserer grellen oberdeutschen Manier, sie lehrte uns Schonung, indem sie uns fühlen ließ, daß wir derselben auch wohl bedürften." Im Sommer 1773 kamen auch des jüngern Jacobi Gattin, Helena Elisabeth, geborene Clermont aus Vaels bei Aachen, und die eben aus einer Erziehungsanstalt zurückkehrende ältere Halbschwester Charlotte Katharina Jacobi nach Frankfurt, wo sie mit Goethe's Schwester bekannt wurden und bald auf Goethe selbst und dessen lebensfrohen Kreis eine besondere Anziehungskraft übten. „Die Treuherzigkeit der jüngern(?) Jacobi'schen Schwester", fährt Goethe fort, „die große Heiterkeit der Gattin von Fritz Jacobi leiteten unsern Geist und Sinn immer mehr nach jenen Gegenden. Die letztgedachte war geeignet, mich völlig einzunehmen: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnerte." Die weitere freundliche Entwickelung dieses Verhältnisses zu Betti und Charlotte Jacobi, mit denen Goethe nach der Abreise in Briefwechsel trat — und eine freundliche Liebesneigung zu der letztern scheint kaum zu verkennen —, habe

---

1) So ist wohl statt Köbler's zu lesen. Der bekannte Jurist Dr. Johann Balthasar Kölbele, geboren zu Frankfurt im Jahre 1722, hatte 1769 „die Geschichte der Jungfer Meyern" herausgegeben, worin die Heldin, ein reiches Judenmädchen, ihren Eltern einigemal entflieht, um sich taufen zu lassen, was ihr endlich nach großen Mühseligkeiten gelingt, ja zuletzt treten auch ihre Eltern zum Christenthum über. Ueber Kölbele vgl. Jahn „Goethe's Briefe an Leipziger Freunde" S. 60. 242.

2) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 180 Note 4.

ich in meinen „Frauenbildern" S. 210 ff. geschildert. Ein näheres Verhältniß zu Friedrich Heinrich Jacobi selbst wurde aber auch dadurch nicht veranlaßt. Dieser hatte sich des „Götz" herzlich gefreut, und auch an den kleinen Dichtungen Goethe's nahm er innigen Antheil. „Indem ich dieses schreibe", meldet er am 5. November 1773 an Wieland, „kommt ein Packet von Goethe an Betti an. Ich wollte, ich könnte Ihnen eine allerliebste Schnurre mittheilen, die dieser wunderbare Kopf ausgeheckt hat; sie heißt der Jahrmarkt zu Plundersweiler (sic)."[1]) Aber die Art, wie Goethe in seiner wohl im März 1774 erschienenen Farze: „Götter, Helden und Wieland"[2]), letztern zunächst mit Rücksicht auf seine von Jacobi höchlich belobte[3]) „Alceste" und die darauf sich beziehenden Briefe im „Merkur", aber auch zugleich seinen Bruder Johann Georg verspottete, mußte um so erkältender auf ihn wirken, je weniger er noch die Darstellung seines Bruders als „Säugling" in Nicolai's „Sebaldus Nothanker" verschmerzen konnte.[4]) In jener Farze beginnt nämlich Wieland's in der Nachtmütze auftretender, eben im Traume begriffener Schatten mit den Worten: „Lassen Sie uns, mein lieber Jacobi..", wird aber gleich durch Alceste unterbrochen, worauf Euripides bemerkt: „Man sieht aber doch, mit was für Leuten er umgeht". Goethe glaubte sich dieser Farze wegen bei der damals in Düsseldorf verweilenden Johanna Fahlmer entschuldigen zu müssen, an welche er in dem heitern, unter ihnen so geläufigen Tone schreibt: „Ich muß Ihnen melden, gute Tante, daß ein gewisses Schand- und Frevelstück: „Götter, Helden und Wieland", durch öffentlichen Druck vor kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der erste sein wollen, Sie davon zu benachrichtigen, daß, wenn Sie etwa darüber mit dem Verfasser zu brechen Willens wären,[5]) Sie's de bonne grâce thäten, und ohne weiter zu brummen und zu mutzen, ihm einen Tritt vor'n Hintern gäben, und sagten: Schert euch zum Teufel! Ich habe nichts Gemeines mehr mit euch!"

---

1) Hierauf bezieht sich auch die Aeußerung im Briefe seiner Gattin an Goethe vom 6. November (S. 10): „Orgelum Orgelei Dudeldumdei haben wir gestern einigemal angestimmt". Hiernach muß der vom 6. November datirte Brief an Wieland am 5. geschrieben sein.

2) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 79. 212 Note 1.

3) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 104 ff.

4) Vgl. daselbst I, 117 ff.

5) So, und nicht waren, steht im Briefe. Durch die mir gütigst gestattete Einsicht der Originalbriefe Goethe's an Jacobi und dessen Gattin konnte ich an vielen Stellen die oft nicht unbedeutenden Irrthümer des Abdrucks verbessern, was häufig stillschweigend geschehen ist, wonach man die Abweichungen meiner Anführungen vom Abdruck als beglaubigte Verbesserungen betrachten möge. Auch war es mir durch jene Vergleichung gestattet, das Datum vieler verlorenen Antworten Jacobi's an Goethe festzustellen, da Jacobi meist das Datum der Erwiederung wie auch des Empfangstages auf Goethe's Briefen bemerkt hatte. Auf Goethe's Brief an Betti Nro. 7 erwiederte diese am 11. Januar, auf Nro. 8 am 8. März.

Die schöne Weise, in welcher Wieland sich über die Farze aussprach setzte Jacobi in Enthusiasmus.[1])

Erst als Goethe auf der Rheinreise, die er mit Lavater im Juli 1774 unternahm, nach Düsseldorf kam, fühlte er sich getrieben, Fritz Jacobi's persönliche Bekanntschaft zu machen. Gleich am Morgen nach seiner dortigen Ankunft, am 21. Juli, eilte er Morgens um acht Uhr aus dem Gasthofe „zum Prinzen von Oranien" nach Jacobi's Wohnung im Eckhause der Neustraße in der Nähe des damaligen Flingerthores, links, wo man jetzt zur Allee hinausgeht. Die von Frankfurt aus bekannte Dienerin war verwundert, ihn zu sehn. Betti Jacobi, nach welcher er fragte und durch die er sich beim Gemahle einführen lassen wollte, war nach Vaels zu den Eltern, ihr Gatte Geschäfte halber nach Elberfeld; die anderen Mitglieder der Familie, die Kinder, der Vater und die beiden Halbschwestern, von denen die ältere, die heitere Charlotte, den Dichter besonders angezogen hatte und ihm immerfort ergeben blieb, während Helene Susanne, mehr zu einer spekulativ-religiösen Richtung neigend, ihm fremder blieb, befanden sich im nahen Pempelfort, wohin Goethe sofort eilte und freundlichste Aufnahme fand. Dann trieb es ihn nach der Gemäldegallerie, die seines Herzens „Härtigkeit erweichte, stärkte und folglich stählte"; von dort gegen Mittag zum Gasthofe zurückgekehrt, meldete er seine Anwesenheit zu Düsseldorf sofort der abwesenden Freundin. „Daß mir's weh thut, Sie nicht zu treffen, fühlen Sie — just jetzo — eben jetzo. Was weiter wird, steht in der Götter Hand". Noch an demselben Nachmittage eilte er nach Elberfeld, wo er am andern Morgen seinen alten Straßburger Freund Jung Stilling zu sich in den Gasthof kommen ließ und sich ihm auf eine heiter überraschende Weise zu erkennen gab. Sonderbar würde es scheinen, daß Goethe eher nach Stilling, als nach Jacobi schickte, hätte dieser nicht zu Pempelfort seinen Entschluß, letztern in Elberfeld aufzusuchen, verborgen gehalten, und Stilling's Hülfe dazu benutzen wollen, sich auf eine unerwartete Weise bei ihm einzuführen, wie Goethe es immerfort liebte. Stilling's Beschreibung von Goethe's erster Zusammenkunft mit Jacobi haben wir oben S. 30 ff. mitgetheilt, und mag auch einzelnes in dieser Erzählung nicht genau der Wahrheit gemäß sein, so scheint doch dieses unzweifelhaft, daß Goethe in Elberfeld Fritz Jacobi kennen lernte, daß dieser, von Goethe's Ankunft zu Düsseldorf unterrichtet, dorthin zurück wollte, aber von dem aus Düsseldorf kommenden Lavater, der Goethe's Reise nach Elberfeld erfahren hatte, auf dem Wege angetroffen und zur Rückkehr nach Elberfeld bestimmt wurde, daß bei ihrer Ankunft Goethe mit Heinse sich eben zu Pferde fortbegeben hatte, aber rasch zurückgebracht wurde.[2])

1) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 165 f.

2) Es ist ein offenbares, auf irriger Auslegung vom Briefe Goethe's an

Jacobi hatte seit zwei Jahren dem Kaufmannsstand entsagt, und war auf den Antrag des Statthalters zu Düsseldorf, des Grafen von Goltstein, zum Rathe bei der dortigen Hofkammer ernannt und mit dem Zollwesen betraut worden. Sein Vater hatte durch das Abbrennen seiner Zuckerfabrik und das spätere Stocken des Geschäftes so bedeutenden Schaden erlitten, daß er alles hatte dran geben müssen, und nur den weitläufigen Garten zu Pempelfort, einige Minuten von Düsseldorf, mit den dort angelegten Gebäulichkeiten behielt. Jacobi war, wie ihn Goethe später (B. 25, 157) beschreibt, ein sehr wohlgestalteter Mann, von den vortheilhaftesten Gesichtszügen, von einem zwar gemessenen, aber doch höchst gefälligen Betragen, bestimmt, in jedem gebildeten Kreise zu glänzen. Gegen Eckermann äußerte er (I. 343), er sei eigentlich ein geborener Diplomat gewesen, ein schöner Mann, von schlankem Wuchs, feinen, vornehmen Wesens, der als Gesandter ganz an seinem Platze gewesen wäre. Nach Perthes, in dessen Buchladen zu Hamburg Jacobi im Juli 1796 trat, war er ein schlanker, hoher Mann, mit feiner Gesichtsbildung, leicht gebräunter Farbe und sinnenden, herrlich blauen Augen.[1]) Noch Steffens, der ihn erst als Greis, im Jahre 1817, kennen lernte, beschreibt ihn als einen schlanken, feinen Mann, der in seiner Jugend schön gewesen sein müsse; sein Anstand habe etwas Vornehmes, fast Diplomatisches gehabt, seine Gesichtszüge seien höchst bedeutend gewesen, eine Grazie, möchte man sagen, habe alle seine Bewegungen begleitet.[2]) Mußte schon diese bedeutende äußere Erscheinung vortheilhaft auf Goethe wirken, den die frohe Ahnung herzlicher Verbindung nach Düsseldorf getrieben hatte, so wird der tiefe Eindruck, welchen der plötzlich vor ihn tretende, mit allen Reizen jugendlichen Lebens ausgestattete Dichter des „Götz", von dessen geistreicher Liebenswürdigkeit Gattin und Schwester ihm so viel erzählt hatten, auf den gemüthlichen Jacobi übte, dessen ganzes sehnsüchtiges Inneres vor ihm erschlossen und gleich einem Blitzschlage zu herzlichster Freundschaft entzündet haben.

Von Elberfeld kehrten die Neuverbundenen bald nach Düsseldorf zurück, wo ihre Herzen sich einander ganz erschlossen. Jacobi begleitete darauf mit Heinse, dessen „Laidion" Goethe erfreut hatte,[3]) den herrlichen Freund, den er gar nicht lassen konnte, nach Köln, dessen ehrwürdige Alterthümlichkeit auf beide in ihrem sehnsüchtigen Liebesdrange einen wunderbaren Eindruck übte. Heilige Thränen waren es, die Jacobi damals an Goethe's Herzen weinte.[4]) „Er

Betti vom 21. Juli beruhendes Versehen, wenn Dencks, der Jung Stilling's Erzählung nicht kennt, S. 41. 45. Note Goethe's persönliche Bekanntschaft mit Jacobi zu Pempelfort erfolgen läßt.

1) Vgl. Friedrich Perthes' Leben I, 74 f.

2) Vgl. Steffens „Was ich erlebte" VIII, 387 f.

3) Vgl. B. 27, 479.

4) Vgl. Jacobi's Briefwechsel mit Goethe S. 54.

wird gewiß kommen", schrieb Jacobi am folgenden 14. Juni von Köln aus an Goethe, „der Tag, wo du wieder da sein wirst, wo Berg und Fluß und Mond und Sonne mich darauf ansehn werden, daß ich dich wieder habe. Just wie vergangen Jahr im Juli, stieg gestern Abend bei Sonnenuntergang der Mond herauf, breitete, just wie damals, seinen schimmernden Schatten über den Rhein. Nachts um eilf Uhr stand er hoch gerade über dem Hause (dem Gasthofe „zum heiligen Geist"[1]) seitwärts, auch wie damals, warf keinen Schatten über den Rhein mehr, nirgend Schatten, alles eine gleiche Dämmerung".[2]) Mehr als achtunddreißig Jahre nach jenen seligen Tagen aufglühender Seelenfreundschaft, am 12. Dezember 1812, erinnert sich der siebzigjährige Greis noch mit Entzücken des entschwundenen Glückes. „Daß im dritten Theile deines biographischen Versuchs („Wahrheit und Dichtung") meiner in allem Guten gedacht werden soll, freut mich unendlich", schreibt er an Goethe. „Sorge nur, daß ich die Erscheinung dieses dritten Theils auch noch erlebe. Ich hoffe, du vergissest in dieser Epoche nicht des Jabach'schen Hauses,[3]) des Schlosses zu Bensberg und der Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst, des Saals in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirg den Mond heraufsteigen sahen, wo du in der Dämmerung, auf dem Tische sitzend, uns die Romanze: „Es war ein Buhle frech genung"[4]), und andere hersagtest... Welche Stunden! welche

---

1) Dieser zu den angesehensten gehörende, am Rheine gelegene Gasthof bildet jetzt einen Theil des „Königlichen Hofes".

2) Am 13. Juni 1775 war gerade Vollmond; im Juli 1774 fiel der Vollmond auf den 23., und an diesem Tage wird Goethe sich mit Jacobi in Köln befunden haben, so daß der Aufenthalt in Düsseldorf, wo Jacobi den Freund herzlich liebgewann, wie er am 10. März 1775 an diesen schreibt, ein sehr kurzer gewesen sein muß.

3) Des sogenannten Jabach'schen Edelhofes zu Köln in der Sternengasse, des jetzt mit Nro. 25 bezeichneten Hauses, das zu gleicher Zeit zu einer Weinwirthschaft und zu den Friedensgerichtssitzungen benutzt wird. In diesem Hause, dessen ganzes alterthümliches, würdig ernstes Ansehen auf Goethe, Jacobi und Heinse einen wunderbaren Eindruck machte, sah man noch damals das treffliche, jetzt im Berliner Museum befindliche Jabach'sche Familiengemälde von dem berühmten, 1690 verstorbenen Maler Charles Lebrun. Vgl. Goethe B. 22, 217. 26, 247. J. J. Merlo „Nachrichten von dem Leben und den Werken Kölnischer Künstler" S. 65 ff. In diesem Hause sollte nach einer verbreiteten Ansicht auch Rubens geboren sein, und man wollte in den ausgezeichnet schönen, jetzt längst verschwundenen Glasmalereien Originalzeichnungen von Rubens erkennen. Vgl. Merlo S. 388. Mering und Reischert „zur Geschichte der Stadt Köln am Rhein" III, 274 ff. Goethe und Merck (vgl. unten) erwähnen der Sage von Rubens mit keinem Worte. Am 21. August 1774 schreibt Goethe an Jacobi: „Schicke mir doch Rost's (Heinse's) Brief an Werthes (einen weichlichen, von Jacobi herangezogenen Gefühlsdichter) über Jabach's Garten". Des Jabach'schen Gemäldes gedenken auch Merck in einem Briefe vom Juli 1778 in Wieland's „Merkur" 1778 III, 114 ff. und von Einsiedel in Knebel's „Nachlaß" I, 233, die es zugleich mit der Herzogin Amalia und Kraus sahen.

4) Goethe erzählt (B. 22, 218): „In Gefolg von diesem Seelen- und Geistesverein, wo alles, was in einem jeden lebte, zur Sprache kam, erbot ich mich,

Tage! Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf — mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblicke an konnte ich dich nicht mehr lassen". Auch Goethe's Seele wird die Erinnerung an diese ahnungsvollen Himmelstage lebendig erhalten haben, wenn er auch an einzelnes erst durch diese Andeutung Jacobi's wieder gemahnt worden sein wird. Höchst beachtenswerth ist, daß Jacobi gerade auf die mit Goethe in Köln verlebten Stunden ein solches Gewicht legt, und daß dieser, gewiß nicht zufällig, das erste Zusammentreffen mit Jacobi, nachweislich irrig, nach dieser Stadt verlegt. Hatten sich ihre Seelen auch bereits zu Elberfeld gefunden, hatten sie auch bereits in Düsseldorf sich enger und fester aneinander geschlossen, so sollte doch erst Köln's altehrwürdiger Anblick die romantische Knospe dieses in sehnsüchtiger Wonne geahnten Seelenbundes voll erschließen. „Ein Gefühl, das bei mir gewaltig überhand nahm", bemerkt Goethe (B. 22, 216), „und sich nicht wunderlich genug äußern konnte, war die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in eins, eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte. Sie ist in vielen meiner größern und kleinern Arbeiten ausgedrückt, und wirkt im Gedicht immer wohlthätig, ob sie gleich im Augenblick, wo sie sich unmittelbar am Leben und im Leben selbst ausdrückte, jedermann seltsam, unerklärlich, vielleicht unerfreulich scheinen mußte." Einen anziehenden Beleg hierzu bildet das kurz vorher entstandene Gedicht „Geistesgruß".[1]) Wie gewaltig mußte ihn in solcher Stimmung das in der kräftigsten Zeit des Mittelalters erstandene unvollendete Wunderwerk des Kölner Doms ergreifen, das, in die frische, thatendurstige Gegenwart hineinragend, von alten Zeiten und unablässigen Kämpfen, aber auch von frommem Glauben und entsagungsvoller Begeisterung für gottentflammte Kunst, der Memnonssäule gleich, zu erklingen schien! Fühlte er sich hier von den Geistern der Vorwelt in mystisch-ernster Würde umfangen, so sprach ihn dagegen in Lebrun's Gemälde der Familie Jabach die ewige Unsterblichkeit frischen Jugendlebens wunderbar an und erregte sein tiefstes Gefühl.[2]) Zwei Welten,

---

meine neuesten und liebsten Balladen zu rezitiren. „Der König von Thule" und „Es war ein Buhle frech genung", thaten gute Wirkung, und ich trug sie um so gemüthlicher vor, als meine Gedichte mir noch an's Herz geknüpft waren, und nur selten über die Lippen kamen". Aber die letztere Ballade ist offenbar, wie der fehlende Schluß zeigt (der Schlußvers sollte wohl lauten: „Die wend't sich und sie winkt ihm"), für „Claudine von Villabella" gedichtet, also im Jahre 1775, erstere für den „Faust", also frühestens im Herbst 1774. Wahrscheinlich rezitirte der Dichter seinen auf der Reise entstandenen „Geistesgruß" (B. 1, 76 f.), vielleicht auch Stellen des „Mahomet" und „des ewigen Juden". Jacobi's Brief führte hier den Dichter irre.

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 236.

2) Mit welcher Gewalt ihn dieser Anblick ergriff, spricht sich in dem einen Monat später geäußerten Wunsch Jacobi's (an Goethe S. 37) aus, der von Goethe eine dichterische Darstellung seiner Gefühle vor Jabach's Geist wünschte.

die Vergangenheit und Gegenwart, lagen vor seiner tiefbewegten Seele, und mit ahnungsvollem Blicke schweifte sein Geist in die unabsehbare Weite aussichtsvoller Zukunft, die er an der Seite seines treu zugeschworenen neuen Freundes that= und genußreich zu durchwallen hoffte. Schon lag die Zeit der Sentimentalität abgeschlossen hinter ihm — „Werther" war schon vor einigen Monaten geschrieben — und eben war er in die Periode des Titanismus eingetreten, worin er, voll von der Höhe und Würde des unerschöpflich reichen menschlichen Geistes, die unbedingte, vollendetste Entwickelung der von der Natur verliehenen Kraft allen entgegenstehenden Beschränkungen zum Trotz durchzusetzen sich gemuthet fühlte. Einer solchen überfreien, sich zu einer Welt ausbreitenden Gesinnung war Jacobi's milder gestimmte, wenn auch ahnungsvoll ergriffene und gehobene Seele nicht fähig: aber auch ihn durchzuckte das erhabene Gefühl sich selbst bestimmender Freiheit, deren Anerkennung er im Staatsleben wie in der Wissenschaft schmerzlich vermißte. Allein dieses Gefühl ruhte bei ihm auf dem Glauben an eine über der ganzen Natur waltende, außer ihr stehende Macht, während Goethe vom Reinmenschlichen ausging, das auch höheren Mächten zum Trotz sich selbst entwickeln und zur entschiedensten, vollständigsten Wirksamkeit durchdringen müsse; dieses Reinmenschliche bildet Goethe's sittliche Forderung, während Jacobi die Sittlichkeit von einem höhern göttlichen Gesetze abhängig macht, das freilich Gott in unsere Brust gelegt habe. Wenn Jacobi's Gemüth sich einem Unerforschlichen, an welches er andächtigen Sinnes glaubte, ahnungsvoll zuwandte, so stand Goethe auf dem unverrückbaren Boden der Natur, in welcher er das Wirken und Weben der Gottheit erkannte, woher er sich des Ausdruckes G o t t n a t u r zu bedienen pflegte. Diesen Widerstreit ihrer auf Natur und Geist gerichteten Ansichten, der später so scharf und feindselig hervorbrach, ließen beide damals, bei der gemüthlichen Innigkeit, mit welcher sie ihre geheimsten, tiefsten Seelenforderungen gegeneinander aussprachen, unerörtert auf sich beruhen; sie glaubten zu sehr an= und aufeinander, als daß ihre geistige Ehe in einer solchen, wie sie wähnen mochten, nicht unaussöhnlichen Verschiedenheit der Ansichten ein Hinderniß gefunden hätte. Einen glücklichen Vereinigungspunkt boten ihnen die Gespräche über Spinoza, dessen alles ausgleichende, leidenschaftslose Ruhe das aufgeregte Wesen unseres Dichters beschwichtigte, wie seine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt ihn wahrhaft erbaute. Der mehr als sechs und ein halb Jahr ältere Jacobi, der im philosophischen Denken und in der Kenntniß Spinoza's Goethe weit voraus war, suchte das dunkle Bestreben des Freundes zu leiten und aufzuklären, indem er ihn tiefer in die Gesammtanschauung und den Zusammenhang des Lehrgebäudes des urkräftigen Weisen einführte, und alles, was er ahnte und empfand, in wechselseitiger Mittheilung lebendig herausstellte. Spi=

noza's gewaltige Erscheinung bildete das durchgehende Band, an welches beide ihre eigensten Ansichten und Gefühle anknüpften, und wenn Goethe mit wärmster Begeisterung die große und freie Naturansicht desselben erhob und in beredtem Flusse diese hohe Seele bewundernd verehrte, so ging Jacobi auf die folgerichtige Durchführung des Systems näher ein, und die hierbei sich entwickelnden Gegensätze gaben diesen Verhandlungen einen besondern Reiz. Mit welcher Wonne mußte der Dichter, dessen Herz und Gemüth sich eben zwischen Lavater's enthusiastischem Christenthum und Basedow's nüchternem, lehrmeisterlichem Verstande unbehaglich und gedrückt gefühlt hatte, dem für Freiheit begeisterten, den höchsten Interessen der Menschheit zugewandten reinen, edlen und tief gemüthlichen Freunde sein innerstes, von tiefstem Streben erfülltes Wesen aufschließen, wie mußten beide sich in der schwungvollen Hoffnung glücklichen, die Welt gewaltig hinreißenden Zusammenwirkens beseligt fühlen! Wie Jacobi den Dichter damals in das philosophische Denken näher einführte, so forderte dieser den Freund auf, alles, was sich in ihm rege und bewege, in irgend einer Form kräftig darzustellen. „Wie hätte ich dir widerstanden, du Mächtiger!" schreibt Jacobi zwanzig Jahre später in der Zueignung seines Woldemar. „Ich suchte dir auszuweichen, und zog, anstatt neue Versuche zu wagen, schüchtern nur ältere an's Licht."

Von Köln aus machten sie einen Ausflug nach dem nahen Kurfürstlichen Schlosse zu Bensberg, von welchem Merck a. a. O. behauptete, man wisse nicht, ob man mehr den Geist des Künstlers oder des Fürsten bewundern solle, der seine Entwürfe billigte und ausführen ließ, und er kenne in ganz Deutschland nicht leicht ein ernsthafteres und mehr gedachtes Gebäude. Hier, wo Goethe in einer Laube, Jacobi so unvergeßlich, über Spinoza sprach (vgl. oben S. 132), entzückten sie die trefflichen Wandverzierungen dreier Zimmer von dem holländischen Maler J. Weenix, von denen Merck schreibt: „Es ist nicht möglich, für stillliegende einzelne Gegenstände mehr wahres Perspektiv der Ansicht, mehr individuelle und täuschendere Lokalfarben, mehr Wissenschaft der Reflexe und ein simpleres Traktament zu gedenken." An Betti gab Goethe, der eine freundliche Antwort auf sein von Düsseldorf aus geschriebenes Briefchen erhalten hatte, folgende auf der Adresse des nur halb geschlossenen Schreibens einfach: „An Betti" überschriebene Zeilen dem nach Düsseldorf rückkehrenden Freunde mit: „Ihr Fritz, Betti, mein Fritz! Sie triumphiren, Betti, und ich hatte geschworen, ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, bis ich ihn nennen könnte, wie ich ihn nie zu nennen glaubte, und nun nenne. Und so willkomm tausendmal, willkommen! Die gesperrte Schiffahrt geöffnet, Handel und Wandel im Flor, und gnade Gott den scheelsüchtigen Nachbaren! Wie schön, wie herrlich, daß Sie nicht in Düsseldorf waren! Daß ich that, was mich das einfältige Herz hieß! Nicht eingeführt, marschallirt, exküsirt, g'rad' 'rab vom Himmel gefallen

vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich, und ich und er! und waren schon, eh' noch ein schwesterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir sein sollten und konnten. Adieu, liebe Frau! Küß sie mir die Buben und die Mädchen!"[1]) Kurze Zeit nach der ersten zu Köln erfolgten Trennung der beiden Freunde, am 10. August, äußert Jacobi gegen ihre beiderseitige Freundin, die Frau von la Roche, die ihm von Goethe geschrieben zu haben scheint, den sie auf der Rückreise gesehen haben dürfte: „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine ächte, eigenthümliche Festigkeit erhalten: denn Goethens Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen, den einsamen, verstoßenen (?), unüberwindliche Gewißheit gegeben. Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Fußsohle."[2]) So hatte also die Anschauung der Selbständigkeit des Freundes, der sich ihm als eine ganz auf sich ruhende Natur darstellte, seinem eigenen noch schwankenden Wesen festeste Sicherheit verliehen.

Am 13. August kehrte Goethe, der sich in Ems noch mit Basedow zusammengetroffen hatte, nach Frankfurt zurück[3]), wo er schon einen Brief von Jacobi vorfand, der sich unterdessen nicht wohl befunden hatte, und eine Zeit lang im eigentlichsten Sinne krank gewesen war.[4]) Schon in der auf die Rückkehr folgenden Nacht fühlt er sich gedrungen, der leidenschaftlichen Glut der Freundschaft freien Lauf zu lassen. „Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe deinen Brief und schwebe um dich", beginnt er. „Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand deiner Liebe zu sein. — O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er gibt. O Liebe, Liebe! Die Armuth des Reichthums! — Und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im andern alles umarme, was mir fehlt, und ihm noch dazu schenke, was ich habe. Ich habe vorige Nacht auf'm Postwagen durch Basedow's Grille gesessen. Es ist wieder Nacht. — Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegeneinander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gangen. Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgered't haben.[5]) Gute Nacht! Ich schwebe im Rausch-

---

1) Dieser letztere Wunsch scheint darauf zu deuten, daß Goethe, der sich auch in Pempelfort, wie überall, wohin er trat, als Freund der Kleinen erwiesen haben wird, bereits Düsseldorf verlassen hatte. Das Bild von der Schifffahrt weist auf Köln hin.

2) Später benutzte Jacobi diese Worte zur Schilderung seines Woldemar, „der selbständig war von der Scheitel bis zur Fußsohle, und ihren (Henriettens) besten Ideen und Empfindungen, den einsamen, verschlossenen — Ausflucht, lebendige Kraft und unüberwindliche Gewißheit gab" (Merkur 1777, II, 208). Vgl. unten S. 144 Note 2.

3) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 238 Note 4.

4) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 175.

5) Die Punkte, über welche ihre Ansichten voneinander abgingen, hatten

taumel, nicht im Wogensturm; doch ist's nicht eins, welcher uns an Stein schmettert? — Wohl denen, die Thränen haben! — Ein Wort! Laß meine Briefe nicht sehn! Versteh'! — [1]) Erklärung darüber nächstens, wenn's braucht!" Die Seligkeit, endlich einen sein Herz ganz erfüllenden, sein tiefstes Inneres verstehenden und ihm seine eigene volle Seele erschließenden Freund gefunden zu haben, ergreift ihn noch immer mit wehmüthigster Freude. Am andern Tage verfehlte er nicht, Johanna Fahmer zu besuchen, welcher er den mit ihrem Fritz Jacobi geschlossenen Seelenbund offenbarte. „Ich habe Tanten gesehen", meldet er am Abende dieses Tages zur Fortsetzung des Schreibens vom 13. August, „und bin froh, daß der Damm weg ist, der, über ihr ander garstig Verhältniß [2]), noch manches Gefühl zurückschwellte in ihr Herz. — Sie darf mit mir von ihrem Fritz reden — heute zum erstenmal. — Wohl! Wohl! Wenn sie diese Jahre her dies gekonnt hätte, wär's nichts — jetzt aber — und so! — Ihr triumphirender Glaube: Sie werden sich lieben!" Er bittet ihn, Frau und Schwestern [3]), sowie Heinse, der im Familienkreis den Namen Rost [4]) führte, jeden nach seiner Art zu grüßen. „Ich danke den Mädchen (Jacobi's beiden Halbschwestern) für ihre Briefchen. Sie sollen mir manchmal schreiben, wenn ich auch todt scheine. Es wirkt innerlich doch so, und so ein Briefchen weckt schlafende Kräfte; sie sollen Drama's haben, Lieder, allerlei. — Adieu, meine Neuen!" Am Schlusse bittet er noch, Jacobi möge an Jung Stilling einen „Clavigo" schicken. Da in diesem Briefe

---

sie untereinander besprochen. Jacobi schreibt im Jahre 1815 an Goethe (S. 269): „Ich wußte sie (unsere Verschiedenheit im Dichten und Trachten) von dem Anfang unserer Bekanntschaft an, und dies, Lieber, ist auch dein Fall gewesen." Später hat Jacobi die Worte: „Glaub' mir — Hand gangen", roth unterstrichen.

1) Bei Goethe's tiefer und wahrer Natur, die mit ihren eigensten Gefühlen zu prunken scheute, mußte ihm die weit um sich greifende Sucht der Zeit, sich gegenseitig Briefe bedeutender Männer und Frauen mitzutheilen, äußerst widerwärtig sein. Daher die ähnlichen Aufforderungen in den Briefen an Lavater und Auguste Stolberg. Vgl. B. 22, 135.

2) Wir wissen nicht bestimmt, was hier gemeint ist. Zu Frau von la Roche und deren nach Frankfurt verheirateter Tochter scheint sich ein Mißverhältniß gebildet zu haben. Jacobi schreibt am 10. August an Frau von la Roche: „Ob ich Ihnen verzeihen kann, daß Sie zu Frankfurt während eines Aufenthalts von drei Wochen meine Freundin nicht sahen? — Es hat mir wehe gethan, daß Sie Adelaiden (vgl. meine „Frauenbilder" S. 180 Note 1) nicht besuchten, und noch thut 's mir sehr wehe. Das quält mich am mehrsten, daß ich selbst vielleicht Schuld bin, daß Sie die liebe, liebevolle, schwermüthige Seele meiner edlen Freundin so lange marterten, so tief betrübten." Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 161.

3) Im Briefe heißt es nämlich: „Frau, Schwestern, Bruder Rosten, alles grüße!" Im Abdruck steht irrig: „Schwester und Bruder Rosten".

4) Der Beiname ist von dem 1765 verstorbenen, durch seine etwas leichtfertigen und üppigen Dichtungen bekannten Johann Christoph Rost hergenommen. Wieland bezeichnet Heinse schon in einem Briefe an Gleim vom 14. Februar 1773 („ausgewählte Briefe" III, 143) mit diesem Namen.

sonst einer Sendung der Exemplare des „Clavigo" nicht Erwähnung geschieht, auch nicht anzunehmen ist, daß Goethe solche bereits nach Düsseldorf mitgebracht, wo ja sein Freund Jung nicht leer ausgegangen, auch eine briefliche Erörterung über das Stück durch mündlichen Austausch der Ansichten ersetzt worden sein würde, so muß er zu Ems wenigstens einen Theil der Freiexemplare oder die Nachricht von der Ankunft derselben erhalten, und von hier aus sofort einige Exemplare an Jacobi gesandt oder die Uebersendung derselben durch seine Eltern veranlaßt haben.

Jacobi's nicht vorliegende Antwort, welche der Dichter am 21. August nach einem „dürren" Nachmittag erhielt, setzte sofort hundert Ideen in ihm in Zirkulation, so daß er gleich an demselben Abend dem Freund erwiedern mußte. Jacobi hatte ihm seine nicht mehr vorhandene, auf eine erdichtete Akademie sich beziehende „Epistel an die Akademisten" übersandt. „Akademie ist Akademie", schreibt Goethe, „Bohlheim, Berlin oder Paris, wo die satten Herren sitzen, die Zähne stochern, und nicht begreifen, warum kein Koch etwas bereiten kann, das ihnen behage. Du bist grob mit ihnen umgangen: hat dir's doch wohl gethan, und ist eines braven Jungens, etwas wohl über die Schnur zu hauen zu Schirm des Mädchens, das ihm alles gab, was es hatt', und dem rüstigen Knaben Freud' genung, frisch junges, warmes Leben. Ich hab' mich mit dem Märchen die ganze Woch' getragen, als hätt's mir geahnet, und ist schön, daß es so eintraf. Wie ich so das hochadelige Urtheil ablas, stellte ich an meiner Statt einen guten Kerl hin, der für's Publikum geschrieben hätte, elementarisch, praktisch, prophetisch, zur Besserung Herzens, Verstandes und Witzes, hätte nun sich dahin gegeben mit Leibs- und Geistskraft, und die Herren für allen Dank fänden's unter der Erwartung — Erwartung dem Narren, dem, wie bekannt, unser Herr Gott selbst nichts zu Danke machen kann." Und am Schlusse des Briefes drückt er ihm noch einmal seinen vollsten Beifall aus: „Ich lese deine „Epistel an die Akademisten" noch einmal, entfalte mein Briefchen noch einmal, dir zu sagen, daß zwar herrlich ist selbständig Gefühl; daß aber antwortend Gefühl wirkender macht, ist ewig wahr.[1]) Und so dank' deinem guten Geist! Und so wohl unseren Geistern, daß sie sie gleichen!" Höchst bezeichnend ist in demselben Briefe die Aeußerung: „Sieh, Lieber, was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduktion der Welt um mich durch die innere Welt, die alles packt, verbindet, neu schafft, knetet und in eigener Form, Manier wieder hinstellt, das bleibt ewig Geheimniß, Gott sei Dank! das ich auch nicht offenbaren will den Gaffern und Schwätzern."[2]) Wie sehr wünschte er, jetzt Jacobi und noch

1) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 193.

2) Aehnlich schrieb er im Jahre 1775 (B. 31, 17 f.): „Jeder Mensch hat mehrmal in seinem Leben die Gewalt dieser Zauberei gefühlt, die den Künstler allgegenwärtig faßt, und durch die ihm die Welt rings umher belebt wird. —

einem Freunde gegenüber zu sitzen, und ihm die tausend Sachen aussprechen zu können, die er auf dem Herzen hat! aber leider ist ihm nur ein „gestückt Geschreib'" gestattet, was freilich auch was ist. Zunächst spricht er über den „Clavigo", den Jacobi mit innigst theilnehmender Seele in sich aufgenommen, wogegen Jung, wie manche andere, gezweifelt hatten, ob das Stück von Goethe sei, was ihn aber nicht abhalten solle, auf gute Tage wieder eins zu machen, ohne alle Rücksicht, ob er seinem Ruhm dadurch schaden oder ihm aufhelfen werde, da ihm die Freude, die er dabei gefühlt habe, alles sei. „Daß mich die Mémoire's des Beaumarchais, de cet aventurier Francais, freuten, romantische Jugendkraft in mir weckten, sich sein Charakter, seine That mit Charakteren und Thaten in mir amalgamirten, und so mein „Clavigo" ward, das ist Glück; denn ich hab' Freude gehabt drüber, und, was mehr ist, ich fordere das kritischste Messer auf, die bloß (aus Beaumarchais' viertem Mémoire) übersetzten Stellen abzutrennen vom Ganzen, ohne es zu zerfleischen, ohne tödtliche Wunde, nicht zu sagen der Historie, sondern der Struktur, Lebensorganisation des Stücks zu versetzen! Also — was red' ich über meine Kinder! wenn sie leben, so werden sie fortkrabbeln unter diesem weiten Himmel. Aber wer auch für's Publikum Kinder machte! damit er hörte, que ce cul est tiré en partie du Huron de Mr. de Voltaire. Aber ich bitte dich, laß mir die Menschen! die sind vor mir gestempelt, und die, wie Mercurius und Iris, nicht wiedergebären, so wenig als der Bär auf den Schriften Gottschedischen aevi." [1]) Er verspricht Jacobi, bald kleine Sachen von seinen Arbeiten zu liefern, von denen allerlei hier und da liege. „Oft wohn' [2]) ich mit Jabach's Geist", schreibt er, „und ich bitte dich, daß du's verborgen haltest vor mir, wenn der gute Krah [3]) wohlmeinend das Heiligthum seines Gottes beraubt, pour le mettre aux pieds de son Altesse." Des jungen bei Jacobi weilenden Dichters Werthes [4]) gedenkt er als eines guten Jungen, dessen

---

Die Welt liegt vor ihm (dem Künstler), möcht' ich sagen, wie vor ihrem Schöpfer, der in dem Augenblick, da er sich des Geschaffenen freut, auch alle die Harmonien genießt, durch die er sie hervorbrachte und in denen sie besteht."

1) Goethe meint, die Sachen, die im „Merkur", den er kurz vorher (vgl. B. 27, 476) einen Trödelkrämer genannt hatte, und der „Iris" erschienen, würden dadurch noch nicht zu Meisterwerken. Ein an seiner Tatze saugender Bär war das Geschäftszeichen von Gottsched's Verleger Breitkopf. Vgl. Goethe B. 21, 135. Böttiger, „literarische Zustände und Zeitgenossen" I, 116. Zum Huron vgl. meine „Frauenbilder" S. 265 Note 1.

2) Im Abdruck steht irrig wehe.

3) Johann Lambert Krahe, Hofkammerrath und Direktor der Malerakademie zu Düsseldorf. Vgl. die Merckischen Briefe I, 317. 365. Forster's Brief in den Werken VII, 91, wo irrig Krahn steht.

4) Friedrich August Klemens Werthes, geboren zu Buttenhausen in Schwaben am 12. Oktober 1748, kam 1771 zu Wieland nach Erfurt und folgte ihm nach Weimar, wo er seine „Hirtenlieder" herausgab, zugleich mit einem Bruchstück von Wieland's „verklagtem Amor", das der Dichter ihm zu

Art, sich in die Chinoises und Sopha's zu finden, so menschlich sei. Von Heinse wünschte er mit einem Märchen regalirt zu werden, dessen Stoff wollüstig wäre, ohne geil zu sein,[1]) dessen Ausdruck ohne Wielandische Mythologie wäre, ohne die Hippiasse und Danae's (des „Agathon"), deren er sehr müde sei, und ohne Anspielungen auf alte Schriftsteller; dieses würde ihn sehr freuen, und er möge ihm sagen, was er sich dagegen etwa von ihm (Goethe) wünsche.

Jacobi, den Goethe's Geist zu einer etwas schwärmerischen Naturverehrung hingerissen hatte,[2]) konnte vor „lauter Fülle und mächtigem Wesen in sich" auf diesen herzinnigen Brief des Freundes nicht gleich antworten. „Ging auf und nieder den ganzen Morgen", schreibt er am andern Tage, „dir allein meine ganze Seele, drinnen zu schalten und zu walten nach Wohlgefallen. Wie du in mir wirkst so gewaltig! Du hast wohl nie dergleichen erfahren.[3]) Thue ferner Gutes und Großes an mir, auch um dein selbst willen, damit du nicht dereinst zu seufzen habest: Barden werden von meinem Namen erzählen, die Steine werden von mir reden, aber du, du bist in der That danieder. — Bald wird dein Grabmal bedeckt werden und das Gras geil auf deinem Grabe emporwachsen. Die

---

diesem Zwecke überlassen hatte. Im folgenden Jahre erschien seine „Abhandlung über den Atys des Katull" (mit einer etwas harten Uebersetzung) und 1774 seine „Lieder eines Mädchens". Im Juniheft 1774 des „Merkur" theilte Wieland seine Uebersetzung des ersten Gesanges von Ariost in Stanzen mit. Im Mai desselben Jahres war er zu Jacobi gekommen, wo ihn auch Goethe noch antraf. Zu seiner Charakteristik vergleiche man Wieland in Jacobi's Briefwechsel I, 164 f. Er stand in Diensten des Grafen von Lippe Alverdissen. Im Winter dieses Jahres finden wir ihn in der Schweiz (vgl. daselbst I, 198), wie er denn Wohnort und Beschäftigung häufig wechselte. 1783 reiste er nach Wien, wo Wieland ihn an von Gebler empfahl. Vgl. Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 64 f. Im folgenden Jahre ward er Professor in Pesth, dann, wie Wieland im Jahre 1799 bei Böttiger (a. a. O. I, 251) erzählt, Gesellschafter und Reisebegleiter eines reichen Russen, wo er sich so viel erübrigte, daß er seine Tage zu Stuttgart in Ruhe beschließen konnte. Er starb 1817.

1) Am 4. Juli hatte Goethe an Schönborn geschrieben (B. 27, 479): „Heinse, den Sie aus der Uebersetzung des Petron's kennen werden, hat ein Ding herausgegeben, des Titels: „Laidion oder die eleusinischen Mysterien". Es ist mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben und läßt Wieland und Jacobi weit hinter sich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags, auch die Ideenwelt, in denen sich's herumdreht, mit den ihrigen koinzidirt. Hintenan sind Ottave gedruckt, die alles übertreffen, was je mit Schmelzfarben gemalt worden." Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 167 f.

2) Man lese die Beschreibung der idyllischen Landfahrt, welche Jacobi, eine Jägertasche auf dem Rücken und einen Stab in der Hand, mit seiner Frau, seinen Schwestern und Heinse am 23. August unternahm, und auf welcher er am 26. Goethe's Brief erwiederte. Zum Anfange des Briefes (S. 32) vergleiche man im „Allwill" den Brief Clerdon's an Sylli vom 8. März, wo zwei Stellen fast wörtlich herübergenommen sind.

3) Weil er ihn für zu selbständig hält, als daß er eine so gewaltige Wirkung von außen her erfahren könnte.

Söhne der Schwachen werden darüber hingehn, und nicht wissen, daß ein Mächtiger dort liege".[1]) Auf Goethe's Wunsch, seinem Geburtstag ein Andenken zu gönnen, erwiedert er: „Deinen Geburtstag werde ich feiern, da und dort, unter freiem Himmel, überall. Betti und die Mädchen (die beiden Schwestern) wollen ihn auch feiern. In deinem Namen werden wir versammelt sein unter freiem Himmel. Wüßtest du, wie oft wir in deinem Namen versammelt sind!" Von Goethe's Aeußerung über Heinse bemerkt er: „Hast bieder geredet zu Rost, aber hättest auch noch verbieten sollen das Parfümiren mit Moder- und Todtengerüchen. Am Dichter däucht mich's gar unausstehlich, und höchst albern dazu, wenn er überall, allüberall Materialismus auskramt. Auch bin ich häßig dem ewigen Persifliren alles Dings, ist kein Treu noch Glauben dabei. Gleichwohl weiß ich trefflich mich zu halten auf dieser Nadelspitz', hab' aber schon längst keine Freud' mehr am Kunststücklein. — Und nun einen schönen, schönen Gruß von Rost. Deine Aufforderung freut ihn. Du sollst das Märchen haben, und er will auch sonst noch manches für dich bereiten. Was er in deiner Dichtart und Kraft zu sehn wünschte, kann ich dir noch nicht melden. Weiß wohl, was ich wünschte! Dich selbst vor Jabach's Geist". Mit herzlicher Freude sieht Jacobi den versprochenen kleineren Sachen von Goethe, mit größter Sehnsucht den zum Drucke abgesandten „Leiden des jungen Werther's" entgegen. „Ich selbst", fährt er fort, „habe in deinem Namen (auf Goethe's Aufforderung, seine schaffende Kraft zu versuchen) den Plan zu einem Roman in Briefen entworfen und wirklich auszuarbeiten angefangen." Offenbar sind hier „Eduard Allwill's Papiere" gemeint, deren Anfang aber erst im September des folgenden Jahres in der „Iris" (IV, 3) erschien. Nach der Aeußerung in der Zueignung zum „Woldemar", er habe damals nur ältere Versuche scheu an's Licht gezogen, müßte die Anlage des „Allwill" vor Goethe's Besuch fallen.

Goethe's aufmunterndes Wort vom 31. August ermuthigte ihn zur Fortsetzung des begonnenen Werkes. „Mir ist ganz wohl, euch zu sehn in freier Gotteswelt", schreibt dieser, „theils des gegenwärtigen Genusses willen, der verjüngt Leib und Seele, theils auch in Hoffnung guten Vorbedeutens,[2]) daß du dich muthig entreißen wirst der papierenen Festung Spekulations- und litterarischer Herrschaft; denn das raubt dem Menschen alle Freude an sich selbst. Denn er wird herumgeführt von dem und jenem, hie in ein Gärtchen, da in eine Baumschule, in einen Irrgarten und Irrgärtchen, und

1) Die beiden angeführten Stellen sind dem fünften und sechsten Gesange von Ossian's „Fingal" entnommen, wo sie Fingal selbst spricht; der Gefallene ist sein jüngster Sohn Ryno.

2) Goethe deutet leise darauf hin, wie wenig er auf ein solches Schäferspiel halte, wenn es nicht aus innerer Frische hervorquelle, sondern, wie so häufig, leere Tändelei sei.

weiset ihm jeder an seiner Hände Werk, und endlich siehet er in seine Hände, die ihm auch Gott gefüllt hat mit Kraft und allerlei Kunst, und es verdreußt ihn des Gaffens und Schmarotzens an anderer Schöpfungsfreude,[1]) und kehret zurück zu seinem Erbtheil, säet, pflanzt und begießt, und genießt sein und der seinigen in herzlich wirkender Beschränkung. Somit seist du eingesegnet, wo du auch stehest und liegest auf Gottesboden! Wandere so fort, daß sich in dir kräftige Liebe, aus ihr Einfalt keime, aus der mächtiges Wirken aufblüht." Er legt ihm außer drei Exemplaren von Lavater's Bildniß für Jacobi's Bruder, Heinse und Jung[2]) eine „Ode", „Wanderers Sturmlied", bei, zu der Melodie und Kommentar nur der Wanderer in der Noth erfinde.[3]) „Dafür hoff' ich", fährt Goethe fort, „auf das weitere Tagbuch eures Zuges, das doch auch von Zeit zu Zeit Rost führen möge, um euch beide recht rund zu mir zu bringen".

Unterdessen hatte Jacobi zwischen Goethe und Wieland das Vermittleramt zu übernehmen sich angelegen sein lassen. Die enthusiastische Freundschaft, mit welcher er sich im Jahre 1771 an Wieland angeschlossen, den er bei seiner Freundin Sophie von la Roche kennen gelernt hatte, war nicht von langem Bestande gewesen, da der ältere Wieland sich den sentimentalen Gefühlen schwärmender Jugend nicht mehr nachhaltig hingeben konnte. Der Zwiespalt war durch das Lob, welches letzterer dem prosaisch hausbackenen „Sebaldus Nothanker" gespendet hatte, in welchem Johann Georg Jacobi sich in der Person des Säugling erkennen mußte, um so lebhafter zum Ausbruch gekommen, als Wieland selbst sich vorher über den Mangel an Geschmack in den neuesten Sachen des von Nicolai getroffenen ältern Bruders ausgesprochen hatte.[4]) „Ist es denn nicht möglich, daß Sie Ihren Genius unter den Gehor-

---

1) Auf diese briefliche Aeußerung deutet Jacobi hin, wenn er in der Zueignung zum „Woldemar" sagt: „Liebend, zürnend, drohend riefst du mir zu in jenen Zeiten, der Genügsamkeit, die sich mit Theilnahme an anderer Schöpfungsfreude sättigte, zu entsagen, nicht länger zu gaffen, sondern in die eigenen Hände zu schauen, die Gott auch gefüllt hätte, mit Kunst und allerlei Kraft."

2) Im Briefe steht nicht: „Hier zwei Clav.", sondern: „Hier zwei Lav."

3) Seltsam genug, gibt der Abdruck bei unserm Brief nur den Schluß des Gedichtes von den Worten an: „Wenn die Räder rasselten", dagegen den bei weitem größten Theil desselben als Beilage zum ersten Brief an Betti Jacobi. Der von mir früher vermuthete Irrthum hat sich nach Einsicht des Briefes unzweifelhaft ergeben. Der Brief vom 31. August besteht aus zwei in Oktav gefalteten und ineinandergelegten Quartblättchen; auf der ersten Seite steht der Brief vom 31. August, auf der zweiten die Nachschrift, worauf dann auf der dritten das Gedicht beginnt, dessen Schluß von den Worten an: „Wenn die Räder rasselten", auf der siebenten Seite steht. Mit dem Briefe an Betti Jacobi stehen Seite 3 bis 6 in gar keiner Verbindung, und das dort gemeinte „Dings da" muß etwas ganz anderes gewesen sein, etwa „Mahomet's Gesang" oder „der Wanderer".

4) Jacobi's Briefwechsel I, 111 ff. 116 ff.

sam der Regeln bringen", hatte Wieland am 20. August an Jacobi geschrieben, „ohne deren Beobachtung die Menschen unmöglich im Frieden miteinander leben können. Bei allem dem fühle ich — o im Grunde der Seele fühl' ich es —, ich muß Sie lieben, ich wolle oder wolle nicht." Und als Jacobi ihn später fragte: „Wohin wollen wir, wenn wir nun so voneinander in die weite Welt laufen? Was wollen wir? Bessere Menschen suchen, als jeder in dem andern schon gefunden hat?" erwiederte er (am 11. März 1774): „Sie haben Recht, Jacobi, wir würden Gefahr laufen, diese Bessern nicht zu finden; denn wiewohl ich zu Gott hoffe, daß es deren gibt, so vermuthe ich doch selbst, daß sie rar sind. Was wollen wir also thun? O mein guter Jacobi — denn wenn Sie gut sind, wer ist besser, als Sie? —, fragen Sie mich nicht, was wir thun sollen. Ich bin ein schwacher Mensch, mit dem Sie, wenn Sie ihm gut begegnen, anfangen könnten, was Sie wollten. Aber — nur wenigstens keinen Enthusiasmus von Freundschaft mehr! Gehen wir in Gottes Namen jeder seinen Weg, so nah beisammen, als möglich, nur nie wieder so nah, daß wir uns die Köpfe aneinander zerschellen. Vielleicht ist dies das wahre Mittel, mit der Zeit unzertrennliche Freunde zu werden." So dauerte denn äußerlich die freundliche Verbindung fort, aber die glühende Seelenliebe war längst verrauscht, ja bei dem innerlich nüchternen Wieland nur eine ihn überfliegende Laune gewesen. „Resistite diabolo d. i. widerstehet dem enthusiasmo", schrieb dieser am 1. Juli 1774 an Jacobi, „so sehr er auch die Gestalt eines Engels des Lichtes annimmt! Doch bei meines Gleichen indolenten Leuten ist die Gefahr so groß nicht, als bei euch anderen feurigen Männern."

Konnte Wieland dem Glutdrange Jacobi's nicht genügen, so hatte dieser in Goethe eine gleich glühe Seele gefunden, und er konnte nicht unterlassen, von dem seligen Glücke seines neu geschlossenen Bundes dem ältern Freunde frohe Kunde zu geben. Schon vor Goethe's persönlicher Bekanntschaft hatte die würdige, edle Weise, in welcher Wieland dessen gegen ihn selbst gerichtete Farze als Meisterstück der Persiflage empfohlen, Jacobi's begeistertste Anerkennung gefunden, durch welche jener zu der Aeußerung veranlaßt wurde: „Ganz gewiß, mein Jacobi, sind Sie der beste und wärmste Sterbliche, den ich kenne. Sie empfinden immer sehr richtig, nur manchmal ein wenig zu stark für uns andere schwächere Geschöpfe. Ihr Zorn — verzehrt, und Ihre Liebe — erdrückt. Wenn Sie, Seele von Feuer, ein wenig *sanfter* brennen könnten, so würden Sie, wie die wohlthätige Sonne, leuchten und erwärmen." Das kühle Urtheil dagegen, welches Wieland am 15. August, als Jacobi's Seele von Goethe's Zauberglut ganz verzückt war, über dessen „Clavigo" aussprach, mußte den Freund zu einer aus innerstem Herzen fließenden Erwiederung veranlassen. „Goethens *Clavigo* habe ich nun gesehen", hatte Wieland, dem Jacobi seine

Zusammenkunft mit ihm verkündet,[1]) geschrieben. „Wenn ich nicht selbst Autor wäre, so wollte ich den Kunstrichter von Profession spielen, und als solcher wollt' ich einem ehrsamen Publiko leicht beweisen, daß noch viel fehlt, daß Goethe der Wundermann sei, für den man ihn hält, und dazu sollte mir gerade dieser „Clavigo" Stoff genug geben. Man muß dergleichen blendende Dinge nur drei- bis viermal lesen, so fallen einem die Schuppen ziemlich von den Augen. Indessen fühle ich so gut, als einer, daß schöne Stellen darin sind, und daß die Wärme und Wahrheit des Dialogs viele Sünden zudeckt. Nur die Verwandlung des Herrn Beaumarchais in einen Kannibalen finde ich sehr unglücklich. Das Gemälde seiner Wuth, seines Rachdurstes im vierten Akt ist Shakespeare's würdig, wenn die Rede von der Wuth eines Irokesen wäre. Und was dünkt Ihnen zu der Französin Marie, die vor Liebe und Liebesschmerz ihr zartes Seelchen aushaucht?" Jacobi schildert in der Erwiederung zunächst den gewaltigen Eindruck, den Goethe's Persönlichkeit auf ihn geübt. „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen, noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist, nach Heinse's Ausdruck, Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle;[2]) ein Besessener, füge ich hinzu, dem fast in keinem Falle gestattet ist, willkürlich zu handeln.[3]) Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, daß keine Veränderung zum Schönern und Bessern in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie in ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt. Sie wissen, mein Bester, daß am Anfange im großen All auch die Götter eingeschlossen waren, daß sie gefangen lagen zwischen den Elementen; Sie wissen auch, wie die Götter endlich durchbrachen und sich wider die Titanen lagerten. — Was Goethe und ich ein-

---

1) Dieser Brief, wie so manche andere, scheint verloren gegangen zu sein. Wieland entschuldigt sich am 15. August, daß er zwei Posttage (eine ganze Woche, wie sich aus dem Briefwechsel I, 178 ergibt) ohne Antwort habe vorübergehn lassen, wonach Jacobi in den ersten Tagen des August an Wieland geschrieben haben muß. In diesem Briefe hatte er auch das baldige Erscheinen „Clavigo's" gemeldet.

2) Vgl. oben S. 136 Note 2. Heinse's Brief vom 13. September 1774.

3) Fast ganz wörtlich stimmt hiermit die Stelle im „Allwill" (zuerst im „Merkur" 1776 Dezember S. 232) überein: „Klemens nennt ihn (Allwill) einen Besessenen, dem es fast in keinem Falle gestattet sei, willkürlich zu handeln; man brauche ihn nur einmal gesehen zu haben, um dies lebendig, wie eigenes Dasein, zu fühlen." Jacobi liebt es, solche Stellen aus seinen Briefen seinen Darstellungen einzuverleiben, wenn sie ihm die Sache treffend zu bezeichnen scheinen. Uebrigens ist sein Allwill weit entfernt, ein Abbild Goethe's zu sein, er ist ein ganz haltloses Genie.

ander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel 'runter nebeneinander hingefallen waren, im Nu entschieden.[1]) Jeder glaubte von dem andern mehr zu empfangen, als er ihm geben konnte; Mangel und Reichthum umarmten sich einander; so ward Liebe unter uns.[2]) Sie kann's ausdauern, seine Seele — zeugte in sich der eine vom andern — die ganze Glut der meinigen; nie werden sie einander verzehren."[3]) Gegen Wieland's Ausstellungen nimmt er den „Clavigo" in Schutz, mit leidenschaftlicher Hervorhebung des wunderbaren Eindruckes, den das Stück auf ihn hervorbringe.

Aus dem September fehlen uns alle briefliche Mittheilungen, doch sehen wir aus einem Briefe Jacobi's vom 15. Oktober, einer Antwort auf einen Wielandischen vom 4., daß Wieland sich vom Dichter des „Clavigo" feindseliger Gesinnungen gegen sich versah. „Die Aufforderung oder der Zuruf, man müsse den wankenden Götzen Wieland vollends niederreißen", schreibt Jacobi, „ist mir nicht durch Goethen zu Ohren gekommen; dieser spöttete nur, ohne jene lächerliche Rede anzuführen, der Schurken und Narren, welche sich in den Kopf gesetzt hatten, er wolle und müsse an Wieland zum Ritter werden. Aber Lavater that davon Erwähnung gegen mich mit Verdruß. — Auch Goethe jammerte hierüber (daß Wieland die Nichtigkeit der Welt zu sehr empfinde), bei Gelegenheit, daß er mit Bewunderung und Entzücken von Ihrem (im Aprilhefte des „Merkur" erschienenen) Gedicht „an Psyche" (Wieland's Werke B. 10, 119 ff. 324) sprach. Wieland's Weisheit, sagte er, konnt's doch nicht unerörtert lassen, daß die Wonne des Mädchens frühzeitig ein Ende nehmen würde; da macht er ihm einen herrlichen Nektarbecher zurecht[4]), gießt aber beim Hinreichen einen vollen Löffel Rhabarbertinktur darunter, und rührt's brav durch, daß das arme Ding nun den ganzen Soff nicht mag." Wieland sucht in seiner Erwiederung vom 21. Oktober Jacobi's Enthusiasmus zu mäßigen, indem er bemerkt: „Goethens Knittelverse (er meint das damals erschienene „neueröffnete moralisch-politische Puppenspiel") sind sehr artig, und malen ihn, daß man ihn leibhaftig vor sich stehn sieht. Ich passire hier unter den eiskalten Leuten, unter denen ich lebe, für einen schrecklich warmen Kopf; und doch wollte ich lieber Goethens kaltblütiger Begucker, als sein schwärmerischer Liebhaber sein. Sapere, sapere, liebster Jacobi — am Ende müs-

1) Jacobi scheint sich hier Goethe'scher Ausdrücke zu bedienen. Man vergleiche Goethe's Aeußerung an Betti Jacobi im Briefwechsel S. 23, oben S. 135.

2) Auch hier äußert er sich fast ganz mit Goethe's Worten (Briefwechsel S. 27, oben S. 136), der sein ganzes Sein und Denken an sich gerissen hatte.

3) Wieland hatte gegen Jacobi bemerkt, sein Genius sei ihm zu stark (I, 137), und hatte den Wunsch geäußert, seine „Seele von Feuer" möge sanfter brennen (I, 166).

4) Das Bild vom Nektarbecher ist mit der nöthigen Veränderung aus der Einleitung des Gedichtes selbst genommen.

sen wir doch alle dahin. Im Schlaraffenlande geht es freilich lustig und herrlich zu, aber es dauert nicht lange."

Als Wieland, der bis dahin in Goethe nur einen der vielen begabten Dichter der Zeit sah, ohne seine unendlich reiche Dichternatur zu ahnen, diese Zeilen schrieb, hatten die eben erschienenen „Leiden des jungen Werther's" Jacobi's Herz wunderbar erschüttert und zu andächtigster Verehrung von Goethe's Genius hingerissen. Nachdem er das Buch mit den Seinigen erst in Ruhe genossen, las er es am Abend des 19. Oktober in Gegenwart seines Bruders dem enthusiastischen Heinse vor, der über dieses „göttliche Werk, ganz voll Kraft, ganz voll Größe," außer sich gerieth und nur durch Jacobi's besonnene Zurechtweisung allmählich abgespannt werden konnte, wie letzterer auf ergötzliche Weise in dem ersten Briefe vom 21. Oktober [1]) beschreibt. Zugleich legt er ihm eine Beurtheilung „Werther's" bei, die Heinse zur Bekanntmachung in der „Iris" geschrieben hatte, an deren Abdruck aber nicht zu denken sei. „Der arme Rost hat kein Herz", schreibt Jacobi; „seine Seele ist in seinem Blute, sein Feuer ist bloße Glut der Sinne. Darum hat seine „Laidion" mir nie recht behagen wollen; ergötzt hat sie mich ausnehmend, aber nicht gerührt, nicht erweckt, mir nicht wohl gethan" — ein Urtheil, das besonders im Gegensatze zu seiner seelenvollen Bewunderung Goethe's und seines „Werther" von höchster Bedeutung ist. An demselben Tage wendet sich Jacobi, der, in seinem Briefe unterbrochen, sich einige Zeit in der freien Natur ergangen hatte, noch einmal an Goethe, der das Glück und der Stolz seiner Seele war. „Da bin ich zurück!" schreibt er. „Ich war hinausgegangen anzubeten; habe angebetet, gepriesen mit süßen, wonnevollen Thränen den, der da schuf dich, deine Welt und für eben diese Welt den glühenden, kräftigen Sinn in mir. Gleich beim Erwachen heute früh fuhr mir über's Angesicht der Schauer, von dem du weißt, wie er hinabzittert, eindringt, zum auflösenden Leben wird im Busen, und den ganzen Erdensohn tödtet. — Tod, schöner, himmlischer Jüngling! Der endliche Geist wird immer bedürfen, immer streben, erringen, sammeln und verzehren: aber wenn er nun einen Augenblick den diesseitigen Grenzen entrissen wird, von den jenseitigen noch keinen Drang fühlen kann und im seligen Genuß allein sein Dasein hat — o der unnennbaren Wonne! Wie er da so herrlich schwebt, der Liebende, ein Theil des Allgenugsamen, alles selbständig, alles ewig mit ihm und er ewig in allem! [2]) — Ich habe „Werther's

1) Zwischen diesem Tage und dem 31. August ist eine Lücke des Briefwechsels mit Goethe, der ununterbrochen ohne irgend eine Abkühlung ihrer begeisterten Liebe fortdauerte.

2) Die ganze Stelle von den Worten: „Der endliche Geist" an findet sich fast ganz wörtlich in Jacobi's Brief an Wieland vom 13. November, ebenso die vorhergehende von dem Schauer, der ihn ergriffen habe. Auch im „Allwill" diese Stelle im Briefe Clerdon's an Sylli vom 8. März stark benutzt.

Leiden", und habe sie dreimal gelesen. Dein Herz, dein Herz ist mir alles. Dein Herz ist's, was dich erleuchtet, kräftiget, gründet. Ich weiß, daß es so ist; denn auch ich höre die Stimme, die Stimme des eingeborenen Sohns Gottes, des Mittlers zwischen dem Vater und uns. Meine Seele ist zu voll, Lieber, alles unaussprechlich: drum für heut Adieu!" Eine Woche später schreibt er an Frau von la Roche, er leide viel an einem Rothlauf, den er sich zu Anfang der Woche (die Woche begann mit dem 24. Oktober) zugezogen habe, doch hofft er seine Reise nach Frankfurt gegen Mitte Oktober ausführen zu können, wo er dann auch die Freundin besuchen und aus der Fülle seines Herzens über „Werther's Leiden" mit ihr reden werde. „Welch ein Büchlein! Goethe weiß, daß ich's ganz gefaßt habe. Das ist doch nun einmal ganz gewiß ein wahres, inniges, ewiges Verhältniß, was mich und Goethe aneinander bindet."

Der durch den „Werther" empfangene gewaltige Eindruck wurde durch die Mittheilung des zweiaktigen Drama's „Prometheus" in Goethe's Handschrift, wo möglich, noch gesteigert.[1] „Kaum mag ich dir sagen", schreibt Jacobi am 6. November bei Rücksendung der Handschrift, „daß dies Drama mich gefreut hat, weil es mir unmöglich ist, dir zu sagen, wie sehr. Ich existire itzt bloß in dem Gedanken, bald zu Frankfurt zu sein. Alsdann soll dir, in dieser oder jener Stunde, erzählt werden, in was für Fesseln man mir von Kindesbeinen an Geist und Herz geschmiedet, wie man alles angewendet, meine Kräfte zu zerstreuen, meine Seele zu verbiegen.[2] Dennoch ward mir viel von meiner Beilage bewahrt, und drum weiß ich, an wen ich glaube. Der einzigen Stimme meines eigenen Herzens horch' ich: diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehn ist mir Weisheit, ihr muthig zu folgen Tugend. So bin ich frei, und wie viel köstlicher, als die Behaglichkeiten der Ruhe, der Sicherheit, der Heiligkeit ist nicht die Wonne dieser Freiheit!"[3] Seit vielen Tagen, sagt er, habe

---

1) Vgl. meine Schrift über Goethe's „Prometheus" und „Pandora" S. 24 ff.

2) Der Vater hatte diesen seinen jüngern Sohn von früh an zur Handlung bestimmt, wozu dieser wenig Lust und Anlage in sich fand. Die ertödtende geistlose Weise, auf welche man, statt seinen Geist zu nähren und zu heben, ihn mit einer Masse von rein äußerlich beigebrachten Kenntnissen überschüttete, drückte ihn nieder, woher er im Anfange nur sehr langsame Fortschritte machte. Erst durch den Unterricht des feinsinnigen Lesage in Genf und den freiern Umgang geistreicher Freunde fühlte sich sein Geist nach so langer Dienstbarkeit zu freiheiterm Leben geweckt.

3) Die ganze Stelle von den Worten: „Dennoch ward" an legt Jacobi später seinem Allwill (zuerst im „Merkur" 1776 Dezember S. 238) in den Mund. Unmittelbar vorher heißt es dort: „Ich weiß ja das alles, bin ja mehr als einer gehütet worden, irgend zu wissen, was ich wollte, zu empfinden, was ich empfand, angewiesen, wie ich etwas schön und gut, und nur dies etwas so finden müsse, ausgestopft mit erkünsteltem, gezwungenem Glau-

er sich übel befunden, alle seine Lebensgeister seien „verblüfft" gewesen, so daß er einen Zauberstab, den man ihm gereicht hätte, zerbrochen und unter die Füße getreten haben würde, weil ihm vor dem bloßen Gedanken eines unbegrenzten Vermögens geekelt, da er nichts zu verrichten gewußt habe, was ihm hätte Freude machen können; aber seit einer Stunde sei es ihm besser, und deshalb komme er auch, und sage: „Grüß' dich Gott, lieber Goethe!" Man fühlt hier fast in jedem Worte den gewaltigen Eindruck des „Prometheus" durch. Aber wie sehr auch Jacobi die sittliche und wissenschaftliche Freiheit vertrat, so war ihm doch im Grunde diese titanische Sprache ganz fremd, in welche er sich nur aus glühendster Leidenschaft für den herrlich vor ihm aufgehenden Stern Goethe's hineinversetzt hatte. „Leb' wohl, Lieber", schließt er den Brief, „und sieh zuweilen den Main drauf an, daß er in den Rhein geht und bei Köln und Düsseldorf vorbeifließt." Aus demselben Briefe sehen wir, daß Jacobi schon mehrere Tage lang Goethe's „neueröffnetes] moralisch-politisches Puppenspiel", das dieser ihm angekündigt hatte (Wieland hatte es schon am 21. Oktober gelesen und an Jacobi darüber geschrieben) vergebens erwartet hatte. Stände es unzweifelhaft fest, daß Goethe die Handschrift an Klinger geschenkt und ihm freigestellt habe, es zu zerreißen, hinzulegen oder zu verkaufen[1]), wonach Goethe schon im Herbst 1774 mit Klinger auf sehr vertrautem Fuße gestanden haben müßte, so würde man den Grund dieser Verzögerung in Klinger zu suchen haben; indessen könnte diese auch in einem leicht erklärlichen Versehen des Verlegers ihren Grund gehabt haben. Auf Goethe möchte Deyck's (S. 43), doch wohl mit Unrecht, auch Wieland's Aeußerung an Jacobi vom 8. November, veranlaßt durch Jacobi's Brief vom 15. Oktober, beziehen: „Allen den frommen, schwärmerisch brausenden, unerfahrenen, sich selbst, den Menschen und die Welt nicht kennenden, aber ehrlich wohlmeinenden Jungen, die sich an mir ärgern und wider mich eifern, soll bei Leibe nichts Leides geschehn. Ich wünschte bloß, daß ich erst ein paar Tage mit Lavater mich expektoriren könnte, und daß dieser dann ein kleines Wort der Zurechtweisung an die Herzchen der ein wenig zu aufgeblähten Prophetenkinder legte"; denn zu den frommen Gegnern und Eiferern konnte Wieland Goethe eben so wenig als zu den unbedingten Anhängern Lavater's zählen. An Frau von la Roche aber schreibt Jacobi am 14. Dezember: „Noch eins muß ich Ihnen vom guten Wieland sagen. Unter allen großen Schriftstellern Deutschland's ist er der einzige, der über Goethe's Ruhm nicht eifersüchtig ist. Ueber „Werther's Leiden" hat er nicht nur an

---

ben, verwirrt in meinem ganzen Wesen durch gewaltsame Verknüpfung unzusammenhängender Ideen, hingewiesen, hingestoßen zu einer durchaus schiefen, ganz erlogenen Existenz."

1) Wie Wagner zu den Merckischen Briefen II, 244 erzählt.

mich, sondern an verschiedene andere noch in Ausdrücken und mit einer Herzlichkeit geschrieben, die ihn unendlich verehrungswürdig machen." In demselben Briefe meldet er, daß seine Reise nach Karlsruhe nun auf den letzten des Monats verschoben sei[1]), und er Montag den 2. Januar neben Frau von la Roche in ihrem Zimmer zu sitzen hoffe.

Vier Wochen, bis in den Februar hinein, verweilte Jacobi in Frankfurt, wo er dem glühend geliebten Freunde, den damals die Liebe zu Lili ergriffen hatte, sein Herz noch tiefer und lieblicher erschloß, als er bis dahin vermocht hatte. Goethe machte ihn mit Klinger und seinen sonstigen Frankfurter Freunden bekannt, und Johanna Fahlmer nebst dem befreundeten Brentano'schen und Gerock'schen Kreise nahmen freundlichsten Antheil; auch wird Merck von Darmstadt herübergekommen sein. Goethe's reichschwellende Seele war damals in vollster Triebkraft, und auch Jacobi gährte von tiefster, sehnsüchtigster Ahnung des Höchsten und Edelsten, der reinsten Geistigkeit menschlichen Daseins. Damals war es wohl, daß Goethe auf die Frage, die in Jacobi's Gegenwart an ihn gerichtet wurde, ob sie nicht schon von Kindesbeinen an Freunde gewesen seien, die Antwort gab, diese Liebe sei so neu, daß sie, wenn sie Wein wäre, nicht zu genießen sein würde.[2]) Die damals fertigen Szenen des „Faust" mußten Jacobi ganz hinreißen. Dieser hatte auch von Frankfurt aus an Wieland geschrieben, den er vergebens zu bereden gesucht hatte, dorthin zu kommen und einige Tage mit ihm zuzubringen. Er hatte diesem unter anderm mitgetheilt, daß Goethe seinen Gesang Apollo's in dem eben im „Merkur" erschienenen Singspiel: „Das Urtheil des Midas" (B. 28, 402 f.). außerordentlich gelobt habe. Da aber Wieland ihn aufforderte, ihm, die Hand auf's Herz, zu zeugen, ob jener Beifall nicht Persiflage sei, so erwiederte dieser am 27. Januar: „O tau-

---

1) Zweck der Reise war zunächst die Tilgung der Schuld seines Vaters, dem die Hofkammer 26000 Reichsthaler vorgeschossen hatte. Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 157 f. „Bei dem hiesigen Statthalter, nunmehr auch wirklichem Staatsminister, Grafen von Goltstein", vertraut er der Frau von la Roche, „habe ich mich durch eine Operation, an der alle bisherige Unternehmer gescheitert, und an der ich mich unberufen glücklich versucht, in größern Kredit, als jemals versetzt. Er hält es nunmehr der Mühe werth, daß Ihro Durchlaucht mich persönlich kennen lernen. Zur Belohnung werde ich wahrscheinlicher Weise die gänzliche Tilgung der Schuld meines Vaters und eine Nebenbedienung mit 300 Reichsthalern erhalten." Erst im Jahre 1779 ward er zum Geheimen Rathe und Ministerialreferenten über das Zoll- und Kommerzwesen ernannt.

2) Wie Jacobi selbst in der „Zueignung" seines „Woldemar" bemerkt. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß schon zu Düsseldorf oder Köln diese Frage gestellt worden, da in Düsseldorf im befreundeten Kreise das Verhältniß bekannt sein mußte, in Köln aber kaum jemand in so nahe Verbindung mit ihnen trat, um eine solche Frage an Goethe zu richten. Auch wäre dann das Gleichniß weniger treffend, da eine so eben geschlossene Freundschaft eher an den süßen Most erinnern würde.

sendmal kann ich hierüber die Hand auf's Herz legen und zeugen, daß dieser Beifall so ganz und innig gewesen, als einer sein kann. Wenn Sie mit Goethe's epischem Shandysmus bekannter wären, so würden Sie darin nichts Unbegreifliches finden. Ueberdies ist Persiflage Goethe's Lieblingsfigur nicht, ja ich dürfte wohl behaupten, daß er niemals derselben sich bediene; denn immer ist seine Ironie offenbarer, deutlicher Spott. Ohne eben ein Wundermann zu sein, wollte ich ihnen von Goethe Beiträge zum „Merkur" verschaffen, wenn nicht Goethe mit verschiedenen Ausarbeitungen im „Merkur" so gar schlecht zufrieden wäre, daß er die Vorstellung nicht ausstehn kann, in Gesellschaft ihrer Verfasser vor dem Publikum aufzutreten. Sie achtet er vom Grunde der Seele hoch, aber als Herausgeber des „Merkur's" sind Sie ihm ärgerlich. Zur „Iris" hat er verschiedene Beiträge geliefert, und in den dritten Theil kommt ein Drama mit Arien von ihm.[1]) — Goethe grüßt Sie herzlich, und bittet Sie, uns Ihre Silhouette zu schicken. Wir wollen sie in Kupfer stechen lassen, wie die inliegenden von Klopstock und Lavater." Man erinnere sich, daß Goethe, der mittlerweile den Erbprinzen von Sachsen-Weimar gesprochen hatte, ein freundliches Verhältniß zu Wieland wünschte, und ihn deshalb bereits im Dezember freundlich gegrüßt hatte.[2])

Wieland's Erwiederung vom 30. Januar erhielt Jacobi zwei Tage vor seiner Abreise von Frankfurt nach Mannheim, wo ihn in der ersten Zeit Geschäfte und unvermeidliche Zerstreuungen gar nicht zu Athem kommen ließen, so daß er erst am 11. Februar den Brief beantworten konnte. „Wenn ich einen ganzen Monat so zubringen sollte", schreibt er, „ich wäre des Todes. Alles, was hier mich schiert und petzt, mußt' es um so mehr thun, da ich eben vier Wochen so zu sagen tête à tête mit Goethe zugebracht hatte; just in einem solchen Augenblick sur un coup de sifflet seine Menschheit zu verlieren und in die Organisation einer Seifenblase überzugehn, und also platz-rund und bunt die Luft zu befahren, ist entsetzlich." Goethe verdenke es Wieland keineswegs, fährt er fort, daß er zur Verbesserung seiner Umstände sich mit einer litterarischen Manufaktur abgebe; das thue er (Jacobi) ja mit, und zwar doppelt, da er auch an der „Iris" mitarbeite. „Wenn aber Goethe in W i e l a n d's „Merkur" über Kunst, Künstler und Kunstsachen, kurz über Dinge des Genie's, schiefe, verkehrte, nach seinem Gefühle alberne Urtheile und W e g w e i s e r e i e n findet, so ärgert er sich, und jammert, daß W i e l a n d über's Herz bringen muß, dergleichen herauszugeben. Wären Sie nach Frankfurt gekommen, lieber Wieland, während ich da war, so hätte manches

1) Das Januarheft 1775 der „Iris" enthält drei Gedichte von Goethe, das Märzheft gleich viele nebst dem von Jacobi gemeinten „Erwin und Elmire", einem „Schauspiel mit Gesang". Vgl. meine „Frauenbilder" S. 274 f.
2) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 255.

Gute sich thun und bereiten lassen; aber Sie schrieben mir so apodiktisch, Sie könnten im Winter nicht reisen, daß ich nicht wagte, weiter in Sie zu dringen." Am Abend des zehnten Tages seiner Anwesenheit reiste Jacobi von Mannheim, wo er, wie er an Frau von la Roche schreibt, „keine Viertelstunde zu seiner Willkür hatte", nach Karlsruhe ab. Hier traf er mit dem seit dem Oktober des vorigen Jahres daselbst weilenden Klopstock [1]) zusammen, mit dem er sich auch über Goethe, dessen persönliche Bekanntschaft jener gemacht hatte, gemüthlich unterhalten konnte. Beide Männer gewannen sich in kurzer Zeit sehr lieb; Klopstock geleitete Jacobi nach Mannheim zurück [2]), wo sie noch sechs Tage bis zu Jacobi's Abreise zusammen blieben. „Dort trennten wir uns voneinander die letzte Mitternacht", schreibt Jacobi an Frau von la Roche. „Dieser Klopstock ist für mich Ideal ächter menschlicher Größe. — Vermuthlich sehen Sie ihn im Mai auf dem Wege nach Düsseldorf (auf der Rückreise nach Hamburg), und vielleicht begleiten Sie ihn." [3]) Durch ein Mißverständniß fuhr der Mannheimer Kutscher, den Jacobi genommen hatte, ihn statt über Darmstadt, wo er Merck nochmals zu sprechen wünschte, über Oppenheim. [4]) In Frankfurt kam er den Freitag vor Fastnacht, am 24. Februar, an, und verweilte bis zum folgenden Donnerstag, dem 2. März, wenn er nicht etwa seinen Aufenthalt noch ein paar Tage verlängerte. [5]) Er fand hier Goethe durch die glühende Liebe zu Lili bedrängt und zugleich in starker Aufregung wegen Nicolai's alberner, von jeder dichterischen Ahnung verlassener „Freuden des jungen Werther's". Freilich schreibt Jacobi einen Monat später an Wieland (I, 205): „Da fällt mir eben ein, daß Goethe an demselben Abend, da er die „Freuden Werther's" erhielt, die Arie in „Erwin und Elmire" machte: „Ein Schauspiel für Götter rc." Es ist nicht zu sagen, wie wenig empfindlich er für Kritik ist": aber die sich breit machende Plattheit des Berliner Kritikers entrüstete ihn gewaltig, wie wir dies aus dem Briefe an Auguste von Stolberg vom 6. März ersehen. Merck äußert später an Nicolai (III, 117): „Wäre ich bei Goethe und nicht Jacobi bei ihm gewesen, so will ich hoffen, daß der Lärm nicht so laut sein würde." Jacobi's Nichtbesuch auf der Rückkehr und Goethe's Neigung zu diesem nebst anderen Umständen hatten Merck damals gegen beide verstimmt.

---

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 241 ff.

2) Vgl. den Merckischen Briefwechsel II, 51.

3) Beides geschah bekanntlich nicht. Vgl. meine „Frauenbilder" S. 299 f. Die von Jacobi angegebene Veranlassung von Klopstock's früherer Abreise beruht wohl auf einem falschen Gerüchte, nicht auf einer Mittheilung von Klopstock selbst.

4) Vgl. den Merckischen Briefwechsel II, 122 f.

5) An Frau von la Roche schreibt er am 24. Februar von Oppenheim aus, er werde bis Donnerstag in Frankfurt bleiben, und alsdann nach Koblenz und Düsseldorf eilen.

Wie herzlich auch bei diesem zweiten Besuche Goethe, damals weicher und ergriffener, als je, den von reinster Liebe und Bewunderung erfüllten, sich sehnsüchtig hingebenden Freund empfing, dem er auch seine noch unvollendete „Stella" und die weitern Szenen des „Faust"[1]) mittheilte, ergibt sich aus dem Briefe, den Jacobi gleich nach der Rückkehr, am 10. März, an diesen richtete. „Ach, Lieber, was Rath (s) für mich, daß ich zu dir lange mit meiner Hand, mit meinem Blick? — Wort aus dem Herzen, du beklemmst nur noch mehr das Herz! — Aber du, mein Herz, was willst du? Bist ja so geängstet, bist ja so traurig, liebst ja, bist ja selig: so sei dann ruhig! — Auf und ab geh' ich nun wieder auf eben dem Boden, zwischen eben den Wänden und Thüren, wo ich zuerst dich lieb gewann, wo ich nach unserer ersten Trennung dich — nicht wiederfand, wo ich in tiefer Verstummung wandelte, dir nachsann, der Liebe pflegte im eigensten Innern meiner Seele, wo ich bald darauf Wiedersehen hoffte — vorauskostete — ahnete: — — und das alle nun erfüllt! Ich so glücklich! — — Gott, was für ein Strom von Thränen da aus meinem Aug' brach! — Wie wohl, wie weh!" Bald darauf sandte er an Goethe Abdrücke von „Erwin und Elmire" aus der „Iris" und „Geld", worunter man entweder das Honorar für die Beiträge zur „Iris" oder eine kleine Anleihe zu verstehn hat[2]); auch schrieb er ihm mit großer Freude von „Stella", wovon er eine Abschrift zu erhalten wünschte. Goethe, den damals die Liebe zu Lili ganz verschlang, erwiederte darauf am 21. März, nachdem er für die Sendung gedankt hat: „Lieber Bruder, daß du meine „Stella" so lieb hast, thut mir sehr wohl; mein Herz und Sinn ist jetzt so ganz wo anders hingewandt, daß mein eigen Fleisch und Blut mir fast gleichgültig ist. Sagen kann ich dir nichts — denn was läßt sich sagen![3]) Will auch nicht an morgen und übermorgen denken; drum Ade! — Bleib' bei mir lieber Fritz! — Mir ist als wenn ich auf Schrittschuhen zum erstenmal allein liefe und dummelte auf dem Pfade des Lebens, und sollte schon um die Wette laufen, und das, wohin all meine Seele strebt. — Bruder, lieber Junge, du wirst nun wohl Abdrücke von den Arien[4]) haben, und was von Lenz.[5]) Ich erwarte „Stella", und dann kriegst du gleich das andere Exemplar." Jacobi erwiedert am 25. März[6]): „Ich bin eine Zeit her durch

---

1) Vgl. meinen Faustkommentar I, 76 f.
2) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 283 mit Note 2.
3) Seine heiligsten Gefühle scheut er sich, selbst dem vertrautesten Freunde und der innigsten Freundin auszusprechen, weil er sie durch Worte zu entweihen fürchtet. Vgl. meine „Frauenbilder" S. 271 f.
4) Von zwei Gesängen aus „Erwin und Elmire" und dem Liede „an Belinden" erschienen in der „Iris" musikalische Kompositionen.
5) So steht in der Handschrift, nicht Tanz.
6) Daß die Datirung vom 25. Mai irrig sei, ergibt sich aus den auf Goethe's Brief hinweisenden Schlußworten: „Diesen Abend erwart' ich „Stel-

leidige Geschäfte sehr zerstreut worden; dennoch brachte ich manche Stunde allein und still zu mit dir, und dies letzte ist Ursache, daß du so lange keine Briefe von mir erhalten hast.[1]) Ich genieße mehr von dir aus mir selber, als du mir eigentlich darreichst.[2]) Lieber, du warst hier bei mir, ich war zu Frankfurt bei dir, und wir werden wieder zueinander kommen. O, mein Herz weissagt mir so viel, woran ich feste glaube! Da hab' ich dann im Vergangenen und in der Zukunft, was besser ist, als das Gegenwärtige, und so leb' ich im Geist und gewiß auch in der Wahrheit. Oft nehm' ich wohl Papier und Feder, und mein', ich werde dir etwas schreiben; aber hernach find't sich immer, daß das, was ich dir nicht schreiben kann, so sehr viel mehr, so sehr viel besser ist, als was ich schreiben könnte, daß ich's verschmäh' und lieber harre. Aber das Drängen zu dir hin läßt sich doch nicht stillen, und die volle Seele, die das all in sich verschließen soll, all die Liebe, die sie hat, all — ach! weiß sich nicht zu lassen, meint oft zu vergehn. — Daß ich so wenig von dir höre![3]) Wenn ich doch Mittel hätte, auch bloß von deinem äußerlichen Leben mehr zu erfahren! — Was das für mich ist, daß du hier warest, du weißt es! — Und wenn ich einmal werde herumgehn und verkündigen: Er ist wieder da!" Goethe hatte an Jacobi Briefe von Lenz über Werther's Moralität geschrieben, die er gedruckt wünschte, was Jacobi aber widerrieth.[4]) Dieser sandte an Goethe unter anderm eine Ode.

Unterdessen hatte die von H. L. Wagner namenlos herausgegebene Farze „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten", die man allgemein Goethe zuschrieb, diesem vielen Verdruß verursacht, besonders weil hier Wieland's „Merkur" und Jacobi's „Iris", auch Claudius, wegen ihrer Beurtheilungen von „Werther's Leiden" bespottet wurden, und ihm selbst nichts ferner lag, als sich öffent-

---

la". — — Lieber, ich bebe vor dem Drängen zu dir hin, wenn's mich so ganz faßt." Im April hatte Jacobi die „Stella" ganz gelesen. Vgl. S. 155.

1) Es kann auffallend scheinen, daß Jacobi, der am 10. März an Goethe einen kleinen Brief gerichtet hatte und seine Sendung an diesen gleich darauf auch wohl mit einigen Zeilen begleitet haben wird, sich entschuldigt, daß er dem Freund so lange nicht geschrieben habe; aber er denkt sich hier ausführliche Eröffnungen über seinen Zustand, und die Zeit von vierzehn Tagen konnte seiner sehnsüchtigen Liebe schon als eine lange erscheinen, wenn er sich anders jenes Briefleins vom 10. März erinnerte. Auch erwartete Goethe Antwort wegen der Briefe von Lenz.

2) Das Bild von Goethe's Wesen hatte sich seiner Seele unauslöschlich eingeprägt, und wirkte in reinster Wiederspiegelung in ihm fort.

3) Wohl mit Beziehung auf Goethe's Aeußerung: „Sagen kann ich dir nichts — denn was läßt sich sagen!"

4) Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 199 f. Lenz hatte sich in diesen Briefen auch gegen Nicolai gewandt, woher die durch unsere Verbesserung des Datums gewonnene Verlegung derselben in den März an sich große Wahrscheinlichkeit hat.

lich über dergleichen Unbilligkeiten der Kritiker zu beklagen; am meisten schmerzte es ihn, die dem Erbprinzen von Sachsen-Weimar zugesagte Annäherung an Wieland spöttisch vor das große Publikum gebracht zu sehn.[1]) Schon am 22. März schreibt Jacobi: „Liebster Wieland, liebster Bruder, wie in aller Welt ist es möglich, daß Sie nur einen Augenblick haben glauben können, Goethe sei der Verfasser des „Prometheus"? Ich wüßte mir so etwas unter gar keiner Bedingung, sie möchte sein, welche sie wollte, vorzustellen, und bin deswegen auch nicht im Stande, das mindeste darüber zu reden. Die Unmöglichkeit ist mir so auffallend, daß mir ganz schwindelig wird, wenn ich nur einen Augenblick versuche, das Gegentheil zu denken. Niederträchtigkeit, Falschheit — o die ist von keiner menschlichen Seele ferner, als von der seinigen!" In demselben Briefe erwähnt er seiner Karlsruher Reise, von der Wieland nichts erfahren zu haben scheine. „Klopstock begleitete mich nach Mannheim zurück, und harrte dort sechs Tage aus, bis zu meiner Abreise. Er ist ein feiner Weltmann, und just um so viel zu populär, als ich es zu wenig bin. Dies gab zu manchen scherzhaften Wortwechseln und Szenen unter uns Anlaß; denn ich ließ ihm durch seine Popularität allerhand närrische Drangsale über den Hals kommen. Klein war mein Scharfrichter."[2]) Wieland's Antwort hierauf ist uns nicht erhalten, eben so wenig der weitere Brief Jacobi's, worin dieser ihn bat, Geduld mit ihm zu haben, da ihn das Verhältniß zu Goethe und Klopstock zu wunderbar ergriffen habe. Wieland aber fühlte sich durch den innigen Antheil, den Jacobi an Klopstock und Goethe nahm, eifersüchtig aufgeregt, wie wir aus seinem Briefe vom 9. April ersehen. „Ihr Verhältniß zu den drei Männern, Klopstock, Goethe und Wieland", schreibt er, „hat freilich etwas Wunderbares, aber nur für den ersten flüchtigen Anblick. Ich bin zu gut überzeugt, daß alles Wunderbare natürlich zugeht, um mir über diesen Punkt nicht selbst die Nativität stellen zu können. Goethe und Klopstock haben sich Ihrer Seele bemächtigt, und neben diesen beiden ist für Wieland kein Platz. Ich zweifle, ob die Natur jemals zwei antipodischere Wesen hervorgebracht hat, als Klopstock und mich. Er verachtet mich, und meint, ich hasse ihn. Dies meint er unrecht; da ich den ganzen Tag fast nichts thue, als in mich hineingucken, so muß ich wohl am besten wissen, wie mir ist. Nicht ein Minimum von Haß. Klopstock ist für mich der Mann im Monde oder im Hundsstern, ein Wesen aus einer mir unbekannten und mit meinen äußeren und inneren Sinnen in gar keiner Beziehung stehenden Reihe von Dingen, kurz, ein

---

1) Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 196 ff. 212 ff.

2) Der Exjesuit Professor Klein in Mannheim ist gemeint. Vgl. den Merckischen Briefwechsel I, 100. II, 94. Scharfrichter steht wohl in der Bedeutung von Zensor, die das Wort z. B. in Graubündten hat.

Wesen, wovon ich nichts begreife. — Daß ich Goethens ganze Größe fühle, habe ich Ihnen schon hundertmal gesagt. Es ist nicht möglich, stärker mit einem Menschen zu sympathisiren, als ich mit ihm sympathisirte, da ich seinen „Götz", seinen „Werther" und sein „Puppenspiel" las, wovon jedes in seiner Art ganz vortrefflich und herrlich in meinen Augen ist. — Daß er den „Prometheus" nicht gemacht habe, will ich glauben, weil Sie es so gänzlich überzeugt sind, und weil ich es gern glaube. Sie sollen nichts weiter von mir über diese Materie hören". Am Schlusse spricht er seine Ansicht noch einmal in französischer Sprache aus, als ob sie in dieser weniger hart laute. „En un mot, mon ami, je ne plaindrai jamais de vous, de m'avoir quitté pour Klopstock et Goethe. L'amour ne se commande pas. Il y a longtemps, que vous cherchez votre alter ego. Vous aviez crû le trouver en moi; vous vous trompiez; il y a mille différences entre nous qui à la longue ne pouvaient manquer de faire leur effet."

An demselben Tage hatte Goethe eine Erklärung abgefaßt, in welcher er öffentlich H. Leopold Wagner als Verfasser des „Prometheus" bezeichnete. Diese Erklärung wird er, wie an Knebel, auch an Jacobi geschickt haben.[1]) Auch die versprochene Abschrift von „Stella" erhielt Jacobi, die wider Erwarten ein Mißverständniß zwischen den Freunden verursachte, wie sich aus folgendem im April geschriebenen Briefe Goethe's ergibt[2]): „Friederice Fritzel, wie ist dir! — O du Menschenkind! — Steht nicht geschrieben: „So ihr glaubtet, hättet ihr das ewige Leben!" Und du wähntest manchmal, der Sinn dieser Worte sei in deiner Seele aufgegangen. Sei's nun — geringer kann ich's nicht thun — deine Liebe wag' ich dran — sonst wär' ich der heiligen Thränen nicht werth, die du in Köln an mein Herz weintest. — Lieber Fritz, besinne dich! — es ist nicht „Stella", nicht „Prometheus" — besinne dich, und noch einmal: Gib mir „Stella" zurück! — Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe, und um deinetwillen liebe! — — — — Und das muß ich dir all so ruhig schreiben, um deines Unglaubens willen, der ich lieber mein Herz ergösse." Ohne Zweifel hatte sich Jacobi an der Entwickelung gestoßen, daß beide Frauen, Stella und Cäcilie, nicht bloß den Verräther ihrer heiligsten Liebe nicht mit Verachtung von sich weisen, sondern sich sogar in sein Herz theilen. Jacobi hatte dies wohl ganz unnatürlich für edle weibliche Seelen gefunden, und bestimmt genug ausgesprochen, daß dieses Gefühl, bei allen sonstigen Vorzügen, besonders in der Schilderung herzinniger Frauenliebe, in seinen Augen das Stück vernichte, worauf sich die Worte beziehen: „Gib mir

---

1) Sie erschien in den „Frankfurter Anzeigen" vom 21. April. An Knebel schickte er diese Erklärung am 14. April; denn es ist gewiß ein Irrthum, wenn Guhrauer das querübergedruckte Oktavblatt mit einer Nachschrift Goethe's für eine Beilage des Briefes vom 1. August hält. Vgl. Riemer II, 637.

2) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 54.

Stella zurück!" Goethe aber durfte vom Freunde verlangen, daß er an ihn glaube, daß er ihn nicht für fähig halte, eine solche Herzenstheilung zu billigen, die er bloß als einen tragischen Fall, als eine ähnliche Herzensschwäche darstelle, wie Werther's traurige Nachgiebigkeit gegen sein „Herzchen", welche diesen endlich zum Selbstmord hinreißt. Auffallend würde es hierbei bleiben, wie Goethe das Stück „ein Schauspiel für Liebende"[1]) nennen konnte, sollte diese Bezeichnung etwas anderes besagen, als daß die leidenschaftliche Gewalt der Liebe hier auf ihrem höchsten Gipfel dargestellt sei, wobei freilich nicht zu läugnen steht, daß dieser Zusatz eben so irre führend war, als das Motto auf der ersten Ausgabe „Werther's". Jacobi aber wird den Dichter bald über seine Beurtheilung der „Stella" beruhigt haben.

Dieser, der unterdessen sich sehr unwohl gefühlt hatte, suchte in einem Briefe vom 22. April auch Wieland über seine Stellung zu ihm, wie auch über seine Beziehung zu Goethe und Klopstock, freundlichst aufzuklären. „Der Unglaube, worein Sie in Absicht meiner verfallen sind", schreibt er, „hat mir manche unruhige, trübe Stunde gemacht. Als ich heute vor acht Tagen das wiederholte Bekenntniß davon in Ihrem Briefe vom 9. dieses Monats las, erhuben alle meine Lebensgeister ein Feldgeschrei, daß ich sie ausziehen ließ gegen Ihren Argwohn, und meiner Unschuld Triumph verschaffte. Ich schrieb noch am Sonnabend (eben vor acht Tagen, am 15. April) ein großes Stück, das ich an den folgenden Tagen, obgleich mit größtem Unvermögen, fortsetzte. Meine zunehmende Krankheit hat die Vollendung unmöglich gemacht, und es wäre auch eine bunte Rhapsodie geworden, die ich Ihnen nicht schicken möchte. Ich finde auch, je mehr ich die Sache überlege, daß Sie durch niemand besser, als Sie selbst, am unvollkommensten aber durch mich instruirt werden können. Um das Widersinnige in der Vorstellung, daß ich der Freund zweier Ihrer Feinde sei, aufzulösen, brauchen Sie sich nur zu erinnern, wie es Ihnen selbst mit Goethe ergangen. Anfangs sahen wir beide ihn als einen feurigen Wolf, der des Nachts an honetten Leuten hinaufsprang und sie in den Koth wälzte. Das garstige Thier! riefen wir aus, und ich weit heftiger und lauter, als Sie.[2]) Bald darauf erfuhr ich, daß man um ein bißchen Spukens willens nicht gleich des Teufels sei, sondern oft nur deswegen umgehe, weil man noch nicht ordentlich begraben sei, oder weil man einen Schatz versteckt habe. Also befand sich's mit Doktor Wehrwolf[3]); Sie

---

1) Auch Klinger's „Donna Viola" sollte diese Bezeichnung erhalten. Vgl. meine „Frauenbilder" S. 313 Note 1.

2) Man weiß nicht, worauf sich dies eigentlich beziehen soll, wenn nicht auf die Farze gegen Wieland, die aber beide gerade nicht mit einem solchen Weheruf aufnahmen.

3) Von seinem Vornamen Wolfgang nannte man ihn im Familienkreise und unter Bekannten Doktor Wolf.

aber entsetzten sich sehr, als Sie mich zum erstenmale als Gespann mit ihm einher traben sahen. Allein kurz darauf begab sich das Wunder, daß auch Wieland sich dem Unthier ergab, und an seinen Bruder Fritz und an viele andere Freunde und Bekannte schrieb, Doktor Wehrwolf sei das vortrefflichste aller menschlichen Wesen, Wieland fühle sich in allen Nerven von Liebe für ihn ergriffen.[1]) Keine bloß vorüberrauschende Aufwallung war dies; Wieland fuhr fort, es zu sagen und zu zeugen, sagt's und zeugt's bis auf den heutigen Tag. — Wäre Goethe Ihnen erschienen, wie er vor neun Monaten mir erschien, in aller seiner Liebenswürdigkeit, und es hätte beider Seelen gegenseitige Liebe befruchtet, Ihr Inwendiges jenes gewaltige Weben erfüllt, das mit dem Aufkeimen des herrlichen Samens angeht, und zunimmt mit seinem Gedeihen zur Freundschaft — o wer hätte denn mehr viel an den ruhmlosen, in sich gekehrten Bruder Fritz gedacht! —[2]) Klopstock ist Ihnen der Mann im Monde — mir war er immer Nebenmensch, Gefährte auf einer Welt. Den Werth und Unwerth seiner Schriften in Verhältniß zu meinem Individuum hier zu bestimmen, ist nicht nöthig; genug, daß sie mir jetzt nicht mehr gelten, als vordem, daß aber zu allen Zeiten ihr Verfasser mir als ein wunderbarer Geist erschienen, den ich gewünscht, einmal unmittelbarer betrachten zu können. Nun habe ich ihn gesehen, und in ihm einen Menschen erkannt, den ich lieben und hochachten muß. Ihnen würde es nicht anders gehn, und fast in jeder Absicht würden Sie besser mit Klopstock, als mit Goethe harmoniren." Nicht ohne eine gewisse Bitterkeit über Wieland's falsche psychologische Deutung betheuert er diesem, daß Goethe und Klopstock ihn so wenig aus seinem Herzen verdrängt, daß er nie mehr Liebe, Hochachtung und Bewunderung für ihn empfunden habe. Hiermit hörte denn diese unerquickliche Verhandlung auf, obgleich noch immer ein Stachel in Wieland's Brust zurückblieb.

Aus den Monaten April und Mai liegen uns mit Ausnahme des S. 155 erwähnten Briefes von Goethe keine Spuren des brieflichen Verkehrs zwischen Goethe und Jacobi vor. Goethe war ganz von dem Verhältnisse zu Lili hingerissen, wovon er aber auch dem herzlich geliebten Freunde nichts verrathen konnte; dazu kam später der Besuch der Stolberge, der ihn sehr in Anspruch nahm. Jacobi befand sich während des April sehr unwohl, und am Abend des 21. ward es ihm so schlimm, daß er, wie er am 26. an Frau von la Roche schreibt, zum erstenmal in seinem Leben in eine ganz trostlose Verzweiflung versank; der Gedanke, daß er seit seinem fünften Jahre selten recht gesund gewesen, machte ihn mur-

1) Davon findet sich aber in den Briefen keine Spur; Wieland erkannte seine dichterische Begabung an, ohne irgend für diese oder gar für seine Person, der er nicht traute, zu schwärmen.

2) Diese Stelle von den Worten: „Und es hätte" an ist fast wörtlich in den „Woldemar" übergegangen. Vgl. den Merkur 1777, II, 209.

ren, und er fluchte allem, was Leben bereitet. Indessen wich diese Verstimmung am andern Morgen, und die Hoffnung, Frau von la Roche im Mai bei sich zu sehn, erheiterte ihn, doch verzögerte sich der Besuch selbst einen Monat. Nicht einmal seine Abreise nach der Schweiz zeigte Goethe Jacobi an, obgleich das Verhältniß selbst nichts an seiner Herzlichkeit verloren hatte. „Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegeneinander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gangen", hatte Goethe ihm im vorigen August geschrieben: dies sollte jetzt in Wahrheit eintreffen.

Am 13. Juni fuhr Jacobi mit seinem Bruder der zum Besuch nach Düsseldorf kommenden Frau von la Roche bis Köln entgegen. Der Vollmond ging an diesem Abende ganz auf dieselbe Weise über dem Rheine auf, wie im vorigen Jahre bei seiner dortigen Anwesenheit mit Goethe. Deshalb konnte er nicht unterlassen, am andern Morgen wieder einmal dem Freunde, den er noch in Frankfurt glaubte, seine Gefühle mitzutheilen. — „Er wird gewiß kommen, der Tag", schreibt er, „wo du wieder da sein wirst, wo Berg und Fluß und Mond und Sonne mich darauf ansehn werden, daß ich dich wieder habe. — Es ist doch das Beste am Menschsein, daß uns das genossene Gute nicht untergehet, daß es sich anbauet in und um uns, sich fortpflanzet, vermehrt, und wir so immer mächtiger werden zu noch größerm Genuß." Gleich nach seiner Rückkehr von der Schweizerreise sprach Goethe von neuem seine herzlichste Liebe dem edlen Freunde aus. „Ich habe die „Wallfahrt" („dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe") und das Lied (wohl das Lied „auf dem See")", erwiedert Jacobi am 12. August von Aachen aus, wohin er vor acht Tagen gegangen war, um seine Gattin zu besuchen, „und nie fühlte ich deinen Geist dem meinigen näher. Diese Blätter sind mir E r f ü l l u n g und Verheißung, Lohn des Glaubens und mächtige Stärkung in ihm. — Herrlich, daß man aus so weiter Entfernung einander so wahrhaftig erscheinen kann, daß d i e Gegenwart inniger ist, als es tausendmal die leibhaftige war. Wie ich dich an mein Herz drücke, lieber Unsichtbarer!"

Von hier an findet sich in unserm Briefwechsel eine sehr empfindliche Lücke von mehr als vier Jahren; daß jede Verbindung zwischen den Freunden diese Zeit über unterblieben sei, läßt sich kaum annehmen, obgleich diese bei den vielfachen neuen Verhältnissen, in die Goethe bald leidenschaftlich hineingerieth, nicht lebhaft gewesen und zuletzt ganz versiegt sein wird. Jedenfalls wird er ihm seine Reise nach Weimar angezeigt und ihn gebeten haben, die ihm bestimmten Sendungen an Wieland zu adressiren, worauf eine Aeußerung in einem Briefe Goethe's an Knebel (I, 9) [1]) hin-

---

1) „Indessen sind Briefe gewiß an mich bei Kalb und Wieland, und drunter, die mein Herz nah angehen."

zudeuten scheint. Wie einst Wieland, so scheint jetzt Jacobi auf die Verbindung mit Goethe eifersüchtig geworden zu sein. Wieland meldet diesem am 10. November mit höchster Begeisterung die Ankunft Goethe's, in den er ganz verliebt sei. „Seit diesem Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfe von der Morgensonne. So unaussprechlich groß, wichtig und lieb mir Goethe geworden ist, so fühle ich doch im Innersten, daß auch Fritz Jacobi, anstatt dabei zu verlieren, mir noch theurer geworden, als jemals. Mir ist, ich liebe Sie nun auch in ihm, und das ist just noch einmal so viel. Wenn Sie „Allwills Papiere“ [1]) in einem Feuer fortschreiben könnten, sagt Goethe, und Wieland mit ihm, so würde es ein gar herrliches Werk werden. O daß ich Ihnen nur auf vier Wochen meine Muße geben könnte! Wenn nun auch noch Fritz bei uns wäre! Doch es ist besser so; ich könnte euch beide zusammen nicht aushalten. Das Feuer von zwei Dämonen, wie ihr seid, würde mich verzehren.“ Jacobi erwiedert nach einer schweren, eben bestandenen Krankheit am 23. November: „Mit Goethe und Ihnen ist es genau so gegangen, wie ich es vorausgesehen hatte. Es wird sich von selbst nach und nach alles in die Richte senken, und was schadet's, wenn dabei auch hie und da etwas kracht. (Man glaubt, eine leise Mißstimmung gegen Goethe, der ihn jetzt vernachlässige, hier durchzufühlen). Der Beifall, den mein „Eduard“ (Eduard Allwill) bei Ihnen erhalten, ist mir traun lieb und werth. Wegen der Fortsetzung seid außer Sorgen. In der „Iris“ aber werde ich nicht lange damit bleiben können. Ueberlegen Sie doch mit Goethe, welchergestalt unser „Merkur“ gemeinnütziger gemacht werden kann.“ Aber mit der Fortsetzung von „Allwill's Papieren“, die in Wieland's „Merkur“ im April-, Juli- und Dezemberhefte 1776 erschien, war weder Wieland noch Goethe, noch die andern Freunde zufrieden. „Die Allwill's Papiere“, schreibt ersterer am 13. Mai an Merck, „haben diesmal (die schon in der „Iris“ erschienenen Briefe wurden mitabgedruckt) so viel Platz weggenommen, daß verschiedene Rezensionen (von Merck) liegen bleiben mußten. — Was dünkt euch übrigens von dem Manne, der so herrliche Materialien roh verkauft, und so viel daran hätte gewinnen können, wenn er sie verarbeitet hätte? Er gleicht einem Manne, der auf seinem Gut einen köstlichen Marmorbruch von schönem milchweißen Marmor gefunden hätte, und weil er sich nun nicht die Mühe nehmen möchte, oder es nicht erwarten könnte, ihn zu brechen, und in großen Stücken auf die Ebene herabzuführen, und dann zu behauen und zu glätten, und Götter und Helden und Woh-

1) Der Anfang von „Allwill's Papieren“ war im Septemberheft der „Iris“ (IV, 3) mit einem Motto aus Goethe's „dritter Wallfahrt“, als „aus einer Handschrift“ genommen, erschienen. Es ist die Stelle von der Läuterung durch die Liebe: „Wie viel Nebel sind vor meinen Augen gefallen — entfliehend im Nebel“ (B. 31, 22).

nungen für Götter daraus zu machen, käm' er mit Brecheisen und Hammer, schlüge alles kurz und klein zusammen, und brächt's uns schubkarrenweise angefahren. Das Gleichniß ist, wie ihr seht, aus Goethens Hirnkasten, und paßt, wie alle seine Gleichnisse, nur gar zu wohl. Es ist wirklich ein unbegreiflich Ding, wie man solchen Stoff lieber in Gestalt eines planlosen, unzusammenhängenden Haufens vermischter Papiere heraus- und hundert hungerigen armen Schluckern von Autoren, die freilich alle Finger danach lecken werden, Preis geben, als ein Werk daraus machen mag, das aere perennius gewesen wäre." [1]) Eckermann (II, 60 f.) erwähnt einer poetischen Epistel, wohl einer sogenannten Matinée [2]), von Merck an Wieland aus dem Jahre 1776, die in höchst geistreichen, aber etwas derben Knittelversen besonders gegen Jacobi gerichtet sei, den Wieland in einer zu günstigen Rezension im „Merkur" überschätzt zu haben scheine, was Merck ihm nicht verzeihen könne. Die Vermuthung Eckermann's ergibt sich schon daraus als eine ganz ungehörige, daß im „Merkur" dieses Jahres Jacobi gar nicht beurtheilt wird, und Wieland nur in einer Note zum Anfange von „Allwill's Papieren" diese Briefe als „interessant" bezeichnet. Die noch erhaltene, aber noch nicht mitgetheilte Matinée bezieht sich wohl auf das übertriebene Lob, welches Wieland in dem Briefe an Merck dem Stoffe von „Allwill's Papieren" beilegte, vor welchem, wenn Jacobi ein ordentliches Werk hätte daraus machen wollen, „wahrlich die Agathon's (Wieland's eigener Roman) und manche andere berühmte Werklein unserer Zeit zusammengesunken sein würden". Wir irren wohl nicht, wenn wir gerade auf diese Matinée die Aeußerung Wieland's im Briefe an Merck vom 31. Mai 1776 beziehen: „Von Allwill ein andermal. Ihr geht gottlos mit ihm um, und das ist nicht fein! Es bleibt aber alles unter uns." Am 24. Juli meldet Wieland an Merck: „Im nächsten Julius (dem Julihefte des „Merkur") wird ein abermaliges „Allwill's-Papier" (ein

1) Drei Tage früher hatte Wieland an Jacobi geschrieben: „Dein Allwill hat mir bei der Korrektur der Probebogen Freude gemacht. Was für eine herrliche Existenz ist die deinige mitten unter allen diesen edlen und guten Geschöpfen, die dein ganzes Leben zu einem Drama von der interessantesten Art machen? Wo hat jemals ein Dichter einen solchen Stoff gehabt? Was für Materialien? Was für eine Komposition hättest du daraus machen können? Vermuthlich hat dir unser Dämon eingegeben, es nicht zu thun; denn was für eine arme Figur hätten wir andern neben dir gemacht!" Daß Jacobi von seiner Umgebung vieles hergenommen (man lese besonders den Brief Amaliens vom 11. März), konnte niemand entgehn, aber bestimmte Personen hatte er doch keineswegs geschildert, wenn er auch Hauptzüge von ihnen entlehnte. Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 237 ff. Deycks S. 49.

2) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 463 Note 1. Auch die von außen nach Weimar geschickten spöttischen Gedichte dieser Art bezeichnete man mit diesem Namen. Eine Matinée von Merck auf Goethe gibt Wagner in den Merckischen Briefen II, 59 ff. Eine kleinere von Lenz auf H. L. Wagner hat Tieck (III, 261 f.) bekannt gemacht.

Brief Allwill's) Ihre Galle gewaltig rege machen. Es sind Rodomontaden darin, die wirklich nicht zum Dulden sind. 's ist mir eingefallen, ob man nicht irgend einen supponirten Leser an Herrn Eduard Allwill über diesen Brief schreiben, und ihm im Namen der ehrsamen Welt, die nicht die Ehre hat, zu seinem auserwählten Klub zu gehören, einige demüthige Zweifel über eine und andere von seinen Gascognaden, besonders seinen Ausfall auf die Philosophen, vortragen zu lassen (vortragen lassen sollte). Aber am Ende dürft' ich's, in dem Verhältniß, worin ich mit ihm stehe, doch nicht drucken lassen; und was hälf's also!" Ganz anders als dem spöttischen Merck gegenüber äußert sich Wieland zehn Tage früher gegen Jacobi selbst. Nachdem er ihm bemerkt, daß er mit seiner Erlaubniß die Stelle über den Fürstendienst wegstreichen werde, die er sich nicht wohl erlauben dürfe, fährt er fort: „Für alles übrige (in jenem Briefe Allwill's) habe Dank im Namen aller guten Menschen, besonders für das herrliche Ideal, wozu dir dein Weib, die Göttin, gesessen hat, und für alles Herrliche, was du da zum erstenmale, seitdem man schreibt, von der ehelichen Liebe der braven Weiber gesagt hast. Alles das ist eigentlich W o r t G o t t e s, wie's Goethe nennt; und also soll auch Gott die Ehre davon haben, und nicht du." Jacobi hat nichts gegen die Auslassung der bezeichneten Stelle und freut sich herzlich des ertheilten Lobes. „A u ß e r m e i n e m H a u s e", schreibt er, „b i s t d u d e r e i n z i g e, v o n d e m i c h e i n U r t h e i l ü b e r m e i n e A r b e i t e n e r f a h r e; ich lebe hier, als wenn ich gar nicht zu Deutschland gehörte." Die herzliche Verbindung mit Goethe hatte demnach aufgehört; ja man darf fast zweifeln, ob dieser seine „Stella" im Anfange des Jahres dem Freunde zugeschickt habe, der an der Entwickelung so argen Anstoß genommen hatte. „Freilich hat Betti zu meinem Ideal gesessen", fährt Jacobi fort, „so eigentlich gesessen, daß ich sie ein paarmal dazu an meinen Schreibtisch geholt. Uebrigens aber protestire ich gegen alle weitere Applikation sowohl im Vergangenen als Zukünftigen. Ein Maler kann nach seiner eigenen Gestalt einen Alexander malen, so daß ihm das Bild sehr ähnlich ist, bis auf einige veränderte Züge, die gerade diejenigen sind, die das Bild zum Alexander machen; eben so nach seiner Tochter oder Frau von mittelmäßiger Schönheit eine Phryne — das häßlichste Weibsbild. Eben so viel Dichtung und noch mehr ist bei Schilderung der Situationen möglich, oder schleicht sich ein, wissentlich oder unwissentlich." Dies gilt ganz besonders auch von der Person Allwill's, bei welchem in manchen Zügen Goethe vorschwebt, aber die sittliche Schwäche und Haltlosigkeit nichts weniger als von diesem entnommen ist.[1]) Seine

1) Wir haben bereits oben S. 144 Note 3 eine Stelle von Allwill gefunden, die in einem frühern Briefe Jacobi's von Goethe gilt. Auch folgende Schilderung Allwill's scheint von Goethe hergenommen: „Nie habe ich eine solche

Freundin, Frau von la Roche, bittet er, den „Allwill" ohne Deutung zu lesen, da sie sonst ganz gewiß irre gehn und sich nur stören würde. „So hat mir", bemerkt er, „z. B. kein sterbliches Wesen zu meiner Sylli gesessen. Als ich die Briefe, welche ihren Namen tragen, schrieb, befand ich mich in einer Situation, wo mir alles, was ich sie sagen ließ, gerades Wegs aus eigenem Herzen kam. Zum Portraitmalen habe ich überhaupt nicht das mindeste Geschick." Hiernach begreift man, wie Jacobi fünf Jahre später gegen Lavater äußern konnte, im „Allwill" sei etwas, dem er mehr als sich selbst glaube, und er fügte hinzu, Lessing habe etwas ähnliches dabei gefühlt. [1])

Daß die Verbindung zwischen den Freunden nicht ganz unterbrochen wurde, zeigt die Aeußerung Goethes im Briefe an Lavater aus dem Ende Februar 1777 (Nro. 13. vgl. oben S. 51): „Der Jacobi's Portrait('s) sind angelangt; ich schick' sie dir aber nicht, sie sind abscheulich. Fritz grüßt dich sehnlich, und wird dir von hier aus schreiben." Aber Jacobi's Reise nach Dessau, wo er seine beiden ältesten Söhne dem Philanthropinum übergeben wollte, wobei er denn zugleich Weimar zu besuchen gedachte, unterblieb, da Wieland und andere von der Dessauer Anstalt abriethen. Vgl. oben S. 51 Note 5. Dagegen kam der ältere Jacobi im März desselben Jahres zu Wieland, mit dem er sich ausgesöhnt hatte, nach Weimar. [2]) Sein Bruder, dessen Frau im vorigen September in den Besitz ihres reichen Erbes getreten war, hatte diesem das Antheilsrecht am „Merkur" abgetreten, was sich jährlich auf vierhundert Thaler belief, wofür aber eine gewisse Anzahl Bogen geliefert werden mußte. [3]) Goethe wird sich während des etwa vierzehntägigen Aufenthaltes des Bruders diesem freundlich erwiesen haben, doch erklärte er sich gegen die von diesem beabsichtigte Beschreibung seiner Reise nach Weimar. „Goethe, dem ich deinen Brief lesen lassen, grüßt dich", schreibt Wieland am 24. März 1777 an J. G. Jacobi: „Er ist der Meinung, du sollst die Reise nach Weimar nicht schreiben. Er meint, es schicke sich für uns am besten, in unserm heiligen Dunkel zu bleiben; es würde nur dienen, viele boshafte, hämische Seelen hier und dort aufzuwiegeln." Von der frühern Innigkeit des Verhältnisses zu Fr. H. Jacobi verlautet nichts mehr, was nicht zu verwundern,

---

Allgemeinheit des Gefühls gesehen, und das in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren, wo sie nicht aus vielen Erfahrungen und Bemerkungen abgezogene, kalte, mangelhafte Erkenntniß, sondern nur unmittelbare Empfindung sein kann. Ein so schneller und fast gleich mächtiger Sinn für alles muß eine wunderbare Mannigfaltigkeit seltsamer Erscheinungen hervorbringen. Dabei ein so glühendes, muthiges Herz, seine ganze Seele so offen, so lieb; kurz, für mich ist dieser Stuard einer der interessantesten Gegenstände."

1) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I. 334.

2) Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 265. 273.

3) Vgl. die Merckischen Briefe II, 84. 137. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 269.

da der Herzog Karl August, Wieland, Herder, Knebel, Frau von Stein u. a., sowie überhäufte Geschäfte den Dichter ganz in Anspruch nahmen, und „Allwill", den freilich viele für Goethe's Werk hielten [1]), bei dem Mangel individuellen Lebens und künstlerischer Vollendung, wenig geeignet schien, die früher gehegte begeisterte Hoffnung auf Jacobi zu befestigen, ja es mochte ihm auch nicht besonders behagen, daß dieser zum Bilde seines die keck und schrankenlos einherschreitenden, verderblich wirkenden Genie's darstellenden Allwill manche Züge offenbar von ihm hergenommen hatte. Die Anwesenheit des Bruders, den Goethe nicht mehr mit der alten vollen zutraulichen Herzlichkeit aufnehmen konnte, scheint das Verhältniß eher noch mehr gelockert, als neu befestigt zu haben, so daß, wenn bisher noch eine freilich nichts weniger als lebhafte Verbindung sich erhalten hatte, diese jetzt völlig abbrach. Wie wir nicht selten finden, daß das Zurückziehen eines Freundes ein noch stärkeres Zurückweichen von der andern Seite zur Folge hat, so mag dies auch bei Jacobi der Fall gewesen sein, der auf das schmerzlichste seine Hoffnung getäuscht sah, ohne irgend einen Ersatz dieser glühenden Freundschaft anderwärts zu finden, während für Goethe sich die verschiedensten andern Verhältnisse angesponnen hatten, von denen die wunderbare Verbindung mit Frau von Stein den Dichter leidenschaftlich verschlang.

Jacobi, so auf sich selbst und seinen nähern Kreis zurückgezogen, schrieb im Jahre 1777 den ersten Band seines „Woldemar", der unter dem Titel: „Freundschaft und Liebe. Eine wahre Geschichte von dem Herausgeber von Eduard Allwill's Papieren", im Mai-, Juni-, Juli-, September- und Dezemberhefte des „Merkur" erschien. Wieland war über die erste Sendung dieses Romans ganz glücklich, wie er dies dem Freunde gleich mit seinem gutmüthigen Enthusiasmus mittheilt. „Glücklich (hast du mich gemacht) von verschiedenen Seiten: erstlich weil es so herrlich, deiner so würdig ist, und ich nun den Triumph habe, den guten Leuten, denen ich von deinem Genius, und was du als Mann bist, und was du als Verfasser, Dichter, oder wie man's nennen will, leisten könntest, nach meinem Gefühl spreche, sagen zu können: „Da leset Freundschaft und Liebe! — Dann glücklich durch das Werk selbst, daß es da ist — denn ich denke es mir schon als vollendet —, daß einmal wieder etwas da ist, an dem mein carum cor so ganz vollständiges, inniges Wohlgefallen hat, woran es sich laben und stärken kann. Dann glücklich, weil du mir durch diesen unschätzbaren Beitrag zum „Merkur" für diesen ganzen Sommer Luft und freiere Existenz, und also Raum und Muße und Muth, verschafft, auch wieder etwas in meiner Art zu treiben. Für alle

1) „Allwill's Briefe sind von Friedrich Jacobi, nicht von mir", schreibt Goethe am 16. September 1776 an Lavater. Vgl. Jacobi's Aeußerung im Briefwechsel I, 259.

diese Wohlthaten nun nimm meinen herzlichsten Dank, und zum Himmel flehe ich, daß doch ja kein leidiger Zufall dich hindere, an dieser so schönen, so lebendigen, so idealischen und doch so individuellen und wahren Komposition in einem Feuer fortzuschaffen. Was für ein Naturmaler, was für ein Seelenmaler du bist! Wie scharf deine Umrisse und wie warm die Ausführung! Wie unter deinem Zauberpinsel alles lebendig, alles neu, alles, als ob man's zum erstenmale fühlte, wird! Ja wohl wird das Ganze, nach diesem Anfang, dieser Anlegung zu schließen, eine Komposition sein, aber eine Komposition, wie es wenige gibt. Nicht Kunst-, nicht Stückwerk, sondern Werk einer großen Natur, zu bloßem Kunstwerk sich verhaltend, ungefähr wie ein schönes Kind, von der Liebe erzeugt und von den Grazien erzogen, zu der schönsten Pariser Puppe." Jacobi hoffte, Wieland solle mit der Fortsetzung, je länger, je zufriedener werden; sein Plan sei so Original, daß es wohl unmöglich sein dürfte, ihn zu errathen, doch werde er seine Geschöpfe aus Jammer in Jammer versetzen müssen, wobei er andeutet, daß er die Qualen, die er schildere, selbst lebendig durchempfunden habe. Wieland's Enthusiasmus wird sich indessen bald gefühlt haben, besonders als Jacobi, den Nervenschwäche und Geschäfte vielfach hinderten, mit der Fortsetzung warten ließ. Auf der Reise, welche Wieland, um der Aufführung seiner „Rosamunde" beizuwohnen, im Dezember 1777 nach Frankfurt machte, kam er in Goethe's väterlichem Hause mit Merck zusammen[1]), wo man nicht unterließ, auf die Jacobi's, ihrer Prätensionen wegen, zu fluchen. In Mannheim scheint Wieland Jacobi gefunden zu haben, wenigstens hatte dieser versprochen, gegen den 8. Januar dorthin zu kommen. Die Aufführung der „Rosamunde" sollte am 7. Januar 1778 erfolgen[2]), unterblieb aber wegen eingetretener Hoftrauer[3]). Auf Goethe konnte Jacobi's neuer, stückweise und nur bis zum Schlusse des ersten Theiles erschienener Roman bei manchen einzelnen Schönheiten keinen wohlthätigen Eindruck machen, da ihm die eigentliche dichterische Weihe fehlte und der Tugendheroismus dieses Woldemar mit jenem stoischen Ideale von Freundschaft seinem natürlichen Gefühle zu sehr widerstand. Uebrigens hatte er in demselben Jahre in der ersten Fassung des „Triumphs der Empfindsamkeit" in heiterm Scherze unter den Vertretern der Sentimentalität, deren Ausschweifungen er in dieser heitern Parodie verspottete, neben Rousseau's „Heloise" und seinem eigenen „Werther" auch „Allwill's Papiere" angeführt[4]).

Die Nachricht von der Verlobung der Tante Jacobi's, Jo-

---

1) Vgl. den Merckischen Briefwechsel II, 162.

2) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 278. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 287. Merck's Briefwechsel II, 114. 116.

3) Vgl. Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland II, 57 f., wo die Angabe des 11. Januar irrig scheint.

4) Vgl. Blätter für literarische Unterhaltung 1849 S. 96.

hanna Fahlmer, mit Goethe's seit einigen Monaten verwittwetem Schwager Schlosser erregte dessen tiefste Wehmuth. In dem Schreiben vom 2. November 1777, in welchem er dieser sein Gefühl über jene ihn wunderlich ergreifende Nachricht ausspricht, bittet er sie am Schlusse: „Sag' was Leidliches Fritzen (Jacobi)! Ich bin gar stumm".[1]) Wie weit er sich diese Zeit über von seinem so glühend geliebten Jacobi entfernt hatte, fiel ihm in diesem Augenblicke sehnsüchtiger Rührung schwer auf's Herz, und dennoch sah er kein Mittel, die eingetretene Trennung auf eine irgend förderliche Weise zu heben, da der Grund derselben in ihrer innerlich verschiedenen Richtung lag, über die sie sich jetzt, je ernster ihr beiderseitiges Streben hervortrat, unmöglich täuschen konnten.

Merck, an den sich Jacobi im März 1778 mit der Bitte um Erhaltung seiner Freundschaft nebst einer herzlichen Einladung gewandt hatte[2]), kam im Juni desselben Jahres mit der Herzogin Amalia und von Einsiedel auf einige Tage nach Düsseldorf, wo auch von Goethe und dessen Weimarer Verhältnissen die Rede gewesen sein wird. An einem freundlichen Gruße Goethe's, vielleicht auch an einigen die alten Erinnerungen hervorrufenden Zeilen wird es wohl nicht gefehlt haben. „Der Hofkammerrath Jacobi", schreibt von Einsiedel an Knebel[3]), „ist einer der liebenswürdigsten, edelsten Menschen, die ich je gesehen habe, von schöner körperlicher Gestalt und gefallendem Betragen. Seinen Bruder, den Dichter, kennst du." Merck hatte große Freude an der Originalität von J. G. Jacobi[4]), wogegen ihm der Bruder weniger behagte, wenn auch das Verhältniß äußerlich freundlich genug gewesen sein mag[5]). Als Merck im November wieder in Goethe's väterlichem Hause anwesend war, fluchte er über die Jacobi's, wie er es im vorigen Jahre ebendort mit Wieland gethan hatte[6]), der sich wegen des „Merkur", wo sie ihn oft im Stiche ließen, mit ihnen nicht zum besten stand.

In demselben Monate erfreute sich Jacobi zu Düsseldorf eines mehrtägigen Zusammenlebens mit dem jüngern Forster, der sich seine ganze Neigung zu gewinnen wußte[7]). Da er von seiner dortigen Ankunft vernommen hatte, ließ er ihn auf zutraulichste und hochachtungsvollste Art zu sich bitten. „Ich fand", schreibt Forster an seinen Vater, „einen überaus einnehmenden, scharfsehen-

---

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 203. 472.

2) „Vorzügliche Gaben hat er unstreitig", schreibt Jacobi am 18. März 1776 über ihn an Frau von la Roche, „aber fast in allen seinen Briefen und Ausarbeitungen finde ich etwas, das mir nicht ansteht. Es kommt mir vor, als wenn der Mann weniger dächte als erdächte, mehr erträumte als empfände."

3) Knebel's „Nachlaß" I, 233.

4) Vgl. die Merckischen Briefe I, 132.

5) Vgl. Jacobi's Brief an Merck I, 130.

6) Vgl. daselbst II, 162.

7) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 281.

den, einsichtsvollen Mann, voll Gefühl für's Schöne in allen Fächern, ganz voll richtiger Begriffe über die meisten Gegenstände. Goethe's Busenfreund, auch Wieland's, Lessing's, Klopstock's, kurz, aller deutschen Genien Bekannter, Korrespondent und Freund." Jacobi unterhielt ihn mit „allen neuen Büchern in dem Belles-lettres-Fach und den schönsten neuen Gedichten von Goethe"[1]). Er gedachte demnach seines Weimarer Freundes in allem Guten, ja er gab ihm auch einen Brief an denselben mit, da Forster auf der Rückreise von Berlin Weimar zu berühren gedachte. Nach Kassel sandte er ihm am 27. November einige freundliche Worte. „Zu Weimar werden Sie doch auch Herder sehn", schreibt er. „Sollte die Rede von mir kommen, so erzählen Sie, wenn sich's fügt, wie Sie mich von ihm gegen Fürstenberg reden gehört. Es soll dem Manne durch einen gewissen Mephistophiles[2]) beigebracht worden sein, ich spottete über ihn, hielt ihn für ein verbranntes Gehirn und dergleichen". „Glücklicher, beneidenswerther Fritz", ruft ihm Forster am 1. Dezember zu, „der so (von den Schwestern) geliebt wird, und keine Trennung befürchten darf! Himmel! und Amalie (Betti's Abbild im „Woldemar")! Für uns gewöhnliche Menschen wäre so viel Wonne zu mächtig. Da erkennt ihr großen Seelen eure überwiegenden Kräfte, und seid stolz darauf! Hat Goethe auch Schwestern?" Und am Schlusse heißt es: „Ich fühle es, Goethe hat Recht mit seinem Menschen, der auf sich selbst vertraut. Nur Schade, daß ich's nicht kann". Da Forster seinen Rückweg nicht über Weimar nahm, so schickte er den von Jacobi erhaltenen Brief, damit das darin enthaltene Lied (Jacobi's) nicht verloren gehe, mit ein paar Zeilen an Goethe[3]), der diesen Brief natürlich unbeantwortet ließ.

Im Anfang des Jahres 1779 reiste Jacobi auf den Ruf des Kurfürsten mit dem Minister von Hompesch nach München, woselbst man bedeutende Verbesserungen berathen wollte. Vier saure Monate verweilte er hier, wo er zum Jülich-Bergischen Geheimrathe ernannt und zum Ministerialreferenten über das gesammte Zoll- und Kommerzwesen bestellt wurde. Aber die freimüthige Weise, mit welcher er sich dem Plane, die Baierische Mauth über die Herzogthümer Jülich und Berg auszudehnen, widersetzte, zog ihm die allerhöchste Ungnade zu. Um dieselbe Zeit hatte Jacobi die im „Merkur" erschienenen Stücke von „Freundschaft und Liebe" als ersten Theil unter dem etwas wunderlichen Titel: „Woldemar, eine Seltenheit aus der Naturgeschichte", erscheinen

---

1) In diesem Jahre waren „Proserpina", einige Gesänge aus „Lila" und der „Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga" erschienen; hier können indessen auch die frühern Gedichte der Weimarer Zeit verstanden werden.

2) Ueber diese Namensform vgl. meinen Faustkommentar I, 23. Hier ist Merck gemeint, den auch Goethe schon im folgenden Jahre als Mephistopheles bezeichnet. Vgl. Forster's Werke VII, 133. 136 f.

3) Vgl. Forster's Werke VII, 115.

lassen.[1]) Im Aprilhefte des „deutschen Museums“ steht ein Theil der Fortsetzung. Lessing dankte dem Verfasser des „Woldemar“ am 18. Mai für die unterrichtende und gefühlvolle Stunde, die ihm dieser gemacht, und übersandte ihm dagegen seinen „Nathan“. Forster nahm ihn mit vollster Seele auf. „Wie oft, wie beständig, möchte ich sagen, trifft er mit meinen Begriffen und Grundsätzen zusammen!“ schreibt er (VII, 114 f.). „Wie sehr stimmen wir beide nicht in unseren Gedanken von der Seele überein! Gewisse abgerissene Worte, gewisse Wendungen und Ausdrücke Ihres „Woldemar's“ sind mir auf's Herz gefallen, und sind mir Bürge, daß Ihre Begriffe von der Religion mit den meinigen zusammentreffen!“ Dagegen konnte Goethe, den Merck's Spott — dieser verweilte im Juni und Juli 1779 zu Weimar — gegen Jacobi aufgeregt haben wird, an diesem Woldemar und dieser Henriette, die sich zu einem stoischen Ideale von Freundschaft aufgeblasen haben und sich mit diesem leeren Tugendbilde gar viel dünken, keinen Gefallen finden. Was hat die rein menschliche „Iphigenie“, welche damals Goethe's Geist entstieg, mit diesen spekulativen Wesen Woldemar's und Henriettens gemein! Wer kann es dem Dichter „Faust's“, „Iphigeniens“ und „Tasso's“ verdenken, daß er den prätentiösen Tugendhelden Woldemar in seiner derben Weise zum Teufel wünschte! Die Sucht zur Parodie, welche damals im Weimarer Kreise allgemein herrschend war, that das Ihrige hinzu, diese Verwünschung zu einer parodischen Szene auszubilden, bei welcher der Dichter, wie er sich einmal äußert, vom Teufel der Parodie geritten, alle Rücksicht gegen den noch immer geliebten Freund, der sich in eine ganz entgegengesetzte Richtung verlor, mehr als billig aus den Augen setzte. Zu Ettersburg wurden nämlich eines Tages, wie es scheint, in der ersten Hälfte des August, unter einem Eichbaume[2]) einige Briefe Woldemar's vorgelesen, worauf Goethe auf den Baum stieg, eine Standrede über das Buch hielt und es zur wohlverdienten Strafe und zum erschrecklichen Beispiel an beiden Enden des Deckels annagelte, wo sich denn über die im Winde flatternden Blätter ein großer Jubel vernehmen ließ. So erzählt Frau von la Roche diese „Kreuzerhöhungsgeschichte“[3]) nach den ihr zugekommenen Berichten im Briefe an

1) Im Dezemberhefte 1777 des „Merkur“ findet sich die Anmerkung Jacobi's: „Anstatt des zweiten Theils von Freundschaft und Liebe, welcher mit dem ersten auf Johannis besonders gedruckt erscheinen soll, werde ich von neuem Stücke von Allwill's Papieren in den „teutschen Merkur“ geben, und zwar nur solche, welche für sich ein Ganzes ausmachen. Wie bald aber die Beiträge aus Allwill's Papieren wieder ihren Anfang nehmen werden, kann ich nicht versprechen.“

2) Noch im Jahre 1827 zeigte Goethe Eckermann zu Ettersburg eine Buche, worin er und seine Freunde vor fünfzig Jahren ihre Namen geschnitten und bei welcher sie im Sommer ihre improvisirten Possen gespielt (Eckermann III, 190). Sollte an diesen Baum auch hier zu denken sein, wie Stahr (Weimar und Jena I, 58) ohne Begründung behauptet?

3) Diesen Namen gibt ihr Goethe im Briefe an Lavater vom 7. Mai

Wieland vom 12. September, den sie über die Wahrheit derselben befragt. Wieland, welcher den Brief an Merck übersendet, schreibt diesem am 21. September im vollsten Unmuthe: „Was mir leid thut, ist dies, daß jede Polissonerie, die man zu Weimar oder Ettersburg ausgehn läßt, Gott weiß, durch welche Kanäle, in die weite Welt eventirt, wie du aus beiliegendem Originalschreiben der Madame la Roche ein hübsch Exempelchen ersehn wirst. In kurzem wird auch die ganze Welt von der Ehre instruirt sein, die mir vor vierzehn Tagen (am 3. September) [1]) zu Ettersburg erzeigt worden, nämlich daß in einer Farze: „Orpheus und Eurydice" genannt (von von Seckendorff), die Arie: „Weine nicht, du meines Lebens Abgott!" aus meiner „Alceste" auf die allerlächerlichste Art, die sich denken läßt, parodirt und dem Hohnlachen einer sehr zahlreichen Versammlung zu zweienmalen Preis gegeben worden." [2]) In beiden Fällen war es nur leichtfertiger, keine Schranken kennender Uebermuth, keineswegs Böswilligkeit, welche sich zu einem leicht verletzenden Spotte hinreißen ließ. Daß der Scherz über den anmaßenden Tugendhelden Woldemar und seine freundschaftsstarke Henriette auch bei der heitern Herzogin Mutter eine bereite Stätte fand, zeigt folgende Stelle aus einem ihrer Briefe an den gleichfalls Jacobi bespottenden Merck (vom 4. November 1779): „Unterdessen schicke ich hier ein Echantillon einer neu entstandenen Buchdruckerei, welche sich in Ettersburg aufgethan. Vom berühmten „Woldemar", welcher so mächtig auf eine Menge empfindsamer Seelen gewirkt, von diesem kann man wohl der Auflagen nicht zu viel befördern. Er ist hier mit kleinen Veränderungen und Holzschnitten erschienen." [3])

Mitte September kam Goethe mit dem Herzog auf der Schweizerreise nach Kassel, wo sie sich besonders des Umganges des jüngern Forster erfreuten.[4]) Am 10. Oktober meldet letzterer seinem

---

1781. Das Buch wurde offenbar, nachdem Woldemar dem Teufel übergeben war, zur Kreuzigung verurtheilt. Die Thatsache selbst läugnet Goethe nicht.

1) Vgl. Riemer II, 89. Briefe an Frau von Stein I, 236.

2) Riemer, der den Ausdruck zu zweienmalen irrig von zwei verschiedenen Tagen versteht, bemerkt, diese Arie sei mit dem Posthorn begleitet worden, und der Sänger habe auf das Wort Schnuppe einen langen Triller gemacht. Aber er verwechselt hier diese Vorstellung des „Orpheus und der Eurydice" mit der des „Triumphs der Empfindsamkeit", wo der Hoftanzmeister Aulhorn auf das Wort Schnuppe, das in den Versen der „Alceste" (Wieland B. 28, 242) nicht vorkommt, einen Läufer machte. Vgl. meine Bemerkung in den „Blättern für literarische Unterhaltung" 1849, 91.

3) Aehnliche Scherze waren damals nicht ungewöhnlich. So schreibt Goethe's Mutter im Jahre 1777 an Crespel (Belli „meine Reise nach Konstantinopel" S. 323), ihre Samstagsgesellschaft habe die Oper des Professor Klein: „Günther von Schwarzburg" mit Noten, Anmerkungen, ja sogar mit Handzeichnungen verbessert und vermehrt.

4) Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, 238 ff. „Der junge Forster hat mit uns gegessen, und ist viel ausgefragt worden, wie's in der Südsee aussieht", schreibt Goethe.

Jacobi, von dessen Verspottung des „Woldemar“ ihm noch nichts bekannt geworden war: „Vor vier Wochen war Goethe nebst dem Kammerherrn von Wedel und dem Oberforstmeister von Wedel bei mir. Ich soupirte (am 15. September) mit ihnen, ohne zu wissen, daß der letztgenannte der Herzog von Weimar wäre. Zum Glück bewahrte mich mein guter Genius, daß ich ihm keine Sottise sagte, wiewohl ich von großen Herren überhaupt mit großer Freimüthigkeit sprach. Ich wette, es hat Goethen Mühe gekostet, bei einigen Gelegenheiten über meine Treuherzigkeit nicht loszupruschen. Den Tag darauf besahen sie den Garten zu Weißenstein; ich sollte die Partie mitmachen, allein ich war zu sehr beschäftigt. In der Zwischenzeit erfuhr ich, daß der Herzog in der Gesellschaft sei. Den andern Morgen kam Goethe wieder zu mir, und der Kammerherr bald hernach; wir gingen zusammen nach dem landgräflichen Kabinet der Alterthümer und der Kunstkammer, wohin der Herzog sich auch begab. Ich mußte bei ihnen bleiben und mit ihnen speisen, und nach frühe eingenommenem Mittagsmahl reisten sie davon. Da sich Goethe anfangs nicht genannt hatte, so kannte ich ihn nicht, und erkundigte mich nach ihm — bei ihm selbst. Sie kennen ihn, und wissen, was es für ein Gefühl sein kann, ihn kaum eine Stunde lang zu sehn, nur ein paar Minuten lang allein zu sprechen und als ein Meteor wieder zu verlieren. Sagen läßt sich das nicht. Von Ihnen haben wir viel gesprochen; er bat mich, Sie recht herzlich zu grüßen. Ist mir recht, so haben Sie bei ihm eine Antwort zu gut. Der Herzog hat mir gefallen: er frug sehr viel, und doch nie albern; gewiß, das heißt alles mögliche.“ Von Goethe's Verspottung des „Woldemar“ durch Jacobi unterrichtet, führt Forster am 2. November seinen Bericht über dessen Besuch weiter aus. „Sein Freund Behrisch in Dessau“,[1]) schreibt Forster, „hat mir seine ausgelassene Laune nicht verhehlt, ich aber habe ihn darin nicht gefunden. Hier war er ernsthaft, machte wenig Worte, frug mich wegen der Südländer, über deren Einfalt er sich freute, und hörte die meiste Zeit zu, da mich der Herzog befragte, in dessen Gegenwart wir uns fast immer nur gesehen haben. Hätte ich vermuthen können, ja nur geahnet, daß Goethe Ihnen, mein Bester, so lieblos und ungerecht begegnen könnte, ich hätte doch auf meine und seine Worte besser Acht gegeben. Allein ich habe auch nichts gemerkt, das Unbilligkeit gegen Sie verrathen hätte. Als ich Ihnen schrieb, wir hätten viel von Ihnen gesprochen, sollte ich eigentlich gesagt haben, ich habe viel von Ihnen gesprochen: ich sprach von der Art, wie wir bekannt wurden, wie sich Ihr Herz mir öffnete, wie lange ich bei Ihnen blieb, und wie ungern ich Sie verließ. Es war, indem wir aus des Landgrafen Antiquitätensammlung in den Gasthof zurückgingen. Der Herzog war mit jemand andern einige Schritte voraus. Goethe hörte mir mit Theilnehmung und

---

1) Vgl. B. 2, 35 ff. 21, 100 f. Riemer II, 60.

in Gedanken zu. Ich erzählte, daß Sie mir aus „Woldemar“ vorgelesen hätten, und sagte, was mein Herz mir eingab. Ganz lakonisch gab er zuweilen ein Ja darauf, welches meinem Urtheil seinen Beifall zu ertheilen schien. „Der erste Theil ist nunmehr gedruckt“, sagte er. „Auch sind“, erwiederte ich, „vom zweiten Theile Bruchstücke im „Museum“ erschienen.“ — „Daß er doch nicht hat warten können!“ rief er aus. „Warum Bruchstücke? Konnt' er's nicht ersparen, bis der zweite Theil ganz fertig gewesen wäre!“ Ich sagte etwas ganz Gleichgültiges dazu, mich dünkt, daß doch manchem die Stücke schon viel Freude gemacht hätten. Wir hatten eben den Gasthof erreicht. Er hatte nur noch Zeit zu fragen, ob ich kürzlich Briefe gehabt, und bald an Sie schreiben würde. Ich sollte Sie doch von ihm grüßen. Nun speisten wir mit dem Herzoge, und kaum war das Mittagsessen verzehrt, so fuhren sie ab. Fast sein Letztes war, den Gruß an Sie zu wiederholen. Er nannte Sie noch immer Fritz.“

Schon damals wird es Goethe tief geschmerzt haben, daß er in einem Anfall übermüthiger Laune sich zu einem ärgerlichen Spotte über den freilich seinem ganzen Wesen widerstrebenden, aber doch dem Freunde an's Herz gewachsenen „Woldemar“ hatte verleiten lassen. Wie viel mehr mußte dies der Fall sein, als ihn bald darauf in Frankfurt ein am 15. September geschriebener Brief Jacobi's traf, der die tiefste Verletzung seines Herzens über die auch ihm durch geschäftige Zwischenträger zu Ohren gekommene Geschichte mit edelstem, tief rührendem Unmuthe aussprach! „Du sollst“, beginnt er, „in Ettersburg, in einer Gesellschaft von Rittern[1]), „Woldemar“ und seinen Verfasser auf die entsetzlichste Weise durchgezogen, lächerlich gemacht und zum Beschluß — mit einem schön eingebundenen (wohl einem von Jacobi zum Geschenk gesandten) Exemplar dieses Buchs eine schimpfliche und schändliche Exekution vorgenommen haben. — Dies Gerücht ist so allgemein geworden, daß es auch mir endlich zu Ohren kommen mußte. Verschiedene meiner Freunde hatten es schon vor vier Wochen gewußt, und allerhand Mittel angewandt, daß es mir verborgen bleiben möchte. Nun schreibe ich dir, um zu erfahren, was an der Sache ist.“ Nachdem er ihn erinnert, wie er sich im April 1775 mit Unrecht über seinen (Jacobi's) Unglauben an ihn beklagt habe, fährt er fort: „Hätte mir zu jener Zeit ein solches Gerücht, wie das jetzige, zu Ohren kommen können, angespieen hätte ich den, der es geglaubt hätte. Aber seit jenen sind viel andere Tage gekommen. Ich brauche dir dein Verhalten gegen mich nicht zu erzählen. Du weißt, was ich erwarten konnte, erwarten mußte, und was alles nicht geschehen ist. Je mehr ich hin und her sinne und mein Gedächtniß erwacht, je tiefer ich, alles zusammennehmend, erwäge, desto unwiderstehlicher wird der Gedanke bei mir, daß die Sache, wovon

---

1) Bei einer ähnlichen Rittertafel, wie die zu Wetzlar war (B. 22, 102 ff.).

die Rede ist, wenigstens eine mögliche Sache sei. Und das wäre vielleicht genug, um mein Herz von dir zu scheiden. Aber nach jenen Stunden, nach jenen Tagen, die gewesen sind — — laß, ich will kalt bleiben." Von dem Buche „Woldemar" und von dem Interesse, das er selbst als Schriftsteller daran nehme, davon sei hier nicht die Rede; auch sei er wegen Goethe's „privatem Urtheil" unbekümmert. Er wisse, was Goethe fühlen könne, und was sein „Woldemar" enthalte, er wisse so gewiß, wie irgend etwas, daß Goethe dem Verfasser seine Hochachtung, ja in manchem Betracht sogar seine Bewunderung nicht versagen könne; was wegen einiger Ungeschicklichkeiten in der Komposition und der Verschiedenheit ihrer Sinnesart davon abzurechnen sei, habe er im voraus auf seinen wahren Werth angeschlagen. Hier handle es sich nur um die falsche, lieblose Beurtheilung seiner Person, die er sich habe zu Schulden kommen lassen, um den Verrath ihrer Herzensfreundschaft. „Was die gehässige Beschuldigung angeht, ich hätte im „Woldemar" mich selbst vergöttern und zur öffentlichen Anbetung aufstellen wollen, so müßte es mich freilich unendlich schmerzen, wenn du sie ausgerufen hättest, und zwar indem du deinen Mund auf das abscheulichste Sprachrohr (also etwas Schlimmeres als ein Posthorn oder eine Trompete) drücktest." Offenbar hatte das Gerücht dasjenige, was Goethe von „Woldemar" gesagt, auf Jacobi übertragen; der Scherz bezog sich nur auf das Buch, wenn auch die Person des Verfassers, wie es bei solchen Possen geht, nicht ganz ungeneckt bleiben konnte. „Ich dächte aber, du müßtest dich erinnern", fährt Jacobi fort, „wie viel geneigter ich bin, den ersten besten Klotz, als mich selber anzubeten; genug auch dir nicht unbekannte Fakta sind vorhanden, welche unwidersprechlich darthun, daß mir hundert Dinge lieber und heiliger sind, als mein werthes Selbst. Leute, welche die rasendsten Ungereimtheiten zusammenreimen und glauben können, — mögen ihre Ohren weit aufthun, flüstern und schreien, und die Zunge gegen mich aus dem Halse strecken — das muß ich leiden. Von den besseren Menschen aber wird keiner den Verfasser von „Woldemar" für einen solchen sinnlosen Thoren halten. Viele kennen mich persönlich, und bald wird sich die Anzahl dieser noch um ein merkliches vermehren." Er deutet hier auf die Reise hin, auf welcher er Lessing, der ihm so freundlich entgegengekommen war, und andere bedeutende Männer Norddeutschland's zu besuchen gedachte. Nachdem er noch bemerkt hat, daß durch den ganzen „Woldemar" eine wenigstens in dem Bruchstück aus dem zweiten Theile schon sehr sichtbare Ader gehe, die nur aus einem Herzen voll Verläugnung, voll unparteiischer Liebe zu allem Guten, voll unparteiischen siegenden Hasses gegen alles Böse, aus einem Herzen voll Buße, voll Glauben, voll inniger Demuth habe fließen können, schließt er mit den Worten: „Aber mein Brief ist ohne das schon viel zu lang, und du hast ihn, ehe du an diese Stelle kommst, wohl schon vor Ekel

unter den Tisch geworfen. Schwerlich wirst du Lust haben, darauf zu antworten, und so wird dein Stillschweigen nach verflossenen drei Wochen mir Antwort genug sein."

Goethe, den eine solche bittere Deutung eines freilich ausgelassenen Uebermuthes, den der Freund sich leicht hätte zurecht legen sollen, tief verdroß, konnte sich nicht entschließen, sich über diese leidige Geschichte in briefliche Erklärungen einzulassen, dagegen gedachte er, Jacobi's Tante, Schlosser's zweite Gattin, die er bald darauf in Emmendingen sehn sollte, mündlich über diese „durch den Weg der schändlichen Klatscherei" ihm zu Ohren gekommene Tollheit aufzuklären, was er auch gleich eine halbe Stunde nach seiner Ankunft zu Emmendingen that. „Er erzählte offenherzig den ganzen Verlauf", berichtet diese am 31. Oktober an Jacobi, „daß er manche muthwillige Parodien nicht geschrieben, aber mündlich über deinen „Woldemar" geschwatzt habe. Sagte, so schöne Dinge, so viel großer, herrlicher Sinn auch darin sei, so könne er nun einmal für sich das, was man den Geruch dieses Buches nennen möchte (anders wisse er sich nicht auszudrücken) nicht leiden. Auch habe er, wie lieb du ihm seist und wie ungerne er dir etwas zu Leide sagen oder thun möchte, dem Kitzel nicht entgehn können, das Buch, zumal den Schluß desselben, so wie es ihm einmal aufgefallen sei, zu parodiren, nämlich daß Woldemar'n der Teufel hole.[1]) Man dürfe nur ein paar Zeilen ändern, so sei es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müsse ihn da holen.[2]) Er sprach mit ganz arglosem Wesen davon, und suchte mir zu bedeuten, was dergleichen launigtes Getreibe in ihm für eine abgesonderte Sache sei ꝛc.[3]) Er schwur darauf, daß er wünschte, du wärest mit zugegen gewesen; du selber hättest mit eingeschlagen, muthwillig im Abstrakten die Sache einmal zu nehmen. Nur möchte er sich nicht gerne schrift-

1) Eine solche Parodie schien ihm ganz unverfänglich, und man war am Weimarer Hofe längst gewohnt, sich gegenseitig zu parodiren, woran freilich auch dort manche, wie zuweilen Wieland, Anstoß nahmen. „Deinen Pilatus habe ich sogar zu parodiren angefangen", schreibt er am 29. Juli 1782 an Lavater; „ich habe dich aber zu lieb, um mich länger als eine Stunde damit amüsiren zu können."

2) Im „Merkur" schließt der erste Theil des „Woldemar" mit den Worten: „Wahrscheinlich wäre alles gut geblieben und immer besser geworden, wenn nicht aus dem Vergangenen eine fremde Ereigniß sich unversehens entwickelt hätte, welche für Woldemar und Henriette und alle, die sie liebten, von den schrecklichsten Folgen war." Wahrscheinlich blieben diese Worte auch bei der ersten Ausgabe des „Woldemar", die ich nicht vergleichen kann, unverändert.

3) Auf die im Jahre 1781 von Lavater derselben Geschichte wegen an ihn gestellte Frage erwiederte Goethe: „Eigentlich ist's eine verlegene und verjährte Geschichte, eine Albernheit, die du am besten ignorirst. Wenn ich Papier und Zeit verderben möchte, so könnt' ich dir wohl das Nähere sagen, es ist aber nicht der Mühe werth. — Da du mich kennst, solltest du dir's in Ahnung erklären können. Der leichtsinnig trunkene Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind dir in mir wohlbekannt, und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt du auch."

lich in dergleichen Explikationen einlassen, besonders nach dem, worauf dein Brief gestellt wäre[1]), doch schrieb' er dir, vielleicht noch bei mir. Ich bestand darauf, es sei Pflicht, er müsse. Das geschah nun freilich nicht, indessen schien ihm dein Verdruß über die Sache aufrichtig leid zu sein. — Goethe kann gut und brav, auch groß sein, nur in der Liebe ist er nicht rein, und dazu wirklich nicht groß genug; er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite, wo eigentlich Liebe ruht, nicht blank und eben lassen. Goethe ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden." Hierbei scheint sie nur zu übersehn, wie sehr Jacobi's und Goethe's Richtungen auseinandergegangen waren, und daß bei letzterm eine stets höhere Entwickelung eine unabweisbare Seelenforderung war, daß er in sich immer rang und kämpfte, daß die Vergangenheit ihm vor der frischen Gegenwart weichen mußte, wenn ihn auch die Erinnerung an jene noch immer beglückte, wie ein lachender Zauberspiegel im Grunde seiner Seele ruhen blieb.

Jacobi hatte in Erwiederung auf Forster's den Besuch Goethe's schildernden Brief vom 10. Oktober diesem am 25. sein bitter gequältes Herz geöffnet, über welches ein gewisser Unmuth gekommen, daß er sich kaum selber mehr anhören möge; sein Zutrauen, sich anderen zu offenbaren, habe er beinahe ganz verloren, so daß er in kurzem der verschlossenste, stillste, duldsamste unter den Menschen sein werde. „Es geht sehr wunderlich in Deutschland her", hatte er bemerkt. „Wenn Shakespeare oder Hans Jakob Rousseau oder zehn andere, die ich nennen könnte, wieder auferständen, und ohne zu sagen, wer sie wären, deutsch schrieben, Sie sollten sehn, wie man mit ihnen umginge. Dem einen würde dünken, das Produkt schmecke nach dieser, dem andern nach jener Fraktion, und damit drüber her! In der That, reines Gefühl und unparteiische Liebe des Wahren und Schönen ist beinahe ganz unter uns vertilgt, und ein leidiger, alles verwirrender und zerrüttender Parteigeist an die Stelle getreten." Daß Jacobi in diesem Briefe sich auch bitter über Goethe und dessen Verspottung seines „Woldemar" ausgelassen — die Herausgeberin hat diese Stelle unterdrückt —, ergibt sich aus Forster's Antwort vom 2. November. „Ihr Brief, mein Bester", schreibt dieser, „ist gestern Abends eingetroffen. Es ward mir so feierlich, als ich die Worte las: „In kurzem werde ich der verschlossenste, einsamste, duldsamste unter den Menschen sein." Ich müßte Sie nicht kennen, wenn ich nicht alles fühlte, was diese trockenen Worte sagen wollen, und — ich müßte Sie nicht lieben, wenn ich Ihnen wenigstens nicht zuriefte, sich über das Schwache, Unvollkommene, Widersprechende im Menschen ganz hinwegzusetzen, und sich nicht jener duldenden, verschlossenen Stille, die nur zerrüttenden Sturm androht, sondern vielmehr ganz der

1) Daß er hierin eine Lösung der immer mehr gelockerten Freundschaft sehe.

wahren Heiterkeit und der beglückten Ruhe zu überlassen, die aus dem Bewußtsein Ihrer Redlichkeit fließt. Wenn Sie es sähen, wie nah mir's geht, daß eine Wolke Ihren Himmel trübt, sähen, wie mich der Gedanke quält, daß ich Sie nicht am rechten Zipfel zu fassen weiß, würden Sie nicht eher glauben, daß ich in der Verwirrung nicht finden kann, was ich Ihnen schreibe, als — daß ich „kalt von Weisheit triefe"? — Unmöglich beschreib' ich Ihnen, wie mir's im Kopfe herumläuft. Bald denk' ich: Zwietracht stiften ist auch ein Geschäft für diese Welt. Sie könnten wohl hintergangen worden, zu sehr in's Feuer gerathen sein; Ihr reizbares Herz beunruhigt sich vielleicht zu früh, es ist nicht so viel an der Sache, jener Verklagte (Goethe) ist noch nicht ungetreu. Sie kennen und lieben ist ja eins, zumal wenn man selbst ein Herz hat. — Dann geb' ich Ihnen wieder Recht: die Menschen sind mir Räthsel, alles muß man von Menschen gewärtigen, alles ist Schwachheit und Unvollkommenheit, leidiger Kitzel, nur sich zu hören, nur seinem Witz den Zügel zu verhängen, und hin über Freund und Feind, ohne anderes Gefühl, als verdammte Selbstliebe, die das hohe Ebenbild auf Zeitlebens verhunzt, und die es immerdar verbeut, daß der Mensch seine ursprüngliche Würde erreiche. Diese Würde ist in der Welt nicht mehr vorhanden, oder wenn sie noch lebt, so ist sie vor den Augen der meisten Menschen verborgen, gehüllt in unscheinbare Demuth, die im verborgenen nicht einen Augenblick sich selbst, ganz aber dem Schöpfer vertraut, durch ihn Berge zu versetzen, ohne ihn kein Glied zu rühren, viel weniger Gedanken zu erschaffen glaubt. — Ich entscheide nichts. Ich habe Goethen gesehen, aber nicht genug, um ihn zu kennen." Hierauf folgt denn die S. 169 f. angeführte Stelle über Goethe's Besuch. Jacobi übersandte an Forster den oben mitgetheilten Brief von Schlosser's Gattin. Dieser erwiederte am 29. November:[1] „Wie mich dünkt, mein theuerster Freund, haben Sie in Ansehung Goethe's ganz recht gehandelt. Ihre Einlage klärt mir vieles auf, was ich freilich vorher geargwöhnt, aber nicht geglaubt hatte. Ich kenne kein unglückseligeres Geschöpf als den Menschen, wenn er, von Eigenliebe und Eitelkeit strotzend, keinen neben und über sich leiden kann. Ist es möglich, daß so ein Mensch Freude haben kann? Ihre gutherzige Freundin schreibt: „In der Liebe ist er nicht rein"; sie wollte nicht sagen, er liebt sich nur in allem andern. Wenn dieses mit Goethe der Fall ist, so wünsche ich Ihnen Glück zur Trennung. — Goethe schrieb Ihnen „feurige Liebesbriefe", und konnte sich erlauben — — —[2] Ich weiß, die bedächtige Freundschaft des Engländers ist nicht für jedes Tempe-

1) Die Herausgeberin hat an den drei ersten Stellen Goethe's Namen durch zwei Sternchen bezeichnet.

2) Die Gedankenstriche deuten wohl auf eine von der Herausgeberin gelassene Lücke.

rament geschaffen, allein je weniger Leidenschaftliches hineingestellt wird, desto dauerhafter ist sie. Ich glaube, ich habe da einen Gemeinplatz angebracht — Goethe würde mir ihn nicht verzeihen, allein von Ihnen darf ich Nachsicht hoffen." Man sieht, der Brief von Schlosser's Gattin hatte Jacobi nicht beruhigt, er grollte noch immer, besonders daß Goethe selbst, den es damals nach Lavater und der Schweiz unwiderstehlich hinzog, ihm kein Reuebekenntniß schicken wollte und konnte, und er redete auch den edlen Forster in sein Verdammungsurtheil hinein, das ihm doch nicht recht von Herzen gehn wollte. Jede weitere briefliche Verbindung zwischen Goethe und Jacobi unterblieb einstweilen.

Im Sommer des folgenden Jahres unternahm Jacobi eine Reise nach Norddeutschland, wo er Lessing, Klopstock, Claudius, dem er seine beiden ältesten Söhne eine Zeit lang anvertraut hatte, Gerstenberg, Gleim und andere bedeutende Männer sah; Weimar scheute er sich zu berühren. Damals war es, daß Jacobi eines Morgens, am 6. Juli, das Gedicht „Prometheus" von Goethe aus seiner Brieftasche nahm und es Lessing mit den Worten reichte: „Sie haben so manches Aergerniß gegeben; so mögen Sie auch wohl einmal eins nehmen." Lessing aber gestand, der Gesichtspunkt, aus dem das Gedicht genommen, sei sein eigener, und es gefalle ihm sehr.[1]) Im Oktober kam Knebel auf der Rückreise aus der Schweiz nach Düsseldorf, wo er einige Tage Jacobi's Umgang genoß, der ihn besonders über die Weimarer Verhältnisse befragt und seinen Unmuth über Goethe gegen ihn ausgelassen haben wird.[2]) Knebel's Widerspruch wird um so weniger dagegen vermocht haben, als dieser selbst, bei aller innigen Anerkennung, manche Schroffheiten an Goethe bemerkt zu haben glaubte, an welche Jacobi sich hängen mochte, um sich selbst in seiner Verstimmung gegen den alten Freund zu bestärken. „Seit Ihrem Erscheinen und Verschwinden, mein lieber Knebel", schreibt er am 6. November, nach dem Empfange eines Dankbriefes von diesem, „habe ich oft und viel an Sie gedacht, und über unsere Bekanntschaft mich gefreut." Den durch mehrtägiges Unwohlsein und eine andere Verdrießlichkeit unterbrochenen Brief setzte er zwölf Tage später fort, wo er bemerkt: „Was ich Ihnen hier einmal sagte, ist so ganz erstaunlich dem Bilde gleich, das Rousseau in dem Briefe (?) an Malesherbes von sich macht. Lesen Sie diese Briefe, mir zu Ehren, noch einmal in der Ursprache. Es ist

---

1) Vgl. Jacobi über die Lehre des Spinoza S. 18 ff.

2) Am 1. September hatte die Herzogin Amalia an Knebel geschrieben: „Wenn Sie nach Düsseldorf kommen, werden Sie auch den großen Fritz Jacobi kennen lernen, der Sie im Anfang sehr einnehmen wird; wie's aber auf die Dauer gehn wird, weiß ich nicht." Vgl. Knebel's „Nachlaß" I, 185, wo das Datum irrig ist, wie schon Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 315 Note 3 bemerkt, der aber irrt, wenn er statt Januar Juli vermuthet.

auch ein Punktum über die Eitelkeit darin. Ich wiederhol' es, das ganze Bild ist mir zum Sprechen ähnlich.[1]) Als ich Ihren Brief las[2]), fiel mir ein, daß ich vor sechs Jahren, als Klopstock bei mir zu Mannheim war, über Lavater mit ihm zu reden kam. „Mein Freund Lavater", sagte Klopstock, „ist sehr eitel; der gute Mann weiß es selber nicht, wie sehr!" Einige Tage darauf erwähnte Goethe einer gewissen Dame (Fräulein Ravanell, der Hofmeisterin der Prinzessinnen zu Darmstadt?), die Herder der Eitelkeit beschuldige, und sich nicht mit ihr vertragen könne, weil er selbst der eitelste unter allen Menschen sei. Was Goethe von Herder sagte, sagt ganz Deutschland wieder von ihm (?), er sei aus Hochmuth und Eitelkeit zum Narren geworden. Wie von Wieland und Klopstock geurtheilt wird, ist niemand unbewußt, und von Lessing heißt es gar, daß er sich aus Eitelkeit dem Teufel ergeben habe. Nun frag' ich, ob wir alle schuldig oder ob wir alle unschuldig sind." Der hier angeredete Knebel urtheilte später, Jacobi's Hauptfehler sei gewesen, daß er viel Eigenliebe und Eitelkeit besessen habe.[3]) In demselben Briefe schreibt Jacobi: „Goethe hat einmal einen Kupferstich von mir erhalten;[4]) er ist mir nicht sehr ähnlich, aber ich hätt' ihn gern wieder. Eine feierliche Zurückforderung will ich aber nicht; der Hasenfuß möchte sich, wer weiß, was? dabei denken. Ich habe schon vor Jahr und Tag Wielanden darum ersuchen wollen." Hier zeigt sich Jacobi in der Liebe weniger rein, als Goethe, dem Aeußerungen dieser Art über den Freund der Jugend und ein solcher Gedanke der Rückforderung des Bildes unmöglich waren.

Höchst bezeichnend ist es für Jacobi, daß dieser sich zu derselben Zeit an den frommen Kreis der Fürstin Gallitzin und an Lavater anschloß, als er sich an Reimarus und Lessing anlehnte.

---

1) Rousseau schildert sich in den „Quatre lettres à Monsieur le Président de Malesherbes, contenant le vrai tableau de mon caractère et les vrais motifs de toute ma conduite", in folgender Weise: J'ai un coeur trop sensible à d'autres attachements, pour l'être si fort à l'opinion publique; j'aime trop mon plaisir et mon indépendance pour être esclave de la vanité, au point qu'ils le supposent. Celui pour qui la fortune et l'espoir de parvenir ne balança jamais un rendez-vous ou un souper agréable, ne doit pas naturellement sacrifier son bonheur au désir de faire parler de lui. Un âme paresseuse qui s'effraye de tout soin, un tempérament ardent, bilieux, facile à s'affecter, et sensible à tout ce qui l'affecte, semblent ne pouvoir s'allier dans le même caractère; et ces deux contraires composent pourtant le fond du mien. Il dépendait de moi, non de me faire un autre tempérament, ni un autre caractère, mais de tirer partie du mien, pour me rendre bon à moi-même, et nullement méchant aux autres. — Malgré le sentiment de mes vices, j'ai pour moi un haute estime. La seule gloire qui ait jamais touché mon coeur, c'est l'honneur que j'attends de la postérité, et qu'elle me rendra, parcequ'il m'est dû, et que la postérité est toujours juste.

2) Worin Knebel über die allgemein verbreitete Eitelkeit in Weimar geklagt zu haben scheint.

3) Vgl. Knebel's „Nachlaß" III, 93.

4) Vgl. oben S. 162.

Besonders freute ihn der Beifall des letztern, der ihn auch fast allein über die Ungnade tröstete, welche ihn im Jahre 1780 auf der Rückreise mit Entziehung der bei seiner Ernennung zum Geheimrathe ihm zuerkannten Zulage traf.[1] Lessing hatte ihm gerathen, und den dringenden Wunsch ausgesprochen, er möge seinen Kameralgeist ganz an den Nagel hängen und sich ruhig hinsetzen, den „Woldemar" zu vollenden. Aber seinen Geschäftskreis, der ihm noch immer eine bedeutende Wirksamkeit gestattete, ganz aufzugeben, mochte er sich nicht entschließen, und die Ungunst, mit welcher „Allwill" und „Woldemar" vom Publikum aufgenommen worden waren — und gewiß nicht mit Unrecht, da er selbst keine Lust und Kraft in sich fühlte, sie zu vollenden, weil ihm der lebendige dichterische Schöpfungstrieb ganz abging —, hatte ihm das Romanschreiben völlig verleidet. „Unser Publikum ist mir zu kraus und zu bunt", schrieb er am 22. Dezember 1780 an Lessing; „seine Gewaltigen sind mir zu herzhaft; ich fühle, daß ich dem Dinge nicht gewachsen bin; und mit Schande zu bestehn, ist überall nicht angenehm. Besser, ich hätte mich nie mit diesem Dinge abgegeben, eben so wie mit dem politischen Regiment, hätte mich, nach Ihrem Ausdruck, nie in die Welt gemengt. Lassen Sie mich also die Fesseln miteinander wegwerfen, miteinander hin auf einen Haufen, wie es sich gehört." Aber mit diesem völligen Zurückziehen war es ihm nicht gar ernst gemeint; weder seinen Dienst, noch die Schriftstellerei konnte und wollte er aufgeben, wenn er auch in letzterer sich von dem empfindsamen Roman zum philosophischen und moralisch-politischen Felde wandte, worin er auf größere Anerkennung hoffen durfte, wie er bereits längst gefühlt, woher er sich auch mit anderen Kreisen verbunden hatte, welche diesen Bestrebungen förderlicher schienen. Goethe's Aufforderung an den eben gewonnenen Freund zu dichterischen Schöpfungen war aus dem ersten Freudenrausche eben so leicht erklärlich, als sie ein völliger Mißgriff gewesen; ihre Folge war starke Lockerung des in glühendster Begeisterung geschlossenen Bundes, da Goethe sein Mißbehagen über diese nicht zu poetischem Leben durchgedrungenen Arbeiten nicht unterdrücken konnte.

Einen tiefen Schmerz bereitete Jacobi der am 15. Februar 1781 unerwartet erfolgte Tod Lessing's, den er noch vor kurzem so dringend zu sich eingeladen hatte. Selbst der achttägige Besuch von Hemsterhuis und der Fürstin Gallitzin konnte seinen Schmerz um den großen Verlust dieses einzigen Mannes und Freundes nicht verscheuchen. Er begann damals eine Epistel gegen die Colbertisten, ward aber in dieser Arbeit durch einen Aufsatz: „Schreiben über das Recht des Stärkern" im Januarhefte des „deutschen Museums" vom Jahre 1781 unterbrochen, dessen Verfasser, der sich Sr. unterzeichnete, die von Wieland im Jahre 1777 im Novem-

1) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 300.

derheft des „Merkur“ aufgestellten Ansichten „über das göttliche Recht der Obrigkeit“ (B. 30, 285 ff.) zu stützen unternommen hatte, wonach Stärke der Grund der obrigkeitlichen Gewalt sei, und kein Volk das Recht habe, die Handlungen seiner Obrigkeit zu richten. Jacobi, der schon im Jahre 1777 über die dort ausgesprochenen Ansichten mit Wieland zerfallen war [1]), unternahm es nun, in einer genauen Zergliederung des betreffenden Aufsatzes dessen Unhaltbarkeit nachzuweisen. Der erste Abschnitt dieser Arbeit erschien im Juniheft des „deutschen Museums“ vom Jahre 1781, den zweiten (vgl. das Juliheft S. 95 f.) hielt Jacobi zurück. [2]) Hieran schloß sich im folgenden Jahre die ohne seinen Namen erschienene kleine Schrift: „Etwas, das Lessing gesagt hat. Ein Kommentar zu den Reisen der Päpste“, worin Jacobi, von dem Worte, das Lessing gegen ihn geäußert, ausgehend, daß die Gründe contra papam doppelt und dreifach gegen die Fürsten gelten würden, von der geistlichen Gewalt und dem Papste viel weniger fürchtet, als von den weltlichen Fürsten, und hiervon Anlaß nimmt, über das Verhältniß der Staatsgewalt zu Vernunft und Freiheit seine sehr hellen und freisinnigen Ansichten auszusprechen. Die Anknüpfung an die genannte Schrift von Johannes Müller ist eine bloß äußerliche, zog ihm aber den Vorwurf eines Papisten zu, wie andere ihn als Demokraten verschrieen. Jacobi wurde über dieses Mißverständniß so verstimmt, daß er später an Campe schrieb: „Mir fehlt zu einem Schriftsteller neben vielen anderen Dingen die erste und allernothwendigste Eigenschaft, die Gabe, mich verständlich zu machen. Meine ganze Behandlung ist zu individuell, und ich bin nicht im Stande, diesen Fehler zu verbessern; denn ich kann nicht schreiben, ohne eine gewisse Begeisterung, und diese verläßt mich, sobald ich mich aus meinem Kopfe heraus in andere Köpfe denken, und einen Plan nach anderen, nicht nach mir selbst machen will.“ [3]) Dennoch konnte er nicht unterlassen, in zwei anderen Aufsätzen im Januar- und Februarhefte des „deutschen Museums“ vom Jahre 1783, von denen der eine gegen ihn selbst gerichtet war, der andere ihn gegen diesen Angriff in Schutz nahm [4]), denselben Gegenstand von neuem zur Sprache zu bringen, und bald darauf erklärte er sich über Mirabeau's berühmte Schrift: Des lettres de cachet, im Gegensatze zu einer Anzeige von Johannes Müller, in einer der Volksfreiheit günstigen Weise, im April- und Maihefte des „deutschen Museums“.

Im Sommer 1782 war Jacobi, der seit dem vorigen Jahre durch verschiedene Unfälle ein Drittel seiner Einkünfte verloren hatte [5]), sehr leidend gewesen. [6]) Im Herbste hatte ihn ein Besuch

1) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 322.
2) Vgl. daselbst I, 326 f.
3) Jacobi's Briefwechsel I, 346. Vgl. daselbst I, 344 f. 356.
4) Vgl. daselbst I, 350 f. 357 f.
5) Nach seiner eigenen Aeußerung an Elise Reimarus daselbst I, 355.
6) Er selbst sagt von sich im Februarheft des „deutschen Museums“ 1783,

des Schlosser'schen Ehepaares erfreut, das bei seiner Rückkehr gegen Goethe's Mutter eine Geldschuld des Sohnes an Jacobi in Erinnerung brachte, welcher dieser in seiner bittern Verstimmung über den Jugendfreund Erwähnung gethan hatte. Aber gerade hierdurch ward das längst gelöste Freundschaftsband von neuem um die Getrennten geschlungen.

„Lieber Fritz!" schrieb Goethe am 2. Oktober 1782 dem längst nicht mehr angesprochenen Freunde. „Laß mich dich noch einmal, und wenn du dann willst, zum letztenmal so nennen, damit wir wenigstens in Friede(n) scheiden. Schlosser's waren bei dir. Möget ihr gute Tage gehabt haben! Bei ihrer Rückreise haben sie gegen meine Mutter einer Schuld gedacht, in der ich noch bei dir stehe. Du halfst mir damals aus einer großen Verlegenheit, und ich will es nicht entschuldigen, daß ich der Sache so lang nicht erwähnte. Bald hatte ich die Summe nicht beisammen, bald vergaß, bald vernachlässigte ich es, und besonders seit der Zeit, da du unzufrieden mit mir warst (seit zwei Jahren), konnte ich mich gar nicht entschließen, davon zu schreiben.[1]) Nun ist mir herzlich lieb, daß auch dieses abgethan wird. Meine Mutter wird es besorgen. Ich weiß wahrlich nicht mehr, wie viel es war, und was es nun betragen mag; sie wird deswegen an dich schreiben. Mache es mit ihr aus, und nimm meinen herzlichen Dank dafür, und für alles, was du mir sonst Liebes und Gutes erzeigt hast." Auch des ausgelassenen Spottes gedenkt er, womit er Jacobi's Herz so arg verletzt hatte. „Wenn man älter und die Welt enger wird denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt, und in leichtsinnigem Uebermuthe die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist." Seine Lage sei glücklich, berichtet er, und er wünscht ihm das gleiche. Um Fortsetzung oder Erneuerung der Freundschaft wagt er gar nicht zu bitten; wenn er ihm nichts Freundliches zu sagen habe, möge er ihm gar nicht antworten. Das reine Gefühl, mit welchem er seine Schuld gesteht, ohne sich zu einer heftigen Selbstanklage hinreißen zu lassen, und die rührende Erinnerung an das Gute, das er ihm verdanke, mußte den Freund, welchem der Brief nach Münster zur Fürstin Gallitzin nachgeschickt wurde, tief ergreifen.[2]) „Lieber Goethe!" erwiedert dieser

---

in einem freilich im Namen eines Dritten geschriebenen Aufsatze, seine Freunde versicherten, er sei das ganze vergangene Jahr hindurch sehr krank und oft dem Tode nahe gewesen.

1) Die Entfremdung hatte sich unmerklich eingefunden, und als Goethe sich ihrer recht bewußt ward, scheute er sich, dieser Forderung wegen an Jacobi zu schreiben, was diesem als Bestätigung der Trennung gegolten haben würde. Ob die Schuld aus dem März oder aus dem August, September oder Oktober 1775 herrühre, läßt sich nicht sicher erweisen.

2) In einem spätern Briefe Jacobi's an Goethe erzählt dieser (S. 64): „Zu Münster an dem Tage, wo ich deinen Brief erhielt, hatte ich die Nacht zuvor von dir geträumt, du schicktest mir dein Bild in Gips. Den Morgen

gleich nach dem Empfange des Briefes, am 17. Oktober, am Tage vor seiner Rückreise nach Düsseldorf. „Es fällt mir auf, indem ich diese Worte hinschreibe, wie lange ich sie nicht geschrieben habe, und wie wenig ich vermuthete, sie jemals wieder zu schreiben. — Daß du mich nicht bezahltest, hab' ich dir immer zum besten ausgelegt. Was ich an dir erkannt hatte, das hatte ich tief und unauslöschlich erkannt. Und so denke ich auch, daß du weißt, an wen du geschrieben hast, und daß ich dir weiter nichts zu sagen brauche, als was schon auf diesem Blatte steht. — Fühlst du das nicht auch je mehr und mehr, daß denen, die Gott lieben (liebt?), alle Dinge zum Besten dienen müssen?" Er gesteht, daß er von Goethe's Lage so gut als gar keine Vorstellung habe; doch müsse er viel erfahren haben, und wie man ihn auch nehmen möge, so habe er viel Größe und Festigkeit bewiesen; er glaube also, daß ihm wohl sei, und wünsche ihm von ganzer Seele Glück. „Meine Lage kennst du", fährt er fort; „sie ist nur noch einfacher geworden. Ich wäre, in meinem Maße, der glücklichste Mensch auf dem Erdboden, wenn ich nur gesunder wäre. Diesen Sommer haben alle Leute geglaubt, ich würde sterben. Ich bin hier (in Münster) mit meinen Schwestern, die dich vielmals grüßen lassen, bei der Prinzessin von Gallitzin, einem der außerordentlichsten, reinsten und edelsten Wesen, so ich je gesehen habe.[1]) Du weißt vermuthlich, daß sie meinen zweiten Sohn erzieht.[2]) — Ich umarme dich mit vollem Herzen."

Sehr bezeichnend ist Goethe's Antwort vom 17. November.[3]) Dort heißt es: „Von meiner Lage darf ich nichts melden. Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksale geweiht, und leide, wo andere genießen, genieße, wo sie leiden. Ich habe unsäglich ausgestanden (durch die mancherlei Geschäfte, mit denen er sich überhäuft, die Anforderungen der zum Theil ihn beneidenden und unter sich mißstimmigen Gesellschaft, wie manche innere Herzens- und Geisteskämpfe), und freue mich herzlich, daß du mit Vertrauen nach mir hinsiehst. Laß mich ein Gleichniß brauchen! Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst du nicht,

---

beim Frühstück erzählte die Prinzessin von deinem Bilde, welches sie in Möser's Hause zu Osnabrück gesehen hatte — und mein Traum erwachte. Immer hatte dieses edle Weib viel Muth zu deinem Genius, und sprach auch diesmal wieder aus der Fülle dieses Muths. Den Mittag kam dein Brief."

1) Sie hatte sich frühe von der Welt zurückgezogen, um den Wissenschaften und der Erziehung ihrer Kinder zu leben. Der würdige Franz von Fürstenberg gewann sie im Jahre 1786 dem katholischen Glauben wieder. Noch 1783 wies sie in einer schweren Krankheit den Trost des von Fürstenberg ihr geschickten Geistlichen entschieden zurück. Vgl. Friedrich Perthes' Leben I, 87 ff. Jacobi's Werke IV, 3, 22 ff.

2) Vermuthlich seit dem Sommer 1781, wo er die Fürstin, die im März eine Woche bei ihm zugebracht hatte, in Münster besuchte. Jacobi's Briefwechsel I, 309. 324. 359 f.

3) Diesen Brief theilte er vor der Absendung der Frau von Stein mit.

daß so viel Schlacken drinne stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt; dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und springt[1]) in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien, und mein Herz gediegen zu machen. Und wie viel, wie viel Unart weiß sich auch noch da zu verstecken!" Für den Brief, der ihm Freude gebracht habe und ihm auch Segen bringen werde, sagt er Jacobi tausend Dank. Uebrigens weiß er ihm wenig zu melden; deshalb überschickt er ihm, mit der Bitte um baldige Rücksendung, eine Abschrift seiner vor drei Jahren gedichteten „Iphigenie", „nicht als Werk, oder Erfüllung jener alten Hoffnungen werth", sondern daß sein Geist sich mit dem des Freundes unterhalte, wie ihm das Stück unter kümmerlichen Zerstreuungen vier Wochen lang eine stille Unterhaltung mit höheren Wesen gewährt habe.[2]) Er wünscht, daß das fremde (antike) Gewand und die ungewohnte Sprache ihm nicht zuwider sein, und die Gestalt ihm anmuthig werden möge. „Grüße die Deinigen", bemerkt er, „und erhalte dich ihnen!" Von der damals noch ungläubigen, der philosophischen Richtung des ihr befreundeten Hemsterhuis hingegebenen Fürstin Gallitzin habe er viel gehört, doch bleibe seine Idee von ihr ganz unbestimmt, und er wünschte, einen Schattenriß von ihr zu haben.

„Iphigenie" versetzte den Dichter des „Woldemar" in die glühendste Begeisterung. „Ich habe dein Packet, du Lieber", schreibt er schon am 22. November, an demselben Tage, an welchem er Goethe's Sendung empfangen hatte, „und ich hang' an deinem Halse. O wie ganz anders, wie ehmals! Bruder! Unaussprechlich! Wortlos, bildlos, begrifflos heißt dich mein tiefstes Inneres Bruder! So viel ich wollte, könnt' ich weinen, aber ich mag der Thränen nicht los sein, die mir, wie Saft und Blut, durch alle Nerven und Adern dringen. — Das Schreiben stört mich. Schick' mir dein Bild. Ade!" Später fügt er hinzu: „Die Schwestern sind (von Pempelfort) seitdem hereingekommen in die Stadt. Sie kommen gewöhnlich im Winter Dinstags und Freitags nach Tische zu uns, und Sonntags in der Frühe schon. Wie wir heute mit Betti beisammensaßen, Lieber, du hättest unsichtbar dabei sein müssen oder, besser, sichtbar unversehens zu uns hereintreten sollen! O komm' doch bald einmal, und labe dich in meiner friedlichen Hütte! Alle, Bruder, grüßen und herzen dich schwesterlich."

---

1) So, nicht stiebt, steht im Briefe.

2) Im Februar und März 1779 hatte er die drei ersten Akte des Stückes während Wegebesichtigungen und Aushebung der Mannschaften geschrieben, wo er Nachts oft in kleinen Orten hatte zubringen müssen. Vgl. Riemer II, 82 f.

Jacobi konnte nicht unterlassen, seinem Forster, dem er seinen Unwillen über Goethe's Treulosigkeit so unumwunden mitgetheilt hatte, auch von der glücklich eingetretenen Veränderung zu berichten. „Wenig Nachrichten", erwiederte Forster hierauf am 11. Februar 1783, „haben mich so erfreut, als die von Ihrer Versöhnung mit Goethe. Ich habe so viel Gutes von dem Manne gehört, daß, wenn nur die Hälfte wahr ist, er immer ein Mensch bleibt, den man gerne lieben möchte. Es hat mich sehr geschmerzt, sie beide entzweit zu wissen, ob ich gleich wußte, wie dies Goethe's Schuld allein gewesen ist. Ohne Indiskretion zu verrathen, möchte ich gern näher unterrichtet sein, wie er es bei Ihnen angefangen hat, um sich Ihre Freundschaft von neuem zu erwerben. Ich habe während dieser Zeit, nämlich vor drittehalb Jahren, mit Goethe einige Briefe wechseln müssen, welche einige Handzeichnungen betrafen, die er bei mir gesehen hatte, die meinem Vater gehörten und die der Herzog von Gotha auf Anrathen Goethe's kaufen wollte. Dies waren also bloß merkantilische Briefe, und ich muß gestehn, daß ich, in Rücksicht unserer Freundschaft, alles so kalt, als möglich, einrichtete, obgleich Goethe mir sehr freundschaftlich geschrieben hatte."

Der zwischen Goethe und Jacobi wieder begonnene Briefwechsel ward nicht besonders lebhaft fortgeführt. Wahrscheinlich fehlen uns die Antwort Goethe's auf Jacobi's Brief vom 22. November und ein Schreiben des letztern aus dem Anfange des Jahres 1783. Die Veranlassung zu weiterer brieflicher Verbindung bot zunächst die Abschrift der „Iphigenie", welche Goethe sich nicht erinnerte, von Jacobi zurückerhalten zu haben. „Laß mich doch einmal wieder erfahren", schreibt Goethe am 13. August, „wie du lebst, was deine Gesundheit macht, wie sich die Deinigen befinden, und schicke mir die „Iphigenie", wenn du dir eine Abschrift nehmen lassen [1]), zurück. Das Bild der Fürstin (Gallitzin), das du mir geschickt, hat mich sehr gefreut; ich wünschte, diese seltene Person zu kennen. Mir geht es, nach meiner Art, sehr wohl, und es scheint, als wenn ich mit der Welt und sie mit mir in ein Geschicke kommen wollte. Zeit wäre es, ob ich gleich bis zur Schwabenmündigkeit noch einige Jahre hin habe. Was ich mich manchmal sehne, alte Freunde und besonders dich wiederzusehn, kann ich nicht sagen. Wie viel würde sich da in einem Augenblick berichtigen und befestigen!" Von dem, was ihn damals innerlich

---

1) Die Abschrift, welche Jacobi sich davon hatte machen lassen, so wie die beiden ähnlichen vom „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" und von der frühern Bearbeitung des „Triumphs der Empfindsamkeit", befindet sich jetzt auf der Bibliothek zu Weimar. Vgl. meine „Frauenbilder" S. 490 Note 3. Jacobi hatte die von Goethe erhaltene Abschrift wohl bereits in den ersten Monaten des Jahres 1783, nicht erst im Sommer, zurückgesandt. Uebrigens bietet Jacobi's Abschrift nicht die allererste Fassung der „Iphigenie", wie Passow meint. Vgl. Passow's Leben und Briefe von Wachler S. 349.

bewegte, von seinen Naturstudien, seinem „Wilhelm Meister“, der, wie er wohl fühlte, dem Freund wenig zusagen werde, seinem glücklichen Verhältniß zu Frau von Stein konnte er Jacobi nichts vertrauen, der am 20. August seinen Brief freundlich erwiederte[1]), aber die Rücksendung der „Iphigenie“ behauptete.

Als Goethe in den ersten Tagen des Oktober nach Kassel kam, wohin ihn der Wunsch seines Begleiters, des jungen Fritz von Stein, Wilhelmshöhe zu sehn, von Göttingen getrieben hatte, sah ihn auch Forster, der am 13. November an Jacobi berichtet: „Vor sechs Wochen war Goethe hier am Hofe[2]), und besuchte Sömmeringen fleißig in der Anatomie. Ich habe ihn nur wenig gesehen, da wir verschiedene Wege hatten. Er schien mir ernster, zurückhaltender, verschlossener, kälter, magerer und blässer, als sonst[3]), und doch mit Freundschaft und einem Etwas, welches zu sagen schien, er wolle nicht verändert scheinen. Sein Dichten und Trachten war Wissenschaft und Kenntniß. Naturgeschichte scheint er neuerlich sehr fleißig zu studiren; denn er wußte vieles davon zu sagen.“ Vergebens suchte sein junger Reisegefährte ihn zu einer Reise nach Frankfurt zur Mutter zu bewegen; ihn zog es mit Allgewalt nach Weimar und Frau von Stein zurück.

Mehr als einen Monat nach der Rückkehr, am 13. November, entschuldigt Goethe bei Jacobi sein langes Schweigen, indem er auf die Abschrift der „Iphigenie“ noch einmal zurückkommt, die er sich nicht erinnere wieder erhalten zu haben, obgleich ein Brief sie ihm angekündigt habe. „Von meinem Leben“, schreibt er, „ist es wieder ein schönes Glück, daß die leidigen Wolken, die Herder'n so lange von mir getrennt haben endlich und, wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten. Es würde dir jetzo gewiß recht wohl bei uns werden.“ Herder hatte sich schon seit dem 29. Mai dieses Jahres von Wandsbeck aus mit Jacobi in briefliche Verbindung gesetzt.[4]) „Wir hätten dir gerne eine gute Büste von Herder'n geschafft“, schreibt Goethe. „Klauer[5]) hat sich unsäg-

---

1) Dieser Brief ist nicht erhalten, aber Jacobi hat auf Goethe's Brief dieses Datum der Antwort angegeben. Auch im folgenden verdanke ich die Bestimmung mancher verloren gegangenen Briefe Jacobi's diesen eigenen Angaben auf den von mir eingesehenen Briefen Goethe's.

2) An Frau von Stein schreibt Goethe am 2. Oktober von Kassel aus: „Ich bin an Hof gewesen, und werde überall sehr gut aufgenommen. Den gleichgültigen Menschen begegne ich nach der Welt Sitte, den guten begegne ich offen und freundlich, und sie behandeln mich dagegen, als wenn mich der Verstand mit der Redlichkeit erzeugt hätte, und diese Abkunft etwas Weltbekanntes wäre.“

3) Der Herzog Karl August spricht in einem Briefe an Merck (I, 390) von Goethe's „Taziturnität“; seine Gesundheit, bemerkt er (I, 397), sei jetzt besser, als im Winter. Forster hatte ihn seit 1779 nicht gesehn.

4) Vgl. Jacobi's Werke III, 471.

5) Der Hofbildhauer Martin Klauer, im Jahre 1774 nach Weimar berufen, gewann sich durch die Büsten Goethe's, Herder's, Wieland's, später Schil-

liche Mühe gegeben, es wollte aber nicht ganz werden.“ Ueber seine eigene Lage bemerkt er: „Ich stecke mitten unter meinen Geschäften, noch immer so voll Leidenschaften, Liebhabereien, Erfindungen, Einfälle, Grillen und Plane, daß mir wirklich manchmal das Leben sauer wird. Indessen nimmt unsere Konstitution eine bessere Konsistenz, und ich habe immer noch mein altes Wesen, das mich durch alles durchbringt.“ Noch vor dem Ende des Jahres, am 30. Dezember, beruhigt Goethe den Freund in Betreff der Abschrift der „Iphigenie“, die sich gefunden habe. „Wir haben uns mit dir und Lessing unterhalten“, berichtet er. „Herder wird dir geschrieben haben. Er ist diesen Sachen auf dem Grunde. Wir haben jetzt sehr gute Abende zusammen.“ Jacobi hatte ohne Zweifel seine Ansicht, daß Lessing Spinozist gewesen, nebst dem dieselbe beweisenden Gespräche mit Lessing und seinen Ansichten über Spinoza den Weimarer Freunden mitgetheilt, wie er dasselbe in einem Briefe vom 4. November an Mendelssohn gethan hatte. „Am Ende des Jahres“, schließt Goethe, „kehr' ich allen alten Sauerteig aus. Mögst du fröhlich in das neue treten! Laß mich hören, daß du wohl bist! Grüße die Deinen!“

Aber leider sollte das folgende Jahr dem edlen Freunde die härteste Prüfung auflegen; denn im Februar eilte seine innigst geliebte Betti der bessern Heimat zu, wohin ihr Liebling, ihr vorjüngster Sohn Franz, ein talentvolles Kind von zehn Jahren, wenige Wochen vorher vorangegangen war. Den Tod des letztern wird Jacobi in dem verlorenen Briefe vom 14. Januar seinem Freunde Goethe angezeigt haben.[1]) „Gewiß und wahrhaftig, was sie belebte, war ein Geist aus der Höhe“, schreibt Jacobi seinem Schwager in Aachen, „nicht ein Werk des Staubes, der anjetzt zerfällt; der ihn erschaffen hat, ist Gott, ist ein Gott, der die Menschen liebt; denn wie liebte sie nicht die Menschen? — Mein übriges Leben soll der Bemühung geweiht sein, die Gegenwart meiner Seligen auch bei anderen zu erhalten; sie soll nicht verschwunden sein von dieser Erde; sie soll fortfahren zu wandeln und zu wirken. — Wenn ich es nur vermöchte, allen Schmerz, allen Verlust auf mich allein zu häufen und einem jeden alles zu ersetzen! So hätte sie gewünscht an meiner Stelle, und so wünsche ich ihr nach. Aber ich bin zu wenig, ihre Tugenden, ihr Wohlthun, ihren Wandel zu erreichen.“ Goethe erwiederte auf die

---

ler's u. a. großen Beifall. Vgl. die Merckischen Briefe II, 192. Herder's Büste von ihm befindet sich auf der Weimarer Bibliothek.

1) Nach dem Herausgeber des Briefwechsels zwischen Goethe und Jacobi S. 67 starb der Sohn am 8. Januar, die Gattin am 8. Februar. Jacobi erzählt seinem väterlichen Freunde Lesage in Genf am 30. Januar 1788, der erstere sei im Januar verschieden, seine Gattin drei (?) Wochen darauf ihm gefolgt. Fast sollte man glauben, der Brief vom 13. Februar, in welchem Jacobi seinem Schwager in Aachen Betti's Verscheiden meldet, sei an ihrem Todestage geschrieben.

erschütternde Todeskunde am 3. März mit tief innigster Theilnahme[1]): „Ich habe es noch nicht wagen können, dir zu schreiben; denn was darf man dir sagen! Jedes Wort, es sei Antheil, Trost, oder Betrachtung, bleibt zurück. Der Gedanke an dich und deinen Zustand hat mich auf einer sonst frohen Reise, da ich das alte Ilmenauer Bergwerk wieder eröffnet, begleitet, und folgt mir auch hierher (nach Jena)[2]), wo ich von Wassern, Eise und Noth, ich darf wohl sagen, umgeben sitze, und Beruf und Gelegenheit habe, menschliche Schicksale wiederzukäuen. Herder wird dich bitten, diesen Sommer eine Reise zu uns zu machen.[3]) Wenn ich nur auch gewiß wäre, zu Hause zu sein! Ich hoffe, es soll sich thun lassen. Wir wollen auf die kurze Dauer unseres Daseins näher zusammenrücken. Sag' mir ein Wort von deiner Gesundheit. Wie ich das schwarze Siegel sah und deines Schreibers Hand, hielt ich dich selbst für todt. Ach, warum versäumt man so viele Augenblicke, Freunden wohlzuthun! Ich bin ein armer Sklave der Pflicht, mit welcher mich das Schicksal vermählt hat. Drum verzeihe, wenn ich trocken und träge scheine!"

Jacobi war über diese innige Theilnahme Goethe's so gerührt, daß er ihm am 19. März — der Brief ist verloren — die Gefühle, welche er bei diesem Trauerfall empfunden, in einem besondern, nur den Vertrautesten bestimmten Hefte mittheilte. Auch verfehlte er nicht, ihn über die Erziehung seines der Fürstin Gallitzin übergebenen Sohnes Georg, der ihm damals viele Sorgen machte — der älteste Sohn Fritz befand sich bei seinem Schwager in Aachen—, zu Rathe zu ziehen, und ihm seinen Mißmuth über Schlosser mitzutheilen, über dessen Eigenheiten sich vielleicht seine Gattin gegen Jacobi geäußert hatte. Im Juni hoffte er die Freunde in Weimar zu sehn. Goethe's Antwort vom 31. März athmet innigste Rührung und reinste Liebe. „Wie sehr dank' ich dir, daß du mich zum Genossen deiner Trauer gemacht hast!" schreibt er. „— Ich habe nur sehnlicher gewünscht, dich wiederzusehn. Leider bin ich den ganzen Juni abwesend; zu Anfang Juli aber kann ich's einrichten, daß ich nach Hause komme. Siehe zu, daß du es möglich machst! Das wunderliche Bild unserer Existenz wird dir wenigstens, wenn auch nicht wohlthun, doch neue Ideen geben, und ein paar wahre,

---

1) Am 20. Februar schreibt Goethe an Frau von Stein: „Beiliegender Brief meldet mir das traurige Schicksal des guten Jacobi. Da ich das schwarze Siegel sah, glaubte ich, er sei selbst todt, und nun ist's seine gesunde Frau. Es ist für ihn wenig Guts mehr in der Welt". Im vorigen Jahre hatte Jacobi's Gattin durch die Mittheilung des Gerüchtes von Goethe's Unwohlsein an seine Mutter diesen mißstimmt.

2) Am 21. Februar war er nach Ilmenau gegangen und nach der Rückkehr von dort am 29. Nachmittags nach dem durch Eisgang überschwemmten Jena.

3) In Herder's Brief vom 4. März in Jacobi's Briefwechsel I, 369 f. findet sich keine derartige Einladung, obgleich der Brief vollständig mitgetheilt zu sein scheint.

an dir theilnehmende Freunde findst du gewiß. — Das Heft erhältst du bald zurück. Ich habe es für mich behalten, nicht mitgetheilt; mein Herz hieß mich es so. — Schreibe mir doch ein Wort von dem Kinde zu Münster, und was ihr mit ihm habt. Ich weiß nichts von ihm, kann es nicht beurtheilen, und wenn ich nicht sehr irre, behandelt ihr es falsch, die Fürstin und du. Ich mische mich nicht gern in dergleichen Sachen; denn die Vorstellungsarten sind zu verschieden, und mit Schreiben ist gar nichts ausgerichtet: aber das Kind dauert mich; es ist doch dein und Betti('s) Kind, und gewiß nicht zum Bösewicht, zum Nichtswürdigen geboren. — Habt mit Schlosser'n Geduld! Kein Mensch kann eine Faser seines Wesens ändern, ob er gleich vieles an sich bilden kann. Schlosser stickt in seiner Haut und Verhältnissen so fest, als ein anderer. Wir sollten alle mit einander Mitleid haben. Lebe wohl! Wie freue ich mich, mit dir ausführlich über tausend Dinge zu reden! Lebe wohl! Grüße die Deinigen!"

Dieser herzliche Brief, der „mehr als Versicherung und Zeichen", der „die Freundschaft mit der That" sei, gereichte dem trauernden Freunde zur höchsten Wonne, der, nachdem er sich bitter über sein unaufhörliches Leiden an Leib und Geist beklagt hat, sich mit der Bemerkung beruhigt: „Doch es sei! Wenn auch dem Menschen keine Hülfe, keine Hoffnung weiter ist, so bleibt ihm doch zum wenigsten der Gott des alten Plinius: Deus est mortali iuvare mortalem. (Gott ist's für den Menschen, dem Menschen beizustehn.)[1]) Und hierauf, lieber Goethe, nehm' ich dich in meinen Arm." Das war einmal ganz in Goethe's Sinne gesprochen! Seinen Knaben, an welchem Goethe so warmen Antheil genommen, will er, wenn er mit der Fürstin Gallitzin im Sommer nach Düsseldorf kommt, für ihn in Lebensgröße abzeichnen lassen und dieser Zeichnung Erläuterungen beifügen; er habe Lust, bemerkt er, ihn nicht wieder nach Münster zurückgehn zu lassen. Ueber die Zeit seiner Reise könne er noch nichts bestimmen, da er erst die Ankunft der Fürstin abwarten müsse. In einem Briefe vom 8. Mai, welcher meldet, daß die Fürstin nicht vor dem Juli verreisen werde, schreibt er: „Grüße Herder'n, dem ich noch immer eine Antwort (auf den Lessing und Spinoza betreffenden Brief) schuldig bin, die auch nun nicht kommen wird, ehe die Wahrscheinlichkeit aufhört, daß ich selbst komme. Herder's Philosophie scheint mit der von Wachter im Elucidario cabbalistico[2]) viel ähnliches zu haben,

---

1) Dieser Stelle (N. H. II, 5) bedient sich Jacobi auch im Briefe an Laharpe (Werke II, 522.)

2) Joh. Georg Wachter gab im Jahre 1699 die im Titel ihre Absicht deutlich verrathende Schrift heraus: „Der Spinozismus im Judenthum, oder die von dem heutigen Judenthum in der Kabbala vergötterte Welt." Sieben Jahre später erschien sein Elucidarius cabbalisticus sive reconditae Hebraeorum philosophiae brevis et succincta recensio. Wie wenig Herder ihn als Philosoph ehrte, spricht er selbst in den „Gesprächen über Gott" (Werke zur Geschichte und Philosophie B. 9, 222) aus.

welches ich immer vermuthet hatte, und dennoch nicht begriff; denn ich weiß nichts Trüberes, als dies System. Ein dahin gerichtetes Urtheil über Herder's „Urkunde", welches Lessing von ungefähr zu sehn bekam, ist ein Hauptanlaß seiner nähern Verbindung mit mir gewesen. Lessing's ἓν καὶ πᾶν war konsequenter. Herder wäre diesen Sachen auf dem Grunde (Goethe meinte wohl das Verhältniß Lessing's zum Spinozismus und diesen selbst), schriebst du mir im Januar (im Briefe vom vorigen 30. Dezember). Diesen Sachen auf dem Grunde — wer kann das sein? — Etwa die Freimaurer ausgenommen!"

Goethe ging in seiner Antwort vom 29. Mai hierauf nicht näher ein, da er mit Herder in seinen Naturansichten übereinstimmte, und ihm die metaphysischen Fragen ferne lagen. In Bezug auf die Rücksendung des von Jacobi ihm anvertrauten, seine Gefühle beim Tode der unvergeßlichen Betti darstellenden Heftes bemerkt er, auch er lebe jetzt im Scheiden und Entbehren, und er wünsche, ihn noch zur schönen Jahreszeit bei sich zu sehn.[1] Uebermorgen gehe er nach Eisenach ab[2], wo der landständische Ausschuß versammelt war, und er wünsche dort zu erfahren, ob und wann er kommen werde, da er selbst diesen Sommer noch allerlei auswärts zu thun habe. Zugleich meldet er, daß die beiden Stolberge mit ihren Frauen, auf der Reise nach Karlsbad begriffen, in Weimar seien.[3] Bald darauf schreibt Jacobi, er habe seine Reise bis zum künftigen Frühjahr verschoben, wo er sie besser zu genießen hoffen dürfe, als ihm bei den diesmaligen Umständen möglich sein würde. „Mein Befinden ist den vergangenen Monat durch ganz leidlich geblieben; in diesem aber hab' ich immerfort gekränkelt, bekam vor einigen Tagen wieder argen Schmerz in den Knochen meiner östlichen Hemisphäre. Die vergangene Nacht hat es angefangen sich zu bessern, und so hoffe ich diese Woche unfehlbar Herder'n zu schreiben, und ihm für seine „Ideen" zu danken, die mir große Freude machen." Das schöne Gemüth und die sinnige Auffassung, welche den ersten Theil von Herder's „Ideen" beleben, mußte Jacobi wohlthuend ansprechen, wie wenig er auch sonst solchen naturgeschichtlichen Anschauungen geneigt war.

Jacobi's Gesundheit stellte sich bald wieder ganz leidlich her, und sein Verlangen, die Weimarer Freunde zu sehn, regte sich mit solcher sehnsüchtigen Gewalt in seiner Seele, daß er trotz aller ent-

---

1) Dies bezieht sich auf die in den ersten Tagen anzutretende Reise, welche ihn auf längere Zeit von Frau von Stein trennte.

2) Die Abreise verzögerte sich aber bis zum 3. Juni.

3) Sie hatten sich an diesem Tage bei Hofe vorgestellt und waren dort zur Tafel geblieben. Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 41 ff. Auffallend ist in diesem vom 13. Juni datirten Briefe die Bemerkung: „Die Stolberge wollten um diese Zeit in Weimar sein", da Goethe in dem Billet vom 29. Mai deren Ankunft gemeldet hatte. War dieses Billet damals noch nicht in Jacobi's Händen oder erinnerte er sich desselben nicht mehr genau?

gegenstehenden Hindernisse die für dieses Jahr schon aufgegebene Reise im September anzutreten sich entschloß. „Der Geheimerath Jacobi kommt her", schreibt Herder am 11. September an Knebel. „Sein Anmeldungsbrief an Goethe hat diesen (der von seiner vor dem 8. August angetretenen Harzreise erst Mitte September zurückkehrte) nicht gefunden, und er hat deshalb an mich geschrieben. Ich hoffe, er wird seine Ankunft acht bis zehn Tage verzögern, und Goethe indessen hier eintreffen, nach dem ich mich herzlich sehne." Goethe selbst schreibt nach seiner Rückkehr am 16. September an die in Kochberg weilende Frau von Stein: „Vielleicht kommt Fritz Jacobi noch." Seine unmittelbaren Nachrichten über diesen Besuch verdanken wir den der Uebung wegen meist französisch geschriebenen derzeitigen Briefen an dieselbe Freundin. „Jacobi ist mit seiner Schwester (Charlotte) angekommen", meldet er am 19. September.[1]) „Seine Gegenwart macht mir große Freude. Wäre es dir nur möglich, theure Lotte, dich deiner Einsamkeit zu entreißen, um auf einige Tage hierher zu kommen! Er ist gewiß ein sehr anziehender Mann, und er hat gewonnen. Du würdest ihn sehn, und ich dich sehn." Am folgenden Tage fährt er fort: „Die Gegenwart Jacobi's würde mir doppelt angenehm sein, wärest du bei uns. Es ist mir unmöglich von dir zu sprechen gegen jedweden; ich weiß, daß ich immer zu wenig sagen würde, und zu gleicher Zeit fürchte ich mich, zu viel zu sagen. Ich wünschte, die ganze Welt kennte mich, damit sie das Glück fühlte, das ich nicht auszusprechen wage. Fürwahr, es ist ein Verbrechen verletzter Freundschaft, daß ich mit einem Manne, wie Jacobi, lebe, mit einem so wahren, so zärtlichen Freunde, ohne ihn auf den Grund meiner Seele schauen, ohne ihn den Schatz erkennen zu lassen, von welchem ich mich nähre. Ich hoffe, die Herder wird ihm von dir sprechen, und ihm sagen, was ich ihm zu sagen nicht wage." Daß Jacobi bis Michael bleiben werde, hören wir an demselben Abend. „Jacobi hat mir von dir gesprochen", lesen wir weiter am 21. „Ich habe ihm nur sehr wenig sagen können. Er wünschte dich kennen zu lernen, da er wohl fühlt, daß er sonst nur eine sehr unvollständige Kenntniß vom Leben seiner Freunde habe. Ich bin höchst verdrießlich, daß wir dies nicht einrichten können, und wenn ich mich nicht durch alle mögliche Gründe zurückhielte, so würde ich dich morgen überraschen." Vier Tage später schreibt er, daß Claudius noch an demselben Tage ankommen werde, und er bedauert, daß sie diesen ausgezeichneten Mann ohne die Freundin genießen müssen. Die Abreise Jacobi's meldet er auf den 29. Abends.

Am 27. fuhr Goethe mit Claudius, Jacobi und seiner Schwester, den Herder's und Fritz von Stein zu Knebel nach Jena, wo sie wohl aufgenommen wurden und nach einem heiter verlebten

1) Jacobi wohnte mit seiner Schwester bei Goethe. „Verzeiht nur meine ungraziöse Bewirthung!" schreibt dieser nach der Rückkehr (S. 79 f.)

Tage in schöner Mondnacht nach Weimar zurückfuhren. Hierauf deuten die Worte Herder's im Briefe an Knebel vom 5. Oktober: „Beide (Herder und seine Frau) danken wir Ihnen für den schönen Tag, den Sie uns trotz des Windes in Jena machten. Wir fuhren im schönsten Mondschein, zwischen Schlaf und Wachen, gen Weimar, und wurden allesammt mit Briefen erfreut, Claudius durch einen Brief von seiner Rebekka und ich durch einen von Hamann." Herder's Gattin fügt noch hinzu: „Erquickt durch Ihre schöne Seele, die mich über das Alltägliche erhoben, fuhr ich vergnügt in der Mondnacht, wo Goethe uns vom Zustand der Seele nach dem Tode erzählte. Nur ein wenig nicht schwärmerisch genug." Auf diesen Besuch beziehen wir auch das undatirte Billet Goethe's an Knebel: „Wir kommen dir, lieber Bruder, morgen Montags den 27. mit hellem Heer auf den Hals. Es werden sieben Personen sein, die wunderlichste Sozietät, die je an einem Tische gesessen. Mache ja keine Umstände, sondern alles hübsch ordentlich! Ich freue mich, dich wiederzusehn." [1])

Herder schreibt am 5. Oktober an Knebel: „Jacobi ist sehr gerührt weggegangen, insonderheit von Goethe. Unsere Bekanntschaft wird ihm gewiß an Leib und Seele wohlthun. Claudius sehnte sich wie ein Vertriebener nach Hause, weil es ihm nirgend mehr wohlbehagte." Und Wieland meldet am 3. Januar 1785 an Merck: „Jacobi's Anwesenheit hat Herder'n, Goethen und mir einige sehr gute Tage gemacht. Ich habe ihn zwar, wie billig, größtentheils an die beiden ersten überlassen müssen, jedoch kann ich mich nicht beklagen, daß sie mir nicht auch meinen bescheidenen Theil hätten zukommen lassen." Jacobi selbst berichtet über die Geschichte seines Weimarer Aufenthaltes, die zu reich sei, als daß er sie erzählen könnte, am 11. Oktober an die Fürstin Gallitzin: „Goethe war nach einem langen Herumreisen im Harz eben nach Hause gekommen. Wegen der mit einem solchen Zuge verknüpften Ungewißheiten hatte er sich, nachdem er Braunschweig verlassen, nichts mehr nachschicken lassen. Er fand also nach seiner Zurückkunft meine beiden Briefe, war voll Sorge, ich möchte nicht mehr kommen, und wurde nun, da er mich unversehens in sein Zimmer treten sah, vor Freude blaß. Herder's Seele öffnete sich mir gleich nach den ersten Umarmungen. Es war uns allen unaussprechlich wohl. Den 25. kam nun auch Claudius. Aber Sie, liebe Ama-

---

1) Guhrauer setzt diesen Brief, welcher der Handschrift nach aus der frühesten Weimarer Epoche stamme, gegen alle Möglichkeit in das Jahr 1776. Von allen Monaten dieses Jahres fiel nur im Mai der 27. auf einen Montag; am 27. Mai aber ging Goethe nicht nach Jena. Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 35. Im November 1776, an den Guhrauer denkt, war der 27. ein Mittwoch. Zum Tone des Briefes vergleiche man den vom 6. November 1784: „Ich will, wenn's möglich ist, morgen zu dir hinüber kommen. Vielleicht bring' ich einige Freunde mit. Kommen wir mehrere, so erfährst du es bei Zeiten. Mache nur ja wenig, damit wir nicht überfüttert werden!"

lia, kamen nicht. Nach mir und meiner Schwester trauerte niemand mehr darüber, als Goethe. Er hatte über Ihren großen Schattenriß eine unsägliche Freude. Mein Vorsatz war, ihn nur eine Kopie davon nehmen zu lassen; aber er eignete sich ihn so eifrig an, daß ich unmöglich dagegen an konnte. Von der vornehmen Gesellschaft haben wir uns nicht stören lassen. Ich weiß wohl, sagte Goethe, daß man um die dehors zu salviren, die dedans zu Grunde richten soll, aber ich kann mich denn doch nicht wohl dazu verstehn. Am 29. reiste ich ab."

Konnte bei diesem Besuche auch die Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Ansichten, besonders in Betreff Spinoza's, nicht zurücktreten, mußte diese vielmehr zu entschiedenstem Ausdrucke gelangen, so wirkte doch die stille Rührung über das unter so ganz verschiedenen Verhältnissen erfolgende Wiedersehen mildernd und beruhigend. Die volle, lebhafte Erinnerung an die seligen Tage, welche sie vor zehn Jahren zusammen verlebt, breitete ihre glänzenden Strahlen über die Seelen der Freunde aus; Goethe aber mußte Jacobi's Schmerz über den unersetzlichen Verlust Betti's, der die Flammen heiliger Andacht im Gatten entzündet hatte, tief empfinden, und um so mehr alles Mißklingende fern halten, als er sich einer frühern leichtfertigen Verletzung schuldig wußte, und eine zarte Sehnsucht nach der entfernten Herzensfreundin, Frau von Stein, ihn durchbebte. Ueber den edlen Kreis der Fürstin Gallitzin, die zu gleicher Zeit nach Weimar hatte kommen wollen, aber nach einer kleinen Harzreise über Kassel zurückkehrte, erhielt Goethe damals die anziehendsten Mittheilungen. So hatte das edle Freundespaar sich zum zweitenmal ganz wiedergefunden, ehe die obwaltende Verschiedenheit ihrer philosophischen Ansichten über das Göttliche zu einer neuen, wenn auch äußerlich weniger schroffen Entfremdung führte.

Gleich nach der Rückkehr wendet sich Jacobi in einem von vollstem Gefühle des genossenen Glückes überströmenden Briefe an den vor vierzehn Tagen verlassenen Freund. „Ich habe dich also wiedergesehen", schreibt er, „und viel mehr als das! Als ich wegging, war es mir nicht, als ob ich dich verließe; ich war innig glücklicher, froher, heiterer, als da ich kam. Du weißt, wie ich Eindrücke annehme, und sie in mir haften. Auch die leiseste Berührung, die ich kaum im Augenblick selbst gewahr wurde, entwickelt sich im stillen, und wächst zu vollem Leben auf. So bin ich jetzt noch im seligsten Genusse deiner, und weiß von nichts, das mir vergangen wäre. Erhalte mich so! Du kannst es — du weißt es!" Da seine Schwester bereits über die Reise bis Frankfurt an Karoline Herder berichtet hat, so theilt er dem Freunde die Geschichte seiner Weiterreise und der Ankunft zu Hause mit. Morgens um vier Uhr war er von Koblenz bei hellem Mond- und Sternenschein den mächtig schönen Rhein hinunter gefahren. „Du magst es ahnen, wie ich deiner dabei gedachte!" bemerkt er. Gleich

am andern Tage las er seiner jüngern Halbschwester Helene den von Goethe mitgebrachten „Triumph der Empfindsamkeit" vor,[1]) worüber große Lust unter ihnen war. „Sie grüßt dich mit und aus meiner Seele", fährt er fort, „und läßt dir sagen, du solltest zu uns kommen, sie müßte dich auch einmal wiedersehn. Also komm'! Du glaubst nicht, wie gut es hier ist, und wie wohl dir unter und mit uns sein wird. Lottchen, der ich es überlassen will, ihren Gruß am Ende meines Briefes selbst zu bestellen, versichert, du gingest lieber nach Rom und Paris, und hättest zu einer einfältigen Partie nach Pempelfort nicht die geringste Lust. Mit mir hast du anders gesprochen, und ich nehme das für Ernst, was du dem Freunde sagtest. — Ich sehe dich da vor mir stehn, fühle mich gedrückt von deinem Arm, höre deine Stimme und bin an vielen Orten (wo er an Goethe's Seite gewesen) zugleich. — Gott segne dich, wie dich meine ganze Seele segnet!"

„Dein Brief, lieber Fritz", antwortet Goethe sofort, „hat mich herzlich gefreut. Diese Reise wird dir sehr heilsam sein. Du bist uns verbundener, und dein Zuhause wird dir nun auch wieder wohlthun. Die Aussicht, uns wieder zu besuchen, gibt auch Leben und Bewegung der Zukunft. Denn gewiß, man darf sich nur vom Stuhle erheben oder zur Hausthüre hinaus gehn, irgend etwas unternehmen, so sieht man, daß ein gutes Schicksal ist, das sich des Menschen annimmt." Von seinen Zuständen kann er ihm nur gute Nachricht geben, und er wünschte den Freund jetzt zu sich, da er einigermaßen geruhigere Zeit habe. Bald hofft er ihm etwas überschicken zu können, ohne Zweifel die Abhandlung über den Zwischenknochen, die er im folgenden Monat an Knebel mittheilt.[2]) Jacobi hatte seine Ansichten über die Lehre des Spinoza handschriftlich dem Freunde zurückgelassen,[3]) der, da er ihrer Grundverschiedenheit von den bei ihm feststehenden gewiß war, nicht gern daran ging. „Die nächsten ruhigen Stunden", schreibt er, „wende ich an die Manuskripte, die du mir zurückgelassen hast." Bald darauf erfreute Jacobi ihn mit der Sendung aller Schriften des Philosophen Hemsterhuis, die ihm eine angenehme Erscheinung waren.[4]) Den Dialog Alexis ou de l'age d'or hatte man in Weimar schon in der Handschrift durch Merck's Vermittelung kennen

---

1) Jacobi nennt das Stück noch unter dem frühern Titel „die geflickte Braut", der dem Dichter selbst noch der geläufigere gewesen zu sein scheint, obgleich er denselben schon damals in den andern „der Triumph der Empfindsamkeit" verändert hatte; denn die aus Jacobi's Nachlaß stammende Abschrift (vgl. oben S. 182 Note 1), die nicht später gesetzt werden kann, führt bereits den letztern. Vgl. Riemer II, 626.

2) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 55. Riemer II, 182 f.

3) Wohl eine Abschrift derselben Aufsätze, die Jacobi an Mendelssohn geschickt hatte.

4) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 80, mit Knebel I. 55, Briefe an Frau von Stein III, 115, wo wohl nur an den Alexis zu denken ist.

lernen,[1]) und auf den bereits 1779 erschienenen Aristée ou de la divinité hatte Jacobi sich in den handschriftlichen Bemerkungen über die Lehre des Spinoza bezogen. Während Jacobi's Anwesenheit hatte Klauer sich mit einem Modell zu einer Gipsbüste desselben beschäftigt. Die Gipsabgüsse waren nun fertig und recht gut gerathen; die für Jacobi und Münster bestellten sollten sogleich abgehn. Aber Goethe wollte Jacobi's Kopf nun auch aus Sächsischem Marmor hauen lassen, und er dachte daran, ihm einige Güsse in Bronze zu liefern, da diese ein schönes Andenken für seine Kinder sein würden; er selbst studirte deshalb die Gußkunst. „Heute Abend", schreibt er am 12. November, „kommen Herder's zu mir und Frau von Stein. Wir werden dein gedenken. Herder liest uns, was du nun bald gedruckt lesen wirst."[2]) Er schließt mit einer Entschuldigung, daß er die abwesenden Freunde vernachlässige. „Ich bin immer zerstreut und hin und her geschleppt, daß ich kaum der Gegenwärtigen, geschweige der Abwesenden, genießen kann." Unterdessen hatte er sich fortwährend eifrig mit Spinoza beschäftigt. „Ich lese mit der Frau von Stein die „Ethik" des Spinoza (wohl in der im Jahre 1744 mit Chr. Wolf's Widerlegung erschienenen deutschen Uebersetzung)", schreibt er am 12. November an Knebel. „Ich fühle mich ihm sehr nahe, obgleich sein Geist viel tiefer und reiner ist, als der meinige."[3]) Am 19. November brachte er das lateinische Original von Spinoza's „Ethik" mit zu Frau von Stein, da alles darin deutlicher und schöner, als in der Uebersetzung sei.

Noch in demselben Monate erfreute Jacobi ihn mit schönen Zeichnungen von Ferdinand Kobell, mit welchem er in freundschaftlicher Verbindung stand.[4]) Auch den von Weimar mitgenommenen „Triumph der Empfindsamkeit" legte er bei. Darauf bezieht sich Goethe's Aeußerung im Briefe vom 3. Dezember: „Deine Packete, lieber Bruder, gleichen immer den Schiffen aus Ophir, besonders diesmal, da du mir meine eigenen Affen zurücksendest.[5]) Es freut mich, wenn sie dich durch ihre Gaukelpossen ergötzt haben." Nachdem er ihn von den Herder's gegrüßt und der bald in den „zerstreuten Blättern" erscheinenden Uebersetzungen aus der griechischen Anthologie gedacht hat, schließt er den Brief mit der Bemerkung: „Du scheinst uns auch Lust und Liebe zur Metaphysik zurückgelassen zu haben. Zwar werde ich für meine Person wohl bald zur Dichtkunst zurückkehren. Lebe wohl! Ich schreibe nicht mehr, damit dieses Blatt noch abgehe." Für eine neue Sendung Jacobi's — sein

---

1) Vgl Merck's Briefwechsel I, 285.

2) In den „zerstreuten Blättern", deren erste Sammlung 1785 erschien. Es sind wohl die „Paramythien" gemeint. Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 117.

3) Vgl. B. 22, 219. 27, 288.

4) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 232 ff. Briefe an Frau von Stein III, 243. Schuchardt „Goethe's Kunstsammlungen" I, 129.

5) Vgl. das zweite Buch Samuel 2, 18.

verloren gegangener Brief war vom 29. Dezember datirt — dankt Goethe am 12. Januar. „Den Wein habe ich mir wohl schmecken lassen und noch nicht gedankt", schreibt er. „Verzeih'! ich bin lahm zum Briefschreiben. Das Gegenwärtige drängt so auf mich zu, daß ich nur sehn muß, wie ich durchkomme. Wir haben neulich deine Gesundheit recht herzlich getrunken. Möchte die Wirkung unserer Wünsche recht kräftig zu dir gelangt sein!" Auf den Wunsch Jacobi's, er möge seine Gedanken über Spinoza und über seine eigene Betrachtung desselben ihm mittheilen, erwiedert er: „Ich übe mich an Spinoza; ich lese und lese ihn wieder, und erwarte mit Verlangen, bis der Streit über seinen Leichnam losbrechen wird.[1]) Ich enthalte mich alles Urtheils, doch bekenne ich, daß ich mit Herder'n in diesen Materien sehr einverstanden bin. — Eh' ich eine Sylbe *μετὰ τὰ φυσικὰ* schreibe, muß ich nothwendig die *φυσικὰ* besser absolvirt haben. In diesen bin ich fleißig, wie es die Zeit und der Zustand meines hin und her gezerrten Gemüthes leiden." Nachdem er seiner verschiedenen naturwissenschaftlichen Beschäftigungen gedacht hat, bemerkt er: „Ich mag und kann dir nicht vorerzählen, worauf ich in allen Naturreichen ausgehe — des stillen Chaos gar nicht zu gedenken, das sich immer schöner sondert und im Werden reinigt. Wenn mir nicht manchmal eine rhythmische Schnurre durch den Kopf führe,[2]) ich kennte mich selbst nicht mehr."[3]) Aber Jacobi ließ nicht ab, ihn um seine Ansichten über Spinoza zu bitten, so daß Goethe nicht umhin konnte, seine zu verschiedenen Zeiten darüber niedergeschriebenen Gedanken ihm mitzutheilen. Darauf beziehen wir die Aeußerung in einem Billet Goethe's vom 15. März: „Da ich gegenwärtige Abschrift anfangen ließ, glaubte ich reicher zu sein, als es sich gefunden hat. Nimm also das wenige, und verzeih', daß es so spät kommt!"

Bald darauf, am 24. April, sandte Jacobi, dessen Brief an Goethe vom 12. April nicht vorliegt, den Weimarer Freunden seine Schrift „über die Lehre des Spinoza" (nur die Einkleidung und die letzten Bogen sind später) in der Handschrift zu, mit der Bitte um ihr Urtheil.[4]) Goethe aber zauderte; er fürchtete, den Freund zu verletzen, da er seiner Ansicht durchaus widersprechen mußte. Jacobi's Behauptung, Spinozismus sei Atheismus, schnitt Goethe's heiligster Ueberzeugung ihre tiefsten Lebensfasern ab, und doch

1) Zwischen Jacobi und Mendelssohn. Bei dem bildlichen Ausdruck schwebt der Streit über den Leichnam des Moses vor. Vgl. meinen Faustkommentar II, 361.

2) Er hatte eben das Singspiel „Scherz, List und Rache" geschrieben.

3) In demselben Briefe freut er sich über die eben eingeleitete Verbindung zwischen Hamann und Jacobi. „Theile ja alles mit, was du von Hamann empfängst. Gott erhalt' ihn noch lange, da uns Nathan (Lessing) entronnen ist. Die Crethi und Plethi (vgl. das zweite Buch Samuel 8, 18) sterben nicht aus, und der Kinder Zerujah (vgl. das erste Buch der Könige 10, 22) sind so viel, mit denen man nichts zu schaffen haben mag."

4) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 377 f.

sollte dieser, der sich die geradezu entgegengesetzte Ansicht aus Spinoza herausgelesen hatte, ihm darüber seine Meinung mittheilen. Es war dies fürwahr eine der härtesten Proben der Freundschaft, um so mehr als Goethe, wie Jacobi wohl wissen mußte, zu einer philosophischen Zerlegung und Ergründung der spinozistischen Lehre ganz unfähig war. So bedurfte es denn von Goethe's Seite der ganzen innigen Liebe zu dem schon einmal ihm entfremdeten Freunde, um eine neue Scheidung zu verhüten. Von Jacobi gedrängt, erwiedert er am 9. Juni von Ilmenau aus, wohin er vor sieben Tagen gegangen war: „Schon lange haben wir deine Schrift erhalten und gelesen. Ich mache Herder'n und mir Vorwürfe, daß wir so lange mit unserer Antwort zögern. Du mußt uns entschuldigen. Ich wenigstens erkläre mich höchst ungern über eine solche Materie schriftlich, ja es ist mir beinahe unmöglich. — Darüber sind wir einig, und waren es beim ersten Anblicke, daß die Idee, die du von der Lehre des Spinoza gibst, derjenigen, die wir davon gefaßt haben, um vieles näher rückt, als wir nach deinen mündlichen Aeußerungen erwarten konnten, und ich glaube, wir würden im Gespräch völlig zusammenkommen (?). Du erkennst die höchste Realität an, welche der Grund des ganzen Spinozismus ist, worauf alles übrige ruht, woraus alles übrige fließt.[1]) Er beweist nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott, und wenn ihn andere deshalb atheum schelten (wie Jacobi selbst), so möchte ich ihn theissimum und christianissimum nennen und preisen." Schon vor vierzehn Tagen habe er angefangen, ihm zu schreiben, und deshalb auch eine Abschrift seiner Abhandlung nach Ilmenau mitgenommen, wo er auch einigemal hineingesehen habe und immer wie beim Aermel gehalten worden, daß er ihm nichts habe sagen können; jetzt aber habe sein ihn verfolgender Steckbrief ihm das Gewissen geschärft. Der Freund möge ihm verzeihen, daß er so gern schweige, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede sei, das er nur in und aus den rebus singularibus erkenne, zu deren näherer und tieferer Betrachtung niemand mehr aufmuntern könne, als Spinoza selbst, obgleich es scheine, daß vor seinem Blicke alle einzelne Dinge verschwänden. „Ich kann nicht sagen, daß ich jemals die Schriften dieses trefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden hätte. Meine Vorstellungs- und Lebensart erlauben's nicht. Aber wenn ich hineinsehe, glaub' ich ihn zu verstehn, das heißt, er ist mir nie mit sich in Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handelnsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen. Deswegen wird es mir schwer, was du von ihm sagst, mit ihm selbst zu vergleichen.[2]) Sprache und Ge-

1) Spinoza setzt bekanntlich eine einzige unendliche Substanz, die Wesenheit der Substanz aber schließt die Existenz in sich.

2) Diese Aeußerung bezieht sich auf die Darstellung von Spinoza's System in 44 mit Belegen versehenen Sätzen, die er Mendelssohn mitgetheilt hatte.

danke sind bei ihm so innig verbunden, daß es mir wenigstens scheint, als sage man ganz was anders, wenn man nicht seine eigensten Worte braucht. Wie oft hast du nicht ganze Stellen aus ihm untersetzen müssen! Du trägst in anderer Ordnung mit anderen Worten seine Lehre vor, und mich dünkt, die höchste Konsequenz der allersubtilsten Ideen muß dadurch unterbrochen werden. Verzeih' mir, der ich nie an metaphysische Vorstellungsart Anspruch gemacht habe, daß ich nach so langer Zeit nicht mehr und nichts Besseres schreibe. Heute mahne ich Herder'n, und hoffe, der soll's besser machen."[1]) Jacobi's Antwort vom 10. Juli besitzen wir nicht.

Nach der Rückkehr von Karlsbad erhielt Goethe ein Exemplar von Jacobi's eben erschienenen Briefen „über die Lehre des Spinoza", bei welcher Gelegenheit Jacobi sich beklagte, daß er so lange nichts von ihm vernommen habe. Goethe erwiedert am 11. September: „Ich hätte geschworen, dir aus dem Karlsbade geschrieben zu haben; wenigstens hab' ich mich oft mit dir im Geist unterhalten. Es geht mir öfters so, wenn ich eine Zeit lang vernachlässige, die Briefe aufzuschreiben, welche fortgehen; ich bin so fest überzeugt, daß ich diesem und jenem das gesagt habe, was ich ihm nur zudachte. Verzeih'! Es ist mir wohl gegangen, und ich wünsche dir ein gleiches. Du sendest mir deinen Spinoza. Die historische Form kleidet das Werkchen gut. Ob du aber wohl gethan hast, mein Gedicht mit meinem Namen vorauf zu setzen, damit man ja[2]) bei dem noch ärgerlichern „Prometheus" mit Fingern auf mich deute, das mache mit dem Geiste aus, der dich es geheißen hat.[3]) Herder findet lustig, daß ich bei dieser Gelegenheit mit Lessing auf einen Scheiterhaufen zu sitzen komme." Von seinem Weimarer Leben meldet er dem Freunde Gutes. In Bezug auf Fritz von Stein, an welchem Jacobi besonderes Gefallen gefunden, schreibt er: „Weißt du was! Ich will ihn deinem Mädchen erziehen. Einen hübschern und bessern Mann kriegt sie doch nicht, da ich doch einmal dein Schwiegersohn nicht werden kann. Auch gib ihr nicht Punsch zu trinken und des andern Quarks. Halte sie unverdorben, wie ich den Buben, der an die reinste Diät gewöhnt ist."[4])

---

1) Herder fand, wie er an Jacobi schreibt (Jacobi's Briefwechsel I, 378 f.), das System Spinoza's im ganzen richtig dargestellt, konnte aber nicht zugeben, daß Spinozismus Atheismus sei, wie er in den „Gesprächen über Gott" ausführt. Vgl. Herder's Werke zur Philosophie und Geschichte B. 9, 206 ff.

2) Im Abdruck steht irrig wie statt ja.

3) In einem Briefe von demselben Tage an Frau von Stein nennt er dies einen „tollen Streich", und bezeichnet Jacobi's Schrift ärgerlich als „seine Götterlehre". An Knebel schreibt er am 18. November: „Jacobi's metaphysisches Unwesen, wo er mich leider auch kompromittirt, wirst du gesehen haben." Zur Sache vgl. meine Schrift über Goethe's „Prometheus" und „Pandora" S. 44 f.

4) Als Körner 1795 den jungen Fritz von Stein gesehen, den er als ein pädagogisches Kunstwerk betrachtete, schrieb er an Schiller (III, 305), in seinem ganzen Wesen sei nichts, wodurch man für ihn begeistert werden könnte, aber ein gewisses Ebenmaß, das dem Gefühle so wohl thue, wie dem Auge die

Da Jacobi ihm früher den Besuch der Fürstin Gallitzin angekündigt hatte,[1]) so wünschte er zu erfahren, ob er diese noch erwarten dürfe, da er noch einmal vor dem Winter in's Freie müsse. Der Brief schließt mit den Worten: „Grüße die Deinigen! Ich liebe dich herzlich."

Wenige Tage darauf, nachdem Goethe eben den seine Frau aus Deutschland abholenden Forster bei sich bewirthet hatte, kam die Fürstin mit Hemsterhuis und Fürstenberg wirklich an, wie Goethe am 20. September an die abwesende Frau von Stein berichtet. Anfangs wollte sich kein rechtes Verhältniß bilden, besonders da die Fürstin sich krank befand, doch ging es in den folgenden Tagen etwas besser. „Man hat mich gestern dazu gebracht", meldet er am 25. der Freundin, „daß ich meine Operette („Scherz, List und Rache") vorgelesen habe, und das hat sie sehr unterhalten. Es sind wirklich alle drei sehr interessante Menschen, und es thut mir leid, daß du sie nicht kennen lernst. Hemsterhuis besonders wäre für dich gewesen, und man liest seine Schriften gewiß mit mehr Interesse, wenn man ihn kennt." Später folgte er ihnen nach Jena, wo „alles zuletzt recht gut ward und ein menschliches Ende nahm".[2]) Noch während der Anwesenheit der Fürstin erhielt Goethe zwei ausführlichere Briefe Jacobi's, worin dieser sich des Verdrusses wegen, den er ihm durch Nennung seines Namens bei dem Gedichte „das Göttliche" verursacht habe, bestens entschuldigte, was jener in seiner Erwiederung vom 26. September freundlich aufnahm. „Die Fürstin mit den Ihrigen ist hier", schreibt er. „Sie war die ersten Tage krank, und da stockte alles; zuletzt hat es sich recht schön gegeben, und ich wünschte, es ginge nun noch vierzehn Tage fort. Wie es ihr übrigens mit uns ergangen, mag sie selbst erzählen. Wieland, den wir anfangs aus Honetetät einluden, hat sich gräulich prostituirt und schlecht empfohlen. Die Herdern ist nach ihrer Art recht wohl, und ein wenig mehr Glaube, ein bißchen weniger Hypochondrie würde sie ganz herstellen." Jacobi, der Goethe's Brief erst am 8. Oktober erhielt, erwiedert gleich am andern Tage: „Wie alles, während die Fürstin krank war, stocken mußte, kann ich mir vorstellen, und es freut mich, daß es sich nachher noch so schön gegeben hat. Daß du mir aber von der Sache nun weiter nichts berichtest, mir so gar nichts mittheilst, wo ich an Mittheilung doch so nahe Ansprüche hatte — das ist nicht human. Ich berufe mich auf Herder'n, der es verstehn

---

schönen Verhältnisse der Architektur. Seinen eigenen Sohn hatte Goethe nicht in derselben Diät erzogen, wenn er wirklich, wie Frau von Stein am 12. Januar 1801 an ihren Sohn schrieb, in einem Klub seiner Mutter siebzehn Gläser Champagner trank und vom Wein kaum abzuhalten war.

1) An Herder schreibt er am 3. September, er habe in Versuchung gestanden, die Fürstin nach Weimar zu begleiten.

2) Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 191.

muß.[1]) Auch das war schon nicht sehr human, daß du in deinem vorigen Briefe über meine dir zugeschickte Schrift mir weiter nichts sagtest, als: Die historische Form kleidet das Werkchen gut. Es klingt so vornehm und läßt so gleichgültig. Dergleichen überhaupt thut dem nicht wohl, der volle Freundschaft im Herzen hat, und sie gern warm erhält. Alles lebt vom Genuß, und der Genuß, wovon ein jedes Ding lebt, danach strebt es, seine Natur wird daran erkannt u. s. w. Ich schreibe dir dieses nicht aus übler Laune, sondern unmittelbar dawider, damit ich mein Herz aufrichtig gegen dich erhalte und meine Liebe unverfälscht bleibe." Und doch hätte Jacobi das Stillschweigen des Freundes besser verstehn sollen, dem ein solches Drängen auf sein Urtheil höchst zuwider sein mußte, da seine Grundansicht vom Spinozismus der von Jacobi geradezu entgegengesetzt war, wie er ihm oft genug bemerkt hatte. Und wie konnte er bei irgend genauerer Kenntniß Goethe's es für möglich halten, daß dieser sich zu der von ihm behaupteten, seinem ganzen Wesen widerstrebenden Ansicht bekehren lassen werde! Daß Wieland sich bei der Fürstin schlecht empfohlen habe, ist Jacobi um so mehr leid, da diese und Fürstenberg ohnedem schon genug gegen ihn eingenommen gewesen. Auf Goethe's Bekenntniß: „Ich bin auf allerlei Art fleißig, ohne viel zu fördern. Es ist eine verfluchte Art von Schiffahrt, wo man oft bei seichten Flecken aussteigen und den Kahn, der einen tragen sollte, ziehen muß", antwortet er: „An den Untiefen deiner Gewässer nehm' ich herzlichen Antheil. Aber wer kann immer flott sein! Nicht einmal die Theologen können es. Frage Herder'n!" Diesen läßt er „recht brüderlich" grüßen. Er sei sehr versucht gewesen, bemerkt er weiter, an Herder's Gattin um Nachrichten über den Besuch der Fürstin zu schreiben, da letztere selbst ihm nicht schreiben könne, was er am liebsten wissen möchte, worunter er offenbar den Eindruck versteht, den sie zu Weimar gemacht.

Bald darauf kam die Fürstin nach Weimar zurück. Goethe ging ihr vielleicht am 17. entgegen und begleitete sie am 20. auf dem Rückwege etwa bis Erfurt. „Die Fürstin Gallitzin will dich kennen lernen und dich heute früh besuchen", meldet er am 19. Oktober der Frau von Stein. „Ich habe sie gebeten, heute noch hier zu bleiben, und warte auf Nachricht. Du bist so gut, dich einzurichten, daß du sie allenfalls heute früh sehn kannst. Ich sage dir noch weiter drüber — Wenn sie bleiben, so seid ihr bei mir." Am 21. Oktober schreibt Goethe an Jacobi, der, wie er sich gegen Frau von Stein äußert, wohl verdiene, daß er ihm eine Stunde widme. „Mein Weimarisches Gewissen", beginnt er, „ist schon lang aus

---

1) Als entschiedener Vertreter des Humanitätsprinzips, woher er auch im Weimarer Kreise den Namen Humanus führte, wie jener Vorsteher der zwölf Rittermönche in Goethe's „Geheimnissen". Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 165. 168. Goethe's Brief an Meyer Nro. 15.

seinem Schlummer erwacht; dein letzter Brief (vom 9.) hat ihm völlig die Augen eröffnet, indessen hat es sich auf eine unerlaubte Weise auf seinem Lager gedehnt, bis die zweite Ankunft der Fürstin es völlig auf die Beine und ihre Abreise an den Schreibtisch gebracht hat. Diese herrliche Seele hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt, und die Ihrigen haben uns schöne Stunden und Freude gegeben. Du kennst mich und sie, und wenn ich dir sage, daß wir diesmal ganz natürlich gegeneinander und offen gewesen sind, so kannst du dir das übrige wohl denken.[1]) Am meisten freut mich, daß Frau von Stein und sie sich haben kennen lernen. Herder war krank, und ist's noch an Rückenschmerzen, und hat nur wenig mit uns sein können. Der gute Hemsterhuis war auch nicht wohl, doch immer mittheilend und gefällig. Fürstenberg war sehr munter, und alle schienen vergnügt; das übrige muß dir die Fürstin schreiben." Da Jacobi ihn von neuem um ein Urtheil über seine die Lehre des Spinoza behandelnde Schrift gedrängt hat, so fährt er fort: „Daß ich dir über dein Büchlein nicht mehr geschrieben, verzeih'! Ich mag weder vornehm noch gleichgültig scheinen. Du weißt, daß ich über die Sache selbst nicht deiner Meinung bin, daß mir Spinozismus und Atheismus zweierlei ist, daß ich den Spinoza, wenn ich ihn lese, nur aus sich selbst erklären kann, und daß ich, ohne seine Vorstellungsart von Natur selbst zu haben, doch, wenn die Rede wäre, ein Buch anzugeben, das unter allen, die ich kenne, am meisten mit der meinigen übereinkommt, die „Ethik" nennen müsse. Eben so wenig kann ich billigen, wie du am Schlusse mit dem Worte Glauben umgehst. Dir kann ich diese Manier noch (doch?) nicht passiren lassen; sie gehört nur für Glaubenssophisten, denen es höchst angelegen sein muß, alle Gewißheit des Wissens zu verdunkeln und mit den Wolken ihres schwankenden, luftigen Reichs zu überziehen, da sie die Grundfesten der Wahrheit doch nicht erschüttern können. Du, dem es um Wahrheit zu thun ist, befleißige dich auch eines bestimmten Ausdrucks!"[2]) Jacobi hatte jedes phi-

1) Am 1. Dezember schreibt er von ihr: „Es ist eine kostbare Seele, und es gibt mich nicht Wunder, daß sie die Menschen anzieht. Ich hätte sie, da sie ging, gerne halten mögen. Es ward erst gut."

2) Jacobi schrieb am 2. September, als er an Herder die Schrift übersandte: „Was ich im Abschnitt vom Glauben (wogegen ihm Herder früher einige Bemerkungen gemacht hatte) sage, ist für mich ausgemachte Wahrheit, wenn ich eine habe, und gerade eben dasselbe, nur mit anderen Worten, was ich in den vorhergehenden Briefen auch schon vorgetragen und als meine eigenste Philosophie behauptet habe. Deine Zweifel über die Grundsätze, von denen ich dort ausgehe, mag dir Spinoza nehmen; denn es sind seine Grundsätze. Die Definition der Gewißheit ist wörtlich und der ganze erste Absatz beinahe wörtlich aus ihm übersetzt; nur daß er des Wortes Glauben sich nicht bedient, dessen auch ich, meiner ausdrücklichen Erklärung zufolge, mich nur in sofern bedient habe, als man jedes Fürwahrhalten, das nicht aus Gründen erfolgt, Glauben nennen will." Aber der Mißbrauch lag hier doch gar zu nahe. Jacobi erkannte später selbst die falsche, irreleitende Bezeichnung an, und

losophische Wissen für unmöglich erklärt, indem er behauptete, jeder Weg der Demonstration gehe in Fatalismus über, nur der Glaube gewähre Gewißheit und Wahrheit, wo er denn, wie ihm schon Lessing bemerkt hatte, da er keine Grenze setzen konnte, „der Träumerei, dem Unsinn, der Blindheit freies, offenes Feld gab“.[1]) Die Wildberger Mineralien, mit welchen Jacobi durch Nesselrode's Vermittelung Goethe erfreuen wollte, hatte dieser zur Zeit seines Briefes noch nicht erhalten; erst im folgenden Jahre kamen sie in seine Hände, wo er denn (S. 107) für diese schönen, wohl erhaltenen Stücke dankt, unter denen freilich nichts Außerordentliches sich finde. Daß Jacobi sich damals mit Chemie beschäftigt habe, ersehen wir aus den Schlußworten des Briefes: „Viel Glück zu der Chymie und was daraus folgt!“ Er wird dieses Umstandes vermuthlich im Briefe vom 21. September, wo auch das Wort „Mineralogie“ vorkam, Erwähnung gethan haben; einen andern Brief hatte er am 17. und 18. September an Goethe geschrieben. Letzterer wünschte, daß der Freund sich den Naturwissenschaften zuwenden möchte, welche ihm eine freiere Ansicht der Dinge gewähren müßten.

Bald darauf erschien der erste Theil von Mendelssohn's „Morgenstunden“, worin (S. 235—285) ohne Nennung Jacobi's Lessing als der wärmste Theist dargestellt wurde; erst der zweite Theil sollte die besondere Veranlassung zu dieser Schrift näher anzeigen. „Was hast du zu den „Morgenstunden“ gesagt? und zu den jüdischen Pfiffen, mit denen der neue Sokrates zu Werke geht?“ schreibt Goethe am 1. Dezember an Jacobi. „Wie klug er Spinoza und Lessing eingeführt hat! O du armer Christe, wie schlimm wird es dir ergehn, wenn er deine schnurrenden Flügelein nach und nach umsponnen haben wird! Machst du Gegenanstalten? und wie?“[2]) Jacobi war über diese freundlich theilnehmende Aeußerung Goethe's ganz entzückt. „Laß dich herzen und küssen, Bruder, für dein brüderlich Wort vom 1. Dezember!“ schreibt er am 13. desselben Monats, „das ich heute Morgen erst erhalten habe. Es thut einem doch nichts in der Welt so wohl, als wenn ein Freund zu einem tritt, und spricht: Da bin ich! Was gibt's? Den ganzen Tag bin ich so Arm in Arm mit dir herumgegangen, daß ich in dem frohen Muth darüber sonst nichts unternehmen konnte.“ Die „rabbinische Vorlesung“, bemerkt er, habe ihm solche Langeweile gemacht, daß er das Buch habe aufgeben müssen; was Goethe erwähne, wie auch die Vorrede habe er angesehen, und

---

setzte Vernunft an die Stelle des Glaubens. Vgl. seine lichtvolle, trefflich geschriebene, höchst inhaltreiche Einleitung zum zweiten Bande seiner Werke S. 10 f.

1) Jacobi über die Lehre des Spinoza S. 41.

2) Aehnlich äußert sich Herder (Jacobi's Werke IV, 3, 163): „In seinen „Morgenstunden“ hat er seinen Schatten von Lessing (denn es ist nichts als ein Schattenbild, das er als den müden Hirsch vormalt) aus dem Gefechte zu bringen gesucht, daß er durch diese Verrückung schon gewonnen Spiel hat.“

könne nur sagen, daß der Jude ein Erzjude sei, worüber er mehr in dem beiliegenden Briefe von Elise Reimarus und in seiner Antwort darauf finden werde. Mendelssohn müsse vor jedem Auge, das sehn könne, in einer lächerlichen, selbst in einer widrigen Gestalt erscheinen, da er trotz demjenigen, was ihm aus seiner Schrift über Lessing bekannt gewesen, diesen doch als einen Apostel der Providenz, als einen Märtyrer der reinen Gottesverehrung darstelle. Nachdem er es Goethe anheimgestellt hat, ob er eine vom „Hamburger Korrespondenten" zurückgewiesene, von Claudius verfaßte Anzeige seiner Schrift Wieland zum „Merkur" anbieten wolle, berichtet er: „Hamann meint, meine Sache sei so gut, mein Handel so rein, mein Spiel so groß und ehrlich, daß es durch niemand als mich selbst verdorben werden könne. Er ermahnt mich deshalb beständig, auf das zärtlichste und nachdrücklichste, mich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen, keinem von den Waffenträgern, sondern allein der eigenen Person des Rabbi mich zu stellen. So, meint er, würde meine Feder nicht bloß furchtbar sein, sondern als ein tödtendes Schwert sich beweisen auf jeden Streich."[1]) Er fragt dann, ob er nicht auch das, was Mendelssohn über das System des Spinoza beibringe, im höchsten Grade abgeschmackt und elend finde, und er bricht sehr lebhaft auf seinen Gegner los. Mit Kant und Hemsterhuis an der Hand will er dem Berliner Rabbi und den Seinigen entgegentreten und sich damit die schlimmsten Angriffe vom Leibe halten. In einer weitern Ausführung über Kant, über dessen System er ihm seine Entdeckung als Geheimniß offenbart, wird er durch den Ruf des Nachtwächters unterbrochen — so sehr hatte er sich in den Brief an den Geliebten seiner Seele vertieft.[2]) Am andern Tage äußert er, nachdem er der guten Aufnahme seiner Schrift von Seiten Kant's gedacht hat, der nie aus dem Spinoza einen Sinn habe ziehen können:[3]) „Mendelssohn hat mir seine rabbinischen Vorlesungen selbst geschickt, so wie ich ihm auch meine Schrift geschickt habe. Glücklicherweise kreuzten die Pakete sich. Mendelssohn soll in einem hohen Grade gegen mich aufgebracht und erbittert sein, die ganze Berlinische Clique mit ihm.[4]) Ich konnte mir dieses, nachdem ich die „Morgenstunden" gelesen hatte, leicht vorstellen. Daß sich der Geist der piae fraudis, der

1) Vgl. Jacobi's Werke IV, 3, 91 f.

2) Aber sehr bemerkenswerth ist, daß der Schluß von Jacobi's Brief: „Der Nachtwächter ruft: Ihr Herren, laßt euch sagen! — und ich gehorche. Gute Nacht!" ganz einem vor kurzem von Hamann erhaltenen Briefe (Jacobi's Werke IV, 3, 92) entnommen ist, wonach man fast vermuthen möchte, daß er hier nicht mehr als eine allgemeine Formel sei, um das Abbrechen des langen, bis in die späte Nacht hineingezogenen Briefes anzudeuten.

3) Vgl Jacobi's Werke IV, 3, 81. 89. 114.

4) Zelter schreibt im Jahre 1814 an Goethe (II, 117): „Die Art, wie die Berliner Philosophen, unter welche sich sogar Reichardt mischte (Jacobi's Werke IV, 3, 126), damals mit Jacobi umgingen, verschaffte mir die erste Zuneigung zu diesem edlen Manne, den ich erst viel später von Angesicht lieben lernte."

dieses Geschlecht regiert, in dem Grade bloß geben würde, hatte ich nicht vermuthet. Gegenanstalten habe ich noch keine gemacht, weiß auch nicht, wie ich sie machen soll. Sage mir deine Meinung! Daß du Theil an der Sache nimmst, freut mich tief in der Seele, und interessirt mich mehr, als alles, was ich sonst persönlich dabei haben mag."

Goethe's und Jacobi's darauf bezügliche, sich zunächst anschließende Briefe fehlen uns. Mendelssohn begann mit Erbitterung trotz seiner körperlichen Erschöpfung gegen Jacobi zu schreiben; die leidenschaftliche Erregung zehrte seine letzten Kräfte auf, und so wurde eine leichte Erkältung, die er sich unvorsichtig zugezogen hatte, Veranlassung zu seinem rasch eintretenden Tode. Er starb am 4. Januar 1786. Seine Berliner Freunde, von denen Engel die Herausgabe der hinterlassenen Schrift unter dem Titel „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessing's. Ein Anhang zu Herrn Jacobi's Briefwechsel über die Lehre des Spinoza", besorgte, erhoben ein Zetergeschrei und gaben Jacobi Schuld, den nächsten Anlaß zum Tode ihres Freundes gegeben zu haben, wie Lavater durch seine bekannte Aufforderung (vgl. oben S. 10) sein Leben zuerst in Gefahr gebracht habe. Die Schrift Mendelssohn's beruht auf der durchgreifendsten Entstellung und Verdrehung, kann im besten Falle nur in dem krankhaften Zustande des Verfassers und seinem tiefen Schmerze, sich in Lessing getäuscht zu haben und ihn nun für einen Spinozisten halten zu müssen, eine Entschuldigung finden.[1]) Im Januar 1786[2]) schreibt Goethe an Jacobi: „Mendelssohn's Tod war sehr unerwartet; die Zurückgebliebenen werden nun für den Todten fechten, und sie haben dadurch gut Spiel. Da ich außer Herder'n niemand sehe, noch höre, den diese Angelegenheit interessirt, so weiß ich nicht, was deine Schrift und Mendelssohn's Betragen im Publiko für Sensation macht. Ueberhaupt liegt die Sache zu sehr außer dem Gesichtskreis der meisten." An die Fürstin Gallitzin, bemerkt er, habe er geschrieben und etwas geschickt;[3]) vor allem wünschte er von Jacobi zu wissen, was diese über Frau von Stein brieflich geäußert habe. Wieland hatte die Anzeige der Jacobi'schen Schrift von Claudius abgelehnt, aber letzterer sich entschlossen, sie besonders erscheinen zu lassen.[4]) Im Februar kam denn auch Men-

1) Vgl. Schöll zu Goethe's „Briefen und Aufsätzen" S. 204 ff. Schelling in der Streitschrift gegen Jacobi S. 48 ff. thut Jacobi auch hierin Unrecht.

2) Irrig hat der Herausgeber den undatirten Brief in den Februar gesetzt; denn die hier erwähnte Anwesenheit des Herzogs zu Berlin fällt in den Januar. Vgl. Knebel's „Nachlaß" I, 147. Der Brief ist wohl vor dem 24. Januar geschrieben, an welchem Goethe nach Gotha ging; am 29. kam er zurück.

3) Anfangs Dezember hatten Goethe und Frau von Stein der Fürstin geschrieben. Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 208.

4) Sie erschien mit einer Beurtheilung der folgenden Schrift von Mendelssohn unter dem Titel: „Zwei Rezensionen in Sachen der Herren Lessing, M. Mendelssohn und Jacobi". Vgl. Claudius' Werke Werke IV, 117—138. Jacobi's Werke IV, 3, 177.

delssohn's nachgelassene Schrift. „Ich wünsche, daß du glücklicher mit des Juden Testament sein mögest, als ich; denn ich habe es nicht auslesen können", schreibt Goethe am 20. Februar an Frau von Stein, der er am folgenden Tage die Schrift selbst mit den Worten übersendet: „Hier, meine Liebe, die neuesten Aktenstücke! Wie klein wird das alles und wie armselig!" und er fügt humoristisch hinzu: „Kann doch nicht einmal ein armer Jude, ohne geneckt zu werden, aus der Welt gehn!" Dieser ganze Streit war unserm Dichter sehr unbehaglich, wenn es ihn auch wenig kümmerte, daß Mendelssohn sein von Jacobi ohne Namen des Dichters mitgetheiltes, von Lessing belobtes Gedicht „Prometheus" für schlecht erklärte. Am Charfreitag, am 14. April, wendet er sich endlich wieder einmal an den Freund mit den Worten: „Ich weiß nicht mehr, wo ich mit dir bin, lieber Bruder; so lange habe ich nicht geschrieben, und so vielerlei ist mir durch den Kopf gegangen. Meinen gewöhnlichen Geschäften gesellet sich so manche Liebhaberei zu, daß ich oft nicht weiß, wo hinaus. Botanik und Mikroskop sind jetzt Hauptfeinde, mit denen ich zu kämpfen habe. Dagegen lebe ich auch in einer Einsamkeit und Abgeschiedenheit von aller Welt, die mich zuletzt stumm wie einen Fisch macht. — Wenn dir mit Infusionsthierchen gedient wäre, könnte ich dir einige Millionen verabfolgen lassen." [1]) Wenn es daselbst heißt: „Hier ist der Fürstin Brief, der einen glücklichen Humor hat; ich wollte, es käm' ihr auch der Humor, mir einmal ein Wort zu sagen", so dürfte hier nicht sowohl ein Brief an Frau von Stein, als der an Jacobi gerichtete zu verstehn sein, in welchem die Fürstin der Frau von Stein gedacht, woher Goethe ihn zu sehn gewünscht hatte. Nachdem er noch bemerkt, daß die Silhouette (der Fürstin) ihm viel Freude gemacht, und er für das schöne Kupfer nebst Pendant gedankt, drückt er Jacobi seine Freude über die Komposition seiner Oper „Scherz, List und Rache" aus, mit der ein Komponist hervortrete, deren sich nicht viele im stillen bildeten.[2]) Auch unterläßt er nicht, den Freund zu fragen: „Was machst du, alter Metaphysikus? Was bereitest du Freunden und Feinden?" wie sehr er auch im Herzen wünschen mochte, daß er sich von diesen Studien den Geist und Seele aufhellenden Naturwissenschaften zuwende.

Gegen Ende April trat Jacobi mit seiner Schrift: „Wider Mendelssohn's Beschuldigungen in dessen Schreiben an die Freunde Lessing's", hervor, welche er wohl mit dem verloren gegangenen Briefe vom 22. April an Goethe sandte. Wie sehr dieser aber auch gestehn mußte, daß Mendelssohn's Absichtlichkeit, Verstellung und

---

1) Schon im vorigen Sommer finden wir Infusorien unter seinen mikroskopischen Ergötzungen, und von Anfang des Jahres bis gegen Ende April setzte er diese Beobachtungen eifrig fort. Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 219.

2) Sein Jugendfreund Philipp Christoph Kayser. Vgl. meine „Frauenbilder" S. 290 ff. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 304.

Sykophantie gegen Jacobi erwiesen sei, so konnte er sich doch, schon weil er ein Feind solcher Streitigkeiten war, durch diese Streitschrift wenig erbaut finden. „Dein Büchlein habe ich mit Antheil gelesen, nicht mit Freude“, schreibt er am 5. Mai.[1] „Es ist und bleibt eine Streitschrift, eine philosophische, und ich habe eine solche Abneigung von allen litterarischen Händeln, daß Raphael mir einen malen und Shakespeare ihn dramatisiren könnte, und ich würde mich kaum daran ergötzen, was alles gesagt ist. Du mußtest diese Bogen schreiben, das seh' ich und erwartete sie; nur hätte ich gewünscht, die species facti wäre simpler vorgetragen; alles Leidenschaftliche dabei kann ich nicht billigen, und die vielen Um- und Anhänge thun auch nicht gut, wenn man kämpft. Je knapper, je besser. Du wirst sagen: Es ist meine Manier, jeder hat die seine! Gut, ich muß es geschehn lassen.“ Nachdem er seine Mißbilligung über eine Stelle der Vorrede ausgesprochen, welche die Gegner zu ihrem Vortheil benutzen könnten und worin sich eine Verachtung derselben ausspreche, die man, wenn man selbst auf Achtung Anspruch mache, auch nicht gegen den geringsten Gegner sich erlauben dürfe,[2] fährt er fort: „Daß dir deine edlen Infusionen so gut gerathen sind, und dir die Thierchen zur Freude heraufwachsen,[3] gönn' ich dir herzlich, und ich würde dich beneiden, wenn ich in meiner Seele einen Wunsch aufkommen ließe nach irgend einem Gut, das mir das Schicksal versagt oder geraubt hat.“ An Jacobi, meint er, sei vieles zu beneiden, Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde, und ein langes et cetera, dagegen habe ihn auch Gott mit der Metaphysik gestraft, und ihm einen Pfahl in's Fleisch gesetzt, ihn selbst dagegen mit der Physik gesegnet, damit es ihm im Anschauen seiner Werke wohl werde, deren er ihm nur wenige habe zu Theil werden lassen. Uebrigens sei Jacobi ein guter Mensch, mit dem man auch Freund sein könne, ohne seiner Meinung zu sein; denn wie weit sie in ihren Ansichten voneinander entfernt seien, habe ihm das neue Büchlein erst recht wieder gezeigt: denn was Jacobi im eigentlichen Verstande unter Religion sich denke, müsse er anderen überlassen und sich an die Gottesverehrung des von ihm zum Atheisten gemachten Spinoza halten, und wenn Jacobi behaupte, man könne Gott nur glauben, so halte er viel auf's Schauen,

---

1) Er theilte ihn im Entwurfe der Frau von Stein mit, aus deren Papieren ihn Schöll bereits in Goethe's „Briefen und Aufsätzen“ S. 211 ff., noch vor dem Erscheinen des Briefwechsels zwischen Goethe und Jacobi, bekannt gemacht hat.

2) Schöll übersieht, daß diese Stelle sich auf die Vergleichung der Gegner mit Meisen, Elstern, Staaren und Krähen bezieht.

3) Offenbar sind hier Jacobi's philosophische Betrachtungen über Spinoza und Lessing zu verstehn. Daß Goethe sich damals mit Infusionsthierchen beschäftigte, wurde oben bemerkt, und über seine Gewohnheit, Bilder und Gleichnisse aus seiner nächsten Umgebung herzunehmen, vgl. meine „Frauenbilder“ S. 329 Note 1.

und die einzige Behauptung Spinoza's, die intuitive Erkenntnißart erhebe sich von der übereinstimmenden Idee des begrifflichen Wesens einiger Attribute Gottes zu einer übereinstimmenden Erkenntniß des Wesens der Dinge, gebe ihm Muth, sein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu weihen, die er reichen und von denen er sich eine übereinstimmende Idee bilden könne, ohne sich im mindesten zu bekümmern, wie weit er kommen könne, und was ihm zugeschnitten sei.[1]) Wir sehen, wie Goethe jetzt den innigsten Wunsch hegte, daß die Grundverschiedenheit ihrer philosophischen Ansichten ihrer Freundschaft keinen Eintrag thun möge. Und doch war dies bei ihm, noch viel mehr bei Jacobi, eine Unmöglichkeit; denn das Uebermaß der Liebe wollte keine Verschiedenheit gestatten.

Jacobi's Antwort auf diesen für ihn freilich schmerzlichen Brief[2]) fehlt uns leider. Er selbst ging am 22. Juni auf kurze Zeit nach England, von wo er erst am 10. August zurückkehrte.[3]) Anderthalb Monate vor der Reise nach Italien, noch von Weimar aus, schreibt Goethe am 12. Juli an Jacobi: „Du bist in England, und wirst des Guten viel genießen; wenn du wieder kommst, werde ich nach einer andern Weltseite gerückt sein. Schreibe mir nicht eher, bis du wieder einen Brief von mir hast, der dir den Ort meines Aufenthaltes anzeigt." Das Ziel der Reise war allen Freunden Goethe's und selbst seiner Mutter unbekannt, die erst am 9. Januar der Frau von Stein für die Mittheilung der Briefe aus Rom dankt. Vier Tage später meldet Goethe sich auch bei Jacobi an. „Ich habe, lieber Bruder, um doch auch einmal dem Sohne David's ähnlich zu sein, das Ueber ein Kleines gespielt,[4]) bin, wie der Rattenfänger von Hameln (jedoch allein und ohne jemands Kind zu verleiten) in den Berg gegangen, und komme hier in Rom wieder an's Tageslicht. Ich weiß, du gönnst mir alles Gute, was ich hier in reichem Maße genieße, und nimmst mit dem freundlichen Gruße vorlieb, den ich dir von hier aus schicke; denn schreiben läßt sich nichts von dem, was man sehn muß." Nachdem er ihn um Nachricht über seine englische Reise und sein jetziges Befinden gebeten, thut er ihm das Geständniß, daß er niemals lebhafter gefühlt habe, wie man zusammenhalten solle, als im fremden Lande[5]), in das er sich, entäußert von allem, was uns schütze und forthelfe, gestürzt habe, aber er lerne auch was.

Jacobi wird nicht verfehlt haben, Goethe's Bitte um Antwort bald zu erfüllen, doch fehlt uns der betreffende Brief,

---

1) Nach einer sehr wahrscheinlichen Vermuthung von Schöll bezieht sich auf das Mißverhältniß zu Jacobi auch die Aeußerung, welche Goethe an demselben 5. Mai an Frau von Stein thut: „Laß mich deine Liebe immer gleich finden! es will mit vielem anderm nicht recht mehr fort."

2) Auch Forster war mit Jacobi's Schrift unzufrieden, wie er es in einem Briefe an Lichtenberg vom 5. November ausspricht.

3) Vgl. Jacobi's Briefe I, 408. Jacobi's Werke IV, 3, 210. 239. 244 f.

4) Vgl. das Evangelium des Johannes 16, 16.

5) Vgl. B. 23, 146. 24, 119. 123. Brief an Knebel Nro. 73.

auf den aber von Italien aus keine Antwort erfolgt sein dürfte. Herder hatte sich im Herbste 1787 in einem Briefe an Goethe hart über Claudius, Lavater und auch Jacobi ausgesprochen, von denen der letztere in demselben Jahre das Gespräch „David Hume über den Glauben oder Idealismus und Realismus", herausgegeben hatte, in welchem er seine so leicht mißzuverstehende Grundansicht, daß alle menschliche Erkenntniß von Offenbarung und Glauben, d. h. von einem unmittelbaren Wissen ohne Beweise, ausgehe, lebendig zu entwickeln versuchte. Goethe, dem die Zudringlichkeit, mit welcher Jacobi ihm seine philosophische Ansicht entgegenbrachte, oft lästig gefallen war, und der gerade in Italien einen Widerwillen gegen das Christenthum und jede der reinen Natur und Kunst fremde Richtung gefaßt hatte, erwiederte, durch Herder's scharfen Ausspruch [1]) zur rücksichtslosen Aeußerung gereizt, am 5. und 8. Oktober (vgl. oben S. 107 ff.): „Mit den Genannten war unser Verhältniß nur ein gutmüthiger Waffenstillstand von beiden Seiten: ich habe das wohl gewußt; nur was werden kann, kann werden. Es wird immer weitere Entfernung, und endlich, wenn's recht gut geht, leise, lose Trennung werden. Der eine (Claudius) ist ein Narr, der voll Einfaltsprätensionen steckt. „Meine Mutter hat Gänse", singt sich mit bequemerer Naivetät, als ein: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!" Er ist einmal auch ein: „Sie lassen sich das Heu und Stroh, das Heu und Stroh nicht irren ꝛc. ꝛc." Bleibt von diesem Volke! Der erste Undank ist besser, als der letzte. Der andere (Jacobi) denkt, er komme aus einem fremden Lande zu den Seinigen, und er kommt zu Menschen, die sich selbst suchen, ohne es gestehn zu wollen; er wird sich fremd finden, und vielleicht nicht wissen, warum. [2]) — Wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirnempfindung zu vergöttern, wenn Claudius (der Wandsbecker Bote) aus einem Fußboten ein Evangelist werden möchte, so ist offenbar, daß sie alles, was die Tiefen der Natur näher aufschließt, verabscheuen müssen. Würde der eine ungestraft sagen: „Alles, was lebt, lebt durch etwas außer sich", würde der andere sich der Verwirrung der Begriffe, der Verwechselung der Worte von Wissen und Glauben, von Ueberlieferung und Erfahrung nicht

---

1) Jacobi hatte Herder's „Gespräche über Gott" wegen der ihn betreffenden Stellen mit großer Bitterkeit aufgenommen. Vgl. Erinnerungen aus Herder's Leben III, 110.

2) Wie Claudius seinen Glauben aus Einfalt vertheidigt, weil ihm jede höhere Vorstellung abgeht, so ist Jacobi nach dieser Aeußerung ein Philosoph, der sich in ein einseitiges System verrannt hat, und glaubt, jeder müsse dieses System als unumstößliche Wahrheit anerkennen, wogegen der dritte, Lavater, alles nur zu dem Zwecke thut, sein theologisch-prophetisches Ansehen über immer weitere Kreise auszudehnen. Der Vergleich bei Jacobi erinnert an die bekannte Stelle im Evangelium des Johannes 1, 11 f.

schämen, würde der dritte nicht um ein paar Bänke tiefer hinunter müssen, wenn sie nicht mit aller Gewalt die Stühle um den Thron des Lammes aufzustellen bemüht wären, wenn sie nicht sich sorgfältig hüteten, den festen Boden der Natur zu betreten, wo jeder nur ist, was er ist, wo wir alle gleiche Ansprüche haben?" Man muß gestehn, daß Goethe hier gegen den alten, heißgeliebten, abweichenden Ansichten folgenden Freund etwas ungerecht ist, der Wissen und Glauben, Ueberlieferung und Erfahrung nicht miteinander verwechselte: aber er hob doch alles aus der Vernunft fließende Wissen völlig auf, indem er Offenbarung und Glauben für die einzigen Quellen aller menschlichen Erkenntniß hielt, woher ihm denn jene Verwechselung von Wissen und Glauben von manchen Seiten vorgeworfen wurde, wogegen sich Jacobi selbst in dem schönen Briefe an Rehberg (Briefe I, 469 f.) vertheidigt. Daß Jacobi den überkommenen, wie er glaubte, angeborenen Begriff von der Gottheit für den einzig richtigen ohne weiteres hinstellte und jede andere Weise der Anschauung Gottes für Atheismus erklärte, alle Andersgesinnten als Gottesläugner bezeichnete, das mußte Goethe mit tiefstem Mißmuth erfüllen. Jacobi selbst hat sich später in einem Briefe an Reinhold (II, 478) treffend gezeichnet, wenn er sagt, er sei ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, er schwimme zwischen zwei Wassern, die sich ihm nicht vereinigen wollten, so daß sie ihn gemeinschaftlich trügen, sondern wie das eine ihn unaufhörlich hebe, so versenke ihn zugleich auch unaufhörlich das andere: aber darin lag gerade die Schwäche seiner ganzen Lehre, daß er einen ursprünglichen Widerstreit zwischen dem unmittelbaren Gefühle und dem beweisenden Verstande annehmen und die Behauptung wagen mußte, der Verstand führe nothwendig zu einer Lehre, die das Gefühl als eine irrige nachweise, wonach denn jede eigentliche Erkenntniß als solche aufgehoben und das subjektive, durch die verschiedenartigsten Einflüsse bedingte Gefühl auf den Thron erhoben wurde.

Aber die arge Mißstimmung gegen Jacobi sollte bei Goethe, der auf eine genauere Prüfung der eigentlichen Lehre des Freundes nicht eingehn konnte, und hier ganz Herder folgte, gar bald wieder liebevollster Anerkennung seines reinen, menschlich schönen, dem Edelsten und Besten zugewandten Gemüthes weichen. Als Jacobi, der vier Tage vorher für immer von Düsseldorf nach Pempelfort gezogen war, am 8. April 1788 nach Münster reiste, nahm er die in den Jahren 1773 und 1774 von Goethe an seine Gattin geschriebenen, beim Aufräumen gefundenen Briefe dorthin mit sich. Die Erinnerung, welche diese in ihm aufregten, zog ihn zu dem alten Freunde mächtig hin, so daß ihn die Ungeduld ergriff, an ihn zu schreiben, doch war dies in Münster unmöglich. Als er am 20. April nach Pempelfort zurückkam, fand er einen Brief vom Bergsekretär Voigt, dem Bruder des Hofrath, des spätern Staatsminister Voigt, aus Weimar vor, welcher ihm unter anderm

meldete[1]), daß man die Rückkunft Goethe's in einigen Wochen erwarte, wenn sein jetziger Aufenthaltsort nicht zu viel Reize für ihn habe. Jacobi, über diese unerwartete Nachricht hocherfreut, begann am 22. April sich wieder brieflich mit dem alten Jugendfreunde zu unterhalten. „Dein Herzog", schreibt er, „hatte Nesselroden gesagt, du würdest noch dieses Jahr in Rom zubringen.[2]) Hamann (der seit dem Sommer 1787 bei der Fürstin Gallitzin, auch einige Monate zu Pempelfort weilte) konnte sich nicht darüber trösten; er reist im August zurück nach Königsberg, und verlor einen Hauptgegenstand seiner Wanderung, wenn er dich nicht zu Weimar antraf."[3]) Aber dieser Brief blieb in Folge längerer Erkrankung bis zum 10. Mai liegen, an welchem Tage Jacobi ihn nach Weimar absandte, indem er in einigen Worten den Grund der Verspätung andeutete. Ein weiterer Brief, in welchem Jacobi den am 21. Juni zu Münster erfolgten Tod Hamann's meldete, ist uns verloren gegangen. Goethe, seit dem 18. Juni wieder in Weimar zurück, erwiederte darauf am 21. Juli mit alter, treuer Herzlichkeit: „Ja, mein Lieber, ich bin wieder zurück, und sitze in meinem Garten hinter der Rosenwand unter den Eschenzweigen, und komme nach und nach zu mir selbst. Ich war in Italien sehr glücklich[4]): es hat sich so mancherlei in mir entwickelt, das nur zu lange stockte; Freude und Hoffnung ist wieder ganz in mir lebendig geworden. Mein hiesiger Aufenthalt wird mir sehr nützlich sein: denn da ich ganz mir selbst wiedergegeben bin, so kann mein Gemüth, das die größten Gegenstände der Kunst und Natur fast zwei Jahre auf sich wirken ließ, nun wieder von innen heraus wirken, sich weiter kennen lernen und ausbilden." So war Goethe's Geist damals nach ganz anderen Richtungen hingewandt, als Jacobi, dessen Bestrebungen dem sittlichen Menschen in seiner Stellung zu Gott und Welt galten — ein Gegensatz, der sich freilich nicht in seiner ganzen Entschiedenheit aussprach, aber doch von beiden Seiten tief schmerzlich empfunden wurde —; dazu hatte sich eben seit fünf Tagen ein Verhältniß Goethe's zu Christiane Vulpius

---

1) Er hatte sich an diesen wegen der Erwerbung einer Kure des Ilmenauer Bergbaues gewendet. Vgl. Goethe's Brief vom 9. September 1788. Schon im Jahre 1784 waren Einladungen zur Theilnahme am Ilmenauer Bergbau verbreitet worden. Vgl. Goethe's Brief an Knebel vom 16. Februar 1784.

2) Erst Mitte März war der Entschluß, Rom nach Ostern zu verlassen, zur Reife gediehen. Vgl. B. 24, 263. 281.

3) „Goethe hat Rom verlassen", meldete Jacobi am 22. April an Hamann, „und ist auf dem Rückwege; man erwartet ihn zu Weimar in wenig Wochen. Ich freue mich darüber besonders um deinetwillen. Du wirst also, so Gott will, auch diesen Gegenstand deiner Reise nicht verfehlen." Vor der Reise nach Münster schrieb Hamann an Jacobi (am 3. April 1786): „Ich will in Weimar nichts als Herder's Haus sehn."

4) „In Rom hab' ich mich selbst zuerst gefunden", hatte er am 14. März, kurz vor der Trennung vom Rom, geschrieben, „ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst, glücklich und vernünftig geworden." Vgl. Eckermann's Gespräche mit Goethe II, 26.

gebildet[1]), welches, sobald es bekannt wurde — und lange konnte es nicht verborgen bleiben —, Jacobi's rein sittlich strenge Seele bitter verletzen mußte. Und doch hielt er jetzt treu und fest am Freunde. Den Verlust Hamann's, dessen geistige Gegenwart ihm immer nah gewesen[2]), obgleich er nie darauf gerechnet habe, ihn zu sehn, findet Goethe sehr hart; besonders empfindlich müsse er dem Freunde gewesen sein, der die Gewalt seiner Persönlichkeit empfunden habe, woran sich dann der Wunsch innigster Freundschaft anschließt: „Laß uns, so lang wir leben, einander, was möglich ist, sein und bleiben!" Daß ihm an „Egmont", der im fünften Bande von „Goethe's Schriften" erschienen war, manches gefalle, erfreut den Dichter sehr. Die beste Unterhaltung mit seinen entfernten Freunden habe er nun, bemerkt er, indem er seine unvollendeten Werke ausarbeiten müsse. „Jetzt bin ich an „Tasso"[3]); „Faust" soll eine Winterarbeit werden, und sobald ich die acht Bände vom Stapel habe, soll „Wilhelm" (Meister) dran, zu dem ich große Neigung fühle." Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Goethe seinen Buchhändler beauftragt hatte, auch an Jacobi ein Exemplar seiner Schriften, wie die einzelnen Bände nacheinander erscheinen würden, zu senden, wobei es freilich sonderbar auffällt, daß Jacobi in dem oben angeführten Briefe vom 22. April 1788 dieser gar nicht erwähnt, obgleich vier Bände derselben bereits im vorigen Jahre erschienen waren, die unter anderm die herrliche „Zueignung", die neue Bearbeitung der „Iphigenie" und die veränderte Ausgabe des „Werther" enthielten. Jacobi hatte ihm auch die freundlichen Worte mitgetheilt, welche die Fürstin Gallitzin

1) An Schiller schreibt er am 13. Juli 1796 (Riemer „Briefe von und an Goethe" S. 137): „Heute erlebe ich auch eine eigene Epoche: mein Ehestand ist eben acht Jahre und die französische Revolution sieben Jahre alt."

2) Herder hatte ihn zunächst mit Hamann's Schriften bekannt gemacht. Vgl. B. 21, 240. 22, 3. 73. 78 ff. Durch ihn erhielt er vor Pfingsten 1775 Hamann's „Prolegomema". Vgl. Hamann's Werke V, 145. Am 2. November 1775 bat er Reich in Leipzig um die Sendung von eilf Hamann'schen Schriften an seine gewöhnliche Adresse in Frankfurt, die ihm wahrscheinlich die Mutter besorgen sollte, und am 15. Januar 1776 wünschte er die „hierophantischen Briefe". Als Herder im Frühjahr 1779 Hamann's „Fragmente einer apokalyptischen Sibylle über apokalyptische Mysterien" drucken ließ, trug Hamann ihm auf, auch seinem Nachbar Goethe ein Exemplar zu geben (Hamann's Werke VI, 77). „Goethe dankt sehr", schreibt Herder am 21. Mai. „Er hat Ihre Schriften sehr sorgfältig in einer Schachtel, und auch an dieser mit Lust gesogen." Große Freude hatte Goethe auch an Hamann's „zwei Scherflein", (vgl. oben S. 68 Note 1) und an seiner gegen Mendelsohn's „Jerusalem" gerichteten Schrift „Golgatha und Scheblimini". Hamann de Koenigsberg, äußert er am 17. September 1784 an Frau von Stein, a écrit une petite brochure contre le traité de Mendelssohn qui a pour titre Jerusalem. J'ai toujours aimé beaucoup les feuilles Sibyllines de ce mage moderne, et cette nouvelle production m'a fait un plaisir bien grand. — Il y a des bonmots impaiables et des tournures très serieuses qui m'ont fait rire presque à chaque page. Auch während seines Aufenthaltes in Italien sprach er sich günstig über diesen „Aeltervater" der Deutschen aus. Vgl. B. 23, 236. oben S. 193 Note 3.

3) Erst im Juli des folgenden Jahres gedieh dieser zum Abschluß.

über ihn geäußert hatte, worauf er erwiedert: „Empfiehl mich der Fürstin! Ihre Worte sind mir wahre Wohlthat; ich danke dir, daß du sie mir verschafft hast. Ich meinte es so herzlich zu ihr, und begriff nicht, daß sie mir nicht schrieb. Gelegentlich schicke ich ihr einige Zeichnungen (von Goethe selbst?)." Der Brief schließt: „Grüße deine Schwestern und deine Kinder! Gedenkt mein, liebe mich und laß manchmal von dir hören! Herder geht in vierzehn Tagen ab.[1]) Ich verliere viel an ihm."

Jacobi's Antwort vom 3. September liegt nicht vor. Da dieser einen jungen Mann zum Sekretär und zum Unterricht seiner Kinder zu haben wünschte, so empfiehlt ihm Goethe hierzu am 9. September den siebundzwanzigjährigen Christian August Vulpius, den Sohn des Amtsarchivars Vulpius, den Bruder der mit ihm seit einigen Monaten verbundenen Christiane, welcher nach Vollendung seiner juristischen Studien als Sekretär bei dem Kreisgesandten von Soden in Nürnberg gestanden, der ihn jetzt, weil er einen andern billiger haben könne, verabschiede. Der junge Mensch habe von Jugend auf Trieb zu den Wissenschaften gehabt, und früh aus Neigung und Noth drucken lassen, was nun eben nicht die beste Empfehlung sei;[2]) doch sei es ihm sauer genug geworden, sich und einige Geschwister auf diese Weise zu unterhalten. „Ich habe mich seiner vor einigen Jahren (wohl schon im Jahre 1783) angenommen; in meiner Abwesenheit verlor er jede Unterstützung und ging, wie schon gesagt, nach Nürnberg.[3]) Freilich kann ich nicht sagen, daß ich ihn genau kenne. Ich habe mich für ihn interessirt, ohne ihn zu beobachten, ich habe ihm einige Unterstützung verschafft, ohne ihn zu prüfen. Seit mehr als zwei Jahren habe ich ihn nicht gesehen, und kann dir ihn also nur bedingt empfehlen. So viel kann ich sagen, daß ich ihn, wenn ich einen solchen Menschen brauchte, zum Versuch selbst nehmen würde; das ist aber noch nicht genug für dich." Nach Riemer (I, 357) hätte Goethe seine geliebte Christiane Vulpius auf einem Spaziergange im Park, bei Ueberreichung einer Bittschrift für ihren Vater, kennen lernen; aber der Vater war, wie aus Goethe's Aeußerung, Vulpius habe für sich und seine Schwestern sorgen müssen, zu schließen ist, bereits todt, und es war wohl ein Brief oder eine Bittschrift des Bruders, welche Christiane dem eben zurückgekehrten Gönner desselben zu überreichen hatte.[4]) In

1) Er trat am 6. August 1788 die Reise nach Italien an, welche ihn fast ein volles Jahr von Weimar entfernt hielt.

2) Schon im Jahre 1783 hatte er ein Vorspiel zur Geburt des Erbprinzen erscheinen lassen, woran sich bis zum Jahre 1788 eine Menge Erzählungen und Romane anschlossen. In letzterm Jahre erschien auch sein „Glossarium für das achtzehnte Jahrhundert".

3) Im Juli 1787 sprach er bei dem in Weimar anwesenden Schiller vor, der diesen Besuch in einem Briefe an Körner (I, 105 f.) ergötzlich beschreibt.

4) So Stahr (Weimar und Jena I, 191), dessen weiterer Bericht aber nicht ganz wahrheitsgetreu ist.

demselben Briefe freut sich Goethe, daß seine auf Jacobi's Sohn Georg gesetzte Hoffnung sich glücklich bewährt habe, und er bittet um Abdrücke in Siegellack von der kostbaren Sammlung geschnittener Steine, die Hemsterhuis angelegt und, da seine Lust daran allmählich erkaltet war, an die Fürstin Gallitzin überlassen hatte. Daß Goethe diese Sammlung bereits bei dem Besuche von Hemsterhuis und der Fürstin im Jahre 1785 zu Weimar gesehen habe, dürfte man wohl aus der beigefügten Bemerkung schließen: „Mich interessiren jetzt diese Kunstwerke mehr, weil ich sie besser verstehe.“

Die Angelegenheit des jungen Vulpius, veranlaßte noch drei Briefe an Jacobi, von denen der letzte, vom 31. Oktober, noch nähere Erkundigungen bei Vulpius selbst verspricht. „Ich möchte dir nicht[1]) falsch rathen“, schreibt Goethe, „aber ich möchte auch nicht versäumen, einem guten jungen Menschen ein Glück zu verschaffen; denn wenn du ihn auch nur mäßig bezahlst, wenn du ihn auch nur einige Jahre behältst, so ist es keine Kleinigkeit, in deiner Nähe gelebt zu haben, unter den Deinigen gewesen zu sein. Die Menschen werden nur von Menschen gebildet, die Guten von Guten. Ich habe auf meiner Reise das Schicksal und den Charakter einiger jungen Leute zu wirken gesucht, ich habe ihnen und anderen dauernde Vortheile verschafft.[2]) Möge es mir öfter gelingen!“ Dem Briefe fügt er ein „Erotikon“, die bekannten „Morgenklagen“ (B. 2, 78 ff.), bei[3]), eine Frucht seines glücklichen Liebesverhältnisses mit Christiane Vulpius, das er freilich dem Freunde verschweigen mußte, hätte er auch nicht gefürchtet, ihn durch Mittheilung desselben zu verletzen. Er bittet denselben schließlich, wenn er manchmal in seinem Schneckenhause zu lange stecken sollte, freundlich an seiner Thüre anzuklopfen, und ihm ein Zeichen des Lebens zu geben. Die Sache mit Vulpius zerschlug sich, da Jacobi mit der Besetzung der Stelle nicht eilte, und jener weniger geeignet schien, dessen Anforderungen zu genügen. Vulpius kam nach Weimar zurück, und siedelte sich im folgenden Jahre in Leipzig an, wohin ihm Goethe ein freundliches Empfehlungsschreiben an den Buchhändler Breitkopf mitgab, in welchem er diesen bat, ihm,

---

1) Im Abdruck ist gern nach nicht eingeschoben. Auch die folgenden Abweichungen vom Abdruck gründen sich auf handschriftliche Vergleichung.

2) Es ist wohl an den Komponisten Kayser, den Landschaftsmaler Kniep aus Hildesheim und den Maler Friedrich Buri aus Hanau zu denken. Den letztern nennt er B. 22, 163 den zweiten Fritz, mit Beziehung auf Fritz von Stein. Vgl. B. 23, 187. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Sein S. 48 f. Die drei Personen, die sein Abschied aus Rom tief betrübt, die nie finden werden, was sie an ihm gehabt (B. 24, 265), sind wohl Buri, Moritz und Angelika Kauffmann, obgleich man auch an Lips und H. Meyer denken könnte.

3) Das beiliegende Blatt scheint der erste Entwurf des Gedichtes zu sein. V. 3 steht richtig spannest, nicht spannst. V. 38 und 39 lauteten ursprünglich:

Angelehnet blieb die gute Thüre
Auf den zarten Angeln ruhig hangen.

Die jetzigen Lesarten hat Goethe als Verbesserungen darüber geschrieben.

wo möglich, einige Bekanntschaften und Verbindungen zu verschaffen, damit er durch litterarische Arbeiten etwas verdienen könne, da er ihm als ein gutartiger junger Mann bekannt sei.[1]) Als Goethe 1791 das Hoftheater übernahm, stand ihm Vulpius besonders bei der Umdichtung von italiänischen Operntexten eifrig zur Seite.[2]) Sechs Jahre später ward er als Registrator bei der Weimarer Bibliothek angestellt, darauf Bibliotheksekretär, 1803 Bibliothekar. Sein berühmter, noch immer spukender Räuberroman „Rinaldo Rinaldini" erschien zuerst im Jahre 1802. Er starb den 26. Juni 1827.

Nach einer Unterbrechung von drei Monaten wendet sich Goethe, zunächst durch Geldgeschäfte veranlaßt, wieder an Jacobi, der auch die Zeit über stumm geblieben war. Beinahe zwei Monate lang, bemerkt er, habe er seinen auswärtigen Freunden geschwiegen, sei aber innerlich desto beschäftigter gewesen. Moritz, den er zu Rom kennen gelernt hatte, sei auf dem Rückwege bei ihm gewesen[3]), und er könne den Vortheil nicht aussprechen, den ihm dessen Gegenwart gebracht habe; er wünschte ihn Jacobi nur auf einen Monat zur Stärkung in allem Guten an die Seite. Er selbst habe die ganze Zeit über nichts zu Stande gebracht, als eine Beschreibung des Römischen Karnevals, welche auf Ostern mit illuminirten Kupfern erscheinen werde. Jacobi entschuldigt in seiner Antwort vom 15. Februar sein langes Schweigen. Die „Morgenklagen" findet er trefflich und das ihm zugeschickte Kupfer zum achten Bande seiner Werke von Angelika Kauffmann, worin die tragische Muse eine auffallende Aehnlichkeit der Gesichtszüge mit Goethe zeigt, gefällt ihm ausnehmend. Auf die Beschreibung des Römischen Karnevals hat er bereits drei Subskribenten, und er selbst ist der vierte. Die Auszüge aus Goethe's Reisejournal in Wieland's „Merkur" (Oktober und November 1788 und Februar 1789) machten ihm große Freude. „Gestern erhielt ich den Februar", schreibt er. „Du bist ja geworden wie unser einer, und treibst Metaphysik. Adieu le Paradis![4]) Was du sagst, ist durch und durch wahr und trefflich. Auch habe ich dich den Augenblick mit der Stelle vom Unterscheiden und Verähnlichen[5]) in der neuen Ausgabe meines Spi-

---

1) Vgl. Goethe's Briefe an Leipziger Freunde S. 210.

2) Vgl. B. 27, 15. 45.

3) Vgl. Schiller's Briefwechsel mit Körner II, 20 f.

4) Jacobi bezieht sich hier auf die Aeußerung Goethe's im Briefe vom 5. Mai 1786: „Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft, und dir einen Pfahl in's Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit es mir im Anschauen seiner Werke wohl werde."

5) Das Februarheft enthält als neuntes Stück der Auszüge aus Goethe's Reisetagebuch unter dem Titel „Naturlehre" einen Brief Goethe's aus Neapel, der ursprünglich an Knebel gerichtet war. „Das Unterscheiden", heißt es hier, „ist schwerer, mühsamer, als das Aehnlichfinden, und wenn man recht gut unterschieden hat, so vergleichen sich alsdann die Gegenstände von selbst. Fängt man damit an, die Sachen gleich oder ähnlich zu finden, so kommt man leicht

noza, die im Druck ist, zitirt. Du kamst mir da wie gerufen." Bei dieser Gelegenheit macht er ihm nähere Mittheilungen über seine neue Ausgabe der Schrift „über die Lehre des Spinoza", die jetzt durch eine Reihe beigegebener Abhandlungen an 30 Bogen stark werden dürfte. Er hatte diesmal Goethe nicht zu Rathe gezogen, wogegen die neuen Beilagen vor dem Druck an Forster zur Beurtheilung übersandt wurden. Mit dem Buche hofft er noch zur Ostermesse zeitig genug zu kommen. „Im Juni reise ich nach Karlsruh und nach der Schweiz", fährt er fort. „Mein armer alter Vater hat sein trauriges Leben am 27. Dezember geendigt. Er war die zwei letzten Jahre schwachsinnig, und seit fünfundzwanzig Jahren einer der unglücklichsten Menschen, die ich je gekannt habe." [1])

Im April erfreute sich Jacobi eines neuntägigen Besuches seines ihm treu anhängenden Forster. Noch vor dem Ende des Monats erschien die neue Ausgabe der Spinoza's Lehre betreffenden Schrift [2]), über deren Aufnahme von Goethe's Seite uns jede Nachricht abgeht. Die Reise nach Karlsruhe und der Schweiz kam nicht zu Stande, dagegen ging Jacobi im Sommer über Münster, Osnabrück, Pyrmont, Celle und Hamburg nach Holstein, wo er Claudius und die edle Gräfin Julie von Reventlow, geborene von Schimmelmann, mit der er vor drei Jahren London besucht hatte, wo ihr Gemahl Gesandter gewesen, auf ihrem zwischen Kiel und Rendsburg gelegenen Gute Emkendorf begrüßte. Nach Weimar scheint ihn damals keine Lust angewandelt zu haben.

Noch ehe Jacobi im September nach seinem geliebten Pempelfort zurückgekehrt war, hatte sich in Frankreich eine der größten Thaten der Weltgeschichte begeben, welche unter den schrecklichsten Erschütterungen den Aufgang einer neuen Zeit den Völkern verkündete. Auch Jacobi, der theoretisch ein eifriger Vertheidiger der Volksfreiheit war und für die Verbesserung der heillosen Zustände in unserm lieben Deutschland die herzlichsten Wünsche hegte, mußte, wie die meisten dem Rechte, der Geschichte und dem deutschen Volke zugewandten Männer von Geist und Talent, den Anfang des Sturzes des tief eingefressenen Despotismus mit Freuden begrüßen: aber die Gräuel, welche diese große Umwälzung nothwendig begleiteten, begannen gar bald ihn sehr zu ängstigen, obgleich er noch am 4. Mai 1790 an Dohm schreibt, er freue sich, eine gewisse Fülle der Zeit erlebt zu haben, wo alle Dinge sich veränderten und eine neue Gestalt gewinnen müßten, wo ein feierliches Ringen zwischen Untergang und Aufgang den ganzen Horizont

---

in den Fall, seiner Hypothese oder seiner Vorstellungsart zulieb Bestimmungen zu übersehn, wodurch sich die Dinge sehr voneinander unterscheiden".

1) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 491 f. Jacobi's Werke IV, 3, 176.

2) Forster dankt für die Uebersendung derselben bereits am 27. April, Lavater am 13. Mai. Kant's Brief vom 1. Oktober (September?) steht in Jacobi's Werken III, 520 ff. Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 511 f. II, 4.

der Erde umfasse. Doch war er selbst diese Zeit über sehr leidend, so daß er, wie er an seine Freundin Julie von Reventlow schreibt, Wochen, Monate in der traurigsten Unfähigkeit zubrachte. Im Anfange des Jahres 1790 machte ihm dazu ein großer Umbau in Pempelfort viele Unbequemlichkeiten und raubte ihm alle Zeit zu wissenschaftlichen, seinem Geiste so nothwendigen Beschäftigungen. Goethe, den die Revolution schon in ihrer Vorahnung gewaltig erschüttert hatte, konnte gerade noch den „Tasso" zu Ende bringen, wogegen er den „Faust" in seiner bruchstückartigen Gestalt erscheinen lassen mußte. Zunächst wandte er sich von dichterischen Arbeiten ganz ab und flüchtete sich zur Betrachtung der sich ewig gleich bleibenden Natur, in welcher er sich auch zu einer ruhigern Betrachtung und Verarbeitung der gewaltigen Ereignisse herzustellen vermochte.

Längere Zeit scheint der briefliche Verkehr zwischen den beiden Freunden geruht zu haben, bis Goethe, der seit der Rückkehr aus Italien mehr als Jacobi selbst die Fortsetzung der freundlichen Verbindung mit demselben im Auge behielt, ihm am 3. März 1790 meldete, daß er wahrscheinlich der zurückkehrenden Herzogin Mutter nach Italien entgegengehn werde.[1] „So lange habe ich dir nicht geschrieben", bemerkt er, „und auch heute weiß ich nicht, ob du ein vernünftig Wort von mir hören wirst. Meine Lage ist glücklich, wie sie ein Mensch verlangen kann. Dieses Jahr habe ich mich durch manches durchgearbeitet. Die zwei letzten Bände meiner Schriften (den sechsten und siebenten Band mit „Tasso", „Lila", „Faust", „Jery und Bätely", „Scherz, List und Rache")[2] werdet ihr Ostern haben; nehmt vorlieb! Mir ist diese Epoche wichtig, ich habe damit vieles abgethan. Ostern betret' ich auch die Bahn der Naturgeschichte als Schriftsteller. Ich bin neugierig, was das gelehrte und ungelehrte Publikum mit einem Schriftchen machen wird, das über die Metamorphose der Pflanzen einen Versuch enthält. Im Studio bin ich viel weiter vorwärts, und hoffe über's Jahr eine Schrift über die Gestalt der Thiere herauszugeben. Ich brauche aber wahrscheinlich Zeit und Mühe, eh' ich mit meiner Vorstellungsart werde durchdringen können. Es soll mich freuen, wenn du mich auch auf diesem Wege zu begleiten Geduld hast. In einigen Jahren wird sich's zeigen. — Uebrigens studire ich die Alten, und folge ihrem Beispiel, so gut es in Thüringen gehn will." Aber Jacobi vermochte so wenig auf Goethe's

---

1) Goethe's Mutter wußte noch am 22. April nicht, wie wir aus ihrem Briefe von diesem Tage an Fritz von Stein sehen, wohin ihr Sohn gereist sei. An letztern schrieb Goethe noch kurz vor seiner Abreise, am 12. März.

2) Der sechste Band mit „Tasso" und „Lila" erschien vor dem siebenten. Goethe's Mutter dankt für diesen schon in einem Briefe vom 1. März 1790 an Friedrich von Stein. Daher erklären sich die Worte: „Meinen Tasso wirst du nun wohl haben", wenn man nicht etwa an die Uebersendung des besondern Abdruckes dieses Stückes denken will.

naturwissenschaftliche Bestrebungen einzugehn, wie dieser auf seine philosophischen Betrachtungen. Von einer Erwiederung Jacobi's auf diesen freundlichen Brief fehlt uns jede Spur.

Im folgenden Jahre gab der Ilmenauer Bergbau, an welchem Jacobi sich betheiligt hatte (vgl. oben S. 207 Note 1), unserm Dichter Veranlassung, sich von neuem an den alten Freund zu wenden, dem er die „vierte Nachricht vom Fortgange des Ilmenauer Bergbaues" in zwei Exemplaren mittheilt, von denen er eines an die gleichfalls betheiligte Fürstin Gallitzin besorgen möge, wobei er den Wunsch ausspricht, der in den Juni fallende Gewerktag möge Jacobi selbst in die Ilmenauer Gebirge bringen.[1] „Es ist mir fast", bemerkt er, — der Brief ist vom 20. März 1791 —, „als hätte ich dir das ganze vorige Jahr nicht geschrieben. Ich war wieder in Venedig, und habe die Lombardei zum zweitenmal mit viel Nutzen gesehen; nachher reiste ich nach Schlesien, und sah die großen Vorbereitungen zu einem Kriege[2]; dann zog ich friedlich wieder nach Hause. Auf beiden Reisen, auch nach meiner Rückkunft, habe ich viel Freude gehabt." Er gibt darauf über seine fortgesetzten naturwissenschaftlichen Bestrebungen nähere Auskunft, und meldet, daß er die Direktion des neugebildeten Hoftheaters übernommen habe. „Mein Leben im ganzen ist vergnüglich und gut", heißt es weiter; „ich habe alle Ursache, mit meiner Lage zufrieden zu sein, und mir nur Dauer meines Zustandes zu wünschen. Möge es dir auch so bleiben! Schreibe mir doch ein Wort von dir, wie du lebst und was dich beschäftigt." Leider konnte ihm der Freund keine so erfreulichen Nachrichten von sich geben. „Krankheit ist Schuld, daß ich deinen Brief nicht auf der Stelle beantwortet habe", schreibt er am 12. April. „Ich bin noch immer derselbe Krüppel, und das Alter hat mich nicht verjüngt, wie die Aerzte mir verhießen, doch leide ich im ganzen weniger, als ehemals, und lebe vergnügter, als irgend einer von den Menschen, die ich kenne, doch fängt die Weisheit an, mir etwas mehr, als ich wünschte, Meister zu werden." Gerührt über des Freundes treue Anhänglichkeit, äußert er: „Lieber Goethe, wie so herzlich gern sähe und spräche ich dich einmal wieder! Deine Briefe gleichen dem Anklopfen, dem Vorüberrauschen eines Gespenstes. Aber ich hange auch an dieser Erscheinung." Im „Tasso", den er wieder und wieder gelesen, glaubt er die Prinzessin ganz zu verstehn, als wenn er selbst sie gemacht hätte, eben so beinahe den Tasso selbst, obgleich er ihn etwas zu sehr an Rousseau erinnert, der ihm widerlich ist. Antonio und die Gräfin Sanvitale scheinen ihm gar meisterhaft schematisirte Kategorien, nur als bestimmte Individuen kann er sie sich nicht denken. Uebrigens, meint er, sei

1) Vgl. Goethe's Brief an Knebel vom 31. März 1791.
2) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 95 ff. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein S. 57 f. B. 27, 12 f.

Goethe in keinem seiner Werke als Mann von Gefühl und als spekulativer Kopf größer, wie in diesem Drama, wodurch Jacobi sogar zur Wiederaufnahme des „Woldemar" bewogen ward. „Von Faust", fährt er fort, „kannte ich beinah schon alles, und eben deswegen hat er doppelt und dreifach auf mich gewirkt. Wie ich vor sechszehn Jahren fühlte (vgl. S. 149), und wie ich jetzt fühle, das wurde eins. Und was alles dazu kam, magst du dir vorstellen, wenn du kannst und willst." Die Schrift über die Metamorphose der Pflanze will er mit aller Gewalt angreifen, da er sich vorher die nöthigen Vorkenntnisse verschaffen muß. Auch erkundigt er sich, wo „Wilhelm Meister" bleibe, an den Goethe gleich nach der Beendigung der Ausgabe seiner Werke hatte gehn wollen. Auf die Frage, womit er sich jetzt beschäftige, erwiedert er: „Ein Ende zu suchen irgendwo, an irgendwas, das nur lang genug wäre, um es zu fassen und halten zu können.[1]) Je länger ich lebe und je mehr ich lerne, desto weniger kann ich aus Himmel und Erde klug werden. Die französische Revolution hat mir eine Zeit lang viel zu schaffen gemacht; ich habe auch bei dieser Gelegenheit einiges für mich geschrieben, das vielleicht noch gedruckt wird." Zum Schlusse meldet er, daß sein Freund N. (Nesselrode?) Goethe's Büste zu haben wünsche.

Ehe Goethe im Juni auf längere Zeit von Weimar sich entfernte[2]), erkundigte er sich bei Jacobi nach dessen Familie, besonders nach dessen Sohne Georg, der eine Reise nach der Schweiz und Italien antreten sollte. „Ich wünschte wohl", äußert er, „daß du uns wieder auf einige Zeit besuchtest. Ein Aufenthalt zu Jena, wo die neue Philosophie (besonders durch Reinhold) so feste Wurzeln geschlagen hat, würde dir, bei deiner entschiedenen Neigung zu dieser Wissenschaft, gewiß interessant sein." Von den verschiedenartigen naturwissenschaftlichen und sonstigen Arbeiten, die ihn beschäftigen und bald an's Licht treten sollen, macht er dem Freunde Mittheilung. „Ich habe Lust und Anlaß, mancherlei zu schreiben", äußert er, „und wenn nur nicht andere Hindernisse dazwischen kommen, die mich stören und zerstreuen, so wirst du zwischen hier und Ostern manches erhalten." Dieser Brief ist der erste von Goethe diktirte an Jacobi; daß er nicht selbst schreibe, entschuldigt er damit, daß er sonst noch so bald nichts von ihm erfahren haben würde.[3])

---

1) Das bekannte, von Jacobi mehrfach angewandte: *Δός μοι, ποῦ στῶ*, des Archimedes. Vgl. Jacobi's Briefwechsel II, 73.

2) Im Briefe an Jacobi sagt er, er werde wohl vor acht Wochen nicht zurückkommen. Er war zu Ilmenau auf dem in den Juni fallenden Gewerktag, auch in Gotha, wie wir aus dem nach der Rückkehr geschriebenen Briefe vom 6. August an Fritz von Stein ersehen. Hiernach ist die Angabe (B. 27, 14) zu berichtigen, er habe dieses Jahr ruhig innerhalb des Hauses und der Stadt zugebracht.

3) Aehnlich schreibt er schon im Jahre 1784 einmal an Knebel: „Verzeih', daß ich diesen Brief diktirt habe! ich verlerne das Schreiben." Daß er der Feder entwohnt sei, und sich leichter und freier durch eine fremde Hand mit

Jacobi scheint dies aber übel genommen zu haben, wie es auch Schlosser in ähnlichem Falle that [1]); wenigstens beantwortete er den Brief nicht, wie sich aus der auf Goethe's Brief fehlenden Angabe des Datums der Beantwortung ergibt, da nur der Empfangstag (der 8. Juni) bezeichnet ist. Auch bediente Goethe sich in den folgenden Jahren in den Briefen an den Freund wieder seiner eigenen Hand. Bald darauf ward Jacobi durch den Besuch des bis dahin noch nicht gesehenen Friedrich Stolberg erfreut, welcher auf der Reise, die er mit seiner Familie und Nicolovius nach Italien und der Schweiz unternahm, auch Jacobi's zweiten Sohn Georg mitnehmen sollte.

Als Goethe am 2. April des folgenden Jahres (1792) sich wegen des in Düsseldorf damals verweilenden Schauspielers Heinrich Vohs (vgl. B. 27, 17. 25) bei Jacobi erkundigte, berichtete er, daß ihn jetzt die Optik, und besonders die Farbenlehre, mehr als billig beschäftige, so daß er alles andere darüber liegen lasse und fast vergesse. Zu gleicher Zeit verspricht er ihm ein Exemplar seines eben erschienenen „Groß-Cophta", den er wohl schon gesehen, und von dem er wünscht, daß er ihn unterhalten haben möge. Daß dieses Drama Jacobi's reiner Seele fern stehn müsse, mochte er sich wohl sagen. Als er bald darauf einen Schein für Vohs übersendet, bringt er dem Freunde herzlichen Dank für seinen Brief vom 8. April, der ihn zur guten Frühlingszeit an die Frühlingsstunden seines Lebens erinnert habe. Die zwei Exemplare des „Groß-Cophta", von denen eines wohl für die Fürstin Gallitzin bestimmt war, die im vorigen Jahre ihren Hemsterhuis durch den Tod verloren hatte, will er noch an demselben Tage absenden, und er verspricht zu Ostern das zweite Stück der „Beiträge zur Optik", von denen das erste im vorigen Jahre erschienen war. Aus den Worten: „Das Ganze, wenn es zu übersehn ist, wird dir gewiß Freude machen", erkennt man leicht, wie wenig Jacobi bis dahin auf die Sache eingegangen war; doch scheint er von jetzt an wirklichen Antheil daran genommen zu haben, da Forster am 18. Mai nach dem bekannten herben Urtheil über den „Groß-Cophta" bemerkt: „Auf den zweiten optischen Versuch von Goethe spanne ich nicht minder, als Sie." Seine sehnsüchtige Erwartung der neuen Ausgabe des „Allwill" gibt Goethe in demselben Briefe zu erkennen. Zu der beabsichtigten Sommerreise nach Karlsruhe und der Schweiz wünscht er Jacobi Freude und Wohlbefinden. Auch meldet er ihm, daß Christian Stolberg ein paar Tage in Weimar gewesen und seine Gattin zurückgelassen habe, um sie in einigen Monaten abzuholen. Jacobi's „Allwill", von welchem ein zweiter und dritter Band bald nachfolgen sollten, nahm Goethe freundlich auf. „Daß dir

---

den Freunden unterhalte, bemerkt er auch in zwei Briefen an Johannes Müller vom 5. November 1803 und 25. Januar 1805.

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 195.

dein „Allwill“ bei neuer Durchsicht zu schaffen gemacht hat, glaub' ich gern“, schreibt er am 15. Juni in Erwiederung von Jacobi's Brief vom 24. April. „Ich bin selbst davon recht eigentlich angegriffen worden. Es ist eine sonderbare Jugend in dem Ganzen, und das Indefinite der Komposition und der Ausführung gibt einen großen Reiz.“ Mehr die Erinnerung an jene Zeit, wo der „Allwill“ entstanden war, als die Dichtung selbst zog ihn hier an. „Ich bin sehr zerstreut“, fährt er fort; „ich verändere mein Quartier, und muß bauen, eh' ich einziehen kann.[1]) Stolberg's sind vor ungefähr acht Tagen verreist. Von der Gräfin, ob sie gleich lange hier war, bin ich immer entfernt geblieben.[2]) Ihre ungebändigte Tadelsucht macht eine solche rauhe Witterung um sie her, daß keine meiner Herzensblumen sich entfalten konnte.“[3])

Unterdessen war Jacobi von einer starken Augenkrankheit befallen worden, die ihn einige Zeit dem Erblinden nahe brachte. Zur Heilung von diesem Uebel besuchte er das Aachener Bad, wo ihm der Umgang mit dem an Hüftweh und Lahmheit des rechten Fußes leidenden, damals noch in freundlichem Verhältniß zu Goethe stehenden Herder viele angenehme und belehrende Stunden bereitete.[4]) Auf einen Brief Goethe's vom 2. Juli, worin dieser meldete, daß er vielleicht Anfangs August nach Frankfurt kommen werde, und den Wunsch aussprach, daselbst mit dem alten Freunde zusammenzutreffen, erwiedert Jacobi gleich nach der Rückkehr von Aachen, am 1. August, mit der ganzen Glut innigster Freundschaft, welche jetzt, wo die Freunde sich acht Jahre lang nicht gesehen hatten, und eine immer größere Abkühlung des einst so herzlichen Verhältnisses eintreten zu wollen schien, wieder vollströmend hervorbrach, einer Quelle gleich, die lange gestockt, aber ihre Kraft unterdessen innerlich angesammelt: „Lieber! ich bin wieder hier (in Pempelfort), und erwarte dich mit offenen Armen. Komm' doch bald! Herder kann dir etwas davon geschrieben haben, mit welcher Liebe, mit welchem Vertrauen ich an dir hange.“[5]) Jacobi glaubt, Goethe sei schon nicht mehr in Weimar, sondern schon zu Frankfurt, wohin

---

1) Der Herzog Karl August hatte ihm das im Jahre 1709 vom Kammerkommissar Helmershausen erbaute Haus auf dem Frauenplan geschenkt, welches einen wesentlichen Umbau erfahren mußte. Vgl. B. 25, 202. Schon seit dem Jahre 1782 hatte er dieses Haus bewohnt. Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein II, 113.

2) Vgl. meine „Frauenbilder“ S. 383.

3) Die Gräfin Luise von Stolberg, geborene von Reventlow, hatte durch ihren schneidenden Verstand eine sehr selbständige, aber nichts weniger als liebenswürdige Stellung in den verwandten und befreundeten Kreisen Holstein's eingenommen. Goethe scheint ihr verhaßt gewesen und sie im Widerstreite gegen ihn etwas gesucht zu haben. Vgl. Friedrich Perthes' Leben I, 84. 152.

4) Vgl. Jacobi's Briefwechsel II, 91—96. Knebel's „Nachlaß“ II. 266 f.

5) Forster schreibt am 5. August an Jacobi: „Möge doch auch Goethe's Besuch Ihnen viel Freude machen! Sagen Sie ihm, wir freuten uns hier, ihn bei uns zu sehn, wie er versprochen habe.“

er ihn durch das Billet vom 2. Juli beschieden hatte. „Als ich dies Billet erhielt, hatte Herder schon Antwort auf die Nachricht, die ich dir durch ihn ertheilen ließ, du würdest mich zu Hause treffen. Ich war gewiß, du würdest zu mir kommen. Sobald der Krieg erklärt war, dachte ich auch, du gingest vielleicht nach Koblenz, und dann hätte ich dich. Meine Schwester(n) und mehr Leute zweifelten sehr an deiner Erscheinung in Koblenz. Nun wird es wahr[1]), und bald habe ich dich hier, dich leibhaftig, hier in diesem Zimmer, dort unter meinen Bäumen, in meinem Gebüsch, auf Wegen und Stegen. Es wäre auch schön, recht sehr schön gewesen, wenn wir uns in Frankfurt getroffen hätten; aber hier ist es mir dennoch lieber, hier, wo ich bleibe — wo ich vorgestern bei meiner Zurückkunft[2]) auf jeder Stelle, die ich betrat, hätte einwurzeln mögen — hier, wo ich dich fassen und halten will, wie ich noch keinmal dich faßte und hielt. Komm', Lieber, komm'! Und nun zu allererst schreibe! Lotte und Lene grüßen herzlich; und noch einmal sei menschlich und lasse von dir hören, bis daß du kommst und da bist!" Den Brief sandte Jacobi nach Frankfurt ab, ein Duplikat desselben nach Weimar, wo es Goethe noch antraf, der durch äußere Hindernisse noch immer zurückgehalten worden war, wie er am 6. August dem Freunde meldet. „Ich bin in einer Verwirrung und Ungewißheit meines Zustandes auf den nächsten Tag, daß ich fast krank werde; denn Unentschlossenheit ist die größte Krankheit, und mir kommt sie von außen und wirft mich hin und wieder." Zwar erfolgte die Abreise von Weimar bald darauf, aber da der Krieg näher rückte, sah Goethe sich genöthigt, auf die Aussicht, Jacobi in Pempelfort zu besuchen, ganz zu verzichten, wie er diesem am 13. August von Frankfurt aus mittheilt. „Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, dich zu sehn", fährt er fort, „da mir Herder's melden, daß du auf's neue von Schlosser'n eingeladen bist. Wahrscheinlich bleibe ich bis zu Ende des Monats hier. In wenigen Tagen kann ich Nachricht von dir haben, ob du nach Karlsruhe gehst? ob ich dir in Mainz begegnen soll? oder ob du gar hierher magst?" Aber schon drei Tage später — Jacobi's Antwort vom 15. liegt nicht vor — muß er ihm anzeigen, daß er am 20. von Frankfurt ab und gerade zur Armee gehn werde. Und nochmal schreibt er am 18.: „Ich gehe Montags den 20. nach Mainz und von da gleich weiter zur Armee. — Ich hoffte wenigstens einen Monat in dieser Gegend zu bleiben, und da wäre ich dir gerne bis Mainz, ja Koblenz entgegengegangen. Mein Rückzug wird später, wahrscheinlich in die

---

1) Herder hatte wohl die Nachricht erhalten, daß Goethe den Herzog begleiten werde, worauf die kurz vorhergehenden Worte deuten: „Nach den jüngsten Briefen aus Weimar bist du doch wohl jetzt schon nicht mehr dort."

2) Die Rückkehr erfolgte Sonntag den 30. Juli, wonach im Datum des Briefes von Jacobi an Herder (Briefwechsel II, 94) Juni in Juli verändert werden muß.

schlimme Zeit fallen. Wie gerne hätte ich dich gesehen, dir Rechenschaft von meinem Haushalte gegeben[1]), und neues Interesse angeknüpft! — Sobald ich auf französischem Grund und Boden angelangt bin, schreibe ich dir." Letzteres scheint nun freilich beim Drange der Umstände nicht erfolgt zu sein, doch vernahm Jacobi durch Herder, daß Goethe nach der Einnahme von Verdun an den Prinzen August von Gotha geschrieben habe. Jacobi selbst trat noch vor Ende August, nachdem er Herder bei sich bewirthet hatte, mit seinen Schwestern die Reise zu Schlosser nach Karlsruhe an, wo er mit seinem Bruder Georg zusammentraf. Aber von Karlsruhe wurden sie durch die andrängenden Franzosen Anfangs Oktober vertrieben. Sie schlugen den Weg über Stuttgart, Heilbronn und Heidelberg ein, und kehrten endlich gegen Mitte des Monats nach Pempelfort zurück.

Als Goethe auf dem Rückzuge Anfangs November nach Koblenz gekommen war, wo er den herrlichen Rheinstrom so sanft und lieblich in ausgedehnter, breiter Landschaft hinuntergleiten sah, da gedachte er des Freundes, dem er, trotz manchem Wechseln und Wenden, immer treu verbunden geblieben, zu dem eine kurze Wasserfahrt ihn bald hinbringen könne. Aus der fremden, kriegerischen, unheimlichen Welt verlangte es ihn an Freundesbrust, und so miethete er denn nach erhaltenem Urlaub eilig einen Kahn, der ihn nach Düsseldorf hinabführe.[2]) Es war schon finster, als er dort anlandete; mit Laternen ließ er sich den Weg nach Pempelfort führen. Die Ueberraschung, den Freund so ganz unangemeldet und unerwartet wiederzusehn, war eben so gewaltig, als die Freude Jacobi's unermeßlich, der mit Inbrunst den vor achtzehn Jahren gewonnenen, seit acht Jahren nicht mehr gesehenen innigsten Herzensfreund an seine Brust drückte. Jacobi selbst erzählt Goethe's Besuch in einem Briefe an Wilhelm von Humboldt vom 31. Januar 1794 in folgender Weise: „Gleich darauf (am 21. Oktober) wurde Mainz (von den Franzosen) eingenommen, und wir verlebten wieder vierzehn angstvolle Tage. Damals lag ich eines Abends wegen Kopfweh hingestreckt auf einem Kanape, und Lene las mir vor. Ein geschwätziger Kriegsrath R., den ich auf meiner Rückreise von Karlsruh bei Dohm kennen gelernt hatte, wollte mir über den Hals. Er kam mit seinem Registerschiff von Wesel zurück. Ich hatte ihm sagen lassen, daß ich todkrank — wenn es sein müßte, gestorben, begraben wäre. Das war geschehen, schon vor zwei Stunden, und ich glaubte mich gerettet. Da klingelte es, und ich höre Geräusch. Ein Bedienter kommt hereingeschlichen. „Ein fremder Herr!" „Doch der verdammte R.!" sagte ich verzweif-

1) Aehnlich schreibt er auf der Schweizerreise vor der Zusammenkunft mit Lavater an diesen: „Ich habe dir viel zu sagen und viel von dir zu hören; wir wollen wechselsweis Rechnung von unserm Haushalten ablegen."

2) Vgl. B. 25, 148 f.

lungsvoll. „Ich sehe — ich spreche ihn nicht!“ Lene ging hinunter, um zu sehn, wie sie dem Uebel abhülfe. Der Fremde war schon an der Treppe; das hörte ich, sprang auf. „Goethe!“ rief ich aus, „gewiß Goethe!“ Er war es, liebster Humboldt, er selbst! Er war nur auf acht Tage gekommen, blieb vierzehn Tage, blieb drei Wochen, und wäre wahrscheinlich bis zum Frühjahre, wenigstens noch eine gute Zeit, geblieben, wenn nicht Dumouriez mit Riesenschritten herangerückt wäre. Da die Franzosen zu Aachen einrückten, brach Goethe auf.“ Im Jahre 1815 gedachte Jacobi der fünf Wochen[1]), die Goethe im Winter des Jahres 1792 bei ihm zu Pempelfort zugebracht habe, und des Zeugnisses, das er ihm beim Scheiden aus voller Seele gegeben.[2]) „Wir hatten Stunden miteinander verlebt, die keiner von uns je vergessen konnte. Jene Ahnungen in der Mitternachtsstunde zu Köln (vgl. S. 133) wurden uns jetzt zu Erkenntnissen; wunderbar hatten selbst die Täuschungen sich zur Wahrheit verklärt. Für dich zumal hatte die Reife unserer Freundschaft, wie du es nanntest, die höchste Süßigkeit[3]), und es mußte so sein: denn dir war in Erfüllung gegangen über deine Erwartung, was du auch gestandest, mir nicht darüber, noch darunter. — Du warst gekommen, um mir „Rechenschaft von deinem Haushalte abzulegen“ (vgl. oben S. 219). Ich sollte dich um alles, was ich von dir zu wissen begehrte, ungescheut fragen, und mir sollte auf alles und jedes vollständige, unverhohlene Antwort werden. Du fordertest nicht dagegen das gleiche von mir, würdest aber jeder vertraulichen Mittheilung aus meinem Innern (dich) herzlich erfreuen. Ich verhieß dir, was du mir verheißen ha(tte)st.“ Der Schilderung, welche Goethe in der „Campagne in Frankreich“ (B. 25, 154 ff.) von diesem Besuche macht, liegen freilich gleichzeitige Tagebuchsangaben zu Grunde, doch ist hier manches übergangen und das ganze Verhältniß etwas kühler gehalten. Zwar mußte sich hier im längern Zusammenleben, bei aller herzlich innigen Liebe, mancher Widerstreit mit dem gläubigen, sittlich reinen und zum Theil ängstlich vor jeder Berührung mit allem Unchristlichen, mit aller die engen Grenzen der Zucht und Sitte überspringenden sinnlichen Freiheit zurückbebenden Kreise Jacobi's zu erkennen geben, aber ohne daß hierdurch der glühend warm in ihrem Herzen schlagenden Liebe wesentlicher Eintrag ge-

1) Diese Angabe muß gegen die eben erwähnte, wonach Goethe drei Wochen blieb, als irrig gelten, obgleich der Herausgeber des Briefwechsels ihr S. 141 unbedenklich folgt. Im Briefe an Graf Reinhart vom 14. November 1812 erzählt Goethe, er habe nach dem Rückzuge aus der Champagne in Düsseldorf „vierzehn Tage in seligen Familienszenen zugebracht“.

2) Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 272.

3) Kurze Zeit nach der Trennung von Jacobi, am 10. Dezember, hatte Goethe von Münster aus an den Freund geschrieben: „Meines Dankes und meiner Liebe und Anerkennung der deinigen bist du gewiß. Das Bild, was ich von dir und den Deinigen mitnehme, ist unauslöschlich, und die Reife unserer Freundschaft hat für mich die höchste Süßigkeit.“

schehn konnte. Am wenigsten scheint er sich mit der jüngern, einer spekulativ-religiösen Richtung zugeneigten Halbschwester Helene vertragen zu haben, die er durch seine, vor allem am Anfange, sehr scharfen Spöttereien verletzte, so daß diese, besonders seit dieser Zeit ihm sehr abgeneigt, noch in höchstem Alter geäußert haben soll, er sei ihr damals wie ein Stachelschwein erschienen, das nach allen Seiten seine Stachelspitzen ausstrecke, wogegen die ältere Halbschwester Charlotte hervorhob, daß er sich doch so bald gemildert habe und mit seiner ganzen reichen Liebenswürdigkeit hervorgetreten sei. Diese, welche dem Dichter, den sie in Frankfurt kennen gelernt hatte, immer freundlich geneigt blieb, wollte an jenem Abende, als ein Fremder gemeldet wurde, gleich Goethe's Ankunft geahnt haben. Vielleicht verwechselt Jacobi in seinem oben mitgetheilten Bericht Helene mit dieser ältern Schwester. Auch der „wahrhaft Julianische Haß wider das Christenthum und namhafte Christen" (man denke an Lavater, Claudius, Jung Stilling), womit Goethe nach Pempelfort kam und den er wiederholt auf das lebhafteste darzustellen wußte, besänftigte sich allmählich im Umgange mit dem edlen und reinen, herzlich treuen und lieben Freundeskreise, ja er fand sich hier bald wahrhaft auferbaut, und trug kein Bedenken, von einem gewissen Christenthum zu gestehn, daß es der Gipfel der Menschlichkeit sei, wollte, sobald er zu Hause wieder einigermaßen in Ruhe wäre, von neuem die ganze Bibel lesen, und wie Jacobi Goethe's Heidenthum dem falschen, ihm selbst verhaßten Christenthum vorzog, so zog Goethe hinwieder seinem eigenen Heidenthum das vor, was er Jacobi's Christenthum nannte, ohne aber sich dieses aneignen zu können.[1]) Von einem eigentlichen Christenthum konnte übrigens auch bei Jacobi nicht die Rede sein, da er, wenn er auch an einen persönlichen Gott glaubte, doch keine äußere Offenbarung desselben annahm;[2]) nur die hehre Sittlichkeit des christlichen Glaubens erkannte er verehrend an, und ließ sich hierdurch auch wohl zu sonstigem konventionellen Anschluß an das Christenthum bestimmen, wo seine die eigentlich göttliche Offenbarung desselben läugnende Ueberzeugung widersprach. „So weit das Christenthum Mystizismus ist", hatte er am 21. März 1791 an Lavater geschrieben, „ist es mir die einzige Philosophie der Religion, die sich denken läßt; desto weniger aber komme ich mit dem historischen Glauben fort." Bei den mannigfachen moralischen und litterarischen Verhandlungen mußte freilich der entschiedene Realismus Goethe's mit der geistreich gemüthlichen Richtung des Freundes in Widerstreit treten, doch wagte er es, diesem außer anderm sogar seine Römischen Elegien zu versprechen.[3]) Hatte der „Groß-

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 273.
2) Vgl. Hagenbach „Kirchengeschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" II, 250 ff.
3) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 194.

Cophta" Jacobi und die Seinigen durch die Darstellung argen Betruges und der die bürgerliche Gesellschaft tief unterwühlenden Sittenlosigkeit verletzt, so konnten diese an der „Reise der Söhne Megaprazon's", woraus er einzelne Bruchstücke vorzulesen begann, um so weniger Antheil nehmen, als aus diesen Bruchstücken Zweck und Bedeutung des Ganzen nicht zu ersehn war, und Goethe hier die großen politischen Fragen nicht mit dem geforderten würdigen Ernste zu behandeln schien:[1]) denn wie sehr auch Jacobi vor der mit wilder Eroberungsgier vorschreitenden französischen Freiheit sich entsetzte, so lebte doch in ihm das tiefe Gefühl von der Nothwendigkeit einer vernünftigen, der Willkür der Herrscher entrückten Freiheit, wogegen Goethe ganz auf der Seite mächtiger, durch keine Betheiligung des Volkes eingeengter Fürstengewalt stand, und von jeder Bewunderung der Helden der neuen französischen Republik, deren Blick ihn medusenartig erschreckte, sich unwillig abwandte, wenn er auch freilich für die aristokratischen Sünder eben so wenig Theilnahme fühlte, als für die demokratischen.[2]) Er erzählt uns in der „Campagne in Frankreich" (B. 25, 164), ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie habe sich in die hohen Stände verbreitet; „man schien nicht zu fühlen, was alles erst zu verlieren sei, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinnes zu gelangen. Lafayette's und Mirabeau's Büste, von Houdon sehr natürlich und ähnlich gebildet, sah ich hier göttlich verehrt, jenen wegen seiner ritterlichen und bürgerlichen Tugenden, diesen wegen Geisteskraft und Rednergewalt." Aber von einer „göttlichen Verehrung" dieser beiden Männer konnte bei Jacobi und den Seinigen am wenigsten die Rede sein, wenn diese auch als die bedeutendsten Personen der Zeit vielfache Theilnahme erweckten. Und feierte nicht Goethe selbst später in ähnlicher Weise Napoleon's Größe, obgleich er Deutschland geknechtet hatte! Mirabeau, dessen glänzende Fähigkeiten Jacobi bewunderte,[3]) war bereits neunzehn Monate todt, und in ihm hatte ja der Hof eine Stütze gefunden, die nur zu bald brach. Lafayette hatte damals schon die Armee verlassen und saß in Deutschland gefangen; er konnte mit Recht auch bei sehr gemäßigt Gesinnten als ein begeisterter Freund der wahren Freiheit gelten, für die er in der neuen Welt gekämpft hatte. Jacobi's Verehrung besaß aber vor allen nicht Mirabeau oder Lafayette, sondern Necker.[4]) Das, was Goethe damals in tiefster Seele bewegte, was selbst in den Unfällen des tollen Zuges nach der Champagne ihm immer erheiternd und erhebend zur Seite gestanden hatte, seine ernstliche Neigung zur Naturbeobachtung, hielten die Pempelforter Freunde,

---

1) Ueber die „Reise der Söhne Megaprazon's" vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 1 ff.
2) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 139.
3) Vgl. Jacobi's Briefwechsel II, 7. 24.
4) Vgl. a. a. O. II, 6 f. 130. Jacobi's Werke II, 522.

wie so viele damals und zum Theil noch heute, für einen grillenhaften Irrthum; man war des Glaubens, Goethe müsse etwas Besseres thun und seinem auf Dichtung und Kunst gestellten Talente die alte Richtung lassen. Seine auf die Metamorphose der Pflanze und die Farbenlehre bezüglichen Arbeiten [1]) wollte man nicht gelten lassen, und seiner Ansicht von der innerlichen gesetzmäßigen Entwickelung der Natur setzte man die todte, auf welche Art es auch sei, auf- und angeregte Materie entgegen. Aber bei allem Widerstreite, den Goethe oft durch neckische Paradoxien absichtlich hervorrief, that ihm die liebevolle Theilnahme im „gastfreiesten aller Häuser" in innerster Seele wohl. Jeder Sonnenblick ward hier — so erzählt Goethe selbst B. 25, 162 — in reinlicher, freier Umgebung genossen; denn das freistehende geräumige Haus war von weitläufigen, wohlgehaltenen Gärten umgeben. „Abends oder bei ungünstigem Wetter zog man sich gern in die schönen, großen Zimmer zurück, die, behaglich, ohne Prunk ausgestattet, eine würdige Szene jeder geistreichen Unterhaltung darboten. Ein großes Speisezimmer, zahlreicher Familie und nie fehlenden Gästen geräumig heiter und bequem, lud an eine lange Tafel, wo es nicht an wünschenswerthen Speisen fehlte. Hier fand man sich zusammen, der Hauswirth immer munter und aufregend, die Schwestern wohlwollend und einsichtig, der Sohn (Max [2]) ernst und hoffnungsvoll, die Tochter (Klara, die anderthalb Jahre im Schlosser'schen Hause verlebt hatte [3])) wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon vorübergegangene Mutter und an die frühern Tage erinnernd, die man vor zwanzig Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte.[4]) Heinse, mit zur Familie gehörig [5]), verstand Scherze jeder Art zu erwiedern; es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen kam." Auch der ihm gerade gegenüberwohnende Heinrich Schenk, „den er aus der Dunkelheit hervorgezogen und sich zum Gehülfen sowohl in seinem Amte, als in seinen schriftstellerischen Arbeiten gebildet"[6]), der sich auch bei der Erzie-

---

1) Seine „Beiträge zur Optik" hatte Jacobi nicht ungelesen gelassen, und er war ihnen mit Theilnahme gefolgt. Hiernach ist Goethe's Darstellung B. 25, 160 f. zu berichtigen, wonach Jacobi gar keinen Antheil daran genommen und von jenen beiden Schriftchen zu Pempelfort nur „etwas verlautet" hätte. Auch später bezeigte Jacobi rege Theilnahme daran.

2) Georg Arnold hatte in Begleitung von Stolberg die Reise nach Italien angetreten, von wo er eben zurückkehren sollte. Der älteste Sohn lebte zu Aachen. Vgl. oben S. 185. 216.

3) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 129. 143. 146. Jacobi's Briefwechsel II, 139.

4) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 209 ff.

5) Dies ist irrig; denn Heinse war seit 1786 Bibliothekar und Vorleser des Kurfürsten von Mainz (Jacobi's Werke IV, 3, 285), der am 4. Oktober 1792 aus Mainz flüchtete. Daß aber Heinse damals sich wirklich zu Pempelfort befand, steht nicht zu bezweifeln. Vgl. Heinse's Werke IX, 251. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 143.

6) Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, XXVIII.

hung und dem Unterricht seiner Kinder freundlich betheiligt hatte, war ein bedeutendes Glied dieses herzlichen Familienkreises. In Goethe's Herzen war die alte Liebe noch nicht erkaltet; die Erinnerung an die schönen, mit den Freunden verlebten Jugendtage erfrischte sein Herz und erschloß es, bei aller innern Verschiedenheit ihrer Richtungen, in seiner vollsten Liebenswürdigkeit, zu reizendster Offenheit und herzlichster Heiterkeit. Vor allem aber wußte er durch seine lebhaft empfundenen Darstellungen von den Wundern Italiens aller Herzen zu bezaubern. Zu Besuchen im nahen Düsseldorf reizte nicht allein die berühmte Galerie, sondern auch die Anwesenheit vieler bedeutenden Personen, wie Graf Nesselrode, Herr und Frau von Dohm, Herr von Grimm, Herr und Frau von Coudenhoven und Frau von Beuil, die zu manchen bedeutenden Unterhaltungen Veranlassung gaben.[1]) Die Stadt hatte sich bald ganz mit französischen Auswanderern gefüllt; auch die beiden Brüder des Königs, die Goethe ein paar Monate früher beim Auszuge aus Glorieux ganz durchnäßt gesehen hatte, erschienen hier, wo unser Dichter ihnen auf der Galerie begegnete. In der letzten Zeit seines Pempelforter Aufenthaltes befiel ihn ein starkes rheumatisches Uebel, von welchem ihn der geschickte und geistreiche Hausarzt Jacobi's, ein Schüler Hoffmann's, befreite, der an den heiteren Unterhaltungen und Gesellschaftsvergnügungen lebhaften Antheil genommen hatte. Der hier gemeinte Arzt ist ohne allen Zweifel der geist- und kenntnißreiche Hofrath, spätere Geheimrath Dr. Johann Abel, dem Goethe am 17. April 1793 durch Jacobi Wieland's und sein eigenes Portrait mit bester Empfehlung zukommen ließ. Jacobi's früherer Hausarzt, den Forster im Jahre 1778 bei ihm antraf, der innigst befreundete Hofrath Dr. Johann Peter Brinkmann,[2]) war in Petersburg, wohin man ihn berufen hatte, am 26. Juni 1785, dreizehn Tage nach seiner Ankunft daselbst, gestorben, und hatte eine achtjährige Tochter hinterlassen, welche später Jacobi's zweiter Sohn Georg als Gattin heimführte. Während der Zeit seines Unwohlseins war Goethe das Bedenkliche seiner Lage beim Vorrücken der Franzosen lebhaft vor die Seele getreten, und er beeilte sich jetzt, nachdem er lange vergebens die vom Herzog ihm geschenkte, aber in Trier zurückgelassene Böhmische Chaise erwartet hatte, seinen Rückweg anzutreten, wozu ihm Jacobi einen bequemen, obgleich an Eisen ziemlich schweren, nur mit drei oder vier Pferden fortzuschaffenden Reisewagen überließ. „Und so schied ich denn mit dem wunderlichsten Zwiespalt", erzählt er selbst (B. 25, 167); „die Neigung hielt mich in dem freundlichsten Kreise, der sich so eben auch höchst beunruhigt fühlte, und ich sollte die edelsten Menschen in

---

1) Im Briefe vom 31. Dezember läßt Goethe auch Hildebrand grüßen, der als Hofmeister im Nesselrode'schen Hause lebte.

2) Vgl. Forster's Werke VII, 93, wo der Name bloß durch den Anfangsbuchstaben angedeutet wird.

Sorgen und Verwirrung hinter mir lassen, bei schrecklichem Weg und Wetter mich nun wieder in die wilde, wüste Welt hinauswagen, von dem Strome mitfortgezogen der unaufhaltsam eilenden Flüchtlinge, selbst mit Flüchtlingsgefühl."

In Münster fand er sich im Kreise der vor sechs Jahren zum Katholizismus frommgläubig zurückgetretenen Fürstin Gallitzin, die er selbst vor sieben Jahren bei ihrem Besuche in Weimar verehren gelernt hatte, auf das freundlichste aufgenommen, obgleich man ihr vor seiner Ankunft geschrieben hatte, sie solle sich vor ihm in Acht nehmen, er wisse sich so fromm zu stellen, daß man ihn für religiös, ja für katholisch halten könne.[1]) Wahrscheinlich war diese, jedenfalls nicht gar ernstlich gemeinte Warnung von Jacobi gekommen, der ihr Goethe's Besuch angemeldet hatte. Von Münster aus, eben im Begriffe, die Fürstin zu verlassen und nach Weimar zurückzukehren, äußert Goethe am 10. Dezember an Jacobi: „Als ich das schöne Gebäude deiner häuslichen Glückseligkeit verließ, hat mich Moor, Moos, wilder Wald, Winternacht und Regen sehr unfreundlich empfangen. In Duisburg fand ich Plessing mit antediluvianischen Untersuchungen beschäftigt[2]), und hörte von Merrem einige recht gute Ideen über die Wissenschaft, die mir so sehr am Herzen liegt.[3]) Die Verbundenen hier haben mich freundlich aufgenommen, und ich wünschte länger bleiben zu können, ob etwa die Auferbauung, die in Pempelfort angefangen, weiter fortsteigen möchte. Sehr glückliche Stunden habe ich hier genossen. — Meines Dankes und meiner Liebe und Anerkennung der deinigen bist du gewiß." Und am letzten Tage des Jahres schreibt er: „Von Münster kann ich nur sagen, daß ich dort sehr glücklich war, und daß ich ohne meine übereilte Anmeldung zu Hause noch einige Tage geblieben wäre." In der reinen und zarten Umgebung der Fürstin war es unserm Dichter unmöglich, herb oder abstoßend aufzutreten, wie er es zu Pempelfort zuweilen aus Widerspruchsgeist gethan; der fromme, sittliche Sinn, den die Fürstin um sich verbreitete, hatte ihn milder gestimmt, als er sich seit lange gefühlt hatte, seine schöne Menschlichkeit trat in ihrem reinsten Glanze hervor und übte auf alle einen wunderbaren Zauber, so daß sie darüber die mit aller Sitte und aller religiösen Ordnung in Widerstreit stehenden häuslichen Verhältnisse des Dichters übersahen. In der bei der Fürstin sich versammelnden Gesellschaft, an welcher geistliche Männer von Sinn und Verstand, unter denen vor allen der treffliche Fürstenberg, Hamann's Perikles, wie auch heranstrebende, vielversprechende Jünglinge Theil nahmen, wußte er durch seine Beschreibung von den Römischen Kirchenfesten, der Charwoche und Ostern, Frohn-

1) Vgl. B. 25, 197.

2) Vgl. B. 25, 167—186. Hamann's Urtheil über ihn steht in Jacobi's Werken IV, 3, 371. Vgl. auch Hamann's Werke VI, 119 f. 124. 131. 303. S. Möller „F. A. Krummacher und seine Freunde".

3) Vgl. B. 25, 186.

leichnam und Peter-Paul, sodann zur Erheiterung von der Pferdeweihe (vgl. B. 23, 198) den freundlichsten Eindruck auf seine Zuhörer hervorzubringen. Ueber gewisse Punkte des Glaubens, der religiösen und sittlichen Anschauung, worin man verschiedener Ansicht war, hatte er sich schon früher, einiges zugebend, anderes duldend, mit der Fürstin verständigt, so daß man dies auf sich beruhen ließ. Zum Vortrag poetischer Stücke fühlte er sich nicht gestimmt, und so konnte er sich denn nicht entschließen, die von ihm höchst geschätzte „Luise" von Voß vorzulesen, wie nahe man ihm auch die Erfüllung dieses Wunsches gelegt hatte. Mit seinen naturwissenschaftlichen Bestrebungen hielt er absichtlich vor diesem hierin ganz anderen Ansichten folgenden Kreise zurück, und sah es ungern, als Fürstenberg ihn über seine osteologischen (und optischen?) Studien zur Rede stellte. Eine sehr freundliche Unterhaltung bot die im Besitze der Fürstin befindliche Sammlung geschnittener Steine ihres vor zwei Jahren verewigten Freundes Hemsterhuis; die Erinnerung an diesen und den im Garten der Fürstin begrabenen Hamann belebte manche Stunden. Aus den Gesprächen über die bildende Kunst, die mit der reinsten christlichen Religion sich immer in Widerspruch befinde, da sie das sinnliche Element als ihren eigentlichen Wirkungskreis anerkenne, ging das zartinnige Gedicht „der neue Amor" (B. 1, 219) hervor. „Mit diesem allegorischen Glaubensbekenntniß", bemerkt Goethe (B. 25, 193), „schien man nicht ganz unzufrieden; indessen blieb es auf sich selbst beruhen, und beide Theile machten sich's zur Pflicht, von ihren Gefühlen und Ueberzeugungen nur dasjenige hervorzukehren, was gemeinsam wäre und zu wechselseitiger Belehrung und Ergötzung ohne Widerstreit gereichen könnte."

Das zarte und schonende Betragen, welches Goethe in Münster bis zu Ende behauptete, scheint Jacobi in nicht geringe Verwunderung gesetzt zu haben, welche er dem Freunde wohl in scherzhafter Weise zu erkennen gab, worauf dieser denn in gleichem Tone am 17. April des folgenden Jahres erwiederte: „Daß ihr zu meiner Aufführung in Münster solche sonderbare Gesichter schneidet, daran erkenne ich die losen Weltkinder, die sich formalisiren, wenn sich unser einer einmal in puris naturalibus seiner angeborenen Tugend sehn läßt oder, nach dem schönen Gleichnisse der Kirchenmutter Lenchen (Jacobi's Schwester), die rechte Seite der gewirkten Tapete an einem Festtage herauskehrt. Ihr werdet also künftig von eurem Unglauben und bösem Leumund ablassen, und Gott in seinen Geschöpfen die gebührende Ehre erzeigen." Jacobi hatte ihm schon vorher einen Brief der Fürstin über seine Erscheinung in Münster mitgetheilt, worüber er am 1. Februar äußerte: „Ich wünschte, ich käme mir selbst so harmonisch vor, wie dieser schönen Seele, und wäre neugierig zu wissen, wie sie von mir dächte, wenn wir ein Jahr zusammen gelebt hätten; in den ersten Tagen ist und bleibt immer viel Schein. Ihr kurzer Umgang ist mir sehr wohl-

thätig geworden, und sie hat mir eine herzliche Neigung abgewonnen. Das kleine Gedicht („der neue Amor"), wie überhaupt alles, was ich nach meiner Art vorbrachte, hat sie mit der besten Art aufgenommen, und mir ein unbegrenztes Vertrauen eingeflößt und bewiesen. Es freut mich, daß dir und deinem Kreise das kleine Gedicht wohlgefällt. Wir können nichts machen, als was wir machen, und der Beifall ist eine Gabe des Himmels."

Die Fürstin drang ihm beim Abschiede ihre schöne Sammlung von geschnittenen Steinen auf, die er nach Hause mitnehmen solle, um sie dort mit Kennern und Freunden genauer durchgehn zu können, als es bei seiner kurzen Anwesenheit möglich war. Als aber Goethe auch diesmal, wie früher, sich hartnäckig weigerte, ein so überaus freundliches und ehrendes Anerbieten anzunehmen, eröffnete sie ihm, daß sie einen ganz besondern Grund habe, weshalb sie darauf bestehe, daß er den Schatz auf einige Zeit zu sich nehme. Man habe ihr nämlich abgerathen, ihm denselben anzuvertrauen, indem man ihr vorgestellt, sie kenne ihn doch noch nicht auf einen solchen Grad, um auch in diesem Falle seiner ganz gewiß zu sein; sie aber habe auf eine solche Verdächtigung erwiedert: „Glaubt ihr denn nicht, daß der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sei, als diese Steine? Sollt' ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehn." [1]) Auch diese Warnung scheint von Jacobi ausgegangen zu sein, der von früher her Goethe's Sorglosigkeit und Nachlässigkeit in solchen Dingen kannte, und von der berufenen Gewissenlosigkeit der Kunstliebhaber manche Proben haben mochte. Hierauf nämlich glauben wir die Bemerkung beziehen zu müssen, welche Goethe in den „Annalen" unter dem Jahre 1795 (B. 27, 44) macht: „In diesem Jahre klärte sich eine Verwirrung auf, welche Jacobi zwischen uns (der Fürstin und Goethe) gewirkt hatte, ich weiß nicht, ob aus leichtsinnigem Scherz oder Vorsatz; es war aber nicht löblich, und wäre die Fürstin nicht so reiner Natur gewesen, so hätte sich früh oder spät eine unerfreuliche Scheidung ergeben." Ueber das weitere Schicksal jene Sammlung, die noch einige Jahre in Goethe's Händen blieb und von den Weimarer Kunstfreunden neu geordnet wurde, vgl. man B. 25, 205 ff. 31, 339 ff. 343.

Die Fürstin begleitete den Dichter bis zur nächsten Station, indem sie sich in seinen Reisewagen setzte und den ihrigen folgen ließ. „Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre", erzählt er (B. 25, 199), „kamen abermals zur Sprache; ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Kredo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause, sie mit dem nachgelassenen Wunsche (wohldenkender freundlicher Katholiken), mich, wo nicht hier, doch dort wiederzusehn."

Die herzlich freundliche Verbindung wurde im folgenden Jahre

1) Vgl. B. 25, 198.

durch einen lebhaften Briefwechsel und mancherlei Sendungen auf die erfreulichste Weise fortgesetzt. Schon am 19. Dezember — an demselben Tage beantwortete Jacobi Goethe's Brief vom 10. — meldet Goethe, daß er glücklich, obgleich mit vieler Beschwerlichkeit, nach Hause zurückgekehrt sei, wo er die Seinigen wohl und sein Haus (vgl. oben S. 217) aus dem rohesten eingerichtet gefunden habe; zugleich verspricht er ihm die Sendung eines Packetes mit einigen Büchern. Noch vor dem Beginne des neuen Jahres wendet sich Goethe von neuem an den Freund, dem er die Schrift des Vico (B. 23, 236): Principi di una scienza nuova d'intorno alla commune natura della nazioni, einige französische und italiänische Schauspiele sendet, und er will mit ähnlichen Sendungen fortfahren. Jacobi hatte ihn wegen der Einrichtung seines dritten Sohnes, Max, befragt, der zu Ostern die Universität Jena beziehen sollte (der zweite Sohn, Georg, hatte zu Göttingen studirt), worüber Goethe nächstens berichten will. „Die Meinigen sind wohl, ich auch", äußert er am Schlusse, nachdem er seine Grüße an alle einzelne aufgetragen hat. „Mein Vorhaus und meine Treppen sind gut gerathen [1]), mein Haus übrigens noch ziemlich unwohnbar. So baut man. Ein tausendfaches Lebewohl!" Von Aachen aus berichtete Jacobi am 24. Januar von dem über allen Glauben tollen und thörichten Umspringen der Franzosen mit der armen Aachener Bürgerschaft. [2]) Höchst anziehend ist Goethe's sofortige Antwort vom 1. Februar durch die erste genauere Mittheilung über seine Familie. „Gewöhnlich, wenn ich aufstehe, besuch' ich euch", schreibt er, „und sehe jedes in seiner Art kommen und wesen. [3]) Ich bin wohl und glücklich; meine Kleine (Christiane Vulpius) ist im Hauswesen gar sorgfältig und thätig; mein Knabe ist munter und wächst; Meyer ist fleißig, und wir halten den bewußten Amor (den „neuen") recht fest zwischen uns." Oft, bemerkt er, sei er ihretwegen in Sorge gewesen, und er freue sich nun, sie, wo nicht ruhig, doch sicher zu sehn. Die Aachener Begebenheiten seien albern genug; er fürchte nur, daß auch Jacobi's Sohn Fritz bei diesen Händeln leide. Jacobi möge ihm manchmal ein Wort von seiner Lage und der Situation um ihn her sagen. „Lebe recht wohl und theile meine Grüße mit vollen Händen aus, nicht so bedächtlich, wie Klärchen die Frühstücke in Häufchen nebeneinander legt, welches doch an ihr als einer klugen Jungfrau nicht

---

1) Was Immermann (Memorabilien III, 152) von dieser Treppe erzählt, beruht auf offenbarer Verwechselung, da der Bau derselben nicht während der italiänischen Reise geschah. Doch soll Goethe selbst gestanden haben, daß zu der Anlage einer so weiten, mit dem Hause nicht im rechten Verhältniß stehenden Treppe ihn aus Italien mitgebrachte Eindrücke verleitet. Vgl. Schöll „Weimar" S. 222 f.

2) Vgl. Jacobi's Briefwechsel II, 120 ff. Der Brief ist wohl nur unvollständig mitgetheilt.

3) Im Abdruck steht sinnlos Wesen.

zu tadeln ist.“ Nächstens werde ein Packet „mit allerlei wunderlichen Geburten des menschlichen Geistes“ an Jacobi abgehn, die er zum Theil seiner Bibliothek einverleiben möge, auch ein paar Bände von Alfieri an Graf Nesselrode; anderes werde nachfolgen.[1]) „Seit einigen Tagen“, heißt es weiter, „habe ich gleichsam zum erstenmal im Plato gelesen, und zwar „das Gastmahl“, „Phädrus“ und die „Apologie“. Wie sonderbar mir dieser vortreffliche Mann vorkommt, möcht' ich dir erzählen; ich habe Herder'n mit meiner Parentation zu lachen gemacht. Danach ging mir's aber wie jener Hausfrau, die Katze gewesen war und ihres Mannes Tafel gegen eine Maus vertauschte; ich habe eine Arbeit unternommen, die mich sehr attachirt, von der ich aber nichts sagen darf, bis ich ein Pröbchen schicke.“ Ohne Zweifel ist „Reineke Fuchs“ gemeint. In Jacobi's sehr freundlicher Antwort vom 13. wird der politischen Ereignisse ausführlich gedacht, besonders Forster's, von dem er sich ganz abgewandt hatte. „Laß sein Andenken“, so hatte Stolberg vor kurzem an Jacobi geschrieben, „zugleich mit Kotzebue's Büste in irgend einer Rumpelkammer vergessen sein!“ Am 27. Februar (irrig ist im Abdruck der Brief vom 22. datirt) schickt Goethe unter anderm eine Aufstellung der nothwendigen Ausgaben für Jacobi's Sohn Max, für den er ein Quartier in Jena gemiethet hatte, und einige „poetische Späße“, vielleicht einige der Venediger Epigramme.

Am 16. April kam Jacobi's Sohn nach einer starken Fußwanderung bei Goethe an, wo ein Bett für ihn längst bereitet stand, um sich hier zu dem Schritte von Pempelfort nach Jena zu gewöhnen. „Ich habe den Lektionskatalogus mit ihm durchgegangen“, schreibt Goethe schon am folgenden Tage, „und seine Stunden vorläufig ausgezeichnet, ihn mit einigen Büchern versorgt. So mag er sich ausruhen, und sich dann hier umsehn. Ist mir's möglich, so bringe ich ihn selbst nach Jena; wo nicht, soll er in gute Hände geliefert werden.“ Für seinen Georg wünschte Jacobi vom Herzoge den Titel Regierungsrath, wozu ihm Goethe auch trotz einer entgegenstehenden Bedenklichkeit verhalf. „Wie sehr ich dir und allen Freunden und Verwandten über dem Rhein zu der Entfernung der Tollfranken Glück wünsche, kannst du denken“, schreibt er. „Ich danke dir für die Nachrichten, die du mir von Zeit zu Zeit sendest, und wenn ich nicht oft schreibe, so weißt du, wie es sich mit mir verhält.“ Eine reiche Sendung, in welcher sich auch das „Tiefurter Journal“ befand, fügte Goethe hinzu. Schon in diesem Briefe meldete er seine baldige Abreise zu der Belagerung von Mainz, die sich aber etwas verspätete. Noch am 2. Mai schreibt er von Weimar aus an Jacobi, dessen Max er

1) Die in Jacobi's Antwort (S. 145) erwähnte und als köstlich (S. 150) bezeichnete „metrische Beilage“ war wohl eine der Römischen Elegien, die Goethe dem Freunde versprochen hatte. Vgl. oben S 221. Der „Epilog vom 31. Dezember“ gehört in's Jahr 1791, und war bereits 1792 im Märzhefte des „deutschen Museums“ erschienen.

während einiger Tage, die er in Jena zubrachte, zu seiner Freude recht wohl und zufrieden fand. „Du kannst denken, wie ich fleißig war", äußert er. „Reineke ist fertig, in zwölf Gesänge getheilt, und wird etwa 4500 Hexameter betragen. Ich schicke dir bald wieder ein Stück. Ich unternahm die Arbeit, um mich das vergangene Vierteljahr von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen, und es ist mir gelungen.[1]) In meinen Naturbetrachtungen bin ich auch weiter gekommen. Grüße alles! Von Frankfurt schreibe ich, und sollt' ich merken, daß das Kriegswesen gar zu wilden Einfluß auf mein zartes Herz äußert, so werde ich wohl den Rhein wieder hinunterschwimmen müssen, um Lenchen's kalmirender Hand mich zu unterwerfen. Lebe wohl und liebe mich!" Aus Frankfurt erhielt Jacobi zwei auf denselben Viertelbogen geschriebene Billette, zugleich mit dem bereits in Weimar aufgeführten „Bürgergeneral". Hier erfreute ihn besonders der Umgang mit Sömmering. Auch im Lager bei Marienborn, wo er am 27. Mai eintraf, setzte Goethe den Briefwechsel mit dem Freunde lebhaft fort.[2]) Der Beifall, den sein „Bürgergeneral" bei Jacobi fand, that ihm sehr wohl. „Den zweiten Gesang „Reinekens" sende ich wohl, auch, wenn ich meine Faulheit überwinden kann, eine Elegie", schreibt er am 7. Juni. „Wenn du jenes Gedicht im Ganzen sehn wirst, hoff' ich, soll es dir Freude machen. Ich sollte nur zu euch schiffen, so könnt' ich es in den gewöhnlichen Betstunden vortragen. Wenn nur ein Rhein durch Westphalen nach Thüringen flösse!" Einen Monat später, bei der Uebersendung eines Exemplars des eben gedruckten „Bürgergenerals", äußert er auf einen nach längerm Schweigen erhaltenen Brief Jacobi's: „Hättest du dich entschlossen, hierher zu kommen, es würde dich nicht gereut haben; es ist ein höchst merkwürdiger Moment. Wenn Mama (Jacobi's Schwester Helene) auch nach meiner treuen Relation das Geschehene nicht begreifen kann, so gereicht es ihr zur Ehre: denn es beweist, daß sie ihre Vernunft nicht unter den historischen Glauben gefangen geben will. — Wenn man nicht gegenwärtig ist, so begreift man nicht, daß die ungeheuren Anstalten, gegen den Zweck gehalten, noch nicht proportionirt sind. Diese Disproportion der Mittel und ein Mangel an Einheit bringen die Phänomene hervor, an denen Mama sich ärgert. Davon wird sich reden lassen; es ist nichts für's Papier. Wie gern käme ich wieder zu euch! Neulich waren wir bis Bingen gefahren, und stiegen an einem schönen Abend

---

1) Die herbe Aeußerung B. 25, 216 (vgl. B. 27, 18) gehört späterer Verstimmung an. An Frau von Kalb schreibt Goethe später bei Uebersendung des „Reineke", dieses Geschlecht sei noch immer bei Höfen, besonders aber in Republiken, sehr angesehen und unentbehrlich. Vgl. Köpke „Charlotte von Kalb" S. 144. Uebrigens wanderte Reineke zur weitern Ausfeilung mit in's Lager. Vgl. B. 25, 233. 27, 18.

2) Goethe schreibt am 5. und 7. Juni; am letztern Tage hatte er Jacobi's Brief vom 3. erhalten.

bei dem Mäusethurm an's Land. Ich sah dem Fluß nach, der zwischen die dunklen Berge sich hineindrängt, und wünschte mit ihm zu euch zu gehn. Wenn nach dem billigen Wunsch der Königin Esther[1]) alles anders wäre, so möchte ich auch wohl schon wieder in dem belaubten Pempelfort spazieren." Daß Max sich in Weimar den Seinigen anschließe, freut ihn sehr. „Auf der kleinen Insel des festen Landes, die sie bewohnen, ist er gern gesehen und gut aufgenommen. Mein Knabe ist ein glückliches Wesen; ich wünsche, daß er mit seinen schönen Augen viel Schönes und Gutes in der Welt sehn möge." Zur Liebschaft von Jacobi's Georg wünscht er Glück; er solle ihn heiraten lassen, bemerkt er scherzhaft, da so für seine Erziehung gesorgt sei, wenn er einige Anlage habe, vernünftig zu werden. Ueber manche von Jacobi ihm gegebene Aufträge ertheilt er nähere Auskunft. Noch in demselben Monate schickt er, ehe er das Lager verläßt, an Jacobi ein Gedicht, das er zarten Herzen empfiehlt[2]), und eine Zusammenstellung der Newtonischen, Maratischen und seiner eigenen Lehre von den Farben, so wie seine Darstellung der farbigen Schatten, worüber er Jacobi's, Claudius' und Fürstenberg's Meinung zu vernehmen wünscht, und von Mainz aus läßt er noch einen physikalischen Aufsatz nachfolgen. Merkwürdig ist es, daß Goethe in dem Briefe vom 27. Juli, worin er den Auszug der Franzosen aus Mainz beschreibt, nicht der durch seine Geistesgegenwart gelungenen Rettung des Architekten vor der Wuth der Ausgewanderten gedenkt, die er B. 25, 255 ff. erzählt.[3])

Von Mainz ging Goethe auf einige Tage nach Heidelberg, wo er mit Schlosser zusammentraf, welcher mit Jacobi eine Zusammenkunft zu Pempelfort auf den Herbst verabredet hatte, wozu Jacobi auch ihn am 16. August dringend einlud. „Ich erhalte deinen lieben Brief, eben als ich mich zur Abreise von Frankfurt bereite", erwiedert er darauf sofort am 19. „Mein herumschweifendes Leben und die politische Stimmung aller Menschen treibt mich nach Hause, wo ich einen Kreis um mich ziehen kann, in welchen außer Lieb' und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann." Auch nach der Rückkehr dauerte die briefliche Verbindung fort, zu welcher besonders Jacobi's Sohn Max, für den Goethe herzlich besorgt war, und das Dekret für Georg Veranlassung boten.[4]) „Um die Zeit, da es jährig ward, daß ich mit euch wohnte", schreibt Goethe am 18. November, „empfand ich

1) Im „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" (B. 7, 140).

2) Später schreibt er (S. 174): „Daß mein räthselhaft Gedicht seinen Effekt nicht verfehlt, und von einem Frauenzimmer zuerst verstanden worden, ist mir sehr lieb." Ob hier ein verlorenes Gedicht oder ein später gedrucktes, etwa aus „Wilhelm Meister", zu verstehn sei, ist schwer zu sagen.

3) Aus dem Briefe ersehen wir aber, daß der B. 25, 253 angeführte Klubbist der Gastwirth Rüffel war. Im Abdruck steht irrig Rüssel.

4) Goethe schreibt am 9. September und 11. Oktober; Jacobi's Antworten vom 31. August und 2. November liegen nicht vor.

eine Art von Heimweh, und hätte wohl mögen, wenn es auch nur auf kurze Tage gewesen wäre, mit euch leben und hausen. Grüße mir alles, was um dich ist, und gedenket mein im Besten!" Und Jacobi erwiedert darauf am 6. Dezember mit vollster Herzlichkeit: „Es freut mich, daß du das Jähren deines Hierseins so gefeiert hast, wie du mir schreibst. Wir haben deiner treulich gedacht, und Tag für Tag, was jedesmal geschehen war, nach dem Datum uns erzählt. Du bist nirgendwo so unter Dach und Fach, wie hier. Ich will dich auch durchaus bald wiedersehn. Es gibt wenige Menschen, mit denen ich mich nicht längst ausgesprochen hätte, und es fängt an, mir mit Büchern, wie mit den Menschen zu gehn; ich weiß, was nicht darin steht. Mit dir werde ich nie ausgesprochen haben, und auch in mir ist eine Quelle, die nie aufhören wird zu fließen. Darum gedenke meiner oft im stillen Geiste, wie ich deiner gedenke, und achte darauf, wie ich zu dir rufe." Auf eine Anfrage Goethe's vom 5. Dezember wegen eines Schauspielers, der in Düsseldorf spiele oder gespielt habe, erwiederte Jacobi am 11., schrieb darauf noch einmal am 15., doch sind uns die beiden letztern Briefe verloren.

Im folgenden März oder April überraschte Jacobi unsern Dichter mit der zweiten Ausgabe des völlig umgearbeiteten und vollendeten „Woldemar", die er mit herzlichsten Worten Goethe zugeeignet hatte.[1]) „Ich widme dir ein Werk", beginnt die vom 12. Januar 1794 datirte Zueignung, „welches ohne dich nicht angefangen, schwerlich ohne dich vollendet wäre; es gehört dir; ich übergeb' es dir, wie keinem andern. Wie keinem andern! — Du fühlst dieses Wort, alter Freund, und drückst mir darauf die Hand — auch wie keinem andern." So sollte also die neue Bearbeitung desselben „Woldemar", durch dessen spöttisches Aufziehen Goethe einst das Verhältniß zu Jacobi völlig gestört hatte, jetzt vor aller Welt mit dem Zeugnisse ihrer herzlichsten Freundschaft, die im Laufe von zwanzig Jahren „ein edler Wein" geworden, mit dem tief empfundenen Bekenntnisse hervortreten, daß sie unter sich enger, als mit irgend einem andern verbunden seien. Er erzählt dann, wie Goethe's Beifall und Aufmunterung ihn zum „Woldemar" begeistert habe, und wie er die Veranlassung zur Wiederaufnahme desselben seinem „Tasso" verdanke. Beim Wiederlesen habe ihm manches gut genug geschienen, aber auch vieles darin im höchsten Grade widerstanden, vornehmlich die letzten Blätter hätten ihn empört, und ihm einen solchen unerträglichen Nachgeschmack gelassen, daß er gern mit einem Zauberschlage das kleine Ungeheuer vernichtet hätte,wenn es in seiner Macht gestanden.[2]) Man erinnere sich hierbei, daß es gerade der Schluß des

1) Jacobi scheint ihn darauf einigermaßen vorbereitet zu haben, wie aus Goethe's Worten im Briefe vom 19. August 1793 zu schließen ist: „Ich freue mich auf das, was du mir und anderen zubereitest."

2) Vgl. auch die ganz ähnliche Aeußerung im Briefwechsel II, 238 f.

Romans gewesen war, der unsern Dichter zu muthwilliger Verspottung desselben gereizt hatte. Die Zueignung schließt mit den Worten: „Seitdem habe ich dieser Arbeit alle die besten Stunden meiner Muße gewidmet, und du wirst es bei dem Lesen fühlen, mit welchem frommen, unzerstreuten Fleiße ich dabei geblieben, mit welcher Unterwürfigkeit, mit welchem Schweigen ich dem Genius, der meinen Schwur hatte, gefolgt bin. Meine Gabe möge dir gefallen! Liebe mich, lebe wohl und grüße meinen Freund, den Dichter der Echo (Herder)!" Goethe erwiederte auf diese freundliche Ansprache am 26. April mit reinster Herzlichkeit: „Wie sehr du mich mit deinem „Woldemar" überrascht hast, hätte ich dir gern schon lange gesagt, wenn ich nicht über dem Vorsatz, recht ausführlich zu schreiben, gar nicht an's Schreiben gekommen wäre. Also nur geschwind, damit das Stillschweigen unterbrochen werde, meinen einfachen herzlichen Dank. Was so ein Werk [1]), das uns an frühere Zeiten so lebhaft erinnert, alles aufregt und was man darüber so gern schwätzte! Geschrieben ist es ganz vortrefflich, wie von jedermann mit Bewunderung anerkannt wird. Habe Dank, daß du bei einer so schönen Gelegenheit unserer alten Freundschaft gedenken wollen, und fahre fort mich zu lieben, wie ich dich! Grüße alles und lebe wohl!" Auch diesmal konnte Goethe den im „Woldemar" auftretenden gespreizten Charakteren wenig Antheil zuwenden, doch wollte er dem Freunde durch den Ausdruck seines Gefühles keinen Schmerz bereiten.[2])

Von den beiden Brieflein Goethe's vom 6.[3]) und 23. Mai ist uns nur das letztere erhalten, mit welchem er Fichte's Schrift „über den Begriff der Wissenschaftslehre" dem Freunde übersandte. Dieser war indessen gegen Ende April mit seiner Schwester Helene nach Münster gereist und am 5. Mai nach Pempelfort zurückgekommen, von wo er am 7. Juni an Goethe schreibt: „Es wurde dort (zu Münster) gleich in der ersten Stunde von dir gesprochen. Die Fürstin erzählte mir ihre Anfechtung deinetwegen in Holstein

1) Im Abdruck steht irrig Wort.

2) Goethe thut in den „Annalen" seltsamer Weise der Widmung des „Woldemar" gar nicht Erwähnung, dagegen lesen wir daselbst unter dem Jahre 1794 (B. 27, 31 ff.): „Durch meine vorjährige (1792!) Reise an den Niederrhein hatte ich mich an Fritz Jacobi und die Fürstin Gallitzin mehr angenähert; doch blieb es immer ein wunderbares Verhältniß, dessen Art und Weise schwer auszusprechen und nur durch den Begriff der ganzen Klasse gebildeter oder vielmehr der sich erst bildenden Deutschen einzusehn. — Diese beiden liebten mich wahrhaft, und ließen mich im Augenblick gewähren, jedoch immer mit stiller, nicht ganz verheimlichter Hoffnung, mich ihren Gesinnungen völlig anzueignen; sie ließen sich daher manche von meinen Unarten gefallen, die ich oft aus Ungeduld, und um mir gegen sie Luft zu machen, vorsätzlich ausübte."

3) Die Aeußerungen in diesem Briefe über „Reineke Fuchs" und die englische Uebersetzung der „Iphigenie" (vgl. S. 172) waren Jacobi so widerwärtig, daß er diesen Brief dem „lieben alten Freund" nicht beantworten wollte, der ihm über dessen Inhalt wohl nach Jahr und Tag einen andern schreiben werde (S. 187). Man denkt sich leicht, welcher Art diese Aeußerungen des damals wenig ideell gestimmten Dichters gewesen.

(in Bezug auf seinen Unglauben an das Christenthum), und was sie dir nachher geschrieben hätte. Ich bekannte mich als einen Mitschuldigen deines Euphemismus und erhielt Verzeihung. Sie bleibt dir treu mit ihrer schönen Liebe, ob es sie gleich schmerzt, daß so wenig von dir zu hoffen ist. Meine Hartnäckigkeit scheint sie mehr zu drücken, weil sie ihr unnatürlicher, eigensinniger vorkommt. Ein paarmal hat sie mich hart geplagt. Ein gewisses Buchstäbeln und ein gewisses Treiben an ihr hat mir von jeher, wenn ich bei ihr war, das Leben sauer gemacht. Nun ist der unglückselige katholische Pietismus noch hinzugekommen, den sie gern möchte tolerant sein lassen, wider seine Natur u. s. w. Schade, ewig Schade um das herrliche Wesen, mit dem wahrhaft fürstlichen Gemüth, das immer ganz aufrichtig sein möchte, und nie mehr ganz aufrichtig sein kann! Ihre Vorurtheile täuschen sie auf eine mir unbegreifliche Weise, verderben ihr Auge, Ohr und Zunge."[1]) In Bezug auf die „verwünschte Lage der Dinge" bemerkt er: „In welchem Grade die Sachen in dieser Gegend übel standen, haben euch die Zeitungen nicht berichtet, nicht einmal von weitem muthmaßen lassen. Noch ist es nicht viel besser geworden, außer daß man jetzt einige Möglichkeit für die Alliirten sieht, sich genug zu verschanzen, um Zeit zu gewinnen, noch mit einigem Anstande Frieden machen zu können. Wenn wir diesen bald erhalten, so hat die Sache gut genug geendigt; wären den gekrönten Häuptern Lorbeern geworden, es würde nicht auszustehn gewesen sein, wie sie sich bemüht haben würden, uns die Menschheit, damit wir sie nicht mehr befleckten, auszuziehen." Goethe's Chaischen war endlich nach vielen Mühen in Düsseldorf angekommen und trotz aller Warnungen und Gegenvorstellungen Helenens, weil sie ja noch kein Recht daran hätten, stattlich hergestellt. Goethe scheint im Briefe vom 6. Mai das Chaischen zu einem bestimmten Preise veranschlagt zu haben, aber Jacobi bemerkt, er könne ihm aus zwei Briefen (vgl. S. 155. 179) beweisen, daß er ihm dasselbe so gut als geschenkt habe, wofür er ihm denn auch so gut als seinen Dank abstatte. Jacobi's Reisewagen aber, den Goethe mit nach Weimar gebracht, sollte nicht verkauft werden, wie Goethe vorgeschlagen hatte (S. 155), sondern gelegentlich zurückkommen; leider hatte er vergessen, ihn dem jungen von Stein auf dessen Reise nach Düsseldorf mitzugeben.

Im Sommer begann das nähere Verhältniß zwischen Goethe und Schiller, aus Veranlassung der „Horen", das bald höchst innig und folgereich werden, unsern Dichter wie „ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging," frisch beleben sollte.[2])

---

1) Die letzten Worte von „Ihre Vorurtheile" an finden sich auch in dem ganz ähnlichen Urtheil in dem Briefe an Nicolovius vom 9. Mai 1794.

2) Vgl. Goethe's Brief bei Köpke a. a. O. S. 145.

Vor einem solchen lebendig kräftigen Zusammenwirken mußte die Verbindung mit Jacobi bald um so mehr zurückweichen, als dieser aus dem lieben Pempelfort in einen fremden, frommgläubigen Kreis entrückt wurde. Schiller forderte auch Jacobi am 24. August zur Theilnahme an den „Horen" auf, zu denen unter anderen auch Goethe als Mitarbeiter getreten sei. Goethe selbst schreibt vier Tage später an Fritz von Stein: „Eine angenehme Aussicht bietet sich mir dar, daß ich mit Schiller'n in ein angenehmes Verhältniß komme, und hoffen kann, in manchen Fächern mit ihm gemeinschaftlich zu arbeiten, zu einer Zeit, wo die leidige Politik und der unselige körperlose Parteigeist alle freundschaftliche Verhältnisse aufzuheben und alle wissenschaftliche Verbindungen zu zerstören droht." Bei Gelegenheit einer Ferienreise von Max Jacobi in das elterliche Haus wandte sich Goethe wieder einmal an Jacobi, dem er sein Anrecht an das Chaischen förmlich abtritt und die Rückkehr seines Reisewagens bei der spätern Heimkehr seines Max als Doktor in Aussicht stellt. „Deine unangenehme Lage in der Nähe des Kriegstheaters", schreibt er, „ist mir diese Zeit her wenig aus dem Sinne gekommen. Ihr müßt sehr unruhige Zeit haben, und wie ich höre, so ist dein Haus recht voll."

Schon in den letzten Tagen des September — Goethe's Brief ist vom 8. dieses Monats datirt — sah sich Jacobi, da die Franzosen immer näher rückten, zu dem Entschlusse gedrängt, Pempelfort auf einige Zeit zu verlassen; es war mehr Abscheu vor den wilden Eroberern, als Furcht, was ihn wegtrieb. Zunächst wandte er sich über Münster nach Hamburg und Wandsbeck, an welchen Orten er zwei Monate auf anziehende und genußreiche Weise verlebte. Gegen Ende Oktober ward Goethe durch einen lang erwarteten Brief des Freundes erfreut, auf den er, noch vor der Zurückkunft von Max Jacobi, am 31. erwiederte: „Ich hörte, daß du dein liebes Pempelfort verlassen habest, und nach Hamburg gegangen seist; es war mir so schmerzlich, als wenn ich mit dir hätte auswandern sollen. Nur der Gedanke, daß du so viel in dir selbst hast, und deinen Auszug würdest vorbereitet haben, machte mir die Vorstellung erträglich. Nun höre ich von dir selber, daß du wohl bist und gefaßt, und wünsche dir Glück dazu. — Möge dir dein neues Verhältniß Gutes für Geist und Sinn gewähren! Laß mich manchmal von dir hören!" Von sich selbst berichtet er, daß er nach gewohnter Weise lebe und manches fortarbeite; den Sommer sei er in Dresden gewesen.[1]) Schiller, dem Jacobi seinen Beitritt zu den Horen am 10 (?) September erklärt hatte[2]), und Wilhelm

---

1) An Fritz von Stein meldet Goethe am 28. August: „Meyer ist noch in Dresden, wo ich mich auch acht Tage mit großer Zufriedenheit aufgehalten habe." Vgl. Goethe's Brief vom 29. August bei Köpke a. a. O.

2) Jacobi's Briefwechsel II, 181 ff. „Mir ist er (Jacobi) ein sehr interessantes Individuum", schreibt Schiller am 12. September an Goethe, „obgleich ich gestehn muß, daß ich mir seine Produkte nicht assimiliren kann."

von Humboldt sehe er öfter und erfreue sich ihres Umganges; Jacobi's werde oft gedacht; es müsse ihn gefreut haben, wie Humboldt seinen „Woldemar“ studirt habe.[1]) „Wir suchen uns zusammen so viel, als möglich, im ästhetischen Leben zu erhalten, und alles außer uns zu vergessen.“ Im Dezember begab sich Jacobi, der Goethe's Brief in Wandsbeck erhielt, nach Emkendorf, dem Gute des Grafen Reventlow, dessen frommsinnige Gattin Julie ihn besonders anzog. Vgl. oben S. 212. Von hier aus wendet sich Jacobi am 16. Dezember an Goethe, dem er über sein Leben in Hamburg und Wandsbeck Bericht erstattet. „Der Wunsch, daß du bei uns (in Wandsbeck, in der „einfach friedlichen“ Wohnung von Claudius) sein möchtest“, schreibt er, „ist oft, ja fast täglich, laut unter uns geworden; in mir war er so, daß ich deine baldige Erscheinung mit Zuversicht verhieß. Auch die Hamburger habe ich hoffen lassen, du würdest kommen. — Wie lange ich hier in Emkendorf bleiben werde, weiß ich noch nicht; wahrscheinlich bis gegen Ende Februar. Wie ich mich weiter eintheile, wird von der Wendung abhangen, welche die öffentlichen Angelegenheiten nehmen. So lange der Krieg dauert, muß ich auf der Wanderung bleiben. Hier hielt' man mich gern wohl bis an mein Lebensende. Für Eutin habe ich sechs Wochen bestimmt, und gehe sehr gern dahin. Solltest du Lust bekommen, diese Gegenden, während ich hier vagire, zu besuchen, so darfst du mir nur schreiben, wann und wo du mich treffen willst, und du wirst mich finden. Julie Reventlow allein lohnte dir die Mühe der Reise. Dich dringender einzuladen, habe ich nicht das Herz; wie ich gern dich bitten möchte, brauche ich dir nicht zu sagen. Hättest du Julie nur einmal gesehen, so sollte sie dich bitten; sie versteht es. — Von Claudius habe ich den Auftrag, dich herzlich zu grüßen und zu ihm einzuladen. Ich weiß, es würde dich nicht reuen, dies Land und seine Menschen gesehen zu haben; ich glaube nicht, daß eine Bevölkerung dieser Art anderswo leicht zu finden ist, und du bist auch gerade der Mann, der es genießen und Vortheil daraus ziehen kann, wie nicht leicht ein anderer.“ Er fragt dann, ob es wahr sei, was jemand, er glaube Reinhold, der damals nach Kiel ging, habe wissen wollen, daß er die Beschäftigung mit der Farbenlehre, worüber er ja noch vor kurzem mit Lichtenberg einen Briefwechsel unterhalten habe[2]), aufgegeben, was er nicht glauben könne. Daß er seine Anfrage nach dem „Wilhelm Meister“ nicht beantwortet habe, schmerzt ihn, und er erinnert ihn daran, daß er ihm auch seine (Römischen) Elegien, eine Sammlung von Sinngedichten und anderes vor zwei Jahren zu Pempelfort versprochen

---

1) Die berühmte Beurtheilung des „Woldemar“ von Wilhelm von Humboldt findet sich in der Jenaer Litteraturzeitung, jetzt in Humboldt's Werken I, 185 ff. abgedruckt, Jacobi's Aeußerungen darüber im Briefwechsel II, 175 ff.

2) Vgl. B. 39, 452 f. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 116 f.

habe, wobei er freilich vergißt, daß Goethe ihm die Zeit über auch manches von seinen Sachen, besonders kleinere Gedichte, wahrscheinlich auch eine Elegie und einige Epigramme, hatte zukommen lassen. Humoristisch fährt er fort im Tone eines vernachlässigten und verletzten Ehetheiles[1]): „Wären nicht die Kinder und das Herz, das ich zu ihnen habe, ich hätte schon längst die Scheidung von dir nachgesucht, du Leichtfertiger! Statt dessen vertheidige ich nun überall deine Ehre, wie ein Narr, und da alle Großmuth sich selbst lohnt, so habe ich das Gute davon, daß durch Fertigkeit ein Gefühl entstanden ist, als ginge mir's von Herzen, und ich stritte für die Wahrheit." Julie Reventlow fügte mit eigener Hand dem Briefe eine herzliche Einladung an Goethe hinzu. „Auf meines Jacobus Geheiß", beginnt sie, „werfe ich freudig meine Angel nach dem schönen Fisch aus.[2]) Aber ich fürchte, er sei sehr schwer zu fangen. Freund meines Freundes, Liebling meines Lieblings! Unsere Nachtigallen sollen ihr bestes Lied Ihnen vorsingen, und alles hier soll Ihnen freundlich entgegen kommen, blühen und duften." Der Brief schließt mit den Worten: „Mich dünkt, man könne meinen Jacobus die Hände nicht umsonst ausbreiten lassen. Nein, Sie werden die süße Hoffnung, die er mir angefacht hat, nicht zerstören."

Goethe, der eben Jacobi's Sohn die Weihnachtstage bei sich hatte, versäumte nicht, sofort auf freundlichste Weise, zum Theil in heiter scherzhaftem Tone, zu erwiedern. Jacobi's Ahnung habe ihn nicht ganz betrogen, bemerkt er, da er zu der Zeit, wo dieser ihn in Hamburg gehofft, wirklich große Lust gehabt habe, ihn zu überraschen.[3]) Ob er nach Ostern kommen könne und werde, sei sehr zweifelhaft, da es im folgenden Jahre allerlei zu thun gebe, und er sein Haus höchst ungern verlasse: eine Reise zerstreue von dem, was man habe, und gebe selten das, was man brauche, errege vielmehr neue Bedürfnisse, bringe in neue Verhältnisse, denen man in einem gewissen Alter nicht mehr gewachsen sei. Uebrigens sei er recht freundlich, daß er sich eine Art von Formel gemacht habe, mit den Menschen von ihm zu reden; hoffentlich werde sie von der Art sein, daß er dadurch nothdürftig seine Liebe zu ihm entschuldige; sie würden wahrscheinlich trotzdem auf ihrem Sinne bleiben, und an ihm solle es nicht fehlen, sie von Zeit zu Zeit irre zu machen. Den ersten Band von „Wilhelm Meister" verspricht er ihm bald. Seine optischen Studien hielten immer gleichen Schritt mit seinen übrigen Studien, und er bringe nach und nach einen Apparat zusammen, wie er wohl noch nie beisammen

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 77 Note 1.

2) Die fast läppische Anspielung auf den Apostel Jacobus und den ihm und den übrigen Aposteln vom Heiland überwiesenen Menschenfang (Matthäus 3, 18 ff.) ist nicht zu verkennen.

3) Anfangs November ging Goethe auf einige Tage zu Schiller nach Jena.

gewesen sei. Eine solche Uebung des Geistes, wie sie ihm diese an sich so anziehende Lehre darbiete, habe ihm vielleicht auf keinem andern Wege werden können. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixiren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bei dem ersten so aufmerksam, bei dem zweiten so genau, als möglich, zu sein, beim dritten vollständig zu werden und beim vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehöre eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit er auch sonst keine Idee gehabt habe. Zuletzt kann er nicht unterlassen, eine scherzhafte Küchenbestellung an die „Kirchen- und Küchenmutter Lene" zu machen, und sich die Erlaubniß auszubitten, wenn er in jene Gegenden komme, Jacobi's Tochter Klärchen die Cour machen zu dürfen. Die Antwort auf diesen Brief vom 11. Januar fehlt uns.

Ein eigenes Gefühl von Unglauben oder Aberglauben hielt Goethe ab, den ersten Band seines „Wilhelm Meister", den er schon am 3. Januar an Schiller sendet, seinem Freunde in Emkendorf zukommen zu lassen, wozu er sich endlich durch die Erinnerung von Jacobi's Sohn und auf Schiller's Veranlassung am 2. Februar entschloß.[1]) Kurz vorher hatte Goethe während eines vierzehntägigen Aufenthaltes zu Jena (vom 11. bis 23. Januar) Jacobi's Sohne Max den „Entwurf zu einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie" (B. 36, 272 ff.), in den Morgenstunden diktirt.[2]) „Max wird uns immer werther", schreibt er bei Uebersendung des Anfangs des Romans, „und wir bedauern, daß er uns Ostern verlassen will. Kann ich mit ihm dich besuchen, so wird mir's die größte Freude sein. Bis jetzt sehe ich kein Hinderniß, als die Autorschaft, die freilich dies Jahr sehr lebhaft gehn muß, wenn ich alles wegarbeiten will, was mich schon lange lastet („Wilhelm Meister" und die Fortsetzung des „Faust"), und was mich hindern könnte, nochmals eine italiänische Reise zu unternehmen." Wohin seine ganze Natur strebe, deutet er hier dem Freunde deutlich genug an, dem er schon früher zu verstehn gegeben hatte, wie wenig er geneigt sei, neue, auf reiner Gemüthlichkeit beruhende Verhältnisse einzugehn.

Jacobi's Antwort vom 18. Februar war wenig geeignet, ihn in jene Kreise zu ziehen, worin dieser sich so ganz behaglich fühlte. Die Beschreibung der dramatischen Spielereien in dem einfachen gräflichen Familienkreise war dem Dichter höchst widerwärtig[3]); noch mehr aber wurde er durch das Gefühl zurückgehalten, daß

---

1) Schon am 25. Januar schrieb Schiller an Goethe: „Da ich diese Tage ein Packet an Jacobi zu schicken habe, so bitte ich Sie, mir den bewußten Brief an ihn zum Einschluß zu senden, weil ich Sie mit meinem Packet (der Sendung der „Horen") nicht belästigen mag."

2) Vgl. B. 27, 41. 36, 256. 40, 527.

3) Vgl. dazu auch Jacobi's Briefwechsel II, 198 f.

man dort seine „menschliche und dichterische Freiheit durch gewisse konventionelle Sittlichkeiten zu beschränken gedachte". Auch Jacobi's Urtheil über den Roman konnte nicht erfreulich wirken. Freilich rühmte er ihn als ein ächtes Meisterwerk sowohl in der Anordnung, als in der Ausführung, was er weiter darlegte; nur beleidige sein Gefühl das Mißverhältniß, welches er zuweilen zwischen den darin ausgedrückten Empfindungen und ihren Ursachen und Gegenständen finde. Aber wisse er ihm als Künstler nur diesen Fehler zum Vorwurf zu machen, so müsse er dagegen als Mensch die Zuchtruthe der Damen fühlen. „Alle, so viel ihrer hier der Vorlesung der „Lehrjahre" beigewohnt haben, sind dieses Buches wegen böse auf dich geworden. So weit habe ich ihnen Recht geben müssen, daß ein gewisser unsauberer Geist darin herrsche, und die Sache damit entschuldigt, daß ich dieses Buch als eine besondere, eigene Art von Konfessionen ansähe, und man die Entwickelung abwarten müsse. Ich bin nicht damit durchgekommen, und auch der Graf (Reventlow), der noch viel lebhafter, als ich, und ganz unbedingt, Partei wider die Damen nahm, hat sich zurückziehen und die Sache auf sich beruhen lassen müssen."[1]) Schiller war über diese Aeußerungen Jacobi's nicht im geringsten verwundert: denn ein Individuum, wie Jacobi, müsse eben so nothwendig durch die schonungslose Wahrheit von Goethe's Naturgemälde beleidigt werden, als auch sein Individuum selbst ihm dazu Anlaß geben müsse; Jacobi sei einer von denen, die in den Darstellungen des Dichters nur ihre Ideen suchten, und das, was sein solle, höher hielten, als das, was sei; der Grund des Streites liege hier also in den ersten Prinzipien, und es sei völlig unmöglich, daß man einander verstehe.[2]) Freilich erwiederte Goethe in dem möglichst schonend gehaltenen Briefe vom 27. Februar an Jacobi, jeder Antheil an seinem Romane freue ihn, er äußere sich in Lob oder Tadel, wobei er die Hoffnung ausspricht, die Stirnen der Damen würden sich vielleicht nach und nach erheitern, und er bitte den Grafen, ihm auch in Zukunft beizustehn: aber die Anklage des „unsaubern Geistes" that ihm doch weh, da sie vom herzlich geliebten Freunde kam, und am wenigsten konnte er Lust finden, sich in eine derartige Gesellschaft zu begeben, und, wie er sich selbst später ausdrückt (B. 27, 44), „solche Lektionen persönlich einzunehmen, und sich zwischen eine wohlwollende, liebenswürdige Pedanterie und den Theetisch geklemmt zu sehn". In demselben Briefe heißt es: „Marens Abreise[3]) auf Ostern thut mir leid, ich darf sagen, weh. Wir sind beide nicht zu schnellen Freundschaften

---

1) Auf diesen Brief bezieht sich Goethe B. 27, 43 f., wo nur irrig Graf Bernstorff statt Graf Reventlow als Vertheidiger des bedrängten Buches genannt wird.

2) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe I, 123 f.

3) Er ging zunächst zur Vollendung seiner Studien nach Göttingen, besuchte darauf, wie auch Lavater's Sohn, England, besonders London und

geneigt, und wir fingen eben erst an, einander etwas zu werden. — Auf dem Wege zu dir sehe ich mich noch nicht. Wir wollen auch das den Stunden überlassen." Auch die wiederholte Einladung Jacobi's vom 1. März blieb ohne Erfolg; es habe sich aus einer Besprechung mit Max ergeben, daß er zu Hause bleiben müsse, schreibt Goethe am 11. März. „Ich will dir keine Ursachen sagen; denn wenn man sich in solchem Falle nicht rasch entschließt, so findet man Ursachen genug, um in seinem Zustande zu verharren. Verzeih' mir also, wenn Max allein kommt! — Ich bin sehr gesammelt und fleißig, und fürchte mich vor der hundertfachen Zerstreuung der Reise." Am Schlusse bittet er den Freund, er möge ihm angeben, in welchen Punkten er von den neuen Philosophen, (Fichte und seinen Anhängern) abweiche, damit er in seinem Namen mit ihnen streiten könne.[1]) Seit der Verbindung mit Schiller waren philosophische Betrachtungen Goethe viel näher getreten.

Aber hier fällt im Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi eine fünfzehnmonatliche Lücke ein. Unangenehme Verhältnisse, zunächst durch Jacobi's Wanderung veranlaßt, und wiederkehrendes Unwohlsein verbitterten diesem das Leben. Erst im Juli konnte er an Schiller den versprochenen Aufsatz für die „Horen" liefern. „Jacobi hat nun seine Abhandlung geschickt", schreibt Schiller am 20. Juli an Goethe. „Sie enthält viel Vortreffliches, besonders über die Billigkeit in der Beurtheilung fremder Vorstellungsarten, und athmet durchaus eine liberale Philosophie." „Jacobi's Aufsatz ist wunderlich genug", äußert Goethe gegen Schiller (I, 210). „Seinem Ludwig (XVI. von Frankreich), Lear und Oedipus habe ich, als ein Profaner, nichts abgewinnen können; das zweite aber hat sehr viel Gutes, und wenn man von seiner Erklärung über Vorstellungsarten nun auch seine Vorstellungsart abzieht, so wird man sie sich leicht übersetzen können."[2]) Böttiger, der im August

---

Edinburgh. Erst am 21. März 1797 promovirte er zu Erfurt. Hiernach ist die Angabe B. 27, 44 zu berichtigen.

1) Jacobi stand mit Kant, Fichte und Reinhold in Verbindung, von denen letzterer ihm bei persönlicher Bekanntschaft keinen so guten Eindruck zurückließ, als er erwartet hatte. Vgl. Jacobi's Briefwechsel II, 191 ff. Goethe's Brief an Jacobi vom 2. Februar 1795. Reinhold soll gegen Jacobi sehr kalt geworden sein, als er hörte, dieser habe im Kreise der Familie Reventlow, wo er „der Hahn im Korbe" gewesen, seinen Kathederton spöttisch nachgemacht. Vgl. Böttiger a. a. O. II, 83. Im Jahre 1806 suchte Jacobi Reinhold als Generalsekretär nach München zu ziehen. Vgl. Reinhold's Leben und litterarisches Wirken S. 107 f.

2) Die in den „Horen" erschienenen „zufälligen Ergießungen eines einsamen Denkers" (Werke I, 254 ff.) bestehen aus drei Briefen an Ernestine. Im ersten wird Ludwig XVI. als unschuldiger Lear und als der im Wetter zum Grabe hinabsteigende, sich verklärende Oedipus dargestellt, im zweiten der Satz ausgeführt, daß die schrecklichen politischen Ereignisse der Zeit die nothwendige Entwickelung einer neuen Epoche der Welt seien, wobei ausführlich von der Gewalt der Meinung die Rede ist. Vgl. auch Jacobi's Briefwechsel II, 205.

mit Jacobi einmal im gastfreien Hause des allgemein verehrten trefflichen Reimarus speiste, berichtet von diesem[1]: „Er ist eine hagere, schlanke Figur mit ziemlich eingefallenen Backen, aber einem geistvollen Auge. Sein Witz schien mir diesmal mehr kaustisch, als gutmüthig. Er fragte am herzlichsten nach Herder, am kältesten nach Wieland. Er arbeitete eben seinen „Woldemar" für eine französische Uebersetzung um." Die Erinnerung an Goethe lebte damals also weniger liebevoll bei ihm, als die an Herder.

Im September ging Jacobi nach Eutin, wo Fr. Stolberg ihn freundlich willkommen hieß, wandte sich dann wieder nach Hamburg und von dort nach Tremsbüttel zu Christian Stolberg, von wo er am 24. Dezember an Fichte schreibt: „Wie lieb Ihre Erscheinung mir von Anfang an gewesen ist, wissen Humboldt und Goethe." Zwei Tage vorher hatte ihn die Trauerpost von dem Tode seines Schwagers von Clermont in Vaels schmerzlich getroffen, in dessen großer Handlung sein und seiner Geschwister Vermögen stand. In Eutin, wohin er am Anfange des Jahres zurückkehrte, ward er von einem starken Unwohlsein befallen, das ihn so gewaltsam ergriff, daß er sich seit seiner großen Krankheit vor zwölf Jahren nicht so elend gefunden hatte, aber zu gleicher Zeit erfreute ihn die Nachricht von einem Waffenstillstand. Im Sommer 1796 ging er nach Wandsbeck zu Claudius zur Herstellung seiner Gesundheit, wo er länger als ein Jahr verweilte. Von hier aus gab er wieder einmal dem treuen Weimarer Freunde, der ihm die Fortsetzung von „Wilhelm Meister" nicht zugesandt hatte, von seinem Leben Bericht, worauf dieser am 12. Juni 1796 erwiedert[2]: „Möchtest du dich ja in der schönen Jahreszeit vollkommen wieder erholen, und auch um deinetwillen der Friede bald die Welt beglücken, daß du in deine schöne Heimat wieder zurückkehren könntest. Ich traue denen nordischen Sumpf- und Wassernestern, in denen du diese paar Jahre zugebracht hast, gar nichts Gutes zu." Nachdem er der Vereitelung seiner auf den August beabsichtigten Reise nach Italien gedacht hat, fährt er fort: „Ich habe so viel vor mir, auch nur auszuarbeiten, daß es mir vor einem halbjährigen Gefängniß nicht bange wäre, wenn man mir nur Tinte, Feder, Papier und einen Schreiber lassen wollte.[3]) Der letzte Band meines Romans (des „Wilhelm Meister") kommt auf Michael. Ich hoffe, er soll dir auch manches Erfreuliche bringen; der zweite und dritte steht eingepackt schon ein halbes Jahr hier auf dem Repositorio; der Unglaube hat sie zurückgehalten, so wie der Unglaube dich auch die Zueignung von „Woldemar" wegstrei-

---

1) Literarische Zustände und Zeitgenossen II, 24.

2) Dieser Brief, wie alle folgenden, mit Ausnahme von Nr. 103, sind nicht von Goethe selbst geschrieben, sondern diktirt und nur von ihm unterzeichnet.

3) Eine ähnliche Aeußerung findet sich in einem Briefe an Schiller vom 21. Juli 1798. Vgl. den Brief an Zelter vom 18. Juli 1829.

chen ließ.[1]) Mit der nächsten fahrenden Post sollen sie nun abgehn." Goethe kann, trotz der eingetretenen Erkältung des Verhältnisses, nicht unterlassen, die Abschrift einer seiner neuesten Arbeiten, die ihm gerade in die Hände fiel, an Jacobi zu schicken, jedoch mit der Bitte, sie nicht von sich zu geben. Das hier gemeinte Gedicht ist ohne Zweifel die Idylle „Alexis und Dora", welche den Anfang des Musenalmanachs auf das Jahr 1797 bildet.[2]) Jacobi's Antwort vom 6. Juli mit seiner Aeußerung über den zweiten und dritten Theil von „Wilhelm Meister" fehlt uns. Im Herbste meldete sich Max Jacobi brieflich bei Goethe, der bei Gelegenheit der an diesen zu erlassenden Antwort auch nicht versäumte, den alten Freund wieder herzlich zu begrüßen. „Aus dem Brief an Max siehst du", schreibt er am 17. Oktober, „wie es mit mir steht, und daß ich, da mein Flug nach Süden gehemmt worden, für diesen Winter wieder hier leibeigen bin.[3]) Es wäre mir von so viel Freude als Nutzen gewesen, dich wiederzusehn. Denn erstlich ist der Roman („Wilhelm Meister") nun fertig, und ich hätte dich gern über dieses Ganze ohne Ende umständlich gehört; dann habe ich mich mit allen meinen Kräften auf das Epische geworfen, und will sehn, am Ende meiner Laufbahn, auch noch um diesen Eckstein herumzukommen, worüber ich denn sehr gern theoretisch mit dir geschwatzt und dir meine Versuche vorgelegt hätte (wie er es bei Schiller that). Eben so wichtig wäre es mir gewesen, dir meine weiter verbreiteten und besser geordneten Plane über die natürlichen Dinge darzustellen, weil es besonders jetzt auf Ausbildung des Subjekts ankommt, daß es so rein und tief, als möglich, die Gegenstände ergreife, und nicht bei mittleren Vorstellungsarten stehn bleibe, oder wohl gar sich mit gemeinen helfe. Du würdest mich nicht mehr als einen so steifen Realisten finden; es bringt mir großen Vortheil, daß ich mit anderen Arten zu denken etwas bekannter geworden bin (was besonders durch den Umgang mit Schiller geschah), die ich, ob sie gleich nicht die meinigen werden können, dennoch als Supplement meiner Einseitigkeit zum praktischen Gebrauch äußerst bedarf." Der bereits in ganz Deutschland rumorenden „Xenien", in welchen Lavater und die Stolberge scharf hergenommen, auch Claudius nicht geschont wurde, gedenkt Goethe hier nicht; daß Jacobi, der selbst ungeneckt blieb, dadurch schmerzlich berührt werden müsse, konnte ihm nicht entgehn, aber ihm und Schiller war es eine dringende Nothwendigkeit gewesen, mit einer lebhaften Kriegserklärung gegen die

1) Im neuen Abdruck des „Woldemar" vom Jahre 1796, den Jacobi ihm zugeschickt haben wird.

2) Vgl. den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 161. 168. 170. 197. Zwischen Goethe und Knebel 133. Unbegreiflich ist es, wie Guhrauer bei letzterer Stelle an „Hermann und Dorothea" denken konnte, da dieses idyllische Epos ja erst im folgenden Jahre vollendet ward.

3) Vgl. Goethe's Brief an Meyer Nro. 16. an Schiller Nro. 201.

„Druckserei, Schmeichelei und heiligen Kunstgriffe aller Arten" hervorzutreten, und den „christlich-moralisch ästhetischen Jammer, der sich an den Ufern der Ostsee in der ohnmächtigsten Aufgeblasenheit versammelt," vor ihr Gericht zu ziehen.[1])

Vier Tage später, am 21. Oktober, sandte Goethe den vierten Band des „Wilhelm Meister" an Jacobi, mit der Bitte, ihm ein freundlich Gesicht zu machen, und von dem Mannigfaltigen, was er enthalte, sich auch was zuzueignen. „Freundlich genug habe ich diesen letzten Band angesehen", schreibt Jacobi am 9. November, „und der Gruß wurde mir auch, man kann nicht schöner, gleich beim Aufschlagen erwiedert. Viele andere herrliche Stellen fand ich, und manches, was ich mir tief und ganz zueignen konnte. Die Entwickelung ist aber nicht im ganzen, wie ich sie nach dem dritten Theile, der ein Höchstes von Entwickelungsanlage für mich ist, erwartet hatte." Er führt dann eine Stelle des zweiten Bandes an, die er sich als Mittelpunkt des Romans gedacht, wozu aber das Ganze nicht passe, woher ihm nun die Haltung für dasselbe fehle. Goethe führt in einem Brief an Schiller vom 19. November diese Aeußerung, ohne Jacobi's Namen zu nennen, mit tiefem Unwillen an, indem er bemerkt: „Möchte bei solchen Aeußerungen nicht die Hippokrene zu Eis erstarren und Pegasus sich mausen!"[2]) Bald darauf sandte Jacobi ihm die Schrift Baader's zu: „Beiträge zur Elementarphysiologie", die Goethe mit Vergnügen las, obgleich sie aus Regionen erzähle, in die er sich niemals versteige. Erfreulicher war ihm die längst gemeldete Ankunft von Max Jacobi.[3]) „Die Gegenwart von Max", schreibt er am 26. Dezember an Jacobi, „hat mir in diesen kurzen und trüben Tagen sehr viel Freude gemacht; er hat sich sehr gut ausgebildet, und er scheint mir auf dem Wege zu sein, den ich für den rechten halte. Er soll mir lieb und werth sein, so lange er bleiben will, und ich hoffe, sein Aufenthalt soll ihn nicht gereuen. Wir haben so eine große Menge von litterarischem Wesen und Treiben bei uns, besonders auch in dem Fache, das ihn interessirt (Medizin und Naturwissenschaft); er kennt Menschen und Sachen von früherer Zeit; es imponirt ihm also nichts, und er kann sich aus der Masse das Nützliche zueignen, und indem er sich nach einer so schönen Reise (er war in England gewesen) wieder in der Thüringischen Beschränkung findet, so kann er desto eher mit sich selbst zu Rathe gehn, und erfahren, was sein eigen gehört." Ihm hatte Goethe auch den Anfang von „Hermann und Dorothea" vorgelegt, und er war durch seine innigbewegte Theilnahme zur Fortsetzung ermuthigt worden. Als Max Jacobi — so erzählt

---

1) Vgl. Goethe's Brief an Meyer Nro. 17.

2) Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 290.

3) „Auch erwarte ich den jungen Jacobi in diesen Tagen", äußert Goethe am 5. Dezember gegen Schiller.

dieser später selbst [1]) — dem übergütigen Dichter, tief bewegt und angeregt, die Blätter zurückgab, verbarg dieser ihm seine Freude nicht, wobei er bemerkte: „Nach Ihnen ist nun Böttiger der nächste, dem ich es mittheile: denn bei dem bin ich bei der Beurtheilung vor allem Einfluß des Gemüthes auf den Verstand sicher, und so einen brauche ich." Ueber Jacobi's Aufnahme des Schlusses von „Wilhelm Meister" äußert Goethe im angeführten Briefe: „Du meldest mir, daß du den vierten Band meines Romans mit einem Ohre und nicht ganz zu deiner Zufriedenheit vernommen hast. Gebe der Himmel, daß er eine bessere Aufnahme erfahre, wenn du gelegentlich ihn vor beiden Ohren, oder vielleicht vor beiden Augen auftreten lässest. Sollte es aber auch da nicht gehn, so wollen wir ihn bei Seite legen, und etwas anderes vornehmen." Die unartige Beurtheilung, welche Jacobi's „Woldemar" im achten Hefte von Reichardt's Zeitschrift „Deutschland" erfahren hatte [2]), ist Goethe sehr zuwider, doch meint er, Jacobi sei auch für einen schon zwanzigjährigen Autor nicht abgehärtet genug.

Die Verbindung zwischen Jacobi und Goethe erlitt von jetzt an eine fast dreijährige Unterbrechung, wozu die nächste Veranlassung in den äußeren bewegten Verhältnissen und von Goethe's Seite auch im lebhaftesten Verkehr mit Schiller zu liegen scheint, der tiefere Grund aber wohl nur in dem Gefühle, wie weit ihre Ansichten auseinander gingen, zu suchen sein dürfte. „Hermann und Dorothea" scheint Goethe dem Freunde gar nicht zugesandt zu haben, obgleich er nicht verkennen konnte, wie wohl gerade diese wundervolle bürgerliche Idylle Jacobi thun mußte, welchen manche seiner übrigen Dichtungen verletzt oder wenigstens nicht befriedigt hatten. Nachdem Jacobi sich abwechselnd in Wandsbeck, Hamburg, dem Seebad Dobberan und Eutin aufgehalten hatte, faßte er den Entschluß, sich an letztgenanntem Orte dauernd niederzulassen. Hierzu bestimmten ihn, wie er am 3. April 1799 an seinen ältesten Sohn, Johann Friedrich, schreibt, der neue Ausbruch des Krieges, die Entfernung seines zum geheimen Referendar ernannten Freundes Heinrich Schenk von Pempelfort nach München, so wie die Verworrenheit seines Vermögenszustandes und seiner ganzen äußern Lage. „Es ist unmöglich", bemerkt er in dem angeführten Briefe, „daß ich Pempelfort behalte, wieder dahin ziehe, mich dort einrichte, lebe und genieße, ohne mein und euer Vermögen vollends zu zerrütten; denn dieses steht mir klar wie die Sonne vor Augen. Es bleibt mir also nur die Wahl, mich hier in Eutin niederzulassen oder nach Aachen zu ziehen. Diese Wahl anzustellen, darf ich nicht länger verschieben. Ich und noch weniger Lene halten das unstete und flüchtige Leben länger aus, des

---

1) In einer Anmerkung zum Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 216.

2) Vgl. Jacobi's Briefwechsel II, 244.

Aufwandes, den es erfordert, nicht zu gedenken. — Daß ich gerne zu dir, zu deinen Brüdern, zu Klärchen käme, traut ihr, denke ich, meinem Herzen zu. Aber so stark dieser Zug ist, so stark ist dagegen der Abscheu, den ich fühle, ein Unterthan jener Teufel, jener ekelhaften und verächtlichen Scheusale zu sein, denen ich gehorchen müßte. Und wenn ich auch von dieser Empfindung wegsehe, so tödtet mich schon der bloße Gedanke an die leibliche und geistige Sklaverei, die ich in dieser ungereimten und abgeschmackten Republik ohne Republikaner zu dulden hätte. Ich wäre abgeschnitten von allen meinen Verhältnissen, von meinem Wirkungskreise, und das gerade in einem Zeitpunkte, wo meine Wirksamkeit am stärksten aufgefordert wird. Ich dürfte weder reden, noch lesen, noch schreiben, d. h. öffentlich bekannt machen, was ich wollte — mit einem Worte ich wäre deportirt." Goethe war unterdessen mit Max Jacobi in Verbindung geblieben, dem er im Herbste desselben Jahres schrieb: „Ihr Vater hat jetzt die Satisfaktion, daß seiner (philosophischen) Bemühungen allgemein mit Ehren gedacht wird.[1]) Ich freue mich, daß er es erlebt: denn gewöhnlich, wenn die Einsicht eines vorzüglichen Mannes von der Vorstellung seiner Zeit zu sehr abweicht, ist die Ehre, anerkannt zu werden, nur den Manen aufbehalten."[2]) Eine solche Aeußerung mußte Jacobi herzlich freuen, und er fand sich dadurch veranlaßt, dem Freunde, dem er so lange geschwiegen hatte, sein „Sendschreiben an Fichte" durch den Verleger zu übersenden, und nur sein Unwohlsein hinderte ihn, einen Brief der Sendung beizulegen. Freilich konnte Goethe durch Jacobi's Lehre, „das Höchste in uns weise auf ein Allerhöchstes über und außer uns hin, zwinge uns, das Unbegreifliche, ja das im Begriff Unmögliche zu glauben in und außer uns, aus Liebe, durch Liebe," sich wenig erbaut finden, aber als der Freund sich bald darauf wieder in herzlichen Worten an ihn wandte, brach die alte Liebe wieder in voller Glutkraft hervor.

„Ich kann dir nicht sagen, Lieber!" schreibt Jacobi am 9. Dezember 1799, „wie mir oft das Herz anschwillt bei dem Gedanken an dich, und welche Begierde ich fühle, dich wiederzusehn, dich an mein Herz zu drücken — einmal noch wieder zu leben auf dieser Erde. Ich bin überzeugt, es begegnet dir ähnliches in Absicht meiner. Unmöglich ist eine Liebe, wie die meinige zu dir, ohne Gegenliebe, ohne einen gemeinschaftlichen Grund solcher Beständigkeit und Wahrheit. Laß mich ein Wort von dir hören, lieber, alter Einziger! Durch Gerüchte wirst du vernommen haben, daß ich jetzt hier in Eutin lebe — wahrscheinlich sterben werde. Ich war des Herumziehens müde, Lene noch mehr; ich sah, sie ertrug

1) Unter seiner jetzt zahlreichen Jüngerschaft zeichnet Jacobi im Briefe an Schenk vom 15. Oktober 1799 besonders Reeb aus, wegen seines 1797 erschienenen Buches: „Vernunft gegen Vernunft, oder Rechtfertigung des Glaubens".

2) Vgl. ebendaselbst II, 285 f.

es nicht länger; so entschied ich mich für den Platz, wo ich gerade war, da ein neuer Krieg ausbrach, und zu gleicher Zeit Schenk als geheimer Referendar nach München berufen wurde. Meine Wohnung ist nun eingerichtet, räumlich, bequem und zierlich.[1]) Hier mußt du mich besuchen, und wirst es." Es verlangt ihn, ein bedeutendes Wort von Goethe zu hören, wie es ihm gehe und wie es ihm sei, worauf er ihm dann wieder schreiben werde, was und so viel er wolle. Lene grüße ihn herzlich, schreibt er. Lotte sei zu seinem Halbbruder Peter Eduard in Düsseldorf, der seine Frau Friederike, geborene von Clermont, das liebenswürdigste Wesen unter der Sonne, durch den Tod verloren habe; sie werde im März zurückkehren und sein Klärchen mitbringen. Aus Goethe's Antwort vom 2. Januar 1800 weht uns der Hauch reinster Liebe entgegen, wie wir ihn seit lange nicht mehr so wohlthuend empfunden haben. Nachdem er bemerkt, er habe des Freundes lieben Brief auf der Eisbahn empfangen, zu der er sich einmal wieder bereden lassen, und habe sich also gleich unter freiem Himmel, bei schönem Wetter, seines Andenkens erfreuen können, fährt er fort: „Dieses dein Lebenszeichen ist mir höchst willkommen, da deiner so oft auch in unseren Zirkeln gedacht wird. Meine alte Liebe ist dir Bürge, daß es mir immer eine sehr angenehme Empfindung macht, wenn diejenigen, die sonst nicht viel gelten lassen, deiner in Ehren gedenken. Den „Brief an Fichte" hatte ich schon im Manuskript gesehen;[2]) im Drucke war er mir, gehaltvoll, wie er ist, schon wieder neu; besonders erhält er durch die Beilagen seine völlige Rundung." Jacobi's Vorrede zum „überflüssigen Taschenbuch" seines Bruders, deren er selbst gegen Goethe gedacht, hatte dieser nicht gesehen, wie ihm denn J. G. Jacobi's Taschenbücher seit dem Jahre 1795, die Hennings für eine „wahre Beutelfegerei"[3]) erklärte, nicht sehr bedeutend schienen. Fichte war durch jene Vorrede mehr erfreut worden, als durch Jacobi's im Drucke vermehrten Brief.[4]) Wie schön schildert Goethe in diesem Briefe den edlen Geist seines Freundes in den Worten: „Der Anblick einer von Hause aus vornehmen Natur, die an sich selbst glaubt, und also auch an das Beste glauben muß, dessen der Mensch auf seinen

1) Im angeführten Briefe an Schenk heißt es. „Ich sitze hier in meinem geräumigen Büchersale, der etwas größer ist, als mein mittleres Zimmer in Pempelfort. Die Aussicht ist in den Garten, hinter dem eine schöne Allee und der Hofgarten liegt. Mein Nachbar links ist Stolberg und rechts der Hofprediger, der ein guter, fleißig lesender Mann ist. Das Haus, das wir bewohnen, ist sehr bequem und angenehm; es steht im Garten, und wir haben lauter Gärten neben uns." Vgl. Köppen „vertraute Briefe über Bücher und Welt" I, 387.

2) Der vom 3. März datirte Brief wurde wirklich an Fichte abgesandt, der am 22. April darauf erwiederte. Dieser, damals in Jena, theilte ihn ohne Zweifel an Goethe mit.

3) Vgl. Böttiger a. a. O. II, 83.

4) Vgl. „Reinhold's Leben und litterarisches Wirken" S. 212 ff.

höchsten Stufen sich fähig halten darf, ist immer wohlthätig, und wird entzückend, wenn wir Freundschaft und Liebe gegen uns in ihr, zugleich mit ihren Vorzügen, mitempfinden." Goethe bekennt, daß er seit der Zeit, wo sie sich nicht mehr unmittelbar berührt, zur Einsicht gekommen, wie wahre Schätzung nicht ohne Schonung sein könne, daß ihm jetzt jedes ideale Streben, wo er es antreffe, werth und lieb sei, wogegen ihn sonst sein entschiedener Haß gegen Schwärmerei, Heuchelei und Anmaßung oft auch gegen das wahre ideale Gute im Menschen, das sich in der Erfahrung nicht wohl ganz rein zeigen könne, ungerecht gemacht habe. Hiernach könne Jacobi denken, wie ihn der Gedanke an ihn erfreuen müsse, da seine Richtung eine der reinsten sei, die er jemals gekannt habe. Er spricht sodann von seinen Kunststudien, deren Ergebnisse er in den „Propyläen" finden könne, von seinen poetischen Ideen und Planen und der fast zehnjährigen Beschäftigung mit der Farbenlehre. Letztere habe ihm große Vortheile gebracht, indem er dabei genöthigt gewesen, sowohl gegen Erfahrung als gegen Theorie Face zu machen, und sich also nach beiden Seiten gleich auszubilden habe suchen müssen. Dabei sei ihm zu Statten gekommen, daß er von jeher beim Anschauen der Dinge auf dem genetischen Wege sich am besten befunden, so daß es ihm nicht schwer habe werden können, sich zu der dynamischen Vorstellungsart zu erheben, welche uns bei der Betrachtung der Natur so herrlich fördere. Gar sehr bedauert er, daß Jacobi sich so weit hinten im Norden gebettet, wo er kaum hoffen dürfe, ihn zu besuchen. Zwar möge es ihm dort ganz gut und gemüthlich sein, doch hätte er gewünscht, da er nun einmal an den Rhein nicht habe zurückkehren wollen, ihn an einem mitten in der bewohnten Welt liegenden Orte, wie etwa Dresden, wohnhaft zu sehn, wo man habe hoffen können, sich jährlich einmal zu sehn. „Doch müssen wir auch jetzt nicht verzweifeln, uns im Leben noch irgendwo zu finden", schließt er, und verspricht die Fortsetzung nächstens; [1]) aber statt einer baldigen Fortsetzung trat hier eine fast zweijährige Lücke ein.

Am Anfange des Jahres 1801 ward Goethe von einer schweren Krankheit befallen, die ihn dem Tode nahe brachte. Jacobi, den diese Nachricht sehr schmerzlich getroffen hatte, sandte ihm seine in Reinhold's „Beiträgen" erschienene Abhandlung zu, „über das Unternehmen des Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen", worin er die Vernunft, als Vermögen der Ideen, gegen Kant's begriffliche Beschränkungen in Schutz nahm, durch welche Freiheit zum Gespenste, göttliche Vorsehung zum Problem werde. Am 21. Oktober machte er ihm die Meldung, daß er im August an den Rhein, nach Pempelfort und Aachen, gegangen sei und im Winter sich auf ein paar Monate nach Paris begeben werde. „Das

1) Die Worte: „Die Fortsetzung nächstens", sind, wie die Unterschrift, von Goethe's eigener Hand.

grüne Briefblatt, das ich lange nicht gesehen hatte", erwiedert Goethe am 23. November 1801, „war mir höchst erfreulich, nur hätte ich demselben auch einen heitern Inhalt gewünscht. Es schmerzt mich, daß dir ein gesundes und glückliches Alter versagt ist, das doch so manchem zu Theil wird, und wünsche nur, daß deine Reise eine Wirkung haben möge, die du freilich selbst nicht zu hoffen scheinst. Laß mir, wenn du von Paris zurückkehrst, wissen, wie es dir ergangen ist, da du dort in Verhältnissen lebst, die dir eine Einsicht in manche Zustände gewähren." Nachdem er ihm einen Auftrag dorthin gegeben hat, fährt er fort: „Uebrigens wünsche ich dir zu deinem dortigen Aufenthalt alles Gute und Erfreuliche. Was mich betrifft, so habe ich mich nach meinem vorjährigen großen Uebel ganz leidlich erholt, und diesen Sommer fünf, meist regnigte und unangenehme Wochen in Pyrmont, dagegen fünf sehr lehrreiche und zufriedene in Göttingen zugebracht.[1]) Es ist gar zu angenehm, auf einem solchen Meere des Wissens nach allen Gegenden, die uns interessiren, mit Leichtigkeit hinsegeln zu können." Das alte „poetisch-wissenschaftliche Wesen", das Jacobi an ihm kenne, fahre er fort auszubilden, bemerkt er; man lerne mehr einsehn, indem man weniger leiste, und so habe jede Jahrszeit des Lebens ihre Vortheile und ihre Nachtheile. Bezeichnend ist die Aeußerung über sein Verhältniß zur Philosophie: „Wenn sie sich vorzüglich aufs Trennen legt, so kann ich mit ihr nicht zurecht kommen, und ich kann wohl sagen, sie hat mir mitunter geschadet, indem sie mich in meinem natürlichen Gang störte; wenn sie aber vereint, oder vielmehr wenn sie unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins, erhöht, sichert und in ein tiefes, ruhiges Anschauen verwandelt, in dessen immerwährender σύγκρισις und διάκρισις wir ein göttliches Leben fühlen, wenn uns ein solches zu führen auch nicht erlaubt ist — dann ist sie mir willkommen, und du kannst meinen Antheil an deinen Arbeiten danach berechnen." Bei Gelegenheit des in diesem Jahre von Braunschweig nach Jena berufenen Professors der Arzneikunde, K. G. Himly, den Jacobi ihm empfohlen zu haben scheint, äußert er: „Ich erlaube jedem Erfahrungsmanne, der doch immer, wenn etwas Tüchtiges aus ihm wird, ein philosophe sans le savoir ist und bleibt, gegen die Philosophie, besonders wie sie in unseren Tagen erscheint, eine Art Apprehension, die aber nicht in Abneigung ausarten, sondern sich in eine stille, vorsichtige Neigung auflösen muß. Geschieht das nicht, so ist, ehe man sich's versieht, der Weg zur Philisterei betreten, auf dem ein guter Kopf sich nur desto schlimmer befindet, als er auf eine ungeschickte Weise

1) Am 5. Juni reiste er von Weimar ab, ging am 12. von Göttingen nach Pyrmont, von wo er am 17. Juli nach Göttingen zurückkehrte. Am 30. August war er wieder zu Weimar. Vgl. B. 27, 81 ff. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe VI, 50 ff.

die bessere Gesellschaft vermeidet, die ihm allein bei seinem Streben behülflich sein konnte." Der Brief schließt mit den Worten: „Grüße mir deine treue Schwester (Helene) in deiner Nähe, und Klärchen, wenn du ihr schreibst, zum schönsten. In unserer Gegend kann ich kaum hoffen, dich zu sehn, und wo wir uns sonst einmal treffen möchten. Lebe wohl und reize mich bald wieder, dir ein neues Blatt anzufangen!"

Nach seiner Rückkehr von Paris ward Jacobi von einer schweren Krankheit befallen, von der er sich lange Zeit so schwach und elend fühlte, daß er den Freund nicht auffordern mochte, ihn „darauf anzusehn", wenn er auch freilich diese Zeit über seinem Heinrich Schenk und Jean Paul sich schriftlich mitzutheilen nicht versäumte, ersterm wegen seiner Pension und seiner Erhebung zur Würde eines Baierischen Regierungsrathes, letzterm auf Veranlassung des „Titan". Als aber der in Jena studirende ältere Sohn von Voß im Sommer 1803 von Eutin, wohin er eine Erholungsreise gemacht hatte, nach Jena zurückkehrte,[1] konnte Jacobi nicht unterlassen, demselben einen Brief an Goethe mitzugeben, den er am 27. Juli seiner Schwester Helene diktirte, da er selbst noch außer Stande war, einen längern Brief zu schreiben. Der Inhalt dieses Briefes bezieht sich auf seine Krankheit und den Aufenthalt zu Paris. Am Schlusse heißt es: „Die treue Lene, die gute Lotte und der biedere Max (der seit dem Jahre 1798 mit einer Tochter von Claudius vermählt war) grüßen dich auf das herzlichste. Die ganze Familie dankt dir für die Verdeutschung des Benvenuto, und freut sich auf die nahe Erscheinung deiner „Eugenia" (der „natürlichen Tochter") in einem Cottaischen Almanach, den uns ein des heiligen Römischen, auch Schellingischen Reichs Baron, Sodmaniczki, in diesen Tagen angekündigt hat. Lebe wohl! Ich herze dich mit der alten Liebe, die nicht veraltet."

Aber auch dieser Brief sollte keine lebhaftere Mittheilung unter den Freunden herbeiführen, die wohl fühlten, wie wenig sie sich jetzt außer der Wiederholung ihrer stets herzlich schlagenden Liebe zu sagen hatten. Am 25. Januar 1804, seinem zweiundsechzigsten Geburtstage, erhielt Jacobi die niederschlagendsten Berichte von dem Zustande der gemeinschaftlichen Handlung in Aachen und von der wiederholten Verminderung seines Vermögens, so daß er wirklich keinen andern Rath sah, als sich von Eutin an einen wohlfeilern Ort zurückzuziehen und da den Tod in trauriger Einsamkeit zu erwarten, weil er, bei seiner zerrütteten Gesundheit und seinen kranken Augen, keinen neuen Dienst nehmen könne. Aber sein Freund Schenk gab den Plan nicht auf, ihm in Baiern, wo der neue Kur-

---

1) Vorher, am 23. November 1801, hatte Goethe an Jacobi geschrieben: „Von den Vossens scheint mir der eine (Johann Heinrich) etwas überspannt, und der andere (Abraham) etwas dunkel." Vgl. hierüber und über das Verhältniß von Heinrich Voß zu Goethe die „Zeitgenossen" XIV. 1, 91 ff. H. Voß „Mittheilungen über Goethe und Schiller" im zweiten Hefte seiner Briefe.

fürst Max Joseph persönlich Jacobi sehr geneigt war, eine passende Stellung zu verschaffen, wozu sich bei der beabsichtigten Erneuerung der im Jahre 1759 gestifteten Akademie der Wissenschaften bald eine passende Gelegenheit anbot. Im September erklärte Jacobi sich bereit, einen wissenschaftlichen Ruf nach Baiern anzunehmen. Schenk wußte seine Ernennung zum Mitgliede der Akademie für das philosophische Fach mit einem Gehalte von 3000 Thaler durchzusetzen, doch verzögerte sich die Sache, so daß die Entscheidung erst mit dem Anfange des Jahres 1805 kam, und die Abreise konnte wegen der neuen Einrichtung in München und der mit der Ablösung von Eutin verknüpften Geschäfte erst im Mai erfolgen. Auch sein Sohn Max folgte in diesem Frühjahre einem durch Heinrich Schenk vermittelten ehrenvollen Rufe nach München. Mittlerweile war Goethe im Januar von einer starken Krankheit ergriffen worden, von der Jacobi erst durch Voß vernahm, als er sich wieder auf der Besserung befand;[1]) ein zweiter Anfall im März, den Jacobi durch Briefe aus Hamburg und die öffentlichen Blätter erfuhr, erschütterte ihn gewaltig. Ein Brief von Voß meldete zwar keine Verschlimmerung der Krankheit, aber er enthielt die für ihn sehr unangenehme Nachricht, daß Goethe, um seine Gesundheit herzustellen, nach einem Bade reisen und um Johanni nicht mehr in Weimar anzutreffen sein werde; denn um diese Zeit hatte er gehofft, den alten, innigst geliebten Freund auf seiner Reise nach München zu begrüßen. Deshalb wandte er sich am 11. April an diesen mit der besorgten Frage, ob er ihn in der zweiten Hälfte des Juni zu Weimar finden werde, da er sonst gar nicht dahin zu kommen gedenke. „Lieber alter Einziger!" schreibt er. „Die Nachricht von deiner zweiten Krankheit hat mich fürchterlich erschreckt. Von der ersten erfuhr ich nichts, so lange sie gefährlich blieb. Gottlob, daß du noch einmal gerettet bist, und mir die Hoffnung wiedergegeben, dich noch einmal zu sehn, zu hören, mich in deinen Armen zu fühlen! — Ueberlege du nun, an welchem andern Orte, wenn es in Weimar nicht sein soll, und nicht in Jena, wir uns treffen und einige Tage r u h i g miteinander zubringen können. Wenn dir die Sache, wie mir, am Herzen liegt, und ich denke, sie muß es, oder nichts müßte mehr — so wirst du einen Vorschlag finden. — Mama Lene, Tante Lotte und Kläre grüßen herzlich. Die beiden letzten sagen, du müßtest mit uns nach Frankfurt kommen, haben es seit mehreren Wochen unaufhörlich gesagt, und ich sage es nun auch, weil ich es für möglich zu halten anfange. Antworte mir ja gleich! — Ich herze dich mit unaussprechlicher Liebe."[2]) Goethe erwiedert umgehend: „Nur mit wenigen Wor-

---

1) Vgl. die „Zeitgenossen" a. a. O. S. 94. 110, meine „Frauenbilder" S. 555 Note 2.

2) Zu derselben Zeit übersendet er Goethe den Brief Lessing's an Gerstenberg über dessen „Ugolino", um ihn, wenn es ihm passend scheine, unter

ten sage ich dir, daß du mich im Juni todt oder lebendig in Weimar antriffst. Ich hoffe letzteres, und freue mich sehr, dich auf deinem Uebergange in ein neues Leben zu begrüßen. Ich würde dir eine Wohnung in meinem Hause anbieten, wenn ich meiner Gesundheit gewisser wäre; im schlimmen Falle ist es aber für Gäste, Wirth und Hausgenossen eine unerträgliche Pein. Uebrigens können wir ruhig nach Lust zusammen verweilen. Ich bin neugierig, wen von den Deinigen du mitbringst; alle sollen willkommen sein. Ob du Schiller'n findest (der in's Bad wollte), weiß ich nicht zu sagen." Von Goethe's Hand ist bloß die Unterschrift: „Der Deine Goethe."

Leider sollte Jacobi den Dichter des „Wallenstein" und „Tell" nicht mehr unter den Lebenden finden; denn am 9. Mai entriß ihn der Tod von Goethe's Seite, während dieser selbst wieder bedenklich erkrankt war.[1]) „Seit der Zeit, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe", meldet Goethe am 1. Juni an Zelter (der zunächst vorhergehende Brief ist vom 29. Januar), „sind mir wenig gute Tage geworden. Ich dachte mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund, und in ihm die Hälfte meines Daseins." Zwei Tage vorher war Fr. A. Wolf von Halle herübergekommen, mit dem er während seines vierzehntägigen Besuches höchst erfreulich belehrende Stunden zubrachte. „Meine Zustände kann ich nicht rühmen", äußert er am 4. Juni gegen Frau von Stein; „ich vergesse sie über der Gegenwart des würdigen und tüchtigen Freundes Wolf von Halle." Am 8. Juni schreibt Zelter: „Herr Geheimerath Jacobi, mit dem ich sehr bald bekannt und lieb geworden bin, wird Ihnen sagen können, wie ich jetzt lebe, wie ich Sie liebe, und was er sonst von mir weiß. Er wird wahrscheinlich noch diesen Monat bei Ihnen sein." Goethe erwiedert am 19., er erwarte Jacobi alle Tage, der endlich am Ende des Monats wirklich ankam.[2]) Jacobi's am 20. Mai von Berlin aus geschriebener Brief liegt nicht vor. Goethe war damals weicher, als seit lange, gestimmt, und Jacobi durfte von sich mit Recht an Stolberg schreiben, je älter er werde, je dankbarer werde sein Herz gegen jeden, der ihm Gutes erwiesen habe.[3]) Eine wunderbare Fügung war es, daß Jacobi den alten Jugendfreund gerade in dem Augenblicke wiedersehn sollte, als das Band, welches ihn mehr als zehn Jahre lang an Schiller geknüpft und ein höchst bedeutsames Zusammen-

---

dem Striche des Intelligenzblattes zur Jenaer Litteraturzeitung bekannt zu machen. Er erschien daselbst mit einleitenden Bemerkungen (von Goethe?) Nr. 56—58.

1) Vgl. die „Zeitgenossen" a. a. O. S. 111.

2) Am 6. und 8. Juli war Jacobi von Eisenach aus bei der Herzogin im Sommerschloß Wilhelmsthal, wohin aber Goethe, wohl aus Gesundheitsrücksichten, nicht kam. Vgl. Schöll zu Goethe's Briefen an Frau von Stein III, 361. Jacobi's Briefwechsel II, 369.

3) Vgl. Jacobi's Briefwechsel II, 357.

wirken begründet hatte, durch den Tod gelöst war. Freilich konnte die Verbindung mit Schiller in Bezug auf leidenschaftliche Liebesglut nicht mit der tiefsinnigen Freundschaft zu Jacobi irgend in Vergleich treten: aber gerade diese Glut der Liebe war es, die, bei der verschiedenen Geistesrichtung Goethe's und Jacobi's, ein erfreuliches Zusammenwirken unmöglich machte, da jeder von beiden eine innerliche, bei ihnen leider unmögliche Uebereinstimmung dringend verlangte, während Goethe und Schiller sich als Künstler gegenseitig zu würdigen wußten, woraus denn auch allmählich eine herzliche Anerkennung in menschlicher Beziehung hervorging.

Ein paar Wochen nach der Trennung von Goethe, am 24. Juli, schreibt Jacobi an seinen treuen Anhänger, Friedrich Köppen in Bremen: „Von dem mißlichen Gesundheitszustande, worin Goethe sich seit dem Anfange dieses Jahres befindet, werden Sie gehört haben. Meine Erscheinung machte ihn sehr froh, und nach und nach erheiterte und erholte er sich dergestalt, daß ich die zwei letzten Tage fast meinen alten Goethe wieder hatte. Sein großes Anliegen war, meine Philosophie ganz zu erfahren, und hierauf sie mit der seinen verträglich zu machen. Ich glaube, er hätte mir gern darthun mögen, daß er alle meine Wahrheiten in sein System aufnehmen könne, dem meinigen aber einige Wahrheiten des seinigen mangelten. Einmal wurde er fast ärgerlich, da ich es ihm fast zu klar machte, daß, wie Pascal sagt, ce qui passe la géométrie, nous surpasse, und deswegen eine spekulative Naturlehre nach der neuern Art nur ein Hirngespinnst sein könne. Er erholte sich aber gleich wieder, da ich mit Heiterkeit den Beweis fortsetzte, und die Gründlichkeit meines Dualismus gegen alle neuern Identitätssysteme ins Licht stellte." Daß der große wesentliche Unterschied zwischen ihnen darin bestehe, daß er ein Heide, Jacobi ein Christ (freilich im weitern Sinne) sei, sprach Goethe entschieden aus.[1]) Auffallender Weise wird in den „Annalen" dieses Besuches des alten Freundes, der ihn ganz glücklich machte, mit keinem Worte gedacht; aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Aeußerungen über Jacobi B. 27, 499 f. (zuerst in den „nachgelassenen Werken" B. 20, 272 ff.) ursprünglich dazu bestimmt waren, in die Darstellung der „Annalen" unter dem Jahre 1805 eingeschoben zu werden, wie schon die Fassung des Anfangs verräth: „In solchen Zuständen befand ich mich, als der vieljährig geprüfte Freund Jacobi auf seiner Rückreise aus dem nördlichen Deutschland bei mir einsprach und mehrere Tage verweilte."[2]) Neigung, Liebe, Freund-

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 273.

2) Es ist auffallend, daß die Herausgeber der Ausgabe vom Jahre 1840 die Stelle nicht in die „Annalen" eingefügt haben, wie sie es mit der Darstellung von Goethe's erster Bekanntschaft mit Schiller (B. 27, 34 ff.), dem „Aufenthalt in Pyrmont" (B. 27, 89 ff.), den Stellen über Herder (B. 27, 141 ff.) und Frau von Staël (B. 27, 145. 148 ff.), der „Unterredung mit Napoleon" (B. 27, 259 ff.), einer Bemerkung über das Theater (B. 27, 312 f.) und

schaft, Theilnahme, alles sei bei jenem Besuche, wie sonst, lebendig gewesen, äußert Goethe an der genannten Stelle, nur habe sich in Folge der Unterhaltung ein wunderlicher Zwiespalt hervorgethan. „Wir hatten uns in vielen Jahren nicht gesehen; alles, was wir erfahren, gethan und gelitten, hatte jeder in sich selbst verarbeitet. Als wir uns wiederfanden, zeigte sich das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit, belebte den Glauben an vollkommene Theilnahme, so wie durch Gesinnung, also auch durch Denken und Dichten. Allein es erschien bald anders: wir liebten uns, ohne uns zu verstehn. Nicht mehr begriff ich die Sprache seiner Philosophie; er konnte sich in der Welt meiner Dichtung nicht behagen. Wie sehr hätt' ich gewünscht, hier Schiller'n als dritten Mann zu sehn, der als Denker mit ihm, als Dichter mit mir in Verbindung gestanden, und gewiß auch da eine schöne Vereinigung vermittelt hätte, die sich zwischen den beiden Ueberlebenden nicht mehr bilden konnte. In diesem Gefühl begnügten wir uns, den alten Bund treulich und liebevoll zu bekräftigen, und von unseren Ueberzeugungen, philosophischem und dichterischem Thun und Lassen nur im allgemeinsten wechselseitige Kenntniß zu nehmen." In diese Aeußerung hat sich zum Theil schon die spätere Verstimmung Goethe's eingemischt, wie wir aus Jacobi's oben mitgetheilter Andeutung ersehen. Die beiden Freunde suchten sich ernstlich zu verständigen, und gaben so viel von ihren Ansichten nach, als sie immer vermochten, um sich einander zu nähern, mußten sich aber doch endlich zu ihrem Bedauern gestehn, daß ihre Ansichten nun einmal nicht zu vereinigen seien. Selbst noch später meinte Goethe sonderbar genug, sie hätten sich über ihre Ansichten leicht verständigen können. „Jacobi hatte den Geist im Sinne, ich die Natur", bemerkt er nach den angeführten Worten; „uns trennte, was uns hätte vereinigen sollen(?). Der erste Grund unserer Verhältnisse blieb unerschüttert; Neigung, Liebe, Vertrauen waren beständig dieselben, aber der lebendige Antheil verlor sich nach und nach, zuletzt völlig(?). Ueber unsere spätern Arbeiten haben wir nie ein freundliches Wort gewechselt(?!). Sonderbar, daß Personen, die ihre Denkkraft dergestalt ausbildeten, sich über ihren wechselseitigen Zustand nicht aufzuklären vermochten, sich durch einen leicht zu hebenden Irrthum, durch eine Spracheinseitigkeit stören, ja verwirren ließen! Warum sagten sie nicht in Zeiten: „Wer das Höchste will, muß das Ganze wollen; wer vom Geiste handelt, muß die Natur, wer von der Natur spricht, muß den Geist voraussetzen oder im stillen mitverstehn. Der Gedanke läßt sich nicht vom Gedachten, der Wille nicht vom Be-

---

der Auslassung über Voß und Stolberg (vgl. meine „Frauenbilder" S. 392 f.) gemacht haben, welche zuerst abgerissen für sich im letzten Bande der „nachgelassenen Werke" erschienen. Auch einiges andere hätte auf gleiche Weise den „Annalen" einverleibt werden sollen.

wegten trennen." Hätten sie sich auf diese oder auf andere Weise verständigt, so konnten sie Hand in Hand durch's Leben gehn, anstatt daß sie nun, am Ende der Laufbahn, die getrennt zurückgelegten Wege mit Bewußtsein betrachtend, sich zwar freundlich und herzlich, aber doch mit Bedauern begrüßten." Jacobi setzte einen strengen Dualismus von Geist und Natur, von denen die letztere vom erstern beherrscht und abhängig sei, während Goethe Gott und Natur als Einheit dachte; wenn Goethe die vollste Entwickelung der Natur als das Höchste betrachtete, so wollte Jacobi die Natur überwunden und das Geistige, das Sittliche als das einzig Wahre anerkannt wissen. Hier war an keine Vereinigung zu denken, und wenn Goethe sich Jacobi's Glauben nach seiner Anschauung zurecht legen wollte, so entstand daraus etwas ganz anderes, als das, wofür Jacobi mit überzeugungsfestem, heiligem Eifer stritt.

Am 11. Juli gelangte Jacobi nach Frankfurt, wo er vor mehr als dreißig Jahren den wenige Monate vorher gewonnenen Jugendfreund besucht hatte, und jetzt dessen Mutter begrüßt haben wird. Einen Monat später erreichte er, auf's äußerste ermüdet und halb krank, seinen Bestimmungsort. Am 14. September rückten die Oestreicher in München ein, nachdem der Kurfürst, und mit ihm Jacobi's treuer Freund Schenk, die Stadt verlassen hatte. Jacobi wurde in Folge dieser Vorfälle auf längere Zeit bettlägerig; erst gegen den 20. Oktober konnte er wieder ganz kräftig gehn, allein seine Augen blieben krank und sein Geist verfinstert. Wie trostlos aber auch die Geschicke unseres großen armen Vaterlandes sich gestalteten, so hielt er doch an der Hoffnung fest, daß Deutschland nicht untergehn werde, eine Hoffnung, die er auf Erfahrung, auf genaue Berechnung und Thatsachen gegründet hatte. Im folgenden Jahre wurde er zum Präsidenten der Akademie ernannt, welche er am 27. Juli mit der bald darauf in Druck erschienenen Rede „über Geist und Zweck gelehrter Gesellschaften" eröffnete, worin er die Sache der wahren Wissenschaft, besonders der Philosophie, gegen die steifen Realisten und Nützlichkeitslehrer mit überzeugenden Gründen in Schutz nahm, und hierbei den Unterschied des deutschen Nordens und Südens in Hinsicht der im letztern so lange verwahrlosten Bildung scharf hervorhob. Goethe, der unterdessen den Freund mit der Uebersendung des Anfangs der neuen Ausgabe seiner Werke erfreut haben wird, fand die Rede Jacobi's nach seiner Rückkehr von Karlsbad in Weimar vor, von wo er bald darauf am 16. September schreibt: „Wir sind dir alle, besonders aber wir andern in den besorgten protestantischen Ländern, großen Dank schuldig, daß du diese so wichtigen Angelegenheiten so tüchtig und mächtig zur Sprache brachtest, und dich zu der Großmeisterstelle deines akademischen Ordens durch einen Kampf mit den schlimmsten Ungeheuern legitimiren wolltest." Der Hauptsieg sei ihm vollkommen gelungen, bemerkt er, nur der Anfang scheine weniger ge-

glückt. Im Streite gegen die Philister und Nützlichkeitsförderer sei er zu bitter, und mitunter ungerecht; aus Leidenschaft verwickele er sich in undeutliche Tropen und Gleichnisse. Freilich könne er sehr wohl begreifen, daß dieses Geschlecht ihm den Kopf warm machen müsse, da er selbst ja, als Dichter und Künstler, schon so lange Zeit von ihnen leide: aber sie seien Legion, und man müsse sie gewähren lassen, allenfalls sie nur hänseln, wie er es auch von Zeit zu Zeit gethan habe. Jacobi erfreute ihn bald darauf mit mehreren Sendungen — sein Brief vom 20. Oktober liegt nicht vor —, für welche Goethe, damals in mancherlei Arbeiten versenkt, und durch mehrfache Besuche abgehalten, erst am 11. Januar 1808 seinen Dank ausspricht. Ueber Jacobi, meldet er, habe er sich viel von den Savigny's und zwei Brentano's erzählen lassen.[1] Die vom Freunde überschickte Rede Schelling's „über das Verhältniß der bildenden Künste zu der Natur" hatte dem Dichter viel Freude gemacht, da Schelling in derselben Region schwebe, in welcher auch er gern verweile. Besondern Dank spricht Goethe für die Uebersendung des wiedergefundenen handschriftlichen „Satyros" aus, diesem „Dokument der göttlichen Frechheit unserer Jugendjahre". Auf die Einladung, ihn in München zu besuchen, erinnert er, daß er noch nicht wisse, ob er in Karlsbad nach seiner Art wieder kleben oder sich weiter nach Osten und Süden bewegen werde, doch könne Jacobi sich leicht vorstellen, daß er ihn besuchen und in seiner Nähe der alten Pempelforter Zeiten gedenken möchte. Bei Gelegenheit einer weitern Sendung spricht Jacobi am 23. Februar sein abweichendes Urtheil über Schelling's von Goethe so beifällig aufgenommene Rede aus, deren mit so vielem süßen Fleisch nur künstlich umgebener Kern ihm zuwider sei. „Es gibt nur zwei voneinander wesentlich verschiedene Philosophien", bemerkt er; „ich will sie hier Platonismus und Spinozismus nennen. Zwischen diesen beiden Geistern kann man wählen, d. h. man kann ergriffen werden von dem einen oder dem andern, so daß man ihm allein anhangen, ihn allein für den Geist der Wahrheit halten muß. Was hier entscheidet, ist des Menschen ganzes Gemüth. Zwischen beiden sein Herz zu theilen, ist unmöglich, noch unmöglicher, sie wirklich zu vereinigen; wo der Schein des letztern entsteht, da betrügt die Sprache, da ist Doppelzüngigkeit. Diesen Betrug, eine durchaus den Verstand berückende Methode, finde ich in Schelling's Rede durchaus angewendet, und ich mag sie im ganzen deswegen nicht." Jacobi hatte hiermit, wohl ohne es selbst zu bemerken, seinen eigenen Gegensatz zu Goethe dargestellt, und die Unmöglichkeit einer Vereinigung ihrer philosophischen Ansichten. In Bezug auf Zacharias Werner, durch dessen Wesen

1) Ohne Zweifel sind Bettine und ihr Bruder gemeint (Riemer I, 35), von denen hiernach wohl anzunehmen, daß sie Jacobi schon damals in München gesehen hatten.

und Werke Goethe am Ende des Jahres 1807 und am Anfang des folgenden angezogen worden war, äußert Jacobi: „Der Dichter ist Seher, und darf nie Lüge ersinnen, ihr dienen, sich ihr hingeben. Die entgegengesetzte Lehre, er müsse nur Lüge ersinnen, bloß Gestaltungen gestalten, ohne wahren oder auch nur täuschenden Inhalt, und der absolute durchgängige Phantast sei das wahre Götterkind, ist ein neuer Einfall, dessen eine bessere Nachwelt spotten wird." Er trifft hiermit auch nicht ohne Schärfe die Worte in Goethe's Brief: „Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eigenen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehn, und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören[1]), ohne daß es mir gerade zuwider wäre. Wir sind dieses doch dem höhern Standpunkte schuldig, auf den uns die Philosophie gehoben hat. Wir haben das Ideelle schätzen gelernt, es mag sich auch in den wunderlichsten Formen darstellen." Allernächstens hofft er ihm auch nicht mißfällig vor Augen zu stellen, wie die Diplome ihrer Akademie für auswärtige Mitglieder aussehen[2]). Dieser erwiedert sehr freundlich am letzten März. Jacobi hatte ihm zwei Broschüren zugesandt; aus der einen werde er ersehn, wie es um seinen Freund in München, aus der andern, wie es um ihn selbst stehe. Goethe bemerkt: „Was die Landshuter Scripta betrifft, so weiß ich darüber so wenig zu sagen, als über anderes, was da und dort, uns ältere Schriftsteller und Menschen betreffend, in den neuesten Zeiten geäußert wird. Mir ist alles ganz gleichgültig. Ich suche mich mit mir selbst und meiner nächsten Umgebung heiter zu erhalten, um noch einiges, was ich im Sinne habe, zu Papier zu bringen, und was auf dem Papier steht, zu redigiren und ihm ein Geschick zu geben." Er deutet besonders auf die „Farbenlehre". Bei der Schrift gegen Jacobi könnte man an K. Rottmann's „Kritik der Abhandlung Fr. H. Jacobi's über gelehrte Gesellschaften, ihren Geist und Zweck" denken; indessen möchten eher Aufsätze aus Zeitschriften zu verstehn sein. Ostermontag (18. April) 1808 läßt Falk (S. 98) Goethe voll Unwillen erzählen: „Kürzlich hat eine Gelehrtenzeitung in einer von beiden Städten, ich weiß nicht recht, ob in Ingolstadt oder Landshut, Friedrich Schlegel als den ersten deutschen Dichter und Imperator in der Gelehrtenrepublik förmlich ausgerufen." Hiervon scheint dasjenige ganz verschieden, was von einem heftigen Auftreten Goethe's gegen die Schlegel in der Abendgesellschaft bei Frau Schopenhauer am 17. Mai 1808 erzählt wird.[3]) Ob vielleicht Aufsätze in Ast's „Zeit-

1) Mit Beziehung auf Werner's Drama: „Die Söhne des Thals".

2) Goethe wurde bald darauf nicht zum auswärtigen Mitgliede, wie Jacobi wohl gewünscht hatte, sondern zum Ehrenmitglied ernannt. Die Berliner Akademie hatte schon vor zwei Jahren, ohne Zweifel auf W. von Humboldt's Antrag, durch seine Wahl zum auswärtigen Mitgliede sich geehrt. Sonderbar, daß Goethe in den „Annalen" beider Ernennungen nicht gedenkt, wogegen unbedeutendere Ehrenbezeugungen (vgl. B. 27, 362) nicht unerwähnt bleiben.

3) Vgl. Weimar's Album S. 198.

schrift für Wissenschaft und Kunst" zu verstehn seien, wüßte ich nicht zu sagen, da ich dieselbe nicht habe zur Einsicht erhalten können. Am Schlusse jenes Briefes vom 31. März meldet Goethe dem Münchener Freunde, daß er Anfangs Mai nach Karlsbad zu gehn denke, weshalb er noch vor Ende April einen Brief von ihm zu haben wünscht; er werde ihm dann aus dem Gebirge wieder schreiben, wie es ihm gehe.

Aber der Briefwechsel zeigt hier wieder eine traurige Lücke von fast zwei Jahren und es ist kaum zu bezweifeln, daß die Verbindung wirklich in's Stocken gerathen war, zunächst wohl in Folge der Rede Schelling's, welche die Verschiedenheit und Unverträglichkeit ihrer philosophischen Grundansichten wieder in's hellste Licht gestellt hatte. Bettine will Jacobi im Spätherbst 1808 zu München gesehen haben, wovon sie viel zu erzählen weiß. „Diese ganze Zeit hab' ich mit Jacobi beinah alle Abende zugebracht", schreibt sie am 18. Dezember von Landshut aus, wohin sie vor kurzem zurückgekehrt zu sein scheint[1]), an Goethe. „Ich schätze es immer als ein Glück, daß ich ihn sehn und sprechen konnte; aber dazu bin ich nicht gekommen, aufrichtig gegen ihn zu sein, und die Liebe, die man seinem Wohlwollen schuldig ist, ihm zu bezeigen. Seine beiden Schwestern verpallisadiren ihn; es ist empfindlich, durch leere Einwendungen von ihm abgehalten zu werden. Er ist duldend bis zur Schwäche, und hat gar keinen Willen gegen ein paar Wesen, die Eigensinn und Herrschsucht haben, wie die Semiramis. Die Herrschaft der Frauen verfolgt ihn bis zur Präsidentenstelle an der Akademie; sie wecken ihn, sie bekleiden ihn, knöpfen ihm die Unterweste zu, sie reichen ihm Medizin; will er ausgehn, so ist's zu rauh; will er zu Hause bleiben, so muß er sich Bewegung machen. Geht er auf die Akademie, so wird der Nimbus geschnäuzt, damit er recht hell leuchte. Da ziehen sie ihm ein Hemd von Batist an, mit frischem Jabot und Manschetten, und einen Pelzrock, mit prächtigem Zobel gefüttert, der Wärmkorb wird vorgetragen; kommt er aus der Sitzung zurück, so muß er ein bißchen schlafen, nicht ob er will. So geht's bis zum Abend in fortwährendem Widerspruch, wo sie ihm die Nachtmütze über die Ohren ziehen und ihn zu Bette führen. Der Geist, auch unwillkürlich, bahnt sich eine Freistätte, in der ihn nichts hindert, zu walten nach seinem Recht; was diesem nicht Eintrag thut, wird er gern der Willkür anderer überlassen. — Lotte und Lene aber verbieten dem Jacobi das Denken als schädlich, und er hat mehr Zutrauen zu ihnen, als zu seinem Genius; wenn der ihm einen Apfel schenkt, so fragt er jene erst, ob der Wurm nicht drin

1) Denn daß Jacobi sich kurz vorher längere Zeit in Landshut aufgehalten, ist höchst unwahrscheinlich. Sollte aber nicht vielleicht diese ganze erste Erwähnung Jacobi's verschoben sein, und eigentlich in das vorige Jahr gehören?

ist." Goethe hatte bereits im vorigen Jahre über Jacobi's häusliches Leben von den Savigny's, von Bettine selbst und von Clemens Brentano nähern Aufschluß erhalten, so daß er dieser gewiß etwas übertriebenen Schilderung nicht bedurfte. Auch stellt sich Bettine hier ganz so, als ob sie diesmal Jacobi zuerst gesehen habe, was durch Goethe's Erzählung des Besuches in Weimar (oben S. 255) widerlegt wird.

Wenige Tage darauf will Bettine nach München gegangen sein, wo sie denn bei Jacobi wieder einsprach. Bei ihm lernte sie auch Sailer kennen, den Jacobi den Philosophen Gottes genannt habe.[1]) Am 26. März 1809 äußert sie: „Jacobi habe ich in drei Wochen nicht gesehen, obschon ich ihm über seinen „Woldemar", den er mir hier zu lesen gab, einen langen Brief geschrieben habe; ich wollte mich üben, die Wahrheit zu sagen, ohne daß sie beleidigt. Er war mit dem Brief zufrieden, und hat mir mancherlei darauf erwiedert; wär' ich nicht in das heftige Herzklopfen gerathen wegen den Tyrolern, so wär' ich vielleicht in eine philosophische Korrespondenz gerathen und gewiß drin stecken geblieben." Sie klagt vierzehn Tage später, daß man bei Tieck, bei Jacobi, gar nicht ihre Begeisterung für das heldenmüthig sich aufopfernde Tyrolervolk theile (II, 49). Am 7. Juni weiß sie von einer schönen Fahrt zu erzählen, die sie mit dem Verfasser des „Woldemar", seinen beiden Schwestern und dem Grafen Westerhold nach dem Starenbergersee gemacht, wo sie bei herannahendem Abend fast anderthalb Stunden auf dem Wasser fahren mußten. Die „weiße, langgestrickte wollene Zipfelmütze" der Tante Lene spielt auch hierbei eine große Rolle. „Jacobi ist zart, wie eine Psyche, zu früh geweckt, rührend", schreibt sie; „wär' es möglich, so könnte man von ihm lernen, aber die Unmöglichkeit ist ein eigener Dämon, der listig alles zu vereiteln weiß, zu was man sich berechtigt fühlt. So mein' ich immer, wenn ich Jacobi von Gelehrten und Philosophen umgeben seh', ihm wär' besser, er sei allein mit mir. Ich bin überzeugt, meine unbefangenen Fragen, um von ihm zu lernen, würden ihm mehr Lebenswärme erregen, als jene alle, die vor ihm etwas zu sein als nothwendig erachten. Mittheilung ist sein höchster Genuß; er appellirt in allem an seine Frühlingszeit; jede frisch aufgeblühte Rose erinnert ihn lebhaft an jene, die ihm zum Genuß einst blühten, und indem er sanft durch die Haine wandelt, erzählt er, wie einst Freunde Arm in Arm sich mit ihm umschlungen in köstlichen Gesprächen, die spät in die laue Sommernacht währten, und da weiß er noch von jedem Baum in Pempelfort, von der Laube am Wasser, auf dem die Schwäne kreisten, von welcher Seite der Mond hereinstrahlte auf reinlichem Kies, wo die Bachstelzchen stolzirten. Das alles spricht sich aus ihm hervor, wie der Ton einer einsamen Flöte: sie deutet an, der Geist

1) Vgl. Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde II, 10 f.

weilt noch hier, in ihren friedlichen Melodien aber spricht sich die Sehnsucht zum Unendlichen aus. Seine höchst edle Gestalt ist gebrechlich; es ist, als ob die Hülle leicht zusammensinken könne, um den Geist in die Freiheit zu entlassen." Wenn Bettine darauf weiter bemerkt: „Du selbst hast mir einmal erzählt, daß er als Student nicht wenig eitel auf sein schönes Bein gewesen, und daß er in Leipzig mit dir in einen Tuchladen gegangen, das Bein auf den Ladentisch gelegt und dort die neuen Beinkleidermuster drauf probirt, bloß um das Bein der artigen Frau zu zeigen", so dürfte dieses eine ihrer vielen Erdichtungen sein; denn Jacobi hat nie in Leipzig studirt, ist nie mit Goethe zusammen in Leipzig gewesen, und dieser lernte ihn erst kennen, als er bereits einunddreißig Jahre alt, längst verheiratet und in Dienst war. Bettine läßt Goethe hierauf am 7. Juli erwiedern: „Was du mir von Jacobi erzählst, hat mich sehr ergötzt; seine jugendlichen Eigenheiten spiegeln sich vollkommen darin. Es ist eine geraume Zeit her (aber noch vor vier Jahren hatten sich die Freunde mehrere Tage lang in Weimar gesehen, und vertraulich besprochen!), daß ich mich nicht persönlich mit ihm berührt habe. Die artige Schilderung deiner Erlebnisse mit ihm auf der Seefahrt, die dein Muthwille ausheckte, haben mir ähnliche heitere Tage unseres Umgangs zurückgerufen. Zu loben bist du, daß du keiner authentischen Gewalt bedarfst, um den Achtungswerthen ohne Vorurtheil zu huldigen. So ist gewiß Jacobi unter allen strebenden und philosophirenden Geistern der Zeit derjenige, der am wenigsten mit seiner Empfindung und ursprünglichen Natur in Widerspruch gerieth, und dabei sein sittliches Gefühl unverletzt bewahrte, dem wir als Prädikat höherer Geister unsere Achtung nicht versagen möchten. Wolltest du nun auf deine vielfach erprobte anmuthige Weise ihm zu verstehn geben, wie wir einstimmen in die wahre Hochachtung, die du unter deinen liebenswürdigen Koboldstreichen verbirgst, so wäre dies ganz in meinem Sinne gehandelt." Uns scheint es aber höchst unwahrscheinlich, daß Goethe, dessen Verbindung mit Jacobi nicht so völlig aufgegeben war, sich auf eine solche vornehme Weise gegen Bettine über ihn ausgesprochen und ihn nicht einmal mit einem herzlichen Gruß bedacht haben sollte. Bettine erwiedert aber (II, 97): „Jacobi befindet sich ganz leidlich. Tante Lene schreit zwar, sein Kopf tauge nichts, der, so wie er etwas Philosophisches schreiben wolle, ihn schmerze, zusammt den Augen. Wenn nun auch der Kopf nichts taugt, so war doch sein Herz sehr lebendig aufgeregt, als ich ihm vorlas, was du für ihn geschrieben hast. Ich mußte es ihm abschreiben; er meinte, da er keine so freundliche Fürsprache bei dir habe, wie du bei ihm, so müsse er wohl selbst dir schriftlich danken. Einstweilen schickt er beiliegende Rede über Vernunft und Verstand." Eine derartige Rede Jacobi's ist uns aber völlig unbekannt, und an eine Uebersendung der früher mitgetheilten Abhandlung: „Ueber das Unternehmen des

Kriticismus, die Vernunft zu Verstande zu bringen" (vgl. oben (S. 247), kann unmöglich gedacht werden. Auch steht die ganze Art, wie Jacobi sich über Goethe geäußert haben soll, mit seinem Verhältnisse zu diesem in Widerspruch. Am 24. Oktober[1]) schreibt Bettine an Goethe von Landshut aus: „Morgen geh' ich wieder nach München; da werde ich den liebenswürdigen Präsidenten (Jacobi) wiedersehn"; indessen erwähnen die folgenden Briefe Jacobi's nicht, und bald darauf (II, 152) finden wir sie wieder in Landshut, von wo sie Ostern 1810 über Salzburg nach Wien reist.

Wie sehr man auch die einzelnen Nachrichten Bettinens über Jacobi bezweifeln darf — und wie wenig auf ihre geschichtliche Wahrheit zu geben ist, haben wir anderwärts erwiesen[2]) —, so dürfte doch kaum geläugnet werden, daß sie Jacobi in München mehrfach gesehen und ihre Bemerkungen über ihn an Goethe mitgetheilt, auch manches zwischen ihnen vermittelt haben werde.

1809 erschienen Goethe's „Wahlverwandtschaften", dieser aus Goethe's tiefster Seele geschöpfte tragische Roman, welcher bald das größte Aufsehen zu erregen und, bei dem herrschenden Mangel wahrer ästhetischer Auffassung, die Zionswächter gegen den Dichter wach zu rufen bestimmt war. Goethe scheute sich wohl, den Roman an Jacobi mitzutheilen, den er durch das geschilderte sittliche Vergehen zu verletzen fürchten mußte. 1810 erhielt Jacobi Goethe's Farbenlehre, wie er selbst ihm im Herbst den dritten Bericht der Münchener Akademie zusandte, so wie die Rede von Jacobs „über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken", die am Namenstage des Königs, am 12. Oktober, gehalten und schon (von Jacobs selbst?) ihm zugeschickt worden war.[3]) Im Oktober kam auch Fr. A. Wolf nach München, wo er während seines achttägigen Aufenthaltes viel mit Jacobi verkehrte.[4]) Ohne Zweifel wird er diesem von seinem Freunde Goethe, den er in Karlsbad begrüßt hatte[5]), manches zu erzählen gewußt haben. Am 17. November kam der Münchener Kammersänger Brizzi, von Jacobi an Goethe empfohlen, in Weimar an, wo er am Hofe die beste Aufnahme fand. Am 19. Dezember, an demselben Tage,

---

1) A. a. O. II, 130. Der ganze Brief ist trotz des mehrfach rücklaufenden Datums von diesem Tage.

2) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 559 ff. Was Bettine von einer Vernachlässigung des Hofmalers Kloß in München erzählt (II, 105 f. 109), scheint mit dem Antheil, den Goethe an ihm nahm und nehmen mußte, nicht recht übereinzustimmen. Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 240. 246. Werke B. 39, 467.

3) „Jacobsens Rede — hat uns an das große Festin (im Abdruck steht irrig Fest in) der griechischen Epoche wieder recht lebhaft erinnert", schreibt er am 19. Dezember, „und indem sie unsern Geist erhob, unser Gemüth in eine Halbtrauer versetzt."

4) Vgl. Fr. Jacobs „vermischte Schriften" VII, 130 f.

5) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, 407 f.

an welchem Brizzi zum letztenmal auftrat [1]), schreibt Goethe einen freundlichen Brief an Jacobi, in welchem er sein Verlangen ausspricht, die in München versammelten Schätze einmal zu sehn. „Am liebsten wünsche ich dir Glück", bemerkt er, „daß du nach manchen ausgestandenen Stürmen, von denen wir sehr ungern mehreres vernommen, endlich wieder zu einem ruhigen und erfreulichen Leben gelangt bist. Möge dieser Zustand nun desto sicherer fortdauern, und die überstandene Prüfung niemals wiederkehren!" Jacobi hat bei dieser Stelle am Rande zwei Ausrufungszeichen gemacht, offenbar zur Andeutung, wie wenig er noch in Ruhe und Sicherheit sei. Goethe deutet hiermit auf die vielfachen gehässig verläumderischen Angriffe hin, welche die nach München gezogenen, durch Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Regsamkeit ausgezeichneten Nichtbaiern, und unter ihnen besonders Jacobi, als Präsident der angefeindeten Akademie, von einer beschränkt katholisch-baierischen Partei mehrere Jahre zu erleiden hatten, die endlich in dem meuchelmörderischen Anfalle auf Thiersch ihre ganze ohnmächtige Bosheit enthüllte. [2]) Jacobi hatte es sich gefallen lassen müssen, unter der Maske des berüchtigten Bourdelot mit Spott und Hohn überschüttet zu werden; vergebens machte er der Regierung von dieser argen Verläumdung Anzeige, vergebens erhob er eine gerichtliche Klage gegen den Verläumder, der den Triumph hatte, in allen Instanzen freigesprochen zu werden. Nach Ostern 1809, fast gleichzeitig mit dem Eindringen der österreichischen Heere in Baiern, waren die nach Baiern gezogenen protestantischen Gelehrten in der Schmähschrift von Aretin's: „Die Plane Napoleon's und seiner Gegner, besonders in Teutschland und Oesterreich", der feindseligsten Gesinnungen gegen den französischen Kaiser, den Verbündeten Baiern's beschuldigt, und zu den strengsten Maßregeln gegen sie aufgefordert worden. Die Schrift war bei der Armee ausgetheilt, in einem zu Passau erscheinenden Blatte, mit noch härteren Anklagen vermehrt, abgedruckt, und, in's Französische übersetzt, nach Wien befördert worden, wo man auch durch mündliche Verdächtigungen seinen Zweck zu erreichen suchte. Freilich drangen diese Anschuldigungen nicht durch, aber Jacobi befand sich doch seinen Gegnern gegenüber in einer so mißlichen Stellung, daß der ihm befreundete französische Gesandte Graf Otto ihn dringend ersuchte, ja die größte Vorsicht zu beobachten, da er sonst leicht genöthigt werden könne, ihn eines Tages, wie sehr er auch sein Freund sei, deportiren zu lassen. Fr. Jacobs widerlegte die giftigen Verläumdungen in einer eigenen Schrift, ohne aber dadurch die Verläumder zum Schweigen zu bringen, die auch nach dem Abschlusse des

---

1) Vgl. Schöll zu Goethe's Briefen an Frau von Stein III, 422 Note 1. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, 418. 420. Wieland's Brief in der „Zeitung für die elegante Welt" 1835 Nro. 134.

2) Vgl. Jacobs a. a. O. VII, 92—125. 324 f. 374—466.

Wiener Friedens ihr boshaftes Spiel fortsetzten. Nicht bloß gab der Oberbibliothekar von Aretin, der heftigste Gegner der eingedrungenen Norddeutschen, Ende 1809 eine heftige Anklage beim Präsidium der Akademie gegen Jacobi ein, sondern man verbreitete auch sonst auf hinterlistige Weise die ärgsten Beschuldigungen, besonders gegen Jacobi, Jacobs und Schlichtegroll. Endlich gegen Ende des Jahres 1810 stellten sich die Verhältnisse etwas günstiger, da die blinde Leidenschaft sich immer kenntlicher bloß gab und die Regierung ihr kräftig entgegentrat. Im Anfange des folgenden Jahres wurde gegen Aretin eine Untersuchung verhängt. „Jacobi läßt dir sagen", schreibt ein Freund von Jacobs am 14. Februar an diesen, „er sei jetzt seiner und unser aller Sache wegen ruhig, da es ausgemittelt sei, daß Aretin ihn namentlich hochverrätherischer Schritte beschuldigt habe, ohne auch nur den Schatten eines Beweises dafür vorbringen zu können." Anfangs April wurde Aretin als Direktor des Appellationsgerichts nach Neuburg versetzt.

Im Herbste 1811 kam Thiersch auf einer Reise nach Weimar, wohin ihm Jacobi einen Brief an Goethe mitgegeben hatte. „Lasse dir von ihm erzählen", schrieb er, „wie es deinem alten Freunde geht, und was du sonst von München zu wissen begehren möchtest. Er wird dir auch einen Gipsabguß von meinem Bilde überreichen, das Christen von mir gemacht hat. — Da dich das, was du in unserm jüngsten akademischen Jahresbericht über das hiesige Münzkabinet gelesen hast, nach dem Anblick unserer Schätze vorzüglich lüstern gemacht hat, so wirst du es jetzt noch mehr werden, da ich dir anzeigen kann, daß wir die berühmte Cousiniere'sche Sammlung erworben haben, und sie zu Anfang des Oktobers in Empfang nehmen werden. Höher könnte mich nichts erfreuen, als ein Besuch von dir. Thiersch wird dir mündlich mehr darüber sagen. Von deiner „Farbenlehre" muß ich dir noch sagen, daß mir der zweite (geschichtliche) Theil derselben unsäglichen Genuß gegeben hat. — Meine Schwestern und der biedere Max mit seiner Frau grüßen dich und die Deinigen auf das herzlichste. Grüße von mir noch besonders den wackern Meyer. — Vor allen Dingen komme nach München. Ich umarme dich mit unvergänglicher Liebe." Auch Brizzi kam im Oktober wieder nach Weimar, wo er bis zum 5. Dezember verweilte.[1])

In dem von Thiersch überbrachten Briefe hatte Jacobi ihm mitgetheilt, daß eben eine kleine Schrift von ihm unter der Presse sei, die einen großen Theil der Geschichte seiner Wanderung durch ältere und neuere Lehrmeinungen und Systeme enthalte, und er hoffe, daß auch Goethe darin einiges finden werde, was ihm behage. Es ist hier die gegen Ende des Jahres erschienene Schrift gemeint: „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung".

---

1) Vgl. Schöll a. a. O. III, 427. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, 465.

Schon am 13. September 1809 hatte er an Jean Paul geschrieben: „Ich bin gegenwärtig daran, mein altes, vor dreizehn Jahren in Hamburg angefangenes Werk über Offenbarung zu vollenden. — Mir will oft aller Muth und alle Lust vergehn, wenn ich um mich schaue und niemand erblicke, der mir für das zeugte, was ich Wahrheit nenne, als etwa dich." Im Briefe an Vanderbourg vom 23. September desselben Jahres nennt er diese Schrift sein „philosophisches Testament". Jacobi bekannte sich hier auf das entschiedenste zu dem Glauben an einen über der Natur stehenden Gott und trat der Lehre vom Alleins, dem Identitätssystem, welches die neueste, wie die älteste Philosophie sei, auf das schärfste entgegen. „Die Natur verbirgt Gott", lehrte er, „weil sie überall nur Schicksal, eine unberechenbare Kette von lauter wirkenden Ursachen ohne Anfang und Ende offenbaret, ausschließend mit gleicher Nothwendigkeit beides, Vorsehung und Ungefähr. Ein unabhängiges Wirken, ein freies ursprüngliches Beginnen ist das in ihr und aus ihr Unmögliche. Willenlos wirket sie, und rathschlaget nicht, weder mit dem Guten, noch mit dem Schönen; auch schaffet sie nicht, sondern verwandelt absichtlos und bewußtlos aus ihrem finstern Abgrund ewig nur sich selbst, fördernd mit derselben rastlosen Emsigkeit das Untergehen wie das Aufgehen, den Tod wie das Leben — nie erzeugend, was allein aus Gott ist und Freiheit voraussetzt, die Tugend, das Unsterbliche. Der Mensch offenbaret Gott, indem er mit dem Geiste sich über die Natur erhebt, und kraft dieses Geistes sich ihr als eine von ihr unabhängige, ihr unüberwindliche Macht entgegenstellt, sie bekämpft, überwältigt, beherrscht." Er sprach in dieser Schrift gegen Schelling's Lehre, die er mit Umgehung des Namens ihres Urhebers als die „zweite Tochter der kritischen Philosophie", als „Alleinheitslehre", als „absolutes Identitätssystem", als „Naturphilosophie" bezeichnet, die schwersten Anklagen aus; er behauptete, sie hebe die Unterscheidung zwischen Natur- und Moralphilosophie, Nothwendigkeit und Freiheit vollends auf, sie lehre, über der Natur sei nichts, die Natur allein sei, die Natur sei alles, über ihr nichts, sie gebe die Lehre von Gott, Unsterblichkeit und Freiheit geradezu auf, so daß nur noch Naturlehre, Naturphilosophie bleibe, sie stelle die Ansicht auf, aller Dualismus, wie er Namen habe, müsse vertilgt werden, sie setze die Identität der Vernunft und der Unvernunft, des Guten und Bösen. Gegen diese Beschuldigungen, die, wenn sie gegründet wären, den Staat verpflichten würden, den Vertreter solcher Ansichten von jedem öffentlichen Lehramte zu entfernen, erhob sich nun der Angegriffene mit aller seiner Kraft in dem Buche: „F. W. Schelling's Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen rc. des Herrn Friedrich Heinrich Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus", dessen Vorrede vom 13. Dezember 1811 datirt ist. Schelling erklärt in dieser meisterhaft geschriebenen, mit der schnei-

dendsten Schärfe der Dialektik den Gegner verfolgenden, mit dem Zorne der bittersten erlittenen Ehrenkränkung ihn zermalmenden Schrift, Jacobi, der sich früher auf den Namen eines modernen Sophisten im großen Stile Ansprüche erworben habe, verdiene jetzt nur den Namen eines Sykophanten; seine Behauptungen seien unwahr, da er gerade das Gegentheil von demjenigen gelehrt habe, was Jacobi ihm Schuld gebe. So lange Jacobi nicht durch unzweifelhafte Stellen nachweise, daß jene ihm aufgebürdeten Lehren in seinen Schriften vorhanden seien, so lange hafte ohne sein (Schelling's) Zuthun in der Brust jedes rechtlichen Mannes der natürliche Abscheu über die Atrozität dieses nicht wissenschaftlichen Angriffs, dieses Versuchs, die Person des Gegners, wenn es möglich wäre, moralisch zu morden. Kein Mann von Ehre werde anstehn, dieser Handlung den Namen einer litterarischen Schandthat beizulegen, was er aus dem einzigen Grunde nicht möchte, weil es zweifelhaft scheinen müsse, ob einem seiner selbst so wenig mächtigen Manne überhaupt eine That zuzuschreiben sei. Es läßt sich nicht läugnen, daß Jacobi die Tragweite seiner Beschuldigungen im heiligen Eifer der seinem Herzen so theuren Ueberzeugung gar nicht ermessen hatte, daß seine Beurtheilung der Naturphilosophie eine durchaus parteiische und im Grunde oberflächliche war, und er am wenigsten in die Tiefe dieser ihm fremden Anschauungen herabzusteigen vermochte. Somit war Schelling vollkommen in seinem Rechte, und wenn seine eigenen Beschuldigungen gegen Jacobi sehr hart und zuweilen ungerecht sind, wenn er ihm böswillige Absichten zuschreibt, ihn als einen philosophischen Abenteurer darstellt, der hinterlistig die ruhig ihres Weges ziehenden Philosophen überfalle, der nur an anderen und auf ihre Kosten sich emporzuheben scheine, wenn er ihm fast jede Begabung abspricht, so darf man diese Ungerechtigkeit wohl der Erbitterung des so schwer Verletzten und dem Jacobi durchaus entgegengesetzten Standpunkte des tiefsinnig genialen Mannes zu Gute halten, der das Heiligthum der aus der Tiefe seines Geistes erzeugten Anschauungen auf solche Weise verunreinigt sehn mußte. Der Eindruck, den Schelling's Schrift auf Jacobi übte, war ein erschütternder und bewältigender, worunter auch seine Gesundheit bedenklich litt.

Goethe mußte sich durch Jacobi's im Dezember von ihm erhaltene [1]) Schrift abgestoßen fühlen, da nicht allein die so oft vorgetragenen Ansichten Jacobi's seiner Natur durchaus zuwider waren, sondern auch die Beschuldigungen gegen Schelling, mit welchem

1) Knebel schickt sie am 15. Dezember mit der Bemerkung an Goethe zurück: „Es ist viel Scharfsinniges darin, ob uns gleich das Buch im ganzen nicht viel Neues lehrt. Der Verfasser erbaut seinen Tempel, wie mehrere, von oben herunter, und dabei fehlt es ihm an tieferm Eindringen in die innere Natur. Einen gewissen Bisamgeruch, der seinen Schriften eigen ist, muß man ihm schon verzeihen.“

Goethe in so vielen Punkten übereinstimmte, ihm zum bittersten Aerger gereichten. Aber er wollte den geliebten alten Freund nicht verletzen, da er seine Reizbarkeit und sein festes Haften an den von Jugend auf gehegten und gepflegten Ansichten kannte. Deshalb äußerte er sich in einem Briefe an Jacobi's Freund Schlichtegroll, mit welchem, als Generalsekretär der Akademie, er in näherer Verbindung stand, in einem Briefe vom letzten Januar 1812 auf die freundlichste Weise. [1]) Er habe, schrieb er, gar kein solches Aergerniß an dem Apostel der Heiden [2]) genommen, dem er nichts verarge, sondern habe ihn mit vielem Antheil, ja wiederholt vernommen. Jacobi setze die Ueberzeugung und das Interesse der Seite, auf der er stehe, mit so großer Einsicht als Liebe und Wärme auseinander, und dies müsse ja auch demjenigen höchst erwünscht sein, der sich von der andern Seite her in einem so treuen, tief- und wohldenkenden Freunde bespiegle. Freilich trete er ihm der lieben Natur, wie man zu sagen pflege, etwas zu nahe; allein das verarge er ihm nicht. Nach seiner Natur und dem Wege, den er von jeher genommen, müsse Jacobi's Gott sich immer mehr von der Welt absondern, wie der seinige sich immer mehr in sie verschlinge. Beides sei auch ganz recht; denn gerade dadurch werde es eine Menschheit, daß, wie so manches andere sich entgegenstehe, es auch Antinomien der Ueberzeugung gebe; diese zu studiren mache ihm das größte Vergnügen, seit er sich zur Wissenschaft und ihrer Geschichte gewendet habe. Und so solle der Freund, jener Apostel der Heiden, wiederholt zum allerschönsten von ihm gegrüßt sein. Daß Goethe dies gerade an Schlichtegroll geschrieben und es dadurch gewissermaßen zu einer öffentlichen oder offiziellen Botschaft geworden, machte es Jacobi noch werther.

Hatte Goethe vorab die Schrift nur ganz arglos als ein wiederholtes Bekenntniß von Jacobi's Glaubensansichten betrachtet, so wurde er dagegen durch Schelling's scharfe Entgegnung auf die tiefere Bedeutung derselben aufmerksam, und es fiel ihm schmerzlich auf's Herz, daß der alte Freund es nicht lassen könne, die auch ihm heiligen Ueberzeugungen mit solchem verketzernden Glaubenseifer zu verfolgen; er schauderte zurück vor einem solchen Fanatismus, der keine andere Ansicht neben sich dulden, sondern alle Andersgläubigen vom Erdboden vertilgen möchte, falls sie ihm nicht beifallen wollen. „Ein Buch, welches mich erschreckt, betrübt und wieder auferbaut hat, ist von Schelling gegen Jacobi", schreibt er am 25. März 1812 an Knebel. „Nach der Art, wie der letzte sich in den sogenannten „göttlichen Dingen" herausgelassen, konnte der erste freilich nicht schweigen, ob er gleich sonst zu den hart-

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 264 f.

2) Namensanspielung auf den Apostel Jacobus, wie sie im Jacobi'schen Kreise nicht ungebräuchlich war. Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 195.

näckigen Schweigern gehört. Wir andern, die wir uns zur Schelling'schen Seite bekennen, müssen finden, daß Jacobi übel wegkommt. Das Buch muß die Münchener Skandale, die ohnehin kaum erst ein wenig beruhigt sind, wieder auf's neue aufregen; doch wir können der Welt den Frieden nicht geben, und wollen sehn, ob wir beim litterarischen Krieg etwas gewinnen, was bei dem andern der Fall nicht sein kann." Wie sehr der Grimm gegen den Freund bei Goethe stieg, je mehr und je tiefer er Jacobi's und seines nothgedrungenen Gegners Schriften erwog, zeigt die bittere Aeußerung in einem weitern Briefe an Knebel vom 8. April:[1]) „Daß es mit Jacobi so enden werde und müsse, habe ich lange vorausgesehen, und habe unter seinem beengten, und doch immerfort regen Wesen selbst genugsam gelitten. Wem es nicht zu Kopfe will, daß Geist und Materie, Seele und Körper, Gedanke und Ausdehnung oder, wie ein neuerer Franzos[2]) sich genialisch ausdrückt, Wille und Bewegung die nothwendigen Doppelingredienzien des Universums waren, sind und sein werden, die beide gleiche Rechte für sich fordern und deswegen beide zusammen wohl als Stellvertreter Gottes angesehen werden können — wer zu dieser Vorstellung sich nicht erheben kann, der hätte das Denken längst aufgeben und auf gemeinen Weltklatsch seine Tage verwenden sollen. Wer ferner nicht dahin gekommen ist, einzusehn, daß wir Menschen einseitig verfahren und verfahren müssen, daß aber unser einseitiges Verfahren bloß dahin gerichtet sein soll, von unserer Seite her in die andere Seite einzudringen, und selbst bei unseren Antipoden wieder aufrecht auf unsere Füße gestellt zu Tage zu kommen, der sollte einen so hohen Ton nicht anstimmen. Aber dieser ist leider die Folge von jener Beschränktheit. Und was das gute Herz, den trefflichen Charakter betrifft, so sage ich nur so viel: Wir handeln eigentlich nur gut, in sofern wir mit uns selbst bekannt sind. Dunkelheit über uns selbst läßt uns nicht leicht zu, das Gute recht zu thun, und so ist es denn eben so viel, als wenn das Gute nicht gut wäre. Der Dünkel aber führt uns gewiß zum Bösen, ja wenn er unbedingt ist, zum Schlechten, ohne daß man gerade sagen könnte, daß der Mensch, der schlecht handelt, schlecht sei. Ich mag die mysteria iniquitatis nicht aufdecken, wie eben dieser Freund, unter fortdauernden Protestationen von Liebe und Neigung, meine redlichsten Bemühungen ignorirt, retardirt, ihre Wirkung abgestumpft, ja vereitelt hat. Ich habe das so viele Jahre ertragen; denn — Gott ist gerecht! sagte der Persische Gesandte, und jetzo werde ich mich's freilich nicht anfechten lassen, wenn sein graues Haupt mit Jammer in die Grube fährt. Sind doch auch in dem unglücklichen Buch von göttlichen Dingen recht harte Stellen gegen meine besten Ueberzeugungen, die ich öffentlich in meinen auf Natur und

---

1) Die beiden Briefstellen gab schon Riemer II, 689 ff.

2) Degérando in seiner histoire comparée des systèmes de philosophie?

Kunst sich beziehenden Aufsätzen und Schriften seit vielen Jahren bekenne, und zum Leitfaden meines Lebens und Strebens genommen habe — und alsdann kommt noch ein Exemplar im Namen des Verfassers an mich, und was dergleichen Dinge mehr sind. Uebrigens soll ihm Dank werden, daß er Schellingen aus seiner Burg hervorgenöthigt hat. Für mich ist sein Werk von der größten Bedeutung, weil sich Schelling noch nie so deutlich ausgesprochen hat, und mir gerade jetzt in meinem augenblicklichen Sinnen und Treiben daran gelegen ist, den statum controversiae zwischen den Natur- und Freiheitsmännern recht deutlich einzusehn, um nach Maßgabe dieser Einsicht meine Thätigkeit in verschiedenen Fächern fortzusetzen."[1]) Wahrscheinlich war es um diese Zeit, daß Goethe das Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser", schrieb, dessen Beziehung auf Jacobi aus dem Briefwechsel sich unzweifelhaft ergibt, obgleich dasselbe unter die auf Kunst bezüglichen Gedichte (B. 2, 186 f.) eingefügt ist. Es erschien erst im Jahre 1815 in der neuen Ausgabe der Werke, ward aber Reinhard schon Ende 1812,[2]) Jacobi im folgenden Jahre 1813 bekannt. Der herbe Schluß deutet auf die Zeit bitterster Verstimmung gegen Jacobi hin, welche indeß nicht lange vorhielt.

Als im April Herr von Gersdorf, der auf seiner Reise Weimar berühren wollte, München verließ, gab Jacobi ihm einen herzlichen Brief an seinen alten Freund mit auf den Weg. „Die freundlichen Worte, die du mir über meine Schrift „von den göttlichen Dingen" durch Schlichtegroll hast sagen lassen", bemerkt er — der Brief ist vom 16. April —, „haben mich innig erfreut,[3])

---

1) Viel milder äußert sich Goethe später in den „Annalen" (B. 27, 288 f.). „Jacobi von den göttlichen Dingen machte mir nicht wohl", schreibt er. „Wie konnte mir das Buch eines so herzlich geliebten Freundes willkommen sein, worin ich die These durchgeführt sehn sollte, die Natur verberge Gott (wozu Schelling S. 87 bemerkt, sie könne demnach nur der verborgene Gott sein). Mußte, bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehn unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte, mußte nicht ein so seltsamer, einseitig beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen? Doch ich hing meinem schmerzlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl, und fand in Spinoza's „Ethik" auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da sich indeß meine Bildung gesteigert hatte, ward ich im schon Bekannten gar manches, das sich neu und anders hervorthat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung gewahr." Letzteres sollte man fast für ein irriges Hineintragen einer frühern Zeit halten (vgl. oben S. 192), da diesmal wohl Schelling's Schrift eher als Spinoza ihn beruhigte.

2) Reinhard schreibt am 28. Januar 1813 an Goethe: „Ihre Diane der Epheser hat hier (in Kassel) zu vielfachen Auslegungen Veranlassung gegeben, und es ist großer Streit entstanden, welche die wahre sei. Ich möchte wohl, daß Sie mich in den Stand setzten, durch eine authentische Erklärung den Streit zu schlichten."

3) Dies berichtet auch Graf Reinhard an Goethe (S. 128), dem Jacobi

und ich hätte dir längst dafür gedankt, wenn ich nicht seit zwei Monaten so ganz außerordentlich leidend gewesen wäre. — Nächstens wirst du wieder etwas von mir erhalten, den ersten Band meiner Werke. Er wird dir den alten, „so treuen Freund" (Worte Goethe's) noch lebhafter vergegenwärtigen, als die Schrift „von den göttlichen Dingen".

Gleich einer alten, halbverklungnen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf![1])

Lieber! Du hast noch eine Schuld an mich abzutragen und an dich selbst. Laß mich nicht in das „stille, ernste Geisterreich" (vgl. die genannte „Zueignung") hinabsteigen, ehe du sie abgetragen hast." Jacobi deutet hiermit auf die Darstellung ihrer ersten Bekanntschaft. Goethe hatte ihm kurz vorher den ersten Band von „Dichtung und Wahrheit" gesandt, die ihn so hingerissen hatte, daß er nicht sagen konnte, wie sehr, und wie sehnlich er die Fortsetzung erwarte. „Möchte ich noch einmal dich wiedersehn!" fügt er hinzu. „Ich umarme dich mit unvergänglicher Liebe." Da Herr von Gersdorf den schon auf der Reise nach Karlsbad begriffenen Dichter nicht angetroffen hatte, so antwortete dieser am 10. Mai von Karlsbad aus. Nachdem er für die schönen von Jacobi ihm gesandten Autographa gedankt und deren Fortsetzung sich erbeten hat,[2]) kommt er auf die Schrift „von den göttlichen Dingen" zu sprechen. „Dein Büchlein war mir willkommen", äußert er, „weil ich nach deiner Ankündigung (vgl. oben S. 262) daraus deine Ueberzeugung, die sich in früheren und späteren Tagen gleich geblieben, und zu eben der Zeit den eigentlichen statum controversiae so mancher philosophischen Streitigkeiten erfahren sollte, deren wunderlichen Dekurs ich mit mehr oder weniger Aufmerksamkeit selbst erlebt hatte. Diesen Gewinn habe ich nun auch davon, und soll dir dagegen der gebührende Dank abgestattet sein. Ich würde jedoch die alte Reinheit und Aufrichtigkeit verletzen, wenn ich dir verschwiege, daß mich das Büchlein ziemlich indisponirt hat. Ich bin nun einmal einer der Ephesischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin, und in

---

dieses Urtheil mitgetheilt hatte. Auffallend ist Reinhard's Aeußerung über Schelling's Schrift, der Verfasser eines solchen Buchs sei ein von Gott verlassener Mensch. Richtiger urtheilte wohl Steffens (Was ich erlebte VIII, 386), die Schrift sei gerade durch ihre Härte und Strenge wichtig und entscheidend, Schelling habe nicht milder sein dürfen.

1) Worte aus der „Zueignung" zum „Faust". Der erste Band enthielt „Allwill's Briefsammlung", zu deren Ausarbeitung Goethe ihn angeregt hatte. Schelling hatte S. 150 Goethe's damalige Aufforderung an ihn als eine Warnung höhnisch mißdeutet.

2) Ueber seine Autographensammlung vgl. Goethe's Briefwechsel mit Knebel II, 50. 70 f. mit Reinhard S. 125 f. 129 ff. 133. mit Jacobi S. 241. 259. 262 f.

Nachbildung ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen andern und noch dazu formlosen[1]) Gott aufdringen will.[2]) Hätte ich daher irgend eine ähnliche Schrift zum Preis der großen Artemis herauszugeben (welches jedoch meine Sache nicht ist, weil ich zu denen gehöre, die selbst gern ruhig sein mögen und auch das Volk nicht aufregen wollen), so hätte auf der Rückseite des Titelblattes stehen müssen[3]): „Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntniß werden soll, desto stärker, kräftiger, lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein.“ Du erläßest mir, wie billig, eine weitere Ausführung dieses Textes; denn da du deine Seite so gut kennst, so weißt du ja auch alles, was die andern zu sagen haben.“ Anerkennender und schonender konnte Goethe, der seine eigenen tiefsten Ueberzeugungen in Jacobi's Buch so scharf angegriffen und als Atheismus verketzert fand, sich jetzt, wo Schelling's Schrift so manche ungerechte Vorwürfe, arge Mißverständnisse und Verdächtigungen aufgedeckt hate, unmöglich gegen den alten Freund erklären. Auf die Mahnung Jacobi's, seine Schuld an ihn abzutragen, erwiedert er: „Erlaube mir im dritten Theile meines biographischen Versuchs deiner in allem Guten zu gedenken. Die Divergenz zwischen uns beiden war schon früh genug bemerklich, und wir können uns Glück wünschen, wenn die Hoffnung, sie, selbst bei zunehmendem Auseinanderstreben, durch Neigung und Liebe immer wieder ausgeglichen zu sehn, nicht unerfüllt geblieben ist.“ Er wünscht, bald wieder etwas vom lieben Freunde zu vernehmen, dem die beabsichtigte Reise geistig und leiblich zu Nutzen kommen möge.

Dieser Brief gelangte zu Jacobi am 15. Mai, wenige Tage vor dem Antritte der Reise, welche er mit seinen beiden Schwestern gegen Ende des Monats über Heidelberg und Freiburg durch einen Theil der Schweiz und am Bodensee hinauf zu unternehmen gedachte, da er landkrank war, wie man seekrank zu sein pflegt (so schrieb er an Graf Reinhard[4])), und bestimmt das Bedürfniß

---

1) Das Wort formlosen hat Jacobi unterstrichen, weil er die Beziehung auf die Erzählung in der Apostelgeschichte (vgl. die folgende Note) übersah.

2) Anspielung auf die Erzählung in der Apostelgeschichte 19, 23—40, welche Goethe zu seinem allegorischen Gedichte „Groß ist die Diana der Epheser“, benutzt hatte, das aber damals Jacobi noch nicht bekannt war.

3) Jacobi hatte seiner Schrift das Wort Pascal's vorangestellt: Les vérités divines sont infinement au-dessus de la nature; Dieu seul peut les mettre dans l'ame. Il a voulu qu'elles entrent du coeur dans l'esprit, et non pas de l'esprit dans le coeur. Par cette raison, s'il faut connaitre les choses humaines pour pouvoir les aimer, il faut aimer les choses divines pour pouvoir les connaître.

4) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard S. 128.

fühlte, eine Zeit lang aus dem Baierlande ganz heraus zu sein; den Entschluß, die Präsidentenstelle niederzulegen, hatte er bereits gefaßt, und ihn in der Bittschrift um Reiseurlaub schon im voraus ziemlich unverhohlen angekündigt. Goethe's Brief, der ihn trotz aller Schonung und Liebe tief verletzt hatte[1]), gedachte er noch vor der Abreise zu beantworten, wurde aber durch Unwohlsein daran gehindert; eben so wenig gestattete es ihm sein fortwährendes schlechtes Befinden zu Heidelberg und Freiburg. Erst in Luzern lebte er wieder etwas auf, war aber von da an bis zu seiner am 28. Juli erfolgten Rückkehr so sehr in Anspruch genommen, daß er zu einer Beantwortung von Goethe's Brief nicht gelangen konnte. Leider hatte die Reise an seiner Gesundheit nichts gebessert, wenn er auch in allen übrigen Beziehungen im höchsten Grade damit zufrieden sein konnte. „Ich habe erfahren", schreibt er am 10. August an Jean Paul, „daß ich mich noch freuen und genießen kann, wie vor dreißig Jahren, habe viele der trefflichsten Menschen meiner Zeit gesehen, und im Umgange mit ihnen das Leben und mich selbst wieder etwas lieb gewonnen. Ich fürchte aber, der Muth, den ich mir so geholt, wird nicht bei mir bleiben, oder, die Wahrheit zu sagen, er hat mich wirklich schon wieder verlassen, und ich sehe nicht, wie es zugehn soll, daß ich mit der Herausgabe meiner Werke weiter komme. Daß ich gleichwohl den Vorsatz dazu behalten muß, eben das quält und ängstigt mich." Vier Wochen nach seiner Rückkehr bat er bestimmt um allergnädigste Entlassung, die ihm endlich, nachdem er wiederholt angemahnt worden war, auf seinem Gesuche nicht zu bestehn, ganz so, wie er begehrt hatte, mit seiner vollen Besoldung zu Theil wurde. Der zweite Theil von „Dichtung und Wahrheit", der im Oktober erschien, machte Jacobi große Freude, wenn er es auch bedauern mußte, ihn nicht vom Dichter selbst erhalten zu haben. Endlich am 28. Dezember fiel es ihm schwer auf das Herz, die Antwort auf Goethe's Brief vom 10. Mai so über Gebühr aus leidiger Verstimmung verzögert zu haben.[2])

---

1) Später äußert er hierüber (S. 266): „Der Vorwurf des Aufdringens und noch mehr, wie du ferner zu verstehn gibst, des Aufregenwollens fuhr mir hart wider die Stirne, da ich mir wohl bewußt war, wie so gar nicht ich dergleichen Vorwurf verdient. Ich wollte dir gleich antworten und den Apostel rechtfertigen gegen die Schmiede aus demselben 19. Kapitel der Apostelgeschichte, vornehmlich die Rede dort des Kanzlers (V. 35 ff.) dir zu Gemüthe führen." Aber Jacobi bezog irrig manche Ausdrücke des Vergleiches speziell auf sich, und Goethe hatte nicht Unrecht, von einem Aufdringen und Aufregen zu sprechen, da jeder, der bestimmte Lehren des Atheismus und des Truges anklagt, dieselben vor dem Volke verketzert und jeder Verfolgung bloßstellt.

2) Später sagt er (S. 266 f.): „Es kam nicht dazu (zu einer Antwort), weil ich gerade im Aufbrechen war zu einer ziemlich langen Reise über Heidelberg und Freiburg nach der Schweiz, und noch Vorfälle sich dazu gesellten, die mich über keine Minute mehr Herr sein ließen vor der Flucht. Nach meiner Zurückkunft fand ich Altes und Neues, das mich noch mehr bedrängte, so

„Ich kann dieses Jahr nicht zu Ende gehn lassen, lieber alter Freund", schreibt er an diesem Tage, „ohne dir zu melden, daß ich noch in dieser Zeitlichkeit vorhanden bin, freilich kümmerlich genug.

In enger stets und engerm Kreis,
Beweg' ich mich dem engest= und letzten,
Wo alles Leben still steht, langsam zu:
Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name.[1])

Mit dir ist es anders; das habe ich aus dem zweiten Theil deiner Biographie gesehn. Du wirst dein Bestes schreiben, wie Voltaire, zwischen dem siebenzigsten und achtzigsten Jahre, oder soll ich dir lieber einen Griechen nennen, wie Sophokles. Du hast mich fühlen lassen, wie sehr ich noch genießen kann, daß es also auch für mich noch der Mühe lohnt zu leben. Ich habe diesen zweiten Theil jetzt nur erst im Fluge lesen können, weil unsere trägen Buchhändler noch keine Exemplare haben; ein Durchreisender lieh mir das seine auf zwei Tage. Nun dürfte ich nach dem Wiederlesen, nach dem behaglichen Wiederholen, und schreibe dir unterdessen." Nachdem er der Hindernisse, die sich einer frühern Antwort in den Weg gestellt, der Versetzung seines Sohnes Max als Oberarzt und Vorsteher des Krankenhauses zu Salzburg und der nähern Verbindung mit dem Oberfinanzrath von Roth gedacht hat, der jetzt mit seiner Familie zu ihm gezogen, bemerkt er: „Daß dich mein Büchlein *von den göttlichen Dingen* „ziemlich indisponirt" hat, ist mir sehr leid: du liesest es nach Jahresfrist wohl noch einmal, welches ich sehr wünsche. Ich glaube nicht, wie du, daß wir „zunehmend auseinanderstreben". Daß aber meine Liebe zu dir nicht untergehn kann, mußt du wissen." Er sei jetzt, fährt er fort, mit der Redaktion des zweiten Bandes seiner Werke beschäftigt, deren ersten Goethe erhalten haben werde, und er theilt ihm die Art mit, wie er dabei zu verfahren gedenke.[2]) Auf die Darstellung ihres Freundschaftsbundes im dritten Theil von „Dichtung und Wahrheit" freut er sich unendlich, und er erinnert Goethe an die ersten Tage ihrer wunderbar aufblühenden Freundschaft.

Goethe erwiederte gleich nach dem Empfange dieses herzlich zutraulichen Briefes, den er zu Anfang des Jahres als gutes Omen erhalten habe, am 6. Januar. Er beginnt mit einigen allgemeinen Betrachtungen über freundschaftliche Verbindungen. „Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen ge=

---

daß ich erst am Ende des Jahres dazu kam, einmal wieder die Feder zu einem Briefe an dich anzusetzen."

1) Worte Attinghausen's in Schillers „Tell" II, 1, wo der erste Vers lautet: und so in engerm stets und engerm Kreis,
im zweiten engesten und letzten steht.

2) Die betreffende Stelle steht wörtlich in der Einleitung zum zweiten Bande der Werke S. 7.

trennt. Jene sind ein Einfaches, in dem wir uns zusammenfinden, diese ein Mannigfaltiges, in das wir uns zerstreuen. Die Freundschaften der Jugend gründen sich auf's erste, an den Spaltungen des Alters haben die letztern Schuld. Würde man dieses früher gewahr, verschaffte man sich bald, indem man seine eigene Denkweise ausbildet, eine liberale Ansicht der übrigen, ja der entgegengesetzten, so würde man viel verträglicher sein, und würde durch Gesinnung das wieder zu sammeln suchen, was die Meinung zersplittert hat." Nachdem er auf diese Weise angedeutet, wie wahre Freundschaft auch bei verschiedenen, ja entgegengesetzten Meinungen bestehn könne, womit er eigentlich nur seinen früher ausgesprochenen Satz begründen will, daß sie die Verschiedenheit ihrer Ansichten bei zunehmendem Auseinanderstreben durch Neigung und Liebe immer wieder ausgeglichen, hebt er seine eigene Denkweise hervor, bei der er gern im stillen verharre, ohne andere in der ihrigen stören zu wollen, wogegen ihm auch jede Anfeindung der seinigen anstößig sei. „Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben: als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere; bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen. Siehst du, so steht es mit mir, und so wirke ich nach innen und außen immer im stillen fort, mag auch gern, daß ein jeder das gleiche thue. Nur wenn dasjenige, was mir zu meinem Dasein und Wirken unentbehrlich ist, von anderen als untergeordnet, unnütz oder schädlich behandelt wird[1]), dann erlaube ich mir, einige Augenblicke verdrießlich zu sein, und auch dies vor meinen Freunden und Nächsten nicht zu verbergen. Das geht aber bald vorüber, und wenn ich auch eigensinnig auf meine Weise fortwirke, so hüte ich mich doch vor aller Gegenwirkung — wie sonst, so auch jetzt." Er deutet hiermit unverkennbar auf die Mißstimmung hin, die Jacobi's Bekämpfung und Verketzerung der ihm nothwendig gewordenen Ueberzeugungen in der Schrift „von den göttlichen Dingen" ihm erregt hatte, ohne daß er sich dadurch zu einer Gegenwirkung veranlaßt gesehen hätte, vielmehr hielt, „bei zunehmendem Auseinanderstreben", die alte Liebe vor. Daß Jacobi seine Werke als historische Dokumente ansehe, und sie nicht in demselben Maße verbessere, wie er sich selbst verbessert habe, billigt er ganz und gar. Die Freude, die derselbe am zweiten Bande von „Dichtung und Wahrheit" habe, mache ihm Muth zum dritten, bemerkt er, dem er diesen Sommer zu widmen gedenke. „Daß es dir und den Deinigen wohl gehe, ist mein herzlicher Wunsch",

1) Jacobi hat beim Lesen des Briefes die Worte nur, untergeordnet, unnütz und schädlich unterstrichen.

schreibt er. „Grüße sie alle! — Die Meinigen sind wohl, und so lebe denn auch so gut, als es uns noch vergönnt ist! denn der Grieche hat wohl recht, wenn er sagt: Das Alter bringt des Alternden gar viel herbei. (?) Das Beste und Liebste!“ [1])

Höchst bezeichnend für Jacobi's Reizbarkeit ist die Verstimmung, mit welcher er diesen Goethe's Verhältniß zu ihm einfach klar darstellenden, aus freundlichster Neigung hervorgegangenen Brief aufnahm, und ihn völlig mißverstand [2]), so daß er ihn auch nicht einmal einer Erwiederung würdigte. Er wollte nicht begreifen, wie Goethe's allgemeine Betrachtungen zu seinem Briefe als Antwort paßten, da diese sich doch bestimmt genug auf die „Indisposition“ bezogen, in welche Jacobi's Schrift ihn versetzt hatte, und auf das „zunehmende Auseinanderstreben“ in ihren Ansichten, das aber ihren freundschaftlichen Gesinnungen gegeneinander keinen Eintrag thun könne. Er wollte nicht errathen, was ihm im ersten Bande seiner Werke so anstößig oder mißfällig habe sein können, daß er lieber von dem Buche ganz habe schweigen wollen; und doch hatte Goethe im allgemeinen der neuen Ausgabe gedacht, und der erste Band enthielt außer einigen Briefen besonders an und von Hamann, die Goethe vielleicht schon vorlesen gehört hatte, wenig Neues, da seinen Hauptinhalt „Allwill's Briefsammlung“ bildete. Zu wahrer Erbitterung aber stieg die Mißstimmung, als ihm zufällig das Gedicht „Groß ist die Diana der Epheser“, zu Gesicht kam, das Jacobi nach einer Stelle in einem Briefe Goethe's auf sich deuten mußte; vermuthlich war es aus dem Kreise des Grafen Reinhard ihm zugekommen. „Ich begriff“, äußert er, „wie ich mir, daß es gemacht und herumgegeben wurde, nach deinem Willen zurecht legen sollte, im Fall es bis zu mir gelangte. Das konnte ich nun nicht, und daß ich es nicht konnte, das allein schmerzte mich tief; denn es war eine große Liebe, die seit mehr als vierzig Jahren mich mit dir verbunden hatte.“ Wie hätte Jacobi mit solchem Verdachte die Liebe zu unserm Dichter beflecken können, hätte nicht seine Schwester Helene, der sein ganzes Verhältniß zu Goethe nach allen Richtungen hin bekannt war, einen solchen Verdacht aufgeregt und genährt! Hatte Goethe auch in bitterm Ingrimm, daß Jacobi es nicht lassen konnte, die Natur, die sein Höchstes war, zu schmähen, das Gedicht verfaßt, so war doch diese Beziehung denjenigen unbekannt, denen er es mittheilte, und Jacobi selbst würde eine solche nicht vermuthet haben, wäre nicht die leidige Briefstelle gewesen, in welcher Goethe, was ihm wohl längst entfallen war, sich des Vergleiches vom Ephesischen Goldschmied bedient hatte. Bei dieser gereizten Stimmung Jacobi's, der im Jahre 1813 seinen lieben Heinrich Schenk durch den

1) Die Worte: „Das Beste und Liebste!“ sind von Goethe's eigener Hand.

2) Vgl. den Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 268.

Tod verloren hatte, ist es nicht zu verwundern, daß der dritte Band von „Dichtung und Wahrheit", der die liebevollste, herrlichste Schilderung ihres ersten Zusammentreffens und ihres glühenden Freundschaftsbundes enthält, durch die leise Berührung ihrer verschiedenen Richtungen die Trennung vollenden mußte. Am 23. Mai 1814 gelangte dieser Band auf buchhändlerischem Wege — denn auch Goethe schien durch Jacobi's fast anderthalbjähriges Schweigen verletzt — in seine Hände. „Mein Freund Roth war gerade bei mir", schreibt er später. „Ich hatte die ersten Bogen des Buchs ergriffen, er nahm die folgenden, und stieß bald auf die Stelle, wo du dein erstes Zusammenkommen mit mir erzählst. Wie mich diese ganze Darstellung ergriff, und mein Leben von jenem Zeitpunkt an bis auf die gegenwärtige Stunde mir zu einem Leben mit dir, von dir und zu dir wurde, dieses ahne, wenn du es vermagst, und du wirst es vermögen. Du wirst dir dann auch sagen können, wie es mich störend treffen mußte, da ich am Schluß die Worte fand: „Und so schieden wir endlich in der seligen Empfindung ewiger Vereinigung, ganz ohne Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte Richtung nehmen werde, wie es sich im Laufe des Lebens nur allzusehr offenbarte."[1]) Von einer Verschiedenheit in unserm Dichten und Trachten wußte ich wohl, aber mir hatte sich diese Verschiedenheit keineswegs erst später im Laufe des Lebens offenbart, ich wußte sie von dem Anfang unserer Bekanntschaft an; und dies, Lieber, ist auch dein Fall gewesen." Aber Goethe läugnet keineswegs, daß sie der Verschiedenheit ihrer Ansichten, die sie gegeneinander aussprachen, sich bewußt geworden, er deutet nur an, daß sie, von unaussprechlichem Bedürfniß nach einer lebendigen Ausbildung und Aufklärung aus sich selbst und von glühender Liebesleidenschaft ergriffen, es nicht ahnten, daß diese Verschiedenheit ihrer Ansichten sie nach ganz entgegengesetzten Richtungen hintreiben würde, wo an kein frisches, frohheiteres Zusammenwirken zu denken sei; am wenigsten ist von der Beschuldigung einer absichtlichen Verheimlichung irgend die leiseste Spur zu entdecken. Wie konnte nun Jacobi, selbst den Fall gesetzt, daß Goethe sich hier einen Irrthum hätte zu Schulden kommen lassen, so arg sich hierdurch verletzt finden, daß er in Folge dessen das ganze Verhältniß, wie er wirklich that, abbrach? Unstreitig nur deshalb, weil es ihn schmerzte, dieser vor aller Welt doch offen liegenden Verschiedenheit ihrer Richtungen vom Freunde Erwähnung gethan zu finden, und zwar nach der herrlichen Beschreibung ihres Seelenbundes. Wie jene Beschreibung für sich im Stande gewesen

---

1) Goethe war dieser „Prolepse" wegen zweifelhaft gewesen, und hatte es Riemer überlassen, die Stelle abdrucken zu lassen oder auszustreichen. Vgl. Riemer „Briefe von und an Goethe" S. 203. Und wirklich dürfte man in künstlerischer Hinsicht sie eher wegwünschen; wenigstens wird sie dadurch, daß er mit diesem Theile seine Lebensbeschreibung gewissermaßen abschließe, nur höchst ungenügend vertheidigt werden können.

sein würde, Jacobi wieder mit vollster Glutkraft an den Freund zu schließen, so erbitterte ihn dieser kalte Schluß, der ihm wie eine bittere Ironie in die Seele drang, der ihm gleich grausamstem Verrath das Herz blutig zerriß. Im Grunde spielte hierbei die Eitelkeit keine unbedeutende Rolle, der es sehr schmeichelte, daß er als innigster Jugendfreund des größten deutschen Dichters auf die Nachwelt gelange, und auch nicht der geringste Schatten irgend eines Zwiespaltes sollte dieses hellglänzende Bild trüben. Wie anerkennend auch Goethe immer seiner gedenken, wie ehrenvoll er auch das viele „Gute, Schöne, Herzerfreuende" hervorheben mochte, das Jacobi geleistet, dieses schien ihm immer ein Flecken, den er ihm nie verzeihen konnte. Und vor allem wird es seine Schwester Helene gewesen sein, die seine hierdurch aufgeregte Abneigung gegen den Dichter, der sich als Verräther an ihrer seligen Herzensfreundschaft bewiesen habe, nachhaltig zu nähren wußte.

Erst am Ende des folgenden Jahres, als die Versendung der Freiexemplare des zweiten Bandes seiner Werke bevorstand, faßte Jacobi den Entschluß, sich dem alten Freunde, von welchem er doch noch immer nicht ablassen konnte, wieder zu nähern. In seinem Nachlaß befanden sich zwei Entwürfe zu einem Briefe an Goethe, beide vom November 1815 und unvollendet. Der erste, den sein Verleger dem an Goethe zu sendenden Exemplar beilegen sollte, beginnt mit den Worten: „Lieber alter Freund! Du wirst zugleich mit diesem Blatt den zweiten Band meiner Werke erhalten. Möge, glücklicher, als der erste Band, dieser zweite mir ein Wort des Danks von dir erwerben!" worauf eine sehr ausführliche Schilderung ihres immer mißlicher sich gestaltenden Verhältnisses seit dem Jahre 1812 und eine Widerlegung der Aeußerung im dritten Bande von „Dichtung und Wahrheit" folgt, daß die Verschiedenheit ihres Strebens sich erst im Laufe des Lebens offenbart habe. Da diese Darstellung ihm aber unter der Hand zu lang wurde, so blieb der Brief unvollendet liegen, und es ward ein anderer entworfen, der also begann: „Lieber alter Freund! Du wirst in diesen Tagen durch Fleischer in Leipzig (Jacobi's Verleger) den zweiten Band meiner Werke erhalten. Möge er, glücklicher, als der erste, mir ein Wort des Dankes von dir erwerben! „Wir können nichts machen, als was wir machen, und der Beifall ist eine Gabe des Himmels", schrieb mir einmal Goethe."[1]) Auf rührende Weise giebt sich die alte, unvergängliche Liebe in der folgenden Aeußerung kund: „Siehe, alle deine Briefe und Brieflein, Blätter und Blättlein, die du an mich, an Betti, an Tante (Fahlmer) in einem Verlauf von einundvierzig Jahren geschrieben hast, liegen hier vor mir und um mich her. Kein aufgelesenes Fetzchen, das nur einen Zug von deiner Hand trägt, ist verschleudert worden oder mir verloren gegangen.(?) Ich holte die Brieftaschen und

1) Am 1. Februar 1793 (S. 144).

Packete zuerst nur herbei, um einzelnes aufzusuchen; dabei kam mir denn auch anderes unter die Augen und wieder und wieder. Zuletzt war kein anderer Rath, es mußte von vorn angefangen werden und der Reihe nach alles ohne Ausnahme wieder gelesen werden. — Wie mir geschah bei diesem Wiedererleben, werde ich dir darzustellen nicht versuchen. Es war die Verklärung eines sterblichen Leibes in einen unsterblichen.“ Der Brief, welcher den zweiten Theil seiner Werke begleiten sollte, habe ihm seit Jahr und Tag auf dem Herzen gelegen, fährt er fort, und sei Schuld, daß er ihm den Dank für die große Freude und den reichen Genuß, den der dritte Theil von „Dichtung und Wahrheit“ ihm gewährt, nicht ausdrücklich und schriftlich abgestattet habe. Hierauf sollte aus dem Entwurfe die Stelle über das erste Lesen des das Entstehen ihrer Freundschaft betreffenden Abschnittes folgen, woran sich dann eine ausführlichere, von der frühern Fassung wesentlich abweichende Darlegung schließt, daß die dortige Schlußbemerkung unwahr sei: denn hatte er im frühern Entwurf die Behauptung bekämpft, sie seien sich der Verschiedenheit ihrer Ansichten bei ihrem ersten Zusammentreffen nicht bewußt gewesen, so versucht er jetzt den Satz zu widerlegen, daß die entgegengesetzte Richtung ihres Strebens sich im Laufe des Lebens nur allzusehr offenbart habe, und wie sehr ihm gerade der Beweis der Unwahrheit dieser Aeußerung am Herzen liegt, ergibt sich daraus, daß er, da ihm der erste kürzere Versuch nicht gelungen scheint, diesen ausstreicht und nun einen andern, mehr in's einzelne gehenden unternimmt. Aber auch dieser scheint ihm nicht genügt zu haben, woher er den Entwurf unvollendet ließ, so daß der Brief ganz unterblieb, und das Exemplar des zweiten Bandes ohne weitere Zuschrift vom Verleger an Goethe geschickt wurde. Jede weitere Annäherung an Goethe wird Schwester Helene hintertrieben haben, wenn auch Jacobi's Herz noch immer dem alten Jugendfreund mit sehnsüchtigster Liebe zugethan blieb [1]), der nicht unterlassen konnte, seine ihm theuer gewordene Ueberzeugung kräftigst auszusprechen, wie er es in den 1815 gedruckten Versen that (B. 2, 285. 3, 3 f.):

> Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
> Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
> Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
> Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
> So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
> Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

---

1) Der Behauptung von Deyks S. 164, es sei durchaus nicht zu bezweifeln, daß das Vernehmen zwischen den Freunden sich vollkommen hergestellt und bis zu Ende fortbestanden habe, können wir unmöglich beistimmen, wenn auch Goethe sich noch einmal gelegentlich an Jacobi wandte und ihm ein freundliches Wort zusandte.

Jacobi's letzte Jahre vergingen unter mancherlei Körperleiden, die ihn aber nicht hinderten, die begonnene Ausgabe seiner Werke, besonders unter der treuen Mithülfe seines unzertrennlich ihm verbundenen lieben Fr. Roth, wenn auch langsam, fortzuführen. Niebuhr schreibt im August 1816 von München aus [1]): „Was von hier mich mit Wehmuth scheiden läßt, ist die Trennung von Jacobi, die entschieden letzte. Ihnen seinen Zustand nach Wunsch lebendig zu schildern ist nicht leicht. Sein Herz ist ganz frisch, sein Kopf nur in einzelnen Stunden so, wie wir ihn früher gekannt haben, wenigstens dem entsprechend. Er ist mehr nacherzählend, als frischquillend, wie sonst, aber sein Urtheil ist, so weit ihm die Gegenstände klar genug vorliegen, unbefangen und treffend. Daß er einen Nachsommer lebt, worin eine helle Sonne nur in der Mittagsstunde durchwärmt, und keine neue Vegetation mehr hervorzurufen vermag, empfindet er sichtbar mit einer Wehmuth, die den liebenden jüngern Freund noch mehr ergreift, als ihn selber. — Roth ist als Hausgenosse und unzertrennlicher Freund unschätzbar; er erhält Jacobi's Leben nicht allein frischer, sondern geradehin: seine Treue und Thätigkeit, ihn durch Vorlesen u. s. w. über die Schwierigkeit seines Augengebrauchs zu zerstreuen und dafür zu entschädigen [2]), verdient den innigsten Dank der Freunde Jacobi's." In einem Briefe an diesen gerade auf einer Geschäftsreise befindlichen Freund vom 4. Oktober desselben Jahres klagt Jacobi, er fühle so tief, daß von ihm kein Wohlthun mehr ausgehe, und dies Gefühl errege in ihm eine Trauer, die niemand von ihm nehmen könne. „Aber warum", fährt er fort, „sende ich diese Klag- und Trauertöne zu euch hinüber? Ich sende sie euch entgegen, um euch darauf vorzubereiten, wie ihr mich finden werdet, und weil ich voraussehe, daß es bis dahin noch um ein bedeutendes schlimmer mit mir geworden sein wird, doch so schlimm wohl nicht, ich kann es mir nicht denken, daß selbst euer Wiedersehen mich nicht mehr erfreuen könnte. Erscheint also, ihr Tröstenden, und bringet dem, der nur noch segnen kann, wahrhaftes Heil!" Am folgenden Tage fügt er hinzu: „Daß während Ihrer Abwesenheit viel und allerlei gelesen worden ist, können Sie sich vorstellen. Ich erfahre dabei zu meinem großen Schmerz, daß ich so gar nichts mehr recht behalten kann. Ich bin ein chaotisches Wesen, und sehe nur Gestalten, die da werden könnten, wie im Traume. Diese Träume aber erfreuen mich, so lange sie dauern, und es mag wohl zuweilen auch Weissagung in ihnen liegen. Ein Schriftsteller, der solche Träume in mir erweckt, ist mein Wohlthäter; er täuscht mich wie mit Wiederaufstehung in verklärter Gestalt. Ein solcher Wohlthäter wurde mir in diesen Tagen Blümner durch seine

---

1) Lebensnachrichten II. 227.

2) Schon im Briefe an Goethe vom 28. Dezember 1812 nennt er sich einen „kranken, halbblinden Greis".

Schrift „über die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus". Durch und durch hat sie mich erfreut, und ich bin nicht Goethens Meinung [1]), daß die Rezension in den Jenaischen „Ergänzungsblättern" vortrefflicher sei, als die Schrift selbst." Am 24. April des folgenden Jahres schreibt er an Dohm, dem er das Klagelied über seine zunehmenden Leiden und Altersschwächen nicht immer von neuem anstimmen will, er brüte schon seit Monaten über einem letzten Worte über seine Philosophie, Art und Kunst, das er gern dem vierten Bande seiner Werke vorsetzen wollte, wie er in der Vorrede zum zweiten eine Einleitung in seine sämmtlichen philosophischen Schriften gegeben hatte; doch war es ihm nicht vergönnt, dieses zu Ende führen. Große Freude machte ihm Hegel's Beurtheilung seines dritten Bandes in den „Heidelberger Jahrbüchern", obgleich er meinte, er habe ihm wenigstens in drei Punkten bitteres Unrecht gethan, wie er am 11. Mai an Jean Paul schreibt.[2]) In demselben Briefe klagt er: „Ich bin sehr krank, nicht nur an Kopf und Augen, sondern über und über und durch und durch, und es wird schlimmer mit jedem Tage. Ich fühle die extrême difficulté d'exister, worüber Fontenelle am Ende seiner Tage geklagt hat."

Zwei Monate später wurde er durch einen Brief seines mittlerweile ganz in Natur- und Kunststudien, sowie in die Redaktion der neuen Ausgabe seiner Werke versunkenen Freundes Goethe überrascht, der ihm eine zu weiterer Ausbildung nach München gehende talentvolle junge Künstlerin empfahl, ohne Zweifel Luise Seidler, die in diesem Jahre mit Unterstützung des Großherzogs nach München ging, um sich der Geschichtsmalerei zu widmen, nachdem sie mehrere Jahre lang in Dresden Kügelchen's Unterricht genossen hatte. Er möge dieselbe um seinetwillen freundlich empfangen, schreibt er, bis er ihr aus eigenem Trieb und Ueberzeugung wohlgefällig und nützlich sein werde; von seinen eigenen Umgebungen, Wirksamkeit und Getriebe könne sie dem Freunde aus eigener Ansicht vielleicht treuer und lebendiger erzählen, als er selbst es vermöchte. „Gar oft, mein theurer, alter Freund", hören wir mit inniger Wehmuth den Dichter sich äußern, „komm' ich in Versuchung, dir von meinen Zuständen und Thätigkeiten einige Notiz zu geben; dann aber steh' ich wieder an, weil man niemals weiß, ob denn das, was uns interessirt, gerade auch die Freunde unterhalten, beschäftigen und aufregen werde. Da überläßt man es denn dem Glück, wie irgend etwas in ihre Hände oder sonst zur Kenntniß gelange, ohne weitere Theilnahme zu hoffen oder zu fordern. — Ich bin jetzt schon ein Vierteljahr in Jena, und, meinen alten Neigungen gemäß, fast nur mit Naturgegenständen be-

1) In dem zuerst im „Morgenblatt" 1815 Nro. 113 mitgetheilten Aufsatze „Shakespeare und kein Ende" (B. 35, 377).
2) Briefwechsel II, 464. Vgl. daselbst II, 466 ff.

schäftigt.[1]) Wohin ich mich vor Ende des Sommers noch wende, ist mir selbst nicht ganz klar. Leider werden mich meine Wanderungen auch diesmal schwerlich in deine Nähe führen. Und somit lebe wohl und gedenke meiner unter den Deinigen! Guter Zeiten eingedenk Goethe."[2]) Luise Seidler wird dem Dichter auch über Jacobi ausführliche Mittheilungen gemacht und einen freundlichen Gruß von ihm gemeldet haben; denn am 18. September schreibt Goethe an die liebenswürdige Künstlerin[3]): „Ihr Brief, meine liebe Freundin, hat mich vielfach gefreut: er kommt bald, gibt mir von Ihrer glücklichen Künstlerlage und von dem Wohlbefinden so mancher theuren Freunde angenehme Kunde." In einer längere Zeit später hinzugefügten Nachschrift bemerkt er: „Auch von den werthen Freunden wünsche ich einiges zu erfahren." Im folgenden Jahre ging die kunstsinnige Freundin nach Italien.

Auch Steffens, dessen Schrift: „Die gegenwärtige Zeit, und wie sie geworden", trotz eines gewissen „Bodensatzes von Naturphilosophie", Jacobi große Freude gemacht hatte, besonders wegen der Art, wie er, obgleich zu Schelling haltend, seiner gedachte[4]), besuchte den ehrwürdigen Greis, der seine Bekanntschaft zu machen gewünscht hatte, auf Schelling's Zuspruch: „Du mußt ihn besuchen! Es wäre unrecht, wenn du die Gelegenheit versäumtest, einen Mann kennen zu lernen, der doch eine bedeutende Rolle in der Litteratur gespielt hat." Jacobi, der ihm in sehr zierlichem, für sein Alter und seine Beschäftigung fast zu sorgfältigem Anzug entgegentrat, empfing ihn mit Freuden, und Steffens konnte ihn nicht ohne Rührung betrachten; denn das Gefühl, durch Schelling nicht allein verletzt, sondern gestraft, ja innerlich vernichtet zu sein, schien den edlen Greis zu drücken. „Was aber der ganzen Erscheinung etwas Würdiges und auch zugleich Rührendes gab", erzählt Steffens (VIII, 389 f.), „war die Anhänglichkeit seiner Schwester (Lene). Bedachte man, daß Lene in einer langen Reihe von Jahren alles innerlich mit ihm durchlebt hatte, daß sie Theil nahm an allen seinen Studien, an allen seinen Streitigkeiten, daß das stille Studium des einsamen Gelehrten sich hier in ein fortdauerndes Gespräch verwandelt hatte, so ward Jacobi selbst durch diese Treue gehoben, ja gereinigt, und das Geschwisterpaar erschien bedeutend und liebenswürdig. Er schien mir vertraulich und milde; nichts,

---

1) An Zelter schreibt er am 20. August: „Ich habe einen ruhigen viermonatlichen Aufenthalt in Jena benutzt, um manche alte, beinahe verlegene Papiere in's Leben zu rufen und dem Tageslicht zu übergeben. Mein naturwissenschaftliches Heft, sowie der zweite Theil meiner „italiänischen Reise" werden dich aufsuchen und dir da oder dort begegnen."

2) Die Worte: „Guter Zeit eingedenk", sind nebst der Unterschrift von Goethe's eigener Hand.

3) Vgl. Goethe's Briefe herausgegeben von H. Döring S. 314.

4) Vgl. Jacobi's Briefwechsel II, 462 f. Steffens „Was ich erlebte" VIII, 379 f. In Düsseldorf war Steffens mit Jacobi's Sohn in Berührung gekommen.

was auf seine und meine Stellung sich bezog, ward erwähnt, und selbst wenn das leicht fortschreitende Gespräch Gegenstände berührte, die an diese Streitigkeiten erinnern konnten, wurden sie schnell mit anderen vertauscht. Bei meinen öfters wiederholten Besuchen geschah es doch einmal, daß diese Wunde seines Daseins von ferne berührt wurde. Eine düstere Wolke flog über sein Gesicht; Lene ward sichtbar unruhig, ich ängstlich und verlegen; mir fiel glücklicherweise eine bedeutende Stelle in seiner Schrift über Spinoza ein, die in früheren Jahren mir einen plötzlichen Blick eröffnete, und die hierher paßte, und dem Gespräch eine andere Wendung gab. Der Alte ward wieder völlig heiter, Lene ruhig. Obgleich ich ihm Zartheit genug zutraute, so daß er sich wohl bemühte, das am meisten Verletzende ihr zu verbergen, so glaubte ich doch durch diesen schnell vorübergehenden Auftritt hindurch leidenschaftliche Stunden zu erblicken, die auf eine unfreundliche Weise das friedliche Zusammenleben unterbrechen mochten." Da Steffens auch mit Goethe mehrfach in Verbindung gestanden (zuletzt hatte er sich im Sommer 1811 mit ihm unterhalten [1])), so wird ohne Zweifel auch auf ihn, und besonders auf seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen, die Rede gekommen sein. Goethe selbst hatte sich im vorigen Jahre eines freundlichen Besuches von Jacobi's treu anhängigem Sohne Max erfreut.[2])

In demselben Sommer (1817) kam Friedrich Jacobs nach München, wo er seinen lieben Jacobi heiterer fand, als er ihn vor fast acht Jahren verlassen hatte, „voll warmen Herzens, wie immer, jeder lichten Erscheinung in der Litteratur wie im Staate zugewendet, seinen Freunden treu, gegen Widersacher versöhnlich und edel".[3]) Leider drohte ihm um diese Zeit der Verlust auch des letzten Theiles seines Vermögens.[4]) Der August brachte auch Cousin nach München, wo er drei Wochen blieb und sich an Jacobi mit innigster Theilnahme anschloß, wenn er ihn auch die letzte Woche über Schelling etwas zu vernachlässigen schien. Zwei Tage nach Cousin's Abreise, Anfangs September, kam dessen Schüler Bautain, der ebenfalls Jacobi's Bekanntschaft zu machen suchte, und großen Antheil an ihm nahm. Von beiden erfuhr er viel Erfreuliches über den guten Geist, der sich allmählich in Frankreich bilde und mehre.[5]) Auch an sonstigen angenehmen Besuchen fehlte es nicht. „Mit meiner Gesundheit geht es schlecht", schreibt er am 7. September 1818 an Vanderbourg. „Ich hatte

---

1) Vgl. a. a. O. VI, 258 ff.
2) Vgl. B. 27, 324.
3) Vermischte Schriften VII, 167. Nicht ganz stimmt hiermit die Aeußerung VI, 506, wo er Niebuhr's Schilderung auch für die Zeit treffend findet, als er selbst Jacobi zum letztenmal gesehen.
4) Vgl. Jacobi's Briefwechsel II, 490*.
5) Vgl. daselbst II, 489. 493 f.

gehofft, noch den vierten Band meiner Werke herausgeben zu können; ich gebe diese Hoffnung auf. Meine Freunde wiederholen mir alle Tage, daß ich Gott danken müsse, daß ich mich in meinem Alter noch so befinde, wie es wirklich der Fall ist. Ich selbst stelle mir auch alle Tage die Freuden vor Augen, von denen ich umgeben bin [1]), und ich fühle mich von Dank durchdrungen. Aber neben diesen Freuden gibt es auch Leiden. (Er denkt hier an den Verlust seines Vermögens.) Was ich, Gott sei Dank! sehr lebhaft fühle, ist der Geist anderer; diesen genieße ich auch vom Morgen bis zum Abend. Nie habe ich mehr gelesen, als seit der Zeit, wo ich das Gelesene nicht mehr benutzen kann." Ganz besondern Antheil nahm er noch an dem durch Harms neuerregten theologisch-philosophischen Streite über Supernaturalismus und Rationalismus, worüber er die wichtigern Schriften mehr als einmal las. Auch Goethe's Werke werden ihn noch immer erfreut haben, besonders die ältern, welche so innig mit seinen schönsten Lebenserinnerungen verwachsen waren. In einem Briefe vom November 1817 (II, 482) bezieht er sich auf eine Stelle in den „Vögeln" (B. 7, 360) und in einem andern vom Juni 1818 (II, 487) gibt er Goethe's „Dichtung und Wahrheit" das Zeugniß, daß der Dichter hier oft wahrhafter sei, als die Wahrheit selbst. Den Winter 1818 auf 1819 scheint Jacobi, nach dem Briefe an Perthes vom 5. Dezember 1818 zu urtheilen, mit großer Heiterkeit in dem Kreise seiner Treuen verlebt zu haben, den er selbst zuweilen seine Gemeinde nannte, wo er, „das Gespräch einleitend und belebend, gern und anspruchslos mittheilend, wie ein Jüngling theilnehmend an den Weltbegebenheiten und an allen bemerkenswerthen Erscheinungen der Litteratur" [2]), freundlich waltete. Die drei Abtheilungen des vierten Bandes seiner Werke beschäftigten ihn zu gleicher Zeit. „Sein Ende", erzählt Roth, „kam fast unbemerkt. Er starb den 10. März 1819, nachdem seine Krankheit, die entzündliche Rose, nur acht Tage gedauert hatte." Alle, die sein edles, theilnehmendes, allem Guten und Hohen zugewandtes, für Recht, Freiheit und Tugend schlagendes Herz kannten, betrauerten in aufrichtiger Anerkennung den Hingeschwundenen, der nicht bloß durch seine Schriften einen so bedeutenden Einfluß auf die deutsche Litteratur geübt und sich nicht mit Unrecht den Namen eines deutschen Plato erworben hatte; denn ein ächt Platonischer Geist war es, der sein ganzes Leben und Wirken

---

1) Außer seinen beiden Schwestern erfreuten ein Enkel und eine Enkelin sein Alter. An Roth und seiner Familie besaß er die edelsten, liebevollsten Freunde. Auch Schlichtegroll, Niethammer u. a. nahmen herzlichsten Antheil an allem, was ihn betraf. Von seinen philosophischen Anhängern und Freunden standen ihm Köppen in Landshut, Neeb und Jean Paul am nächsten; mit Dohm, Perthes und Vanderbourg blieb er bis zuletzt in innigst theilnehmendem Briefwechsel.

2) Worte Roth's in der Vorrede zu Jacobi's Briefwechsel S. XXX.

durchwehte. Auch Goethe wird seinem Tode das schönste Mitgefühl alter Liebe geweiht haben, wobei ihm die Betrachtung, wie wenig sich die Hoffnungen ihres begeisterten Jugendtraumes erfüllt, wie sie trotz ihrer glühendsten Liebe sich so wenig in ihrem Wirken gefördert, vielmehr zunehmend auseinander gestrebt hatten, schwer auf die Seele fallen mußte.

Im Anfange des Jahres 1821 sprach Max Jacobi, damals Obermedizinalrath in Düsseldorf, von Berlin kommend, in Weimar ein, wo Goethe sich des „guten, vieljährigen Freundes" innigst erfreute.[1]) Herzliche Erinnerungen an den vorangegangenen Vater, dessen Büste neben Schiller, Herder, Voß u. a. ihn stets umgab, werden diese Stunden freundlich durchschlungen haben. Im folgenden Jahre erschien die herrliche, von innigster Anerkennung zeugende Beschreibung des Besuches zu Pempelfort Ende 1792 in der „Campagne in Frankreich", dem fünften Theile der zweiten Abtheilung „aus meinem Leben". Die ein paar Jahre später (1825—1827) von Roth herausgegebene Sammlung „auserlesener Briefe Jacobi's" übte auf Goethe eine höchst unangenehme Wirkung. Schon am 20. Januar 1825 schrieb Knebel nach Lesung des eben erschienenen ersten Bandes an Goethe: „Was du über Solidescenz sagst (B. 40, 174), ist gewiß wahr und trefflich. In welche Verwirrung sind nicht so helle Geister, wie Lavater, Jacobi u. a., ohne diese Anschauung der Natur gekommen! Der Briefwechsel des letztern — ist Zeuge davon. Kindische, ja absurde Meinungen konnten diese Männer über die höchsten Dinge haben. So viel waren unsere alten Heiden aufgeklärter!" Bei dem zweiten Bande gingen Knebel manche Lichter über die Menschen auf, besonders über Jacobi, dessen Hauptfehler gewesen, daß er viel Eigenliebe und Eitelkeit besessen, durchaus großer, ja einziger philosophischer Autor habe werden wollen und in die unselige Spekulation verfallen sei. „Die Franzosen", bemerkt er, „werden sich noch recht lustig über die Briefe machen; denn die Philosophen schreiben aneinander, wie die Verliebten."[2]) Goethe scheint die Sammlung erst im Frühjahr 1827 kennen gelernt zu haben, nach seiner Aeußerung gegen Eckermann (I, 344 f.) zu urtheilen. Seine darüber wohl brieflich niedergeschriebenen Bemerkungen (B. 32, 340 f.) erschienen erst nach seinem Tode, in den „nachgelassenen Werken" B. 5, 292 ff.[3]) Das Buch sei für ihn eine höchst traurige Unterhaltung, bemerkt er; er rekapitulire dabei, was er schon wisse, und sehe nur deutlicher, warum er mit so vielen guten und

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter III, 170.

2) Vgl. Knebel's „Nachlaß" III, 93.

3) In „Kunst und Alterthum" finden sich nur die am Schlusse nach Dante, auf den er durch die Uebersetzung von Streckfuß wieder geführt worden war, gebildeten Verse über die Naturphilosophie (VI, 1, 122), die er in einem Briefe vom 12. August 1826 an Zelter sendet. Hiernach ist Deycks S. 170 zu berichtigen.

vorzüglichen Menschen niemals eigentlich habe übereinstimmen können. Besehe man es genau, so gründe sich doch zuletzt ein jeder nur auf ein gewisses inneres Behagen an seinem Dasein; der Glaube, die Zuversicht auf das bißchen, was man sei oder sein möchte, beseele einen jeden, und so möchte er sich auch dem andern machen, eigentlich den andern sich gleich machen, und dann, dächten sie, sei es gethan. „Erst bekomplimentiren sie sich von der Seite, wo sie sich gerade nicht abstoßen; zuletzt aber, wenn jeder ehrlich wird und seine Individualität herauskehrt, fahren und bleiben sie auseinander.“ Er wolle sehn, fährt er fort, daß er sich den Antheil und Humor erhalte, die Züge der im Briefwechsel erscheinenden Personen festzuhalten, da er die meisten derselben genau gekannt, mit und an einigen derselben (man denke an Lavater, Fr. Stolberg, die Fürstin Gallitzin) mehr gelitten, als genossen habe; sollte er dieses auch nur spät mittheilen, so werde es immer ein Vermächtniß bleiben. „Jacobi wußte und wollte gar nichts von der Natur“, äußert er, „ja er sprach deutlich aus, sie verberge ihm seinen Gott. (Vgl. oben S. 263). Nun glaubt er mir triumphirend bewiesen zu haben, daß es keine Naturphilosophie gebe — als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimsten Gesetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieser Konsequenz des Unendlichmannigfaltigen sehe ich Gottes Handschrift am allerdeutlichsten. Da lobe ich mir unsern Dante, der uns doch erlaubt, um Gottes Enkelin zu werben.“ Goethe deutet hier auf die Wendung hin, die er selbst den Versen Dante's gegeben:

> Von Gott dem Vater stammt Natur,
> Das allerliebste Frauenbild;
> Des Menschen Geist, ihr auf der Spur,
> Ein treuer Werber fand sie mild.
> Sie liebten sich nicht unfruchtbar:
> Ein Kind entsprang von hohem Sinn.
> So ist uns allen offenbar,
> Naturphilosophie sei Gottes Enkelin.[1])

Gegen Eckermann bemerkte Goethe am 11. April 1827, man sehe in Jacobi's Briefwechsel lauter gewissermaßen bedeutende Menschen, aber keine Spur von gleicher Richtung und gemeinsamem Interesse, sondern jeder sei rund abgeschlossen für sich und gehe seinen eigenen

---

1) Bei Dante lautet die Stelle also:

> Filosofia, mi disse (Virgilio), a chi l'attende,
> Nota, non pure in una sole parte,
> Come natura lo suo corso prende
> Dal divino 'ntelletto e da sua arte;
> E se tu ben la tua Fisica note,
> Tu troverai non dopo multe carte,
> Che l'arte vostra quella, quanto puote,
> Segue, come 'l maestro fa il discente:
> Si che vostr' arte a Dio quasi è nipòte.

Weg, ohne im geringsten an den Bestrebungen des andern Theil zu nehmen. „Sie sind mir vorgekommen, wie die Billardkugeln", bemerkt er, „die auf der grünen Decke blind durcheinander laufen, ohne voneinander zu wissen, und die, sobald sie sich berühren, nur desto weiter auseinander fahren." Es habe Jacobi, urtheilt er treffend, zum Poeten und Philosophen etwas gefehlt, um beides zu sein. Sein Verhältniß zu ihm sei eigener Art gewesen: Jacobi habe ihn persönlich sehr lieb gehabt, ohne an seinen Bestrebungen Theil zu nehmen oder sie wohl gar zu billigen; es habe daher der Freundschaft bedurft, um sie aneinander zu halten.

Die scharfe Stelle in den Briefen aus Italien erschien im „zweiten Aufenthalt in Rom" im Jahre 1829, doch ist der Name nur einmal mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnet, die Aeußerungen in den „Annalen" erst 1830. Lieben und Dulden, und von Jacobi's Seite die Hoffnung, eine Sinnesänderung in ihm zu bewirken, hebt er in den letzteren als Grundlage ihres Verhältnisses hervor, und deutet auf die wesentliche Verschiedenheit ihrer philosophischen Ueberzeugungen hin. Erst nach Goethe's Tod wurde die Auslassung über Jacobi's Besuch im Jahre 1805 gedruckt, welche ihre gegenseitige Stellung am besten bezeichnet. Vgl. oben S. 253. In unserm Dichter hatte sich die tief in seiner Seele liegende Naturansicht, welche ihn von Jacobi trennte, immer lebendiger und klarer entfaltet und ausgebildet, hatte sein Leben mit reichstem und herrlichstem Genuß erfüllt, ihm jene stille Ruhe, jenes sinnvolle Versenken in die Welt der Erscheinungen verliehen, welche ihn überall die Spur der Gottnatur erkennen, ihre dem Auge des sinnigen Forschers immer mehr sich erschließende Geheimnisse verehren ließ. Und so hatte er schon bei der Betrachtung des glücklich wiedergefundenen Schädels seines hingegangenen Schiller, fast sechs Jahre vor seinem eigenen Tode, sein Glaubensbekenntniß in den herrlichen Worten niedergelegt:

> Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
> Als daß sich Gottnatur ihm offenbare,
> Wie sie das Feste läßt zu Geist verinnen,
> Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!

Dagegen ruft Jacobi's einfaches Denkmal auf dem Münchener Friedhofe, wo seine Reste neben seinem im Leben innigst verbundenen Freunde Heinrich Schenk ruhen, uns die, seine ahnungsvolle Sehnsucht nach dem Höhern treffend bezeichnenden Worte zu: „Selig, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen!"

Was man von der Liebe behauptet, daß sie im wahrsten Sinne nur einmal im Herzen erglühe, dasselbe gilt im vollsten Maße auch von ihrem Zwillingsgestirne, von der Freundschaft, die, einem ewigen Naturgesetze gleich, zwei Herzen zueinander zieht, zu einem Seelenleben unauflöslich zusammenschlingt. Goethe's Freundschaft in diesem höchsten und edelsten Sinne des Wortes galt Friedrich Heinrich Jacobi, dem gemüthlichen Philosophen von Pem-

pelfort. Hatte eine stille Ahnung es dem jungen Dichter voraus verkündet, daß er in dem vor kurzem noch übermüthig zur Seite geworfenen Jacobi den Freund seines Herzens treffen werde, so durchzuckte ihn beim ersten Anblicke des hohen, stattlichen, anmuthsvollen Mannes die selige Ueberzeugung, daß ihre Seelen sich ewig verbunden seien, daß die innigste Liebe von ihnen nicht hinweggenommen werden könne. Und sie ist auch, bei allen scheinbaren Trübungen, nie aus ihren Herzen gewichen, wie auch ihre geistigen Richtungen sie feindlich einander gegenüberstellten. Das Seelenband, welches sie beide umschlang, war jener Drang nach dem Höhern, welches Jacobi im Geistigen und Sittlichen, Goethe in Natur und Kunst fand; die Verschiedenheit ihrer Ansichten hofften beide im Laufe der Zeit ausgleichen zu können, ohne zu ahnen, daß sie gar nicht zu vereinigen seien, sondern immer weiter auseinander klaffen mußten. Aber dieselbe Leidenschaft der Liebe, welche sie dies übersehn ließ, wollte es auch nicht dulden, daß ihre Anschauungen nicht zusammenstimmen sollten, und so quälten sie sich gegenseitig ab, sich einander zu nähern, wichen dabei aber immer weiter voneinander ab, so daß es der ganzen glühenden Liebeskraft bedurfte, um ihr persönliches Verhältniß zusammenzuhalten, das, bei den mannigfachsten zeitlichen Schwankungen, doch immer in sich festgewurzelt blieb. Goethe hatte den Freund im Sturm seiner Leidenschaft aufgefordert, seine innere Schaffungskraft zu versuchen, die er für eben so ursprünglich und gestaltungskräftig, wie seine eigene hielt; aber seine als Dichtungen hervortretenden, doch des belebenden dichterischen Hauches entbehrenden Gebilde, diese philosophischen Romane mit ihren abstrakt erfundenen Charakteren, konnten den Dichter nicht anziehen, den dazu die mannigfachen höchst bedeutenden neuen Verhältnisse, der Drang der Geschäfte, mit denen er sich überlud, und die weite Entfernung, wo nicht vom Freunde ganz ablenkten, doch die warmen Pulsschläge der Liebe immer unmerklicher empfinden ließen; der überspannte Tugendheroismus des unvollendeten „Woldemar" riß ihn zu einer übermüthigen Verspottung desselben hin, welche eine dreijährige entschiedene Trennung und völlige Erkältung des Verhältnisses zur Folge hatte. Aber Goethe's Grimm gegen den „Woldemar" ward gerade durch die begeisterten Hoffnungen gesteigert, welche seine glühende Liebe auf Jacobi gebaut hatte, und dieser fühlte sich um so tiefer verletzt, je leidenschaftlicher er den reinsten Einklang nicht bloß ihres Herzens, auch ihrer geistigen Richtung ersehnt hatte. Die im Oktober 1782 eingeleitete Versöhnung ließ bald die Herzen mit der alten feurigen Glut sich wieder gegeneinander erschließen; „Iphigeniens" göttlich reine Dichtung steht bezeichnend am Eintritte dieses zweiten Abschnittes. Aber wie früher Jacobi's Dichtungen den Freundschaftsbund gestört hatten, so wurden diesem jetzt die völlig voneinander abweichenden philosophischen Ueberzeugungen höchst gefährlich; denn wie Goethe um diese Zeit sich ganz der Natur und Kunst zu-

wandte, und in ihnen die ewigen Spuren der Gottheit verehrte, so trieb es den Freund zur Bekämpfung aller philosophischen Demonstration, die nur zum Atheismus führe, und er stellte sich auf die Seite des Glaubens, für den er mit warmem Herzen und tiefem, von reinster sittlicher Ahnung erfülltem Gemüthe den Kampf führte. Freilich hob Jacobi's Besuch zu Weimar nach dem Tode seiner Gattin das Verhältniß wieder ganz zur ersten Herzlichkeit, wozu es persönlicher Gegenwart bedurfte, aber Goethe fühlte sich doch bald tief verletzt, als Jacobi der Natur und jeder verständigen philosophischen Begründung den Krieg erklärte, so daß er in Italien, wo sein Haß gegen das Christenthum und gemüthliche Glaubensseligkeit in grimmster Schärfe sich entfaltete, besonders auf Herder's Anklage hin, in bitterste Mißstimmung gegen den Pempelforter Weisen gerieth, welche er gegen diesen freilich nicht äußerte. Nach der Rückkehr aus Italien aber fand er sich bald wieder in alter Vertraulichkeit zum Freunde zurück, der auch seinen Naturstudien einige Theilnahme zuwandte. Wie sehr man auch bei Goethe's Besuch in Pempelfort diesen am Anfange verändert und bitterscharf finden mochte, so war doch bald die innigste Herzlichkeit wieder erwacht, das heiterste Zusammenleben hergestellt, und Jacobi durfte in der Zueignung seines „Woldemar" vor aller Welt rühmen, daß ihre Liebe „ein edler Wein" geworden. Aber nur zu bald sollte dieser durch strengere sittliche Beurtheilung dem Dichter des „Wilhelm Meister" wieder entfremdet werden, um so mehr als diesen selbst Schiller's Genius, mit welchem er die größte Zeit unserer Litteratur in regem Zusammenwirken schuf, gewaltig zu sich hinzog; doch die Freundschaft war zu fest begründet, als daß sie allen Boden verloren hätte, vielmehr schlug sie nicht selten ihre reinsten Töne an, und Goethe vermied es, bei aller Offenheit und Entschiedenheit, die er nicht verläugnen konnte, den alten Freund zu verletzen. Doch bedurfte es einer weitern persönlichen Berührung, dem Seelenbunde neue, frische Lebenskraft zu verleihen. Und so traf denn Jacobi bei seiner Uebersiedelung nach München, kurze Zeit, nachdem Schiller's Genius der Erde entrückt war, mit dem eben von einer schweren Krankheit genesenden Freunde zu Weimar zusammen, wo der alte Bund von neuem besiegelt ward. Allein der edle, tief gemüthliche Jacobi fühlte sich in seiner neuen ehrenvollen Stellung bald gedrungen, am Abende seines Lebens noch einmal seine ihm heilige philosophische Ueberzeugung mit aller Kraft und Entschiedenheit auszusprechen, und der ganzen Naturphilosophie, die er für atheistisch, lügnerisch und trügerisch erklärte, ein schmähliches Ende zu bereiten. Wie tief mußte sich Goethe's Seele hierdurch gekränkt fühlen, der seine innersten, wesentlichsten Anschauungen also vom Freunde verlästert sah, wie mußte es ihn ergreifen, als Schelling den Geliebten mit gewaltigem und zwar gerechtem Zorne niederschlug! Wer kann es ihm verdenken, daß er seinen bittern Unmuth hierüber nicht zu verhehlen vermochte,

wenn er auch Jacobi gegenüber sich so schonend, als möglich, äußerte! Dieser aber, schon darüber mißgestimmt, daß er Goethe nicht zu sich herüberziehen konnte, fand sich tief gekränkt, als ihm zufällig jene Verse über den Goldschmied zu Ephesus zukamen, die er nach einem frühern Briefe des Freundes auf sich beziehen zu müssen glaubte, und, gereizt, wie er war, konnte ihn, trotz der höchst ehrenvollen und herzlichen Anerkennung ihres Freundschaftsbundes im dritten Bande von „Dichtung und Wahrheit", nichts über die Andeutung am Schlusse beruhigen, daß sie bei ihrer ersten Bekanntschaft nicht geahnt, ihr Streben werde eine entgegengesetzte Richtung nehmen, wie es sich im Laufe des Lebens nur allzusehr offenbart habe. So grollte denn die Liebe in Jacobi noch fort, aber Goethe näherte sich wieder mit treuem Herzen dem Freunde, der ihm in innerster Seele stets zugethan blieb, wenn auch seine Schwester Helene, wie immer, dem freisinnigen Spötter, der sie beim zweiten Besuche in Pempelfort verletzt hatte, sich ungewogen bezeigte. Unter allen zeitigen Trübungen der Freundschaft hatte Goethe, weniger launisch und eitel, als Jacobi, das ewige Feuer der Liebe unentweiht bewahrt, wenn er sich auch als reifer und gealterter Mann nicht mehr jugendlichem Liebesrausche hingeben konnte, wie Jacobi, der bis zum höchsten Alter immer einen Zug sehnsüchtiger Jugendlichkeit beibehielt, während Goethe die einzelnen Stufen des menschlichen Lebens alle rein auslebte. Und so sollte er auch noch als Greis einen klaren, selbst durch tiefe Rührung nicht getrübten Blick auf den heimgegangenen Freund der seligen Jugendtage werfen, mit welchem ihn ein gleicher Drang nach dem Höchsten, ein gleicher Trieb nach innerster Durchbildung verbunden hatte, mit dem es ihm aber nicht vergönnt sein sollte, einträchtig zusammenzuwirken. Wie ihm in der Liebe der Besitz des mit allen Sinnen erstrebten, von der Natur ihm zugebildeten Mädchens seines Herzens versagt blieb, so sollte auch sein herzlichster, einzigster Freund, mit dem er sich untrennbar verbunden fühlte, andere Wege wandeln, als er, ja die entgegengesetzten; der Geist schied, wo die Liebe seelenvoll verband.

III. Wieland.

Von allen jenen bedeutsam hervortretenden Männern, aus deren mächtigem Zusammenwirken als nothwendiger Lebensbedingung die neuere deutsche Litteratur sich glänzend erhob, war es nur der einzige Wieland, mit welchem unsern Goethe ein herzlich inniges, durch persönlichen Umgang geschlossenes und befestigtes Band der Liebe umschlang. Wohl möchte zwischen ihm und dem mit Begeisterung als hoffnungsvoller Morgenstern begrüßten Winckelmann ein solches Band sich gebildet haben, hätte nicht der Mordstahl verruchter italiänischer Habsucht dem sehnsüchtig der Heimat zueilenden, von tiefster und reinster Kunsteinsicht durchdrungenen Manne beim ersten Eintritt in sein Deutschland ein schreckliches Ende bereitet: allein, sollte hierdurch auch eine persönliche Verbindung unmöglich werden, so fühlte sich Goethe's Herz doch zum großartigen Schöpfer einer auf tiefer Einsicht und Erfassung ruhenden, vom wahren Geiste durchwehten Kunstgeschichte mit innigster Neigung hingezogen, und gerade der unerwartete Hingang, den ihm das Schicksal auf der höchsten Stufe seines Glückes in vollster Manneskraft durch die Hände eines Niederträchtigen bestimmt hatte, mußte seine Liebe zu ihm um so mächtiger entflammen. Und diese sehnsüchtige Liebe war es, welche ihn zu der wundervollen Schilderung dieses einzigen Mannes begeisterte, mit welcher er gleich nach dem tief in sein Herz schneidenden Verluste Schiller's die Welt erfreute. Auch Lessing, dessen scharfer kritischer Verstand alles hohle und erlogene Wesen zu Spott machte, dessen Geist die nothwendigen Bedingungen einer frisch lebendigen Entwickelung unserer Litteratur und Bildung mit leuchtender Klarheit erfaßte und darstellte, auch diesen Bannerträger deutschen Geistes sollte er nicht persönlich kennen lernen. Als Leipziger Student hatte er, wie er selbst erzählt (B. 21, 138), in anmaßlicher jugendlicher Grille es versäumt, den im Frühjahr 1768 gerade in Leipzig anwesenden, durch seinen „Laokoon" ihm so höchst bedeutend gewordenen Lessing zu sehn, da er und seine Genossen es vermieden, an die Orte zu

gehn, wo er gerade hinkam. Als er nach Weimar ging, war Lessing, auf seiner leider nur zu kurzen italiänischen Reise begriffen, von Wolfenbüttel abwesend, und auch die fünf folgenden Jahre nach seiner Rückkunft führten sie nicht zusammen. Um so schmerzlicher traf unsern Dichter der unerwartet frühe Tod des geisteskühnen Mannes, der sich in seinem „Nathan" das schönste, von den Gegnern vergebens begeiferte Denkmal gesetzt hatte. „Mir hätte nicht leicht etwas Fataleres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist", schreibt er am 20. Februar 1781, fünf Tage nach Lessing's Tod, an Frau von Stein. „Keine Viertelstunde vorher, eh' die Nachricht kam, macht' ich einen Plan, ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr, als wir glauben." Kant sah er eben so wenig, als Hamann, der sich kurz vor seinem Tode nach Goethe gesehnt hatte; der Berührungspunkte mit diesen waren zu wenige, als daß aus persönlichem Umgange ein herzliches Verhältniß zu ihnen hätte hervorgehn können. Klopstock's Werth erkannte unser jugendlicher Dichter sehr wohl, und er hatte sich dem Sänger des „Messias" zu nähern nicht verfehlt, der es auch nicht verschmähte, auf seiner Karlsruher Reise zweimal in seinem elterlichen Hause einzusprechen: allein seine Richtung war eine zu ausschließende, und den Zoll unbedingter Bewunderung und verehrender Unterwerfung unter seine mit prophetischer Salbung ertheilten Aussprüche, Lehren und Warnungen konnte ein so selbständiger Geist, wie Goethe, ihm unmöglich entrichten. Klopstock's philisterhafte Vorstellungen über das anfängliche, freilich manchmal etwas toll ausgelassene Leben zu Weimar und die Abhaltung Fr. Stolberg's von dort störten das freundliche Verhältniß völlig, so daß der Dichter des „Messias" vom Mai 1776 an, wo freilich die Hauptzeit seiner Wirksamkeit bereits vorüber war, dem stets mächtiger sich erhebenden Goethe immerfort grollte. Vier Jahre vor Klopstock hatte sich das Verhältniß zu Herder gebildet, welches Goethe durch dessen Berufung nach Weimar enger zu knüpfen gedachte; aber, bei Herder's zeitweiser Grämlichkeit und seiner bittern Launenhaftigkeit, konnte die aus inniger Neigung und Hingebung entsprießende Blume herzlicher Liebe nicht aufblühen. Dagegen mußte die unvertilgbare Güte, Offenheit und Biederkeit Wieland's, der mit vollstem, neidlosem Enthusiasmus Goethe empfing, sein tiefstes Herz diesem erschließen. Aber Goethe liebte in ihm nicht nur den Menschen, sondern er ehrte ihn auch als einen Hauptförderer unserer Litteratur, als den ohne Zweifel damals bedeutendsten aller deutschen Schriftsteller: denn Wieland's Verdienst liegt nicht sowohl in seinen dichterischen, kritischen oder philosophischen Leistungen, als gerade darin, daß er als Schriftsteller auf weitere Kreise wirkte, daß er allgemeine Bildung in einer gewandten, leicht fließenden, geschmackvollen Sprache verbreitete, wie es in dieser Weise in Deutschland keiner seiner Zeitgenossen vermochte, daß er der deutschen Sprache durch gewandte Behandlung und gefällige, mit Sorgfalt gewählte

Form zuerst in den höheren Kreisen, ja auch im Auslande, Ansehen und Achtung verschaffte, und dadurch reicher begabten Dichtern, vor allem unserm Goethe, eine weitere Wirkung möglich machte. Berufen als Schriftsteller, weniger durch Tiefe, als durch heitere Klarheit und geschmackvolle Darstellung, weniger durch eigenthümliche Neuheit der Ideen, als durch allgemeine Verbreitung des reichen Schatzes europäischer Dichtung und Bildung, weniger durch die Kraft dichterischen Schwunges und philosophischen Scharfblickes, als durch milde Lebensweisheit und besonnene, dem gewöhnlichen Menschenverstand entsprechende, von den äußersten Gegensätzen sich fern haltende Beurtheilung zu wirken, fühlte er sich gedrungen, in steter unmittelbarer Verbindung mit der Lesewelt zu bleiben, alle Erscheinungen des litterarischen, staatlichen, religiösen und bürgerlichen Lebens auf seine Weise zu besprechen und durch immer neue Bildungsmittel eine frische, rege Bewegung zu erhalten. Diese für die Bildung deutschen Geistes und deutscher Sprache nach den verschiedensten Seiten hin so wohlthätig wirkende Schriftstellerthätigkeit machte Wieland unserm Dichter werth, und die Liebenswürdigkeit seiner Persönlichkeit, welche freilich von augenblicklicher Verstimmung nicht ganz frei war, diese aber, wie jedes zugefügte Unrecht, bald darauf selbst mißbilligte und scharf rügte, diese reine Arglosigkeit eines guten, an allem Menschenwürdigen lebhaftesten Antheil nehmenden, von Eitelkeit und Anmaßung freien, kindlich sich hingebenden Herzens gewann und erhielt ihm die ganze ungetheilte Zuneigung Goethe's während eines mehr als siebenunddreißigjährigen, an inneren und äußeren Entwickelungen so reichen Zusammenlebens, auf welches dieser, nachdem Wieland, als fast achtzigjähriger Greis, geschieden war, einen so heitern, durch nichts getrübten Blick zurückwerfen konnte, wie es bei einem so lang dauernden, engverbundenen Verhältnisse zweier in ihren Interessen oft so nahe sich berühenden, in die verschiedensten sonstigen Verbindungen hereingezogenen Personen höchst selten vergönnt ist.

Schon während der Leipziger Studienzeit muß Wieland Goethe's Geist angezogen haben; denn in rascher Folge waren von diesem „der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva" (1764)[1]), die „komischen Erzählungen" (1765), „Agathon" (1766 und 1767) und „Musarion" (1768) erschienen, welche Werke durch die geistreiche Behandlung der Sprache und ihren bestimmt ausgesprochenen Zweck die Aufmerksamkeit der Zeit mächtig fesselten; besonders aber zeigte „Musarion" eine bisher unerreichte Gewandtheit und Feinheit der Sprache im schönsten Verein mit geistreicher Beobachtung. Goethe selbst erzählt uns (B. 21, 68), daß von allen in diese Zeit fallenden glänzenden Produktionen Wieland's „Musarion" am meisten auf ihn gewirkt, und

---

1) Eine Anspielung auf ihn findet sich in Goethe's Brief an Oeser vom 9. November 1768.

er erinnerte sich noch mehr als vierzig Jahre später des Ortes und der Stelle, wo er den von Oeser ihm mitgetheilten ersten Aushängebogen dieses Gedichtes gelesen[1]). „Hier war es“, bemerkt er, „wo ich das Antike lebendig und neu wieder zu sehn glaubte. Alles, was in Wieland's Genie plastisch ist, zeigte sich hier auf's vollkommenste, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon sich zuletzt wieder mit seinem Mädchen (Musarion) und der Welt versöhnt, so mag man die menschenfeindliche Epoche wohl auch mit ihm durchleben.“ Freilich wollten die strengen Kunstrichter auch in Wieland's Werken manches nicht gelten lassen; aber was kümmerten diese Ausstellungen den unbefangenen Sinn des heranreifenden Jünglings, dem hier ein ganz neues Leben aufging? Auch seine in den Jahren 1762 bis 1766 in acht Bänden erschienene Uebersetzung Shakespeare's wird schon damals anregend auf Goethe gewirkt haben, obgleich dieser selbst (B. 22, 57) die Bekanntschaft mit ihr später zu setzen scheint, und die erste Kenntniß des großen Britten durch die Auswahl: The beauties of Shakespeare, von W. Dodd (1752) erhalten haben will. Hatte ja schon Gerstenberg im Jahre 1766 in den „Briefen über Merkwürdigkeiten der Litteratur“ (Brief 14—18) über Shakespeare nach Wieland's Uebersetzung sich weitläufig ausgelassen, und Lessing hatte im Juni 1767 in seiner „Dramaturgie“ (I. Nro. 15) in Bezug auf diese Uebersetzung, von der „die Kunstrichter viel Böses gesagt hatten“, die Bemerkung gemacht, sie sei trotz aller Flecken ein Buch, das man nicht genug unter uns empfehlen könne, an dessen Schönheiten man noch lange zu lernen haben werde. Oeser hatte Shakespeare's Bedeutung, der ohne Vorgänger auf eigene Hand der Unsterblichkeit entgegengehe, sogar auf dem Vorhange des neuen Leipziger Theaters allegorisch darzustellen versucht.

Bald nach seiner Rückkunft zu Frankfurt erhielt Goethe Wieland's „heroisch-komisches“, in einer besondern Stanzenart geschriebenes Gedicht „Idris“, welches er mit großem Antheil und Bewunderung las. „Idris habe ich eben gelesen. Meine Gedanken hiervon ein andermal!“ schreibt er am 9. November 1768 an Oeser, und fünfzehn Tage später bemerkt er demselben: „Meine Gedanken über den „Idris“ und den Brief (Wieland's) an Riedel'n (vor dem „Idris“), über den „Ugolino“ (Gerstenberg's), über Weißens „Großmuth für Großmuth“, über die „Abhandlung von Kupferstichen, aus dem Englischen“, sind zwar zum Erzählen ganz erträglich, zum Schreiben noch lange nicht ordentlich, nicht richtig genug.“ Nach überstandener Krankheit äußert er am 13. Februar 1769 gegen Oeser's Tochter, mit welcher er, wie mit ihrem Vater, sich häufig über Wieland unterhalten zu haben scheint: „Von Wielanden möchte ich gar zu gerne was noch

---

1) Er las seinem Lehrer Oeser die Aushängebogen auf dem großen Boden über dem neuen Theater vor, zu welchem dieser den Vorhang malte. Vgl. B. 21, 118.

schreiben, fürchtet' ich nicht die Weitläufigkeit. Es gibt Materie zu einem andern Brief genug." „Unter andern würden Sie mir eine sonderbare Gefälligkeit erweisen", fügt er hinzu, „wenn Sie mir von den neuesten artigen und guten Schriften Nachricht gäben; hier erfährt man's immer erst ein Vierteljahr nach der Messe. Ob ich gleich fast ganz auf die neue Litteratur jetzo renunzirt habe, und keine Verse mehr, außer wenn mich ein Räuschchen ermuntert, fließen wollen, so mag ich doch den Neologismus nicht ganz auf einmal verlassen. Es hängt einem immer noch an, das Skarteckchenlesen, das in Leipzig oft für Gelehrsamkeit passirt." Anfangs 1770 erhielt Goethe Wieland's „Σωκρατης μαινομενος oder die Dialogen des Diogenes von Sinope, aus einer alten Handschrift", von Wieland's damaligem Verleger, dem Buchhändler Ph. E. Reich in Leipzig, mit welchem er bei seinem dortigen Aufenthalte sich freundlich berührt hatte. Seinen Dank für dieses „angenehmste Geschenk" drückt er in einem Briefe vom 20. Februar in folgender Weise aus: „Nichts war mir neu; denn daß Wieland so ein Autor ist, daß Sie so ein Verleger und so gütig gegen mich sind, das weiß ich, seitdem ich Sie und Wielanden kenne: allein in dem Grade! unter diesen Umständen! war mir alles neu. Meine Dankbarkeit werden Sie leicht nach dem Werth Ihrer Freundschaft, nach der Vortrefflichkeit des Buchs und nach dem Vergnügen messen können, das man in dieser Frankfurter Hungersnoth des guten Geschmacks sehr lebhaft fühlen muß, wenn man ein neues Buch geschwind in die Hände kriegt. — Meine Gedanken über den „Diogenes" werden Sie wohl nicht verlangen. Empfinden und schweigen ist alles, was man bei dieser Gelegenheit thun kann; denn sogar loben soll man einen großen Mann nicht, wenn man nicht so groß ist, wie er. Aber geärgert habe ich mich schon auf Wieland's Rechnung, und, ich glaube, mit Recht. Wieland hat das Unglück, oft nicht verstanden zu werden; vielleicht ist manchmal die Schuld sein, doch manchmal ist sie es nicht, und da muß man sich ärgern, wenn Leute ihre Mißverständnisse dem Publiko für Erklärungen verkaufen. — Wenn Sie diesem großen Autor, Ihrem Freunde, schreiben oder ihn sprechen, so haben Sie die Gütigkeit, ihm einen Menschen bekannt zu machen, der zwar nicht Manns genug ist, seine Verdienste zu schätzen, aber doch ein genug zärtliches Herz hat, sie zu verehren." Wieland war damals bereits als Professor von Biberach nach Erfurt übergesiedelt.

Die große Verehrung, welche Goethe bis dahin für Wieland's Dichtungen gehegt, wurde in Straßburg durch Herder's strengen Tadel und durch die freiere Richtung, welche den jungen Dichter damals ergriff, ungemein geschwächt. Auch schon vor der Bekanntschaft mit Herder scheint sich eine unbefangenere Würdigung Wieland's bei ihm gebildet zu haben; denn auf Wieland's „Dialoge des Diogenes von Sinope" scheint sich die um den April 1770 fallende Bemerkung Goethe's in den „Ephemerides" zu beziehen:

„Diogenes von Sinope dialogirt sehr in der Manier von John Falstaff. Oft eine Laune, die mehr Wendung, als Gedanke ist.“ [1]) Herder zerriß ihm, wie er selbst sagt (B. 22, 3), den Vorhang, der ihm die Armuth der deutschen Litteratur bedeckte, er zerstörte ihm mit Grausamkeit so manches Vorurtheil, und ließ ihm am vaterländischen Himmel nur wenige bedeutende Sterne, indem er die übrigen alle nur als vorüberfahrende Schnuppen behandelte. Auch Wieland konnte vor Herder's Strenge nicht bestehn, da dieser den einfach reinen Ausdruck der Empfindungen und Gefühle über alles schätzte. „Wir dichten nicht in der lebendigen Welt“, hatte Herder bereits früher geklagt, „wir erkünsteln uns Thema und Stil, und darum fehlt uns der runde Kontour, den uns der erste Hinwurf gibt.“ Indessen wurde die Achtung, welche Goethe gegen Wieland hegte, dadurch nicht erschüttert, wenn er auch seine Dichtungen nicht für das Höchste der Natur und Kunst gelten lassen konnte. In den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ des Jahres 1772 beurtheilte Goethe, ohne Nennung seines Namens, Wieland's „goldenen Spiegel“ und die namenlos erschienenen „Gedanken über eine alte Aufschrift“, wobei er vom Verfasser mit der größten Hochachtung und lebhaftester Anerkennung spricht. In der erstern dieser Beurtheilungen [2]) bestimmt er die drei Ruhepunkte, wo die Wielandische Muse stille gestanden, zurückgesehen und ihre Richtung geändert habe. Den Grundstoff seiner ältesten Manier bezeichnet er als „Platonisches System, in dichterischer Diktion dargestellt“. Darauf sei Wieland zu den Menschen herunter gestiegen, und seine Personen seien gute ehrliche Menschenkinder geworden, die weder ganz gut, noch ganz böse. „Der Umriß der Charaktere ward so schwebend und leicht gehalten, als es die Inkonsequenz der meisten und die Form der Sozietät, die ihn eindrückt, erfordert. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß, und der Plan des Gebäudes reich und glänzend. Die Weltkenntniß blieb, der Dichter mag sie nun halb durch's Anschauen und halb durch eigene Ahnung erhalten haben, allezeit bewundernswürdig. Es waren Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, nur in's Griechen- oder Feenland versetzt. Dies war das männliche Alter, worin die Geburt des „Agathon“ und der „Musarion“ fällt. Die Enkratiten sahen ihn als einen abgefallenen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken schwebte, sondern herabgekommen war, „die Schafe des Admet's zu weiden“. [3]) Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege unter dem Putz, und die eklen Moralisten, die nichts als gute und böse Gespenster sehen, verschlossen die Bücher ihren Töchtern.“

---

1) Vgl. Schöll „Briefe und Aufsätze von Goethe“ S. 117. Der Herausgeber übersieht die Beziehung auf Wieland's Schrift.

2) Frankfurter gelehrte Anzeigen 1772, 681 ff., in den Werken B. 32, 41 ff.

3) Im ersten Buche von Wieland's „Grazien“ (B. 3, 66) findet sich der hier vorschwebende Vers:

Die Herden des Admet, der schönste Hirt, zu weiden.

Dieses, meint Goethe, werde Wieland bewogen haben, sich näher und deutlicher zu erklären, und sein Leben in dem lehrenden Charakter zu beschließen, und zu dieser Klasse gehöre der „goldene Spiegel", der hinter seinem Vorbilde, Crebillon's Ah quel conte!, in Bezug auf schöpferische Einbildungskraft zurückstehe; denn hier sei alles „Inschrift, Satz, Lehre, Moral, mit goldenen Buchstaben an die Wand geschrieben, und die Figuren herum gemalt". Den edlen Enthusiasmus, der Wieland allezeit bezeichnet habe, für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden und dadurch das Wohl der Menschengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern, erkennt er freudig an, indem er die für den dreiundzwanzigjährigen Goethe bezeichnende Bemerkung hinzufügt: „Wie verehrungswürdig ist der Mann, der, bei seiner so großen Weltkenntniß, noch immer so viel an Einfluß glaubt, und von seinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine schlimmere Meinung hat!" Dabei kann er nicht umhin, darauf hinzudeuten, daß man im Gemälde menschlicher Geschichte nie Licht ohne Schatten gedenken könne.

Je tiefer und lebendiger aber Goethe's dichterische Kraft sich entfaltete, desto mehr mußte der um Wieland's Haupt schwebende Nimbus schwinden, besonders als dieser durch die Unternehmung des seit dem Jahre 1773 in Verbindung mit den Jacobi's begonnenen „Merkur" in den Augen des von glühendster Schaffungskraft umgetriebenen jungen Dichters nichts weniger als gewinnen konnte. Wieland's Briefe über sein Singspiel „Alceste" (im Januar- und Märzhefte 1773), worin dieser sich über die durch reine Naturwahrheit so herrlich wirkenden Alten zu setzen schien, mußten ihm vollends zuwider sein. In der im Aprilhefte des „Merkur" erschienenen Beurtheilung des Leipziger „Almanachs der deutschen Musen" auf das Jahr 1773, welcher vier Lieder Goethe's ohne Namen des Dichters enthält, wurde an Goethe's Gedicht „die Nacht" (B. 1, 37 f.) einzelnes mit Recht ausgestellt, aber das Ganze „wegen seines geschmeidigen Ausdrucks und seiner leichten Versifikation" gelobt. Das Septemberheft des „Merkur" brachte eine ausführliche, M. (Meusel?) unterzeichnete [1]) Beurtheilung von Goethe's „Götz" von der Hand eines Mitarbeiters, der, nachdem er dieses Drama, welches die „kritischen Linné's" nicht zu klassifiziren wissen würden, als das „schönste, interessanteste Monstrum" bezeichnet hat, seine zahlreichen Bedenken und Ausstellungen in Reih' und Glied anrücken läßt. Wieland aber erklärt in einer am Schlusse angefügten Anmerkung: „Der Urheber der gegenwärtigen Rezension denkt, wie der Augenschein lehrt, über einige Grundsätze der poetischen Kunst und über die Anwendung derselben ganz anders,

1) Auf Jacobi's Frage an Wieland (Jacobi's Briefwechsel I, 151), wer der Verfasser dieser Beurtheilung sei, fehlt die Antwort. Jacobi bemerkt: „Die ersten zwei Seiten machten mich mehr erwarten, als ich nachher fand. Der Verfasser ist kein Geisterseher."

als der Herausgeber. Besonders scheint ihm beinahe alles, was derselbe an „Götzen von Berlichingen“ tadelt, ohne genugsamen Grund getadelt worden zu sein. Den Beweis muß er aus Mangel des Raums auf eine andere Gelegenheit versparen.“ In den „kritischen Nachrichten vom teutschen Parnaß“, einem anfangs stehenden Artikel des „Merkur“ von Chr. H. Schmid in Gießen[1]), mußte auch des „Götz“ Erwähnung geschehn. Schmid, der im folgenden Jahre eine „dramaturgische Abhandlung“ über den „Götz“ schrieb, die Lessing[2]) für „Wischiwaschi“ erklärte, bezeichnet im Dezemberhefte dieses Drama als das einzige in der diesjährigen Ostermesse erschienene „originelle Phänomen“ für die Bühne, dem er gern freudigen Beifall zurufen würde, wenn es nicht zu sehr die Merkmale der schon ehemals beseufzten Originalsucht an sich trüge. Er lobt, daß hier ein deutsches Thema aus der Geschichte solcher Zeiten gewählt sei, die uns näher angingen, als die Hermanniaden. „Aberglauben und Ritterschaft, Unwissenheit und Faustrecht, Zerrüttung und Pfaffentücke sind treu und lebhaft geschildert, und hätte der Dichter Geduld genug gehabt, Turnierbücher und Chroniken noch ein wenig mehr zu studiren, so müßte uns sein Schauspiel von der Seite eben so angenehm sein, als La partie de chasse de Henri IV. den Franzosen. Weiter hat der Verfasser die Natur und Shakespeare fleißig durchblättert, aus jener manches naive Gemälde und eine einfältige, markigte Sprache, aus diesem das Anschauende und manche Wendung seiner Gedanken, nie seinen Schwulst.“ Aber er tadelt entschieden, daß der Dichter Shakespeare's Form gewählt, der eigentlich gar keine Form habe; wir sollten hierin, so lange wir keine eigene bessere Form gefunden, immer bei den Griechen bleiben. „Gleichwie die Engländer selbst ihre alten Schauspiele regelmäßiger zu machen anfangen, also können wir wohl unseren Zeiten Shakespeare's Zuschnitt eben so wenig anpassen, als den Gang unserer Fastnachtsspiele oder Staatsaktionen beibehalten.“ Lessing's Beispiel, fährt er fort, hätte den Dichter ermuntern sollen, das Unterscheidende des deutschen Dialogs nicht in Rauheit und Nachlässigkeit zu setzen, sondern mit dem Nachdruck auch klassische Zierlichkeit zu verbinden, und die Eigenheit seiner Manier nicht in solchen Erkrescenzen zu suchen, die man bei Shakespeare wie die Narbe eines sonst schönen Gesichts liebe. „Möchte er doch“, läßt sich Schmid weiter vernehmen, „seine gute Anlage zu der Beobachtung der Natur und des menschlichen Herzens, die wir in einigen Szenen gefunden haben, kultiviren, und dann nach dem erhabenen Ziele trachten, für seine

---

1) Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe“ III, 130 ff. 135. 145. 157. 160. 210. Merck's Briefe II, 137. Goethe war mit Schmid bereits im Jahre 1772 bekannt geworden. Vgl. B. 22, 121 ff. Wagner zu Merck's Briefen III, 186, wo Schmid's Name nach Goethe's früheren Ausgaben irrig angegeben wird.

2) Brief an Eschenburg vom 26. Oktober 1774.

Zeiten ein Shakespeare zu werden. — Man findet bereits bei ihm, besonders in den letzten Szenen, daß er, zwar nicht heftige und tiefe, aber doch nicht gar zu flache Eindrücke zu machen gewußt hat. Vielleicht lernt er, wenn sich anders hier dieses Wort brauchen läßt, künftig dem Shakespeare seine herzerschütternde Kunst ab. Wenn er sich oft vorsätzlich zerstreut hat, um Shakespeare's Unordnung nachzubilden, was wird er nicht dereinst leisten können, wenn er künftig nur den einzigen hohen Zweck, Furcht und Mitleid, vor Augen behält! Das Labyrinth der Shakespeare'schen Historie müßte den Zuschauer unaufhörlich irre machen, so wie es dem Leser doppelt beschwerlich wird." Dieses seichte, vornehm-armselige Gewäsch nahm Wieland, der die meisten Urtheile seines Mitarbeiters für „gegründet und billig" erklärte, ohne weitere Bemerkung auf! Derselbe Schmid hatte im Julihefte (S. 207) Goethe's Bogen „von deutscher Baukunst" eine „sonst lesenswürdige Broschüre" eines „angehenden Schriftstellers" genannt, der, hingerissen von Hamann's Künsteleien, durch Zierrathen zu glänzen suche, die man in der Baukunst „Schnörkel" heiße.

Goethe konnte im ganzen mit dem Inhalte des „Merkur" wenig zufrieden sein, in welchem fast nichts sich über die Mittelmäßigkeit erhob, und nur die mit dem Januar 1774 beginnenden „Abderiten" von höherer Bedeutung schienen, obgleich auch diese dem damaligen Sinne Goethe's wenig zusagten, dem diese Versetzung nach Griechenland und die Art persiflirenden Witzes zuwider waren. Um so eher ließ er es geschehn, daß die Farze, „Götter, Helden und Wieland" zur Veröffentlichung gelangte[1]), in welcher Wieland wegen seiner „Alceste" und der darüber im „Merkur" erlassenen Briefe hart mitgenommen ward. Nicht bloß wurde ihm hier das Verständniß der Alten in ihrer kräftigen Naturwahrheit abgesprochen[2]), sondern auch die Noten zum Shakespeare bitter gerügt, die er, wenn er klug wäre und es könnte, mit Blut abkaufen würde. Sein „Idris"[3]) muß sich das harte Wort des absichtlich etwas karikirten und karikirenden Hercules gefallen lassen: „Was soll ich von eines Menschen Verstand denken, der in seinem vierzigsten Jahr ein groß Werks und Wesens daraus machen kann und fünf, sechs Bücher voll schreiben davon, daß ein Mädchen mit kaltem Blut kann bei drei, vier Kerls liegen und sie eben in der Reihe herum lieb haben! Und daß die Kerls sich darüber beleidigt

---

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 212 Note 1.

2) Wenn Hercules sagt (B. 7, 225), Wieland solle den Göttern die Noten über Homer abbitten, wo sie ihm zu groß seien, so denkt Goethe wohl an den Spott, welchen dieser sich zuweilen über die Roheit der Homerischen Götter und Menschen erlaubt, wie im fünften Buch der „Grazien" (B. 3, 120), im „Amadis" IX, 8 (B. 15, 123. 306). X, 24 (B. 15, 147. 308 f.).

3) Dieses aus fünf Gesängen bestehende Gedicht scheint gemeint, obgleich der Vorwurf nicht ganz zutrifft, und sonst eher auf den „Agathon" oder auf den „Amadis", der achtzehn Gesänge enthält, passen würde.

finden, und doch wieder anbeißen!" In den Worten des Hercules (S. 227): „Aber des Prodikus Hercules, das ist dein Mann", verspottet er die Aeußerung in den Briefen über die „Alceste" (Merkur I, 230): „Der Hercules, den ich schildere, ist der Hercules des Prodikus". Diesen hatte er auch in dem lyrischen Drama „die Wahl des Hercules" dargestellt, das im „Merkur" im Augusthefte 1773 erschien. Die Farze schließt mit der alten Aufschrift: „Sie reden, was sie wollen; mögen sie doch reden! was kümmert's mich?" worüber Wieland seine „Gedanken" veröffentlicht hatte. [1])

Fast gleichzeitig mit Wieland's Farze, im Aprilheft 1774 des „Merkur", erschien J. G. Jacobi's Beurtheilung des Göttinger Musenalmanachs auf das Jahr 1774, worin unter den vier von Goethe ohne seinen Namen mitgetheilten Gedichten der „Wanderer" und der „Gesang" („Seht den Felsenquell") ausgezeichnet werden; in ersterm wird der Rede des Fremdlings stellenweise ein leichterer Ausdruck und ein geschmeidigerer Dialog gewünscht. Erst im Juniheft trat Wieland selbst, den der in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai erfolgte Schloßbrand mit Hof und Stadt in große Trauer und Noth versetzt hatte [2]), mit seiner versprochenen Rechtfertigung des „Götz" gegen einige Vorwürfe seines Beurtheilers im „Merkur" hervor, wobei er in der Einleitung mit Hindeutung auf Goethe's Farze bemerkt, er wolle dies jetzt thun, obgleich er leicht voraussehe, daß manche wunderliche Leute daran Aergerniß nehmen und es ihm übel ausdeuten würden, daß er Gerechtigkeit gegen einen Menschen übe, der es, wie sie sich einbildeten, nicht um ihn verdient habe. „Gerechtigkeit", fährt er fort, „braucht niemand von uns zu verdienen, dächte ich; wir sind sie einem jeden schuldig, dem Teufel selbst, wie das Brocardicum sagt. Ein Autor ist darum nicht gleich ein Duns, weil er unbillig oder unartig gegen uns ist; und warum sollte ein böser Mensch (gesetzt auch, daß einer, der uns nicht liebt, darum gleich ein böser Mensch sein müßte) nicht eben so wohl ein gutes Werk schreiben können, als er, wenn er ein Maler wäre, ein gutes Gemälde machen könnte, ohne um einen Gran weniger ein böser Mensch zu sein? Aber, sagt man, es kommt doch so heraus, als ob ihr einen Autor, der euch übel mitgespielt hat, bestechen wolltet, wenn ihr ihn lobt. — Ich muß gestehn, daß mir nie in den Sinn gekommen ist, daß man so etwas vermuthen könnte. Mein ganzes Betragen, seitdem ich mich als Schriftsteller in die Welt gewagt habe, sollte, dächt' ich, mich

1) Vgl. Goethe's Anzeige B. 32, 93 f. In Wieland's Werke sind diese „Gedanken über eine alte Aufschrift" eben so wenig, als in die frühern Sammlungen seiner „prosaischen Schriften" übergegangen, doch wurden sie ihm allgemein zugeschrieben. Im ersten Bande des „Merkur" S. 225, im fünften Briefe über die „Alceste", bezieht sich Wieland auf diese Erklärung eines „Ungenannten".

2) Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 190 f. Jacobi's Briefwechsel I, 162 f.

gegen einen solchen Argwohn sichern. Und wozu hätte ich nöthig, mir durch niederträchtige Mittel Freunde machen zu wollen? Oder wie sollte ein Mann, der nicht ohne alle Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens ist, sich nur einfallen lassen können, daß jedermann das Beste von ihm denken, daß niemand schief oder hämisch oder parteiisch oder übereilt von ihm urtheilen werde? Freilich wäre zu wünschen, daß die Schriftsteller einander wenigstens mit Anständigkeit behandeln, ihre Talente nicht zu Befriedigung kleiner, schlechter Leidenschaften mißbrauchen, und den Stand der Gelehrten nicht durch eigene Bemühungen in den Augen der Weltleute verächtlich machen möchten. Aber wie viele Dinge wären nicht zu wünschen? Wenn Wünsche Pferde wären, wer würde zu Fuß gehn? sagt ein englisches Sprichwort. — Ferne sei es also von mir, daß ich den Verfasser des „Götz von Berlichingen" — der eine eigene Freude daran haben soll, Personalsatiren auf den ersten den besten, der ihm in den Wurf kömmt, zu machen — durch diese kleine Apologie bestechen wollte, meiner zu schonen, wenn es ihm einmal wieder einfallen sollte, in einem Anstoß von Laune sich lustig mit mir zu machen! Ich gönne einem jeden seine Freude, und wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Jungen, der nie in dem Falle wäre, die Ruthe zu verdienen. Junge muthige Genien sind wie junge muthige Füllen: das strotzt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an den Leuten hinauf [1]), schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen, noch reiten lassen. Desto besser! denn wenn es, ut iniquae mentis asellus [2]), die Ohren sinken ließe und die Lenden schleppte, würde jemals ein Bucephalus oder Brigliador daraus werden können? Praecipitandus est liber spiritus. (Man muß den wilden Geist rasch austoben lassen.) — Da ist kein ander Mittel! Man muß die Herrn ein wenig toben lassen; und wer etwan von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder mit dem Huf in die Rippen geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste der gelehrten Republik, und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Jünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten, in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können — wiewohl dies freilich dem einen und andern schon mißlungen ist, und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte. — Wer wohl die jungen Autoren, Kunstrichterchen und gelehrte Polichinelle sein mögen, denen man durch diese kleine Apologie einige Nachsicht bei dem Publikum gewinnen möchte? —

1) Der Ausdruck erinnert an Jacobi's Aeußerung in einem Briefe an Wieland vom 22. April 1775: „Anfangs sahen wir beide ihn (Goethe) als einen feurigen Wolf, der des Nachts an honetten Leuten hinaufsprang und sie in den Koth wälzte."

2) „Wie ein Esel unmuthigen Sinnes." Hor. sat. I, 9, 20.

Nur ein wenig Geduld! sie werden sich bald selbst verrathen. Sie werden so laut wiehern und so ungebärdig ausschlagen, daß es unmöglich sein wird, sie zu übersehn. Dies gehört mit zur Natur eines solchen gelehrten hinnulus. Aber es hat nichts zu bedeuten; mit der Zeit wird sich's schon geben. Man versichert mich, die Männerchen hätten entsetzlich viel Genie, sehr viel Wissenschaft und das beste Herz von der Welt. — Genie, Wissenschaft, gutes Herz! dies ist just als ob jemand Feuer im Busen trüge; das kann nicht lange verborgen bleiben! Und so wie ich mich kenne, bin ich gewiß, daß wir am Ende noch sehr gute Freunde werden müssen." Nach dieser heitern, die innere Mißstimmung geschickt verbergenden und eine Versöhnung leicht anbahnenden Erklärung wendet Wieland sich zum „Götz", der immerhin ein „schönes Ungeheuer" sein möge, aber den Wunsch nach vielen solchen Ungeheuern rege mache, da der Fortschritt zu wahren Meisterstücken dann sehr leicht sein würde. „Wer hat es gelesen", ruft Wieland in reinster, neidloser Anerkennung aus, „ohne zu fühlen (wenn er auch nicht sagen konnte, wie? und warum?), daß ihn nicht leicht eine andere Lektüre (immer nehme ich „Emilie Galotti" aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so stark interessirt, so mächtig erschüttert, so durchaus vom ersten Zug bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und an's ununterbrochene Anschauen der lebendigen Gemälde, die er, ut magus[1]), vor unseren Augen vorbeiführt, angeheftet habe? Welche Wunder sollte der (sic) Genie, der dies gethan hat, nicht auf unserer Schaubühne wirken können, wenn es ihm einfiele, Schauspiele zu schreiben, die man aufführen könnte?" Die meisten Ausstellungen des Beurtheilers fallen nach Wieland dadurch, daß Goethe ein Schauspiel zum Lesen schreiben und die Einheiten des Aristoteles absichtlich verletzen wollte, weil er dadurch für seinen Zweck, die Leser durch die Kraft und Wahrheit seiner Gemälde zu begeistern, mehr gewann, als er an der äußern Form verlor. „Wollte Gott", äußert er, „Götzens Verfasser gäb' uns ein ganzes Jahrhundert in einer tragi-komischen Farze, die im Geiste seines Götzens geschrieben wäre; möchte sie doch dreihundertundfünfundsechzig Akte haben!" Im Gegensatze zum Beurtheiler im „Merkur" scheint ihm Weislingen's Charakter eines von den großen Meisterstücken des Dichters, und Shakespeare selbst nirgends größer in weiblichen Charaktergemälden, als Goethe in Maria, Elisabeth und Adelheid; die von jenem als sehr entbehrlich bezeichneten Szenen möchte er nicht um die besten geben, welche der Dichter hätte machen können und sollen, wenn er gewollt, wenn er nach einem künstlich angelegten theatralischen Plane gearbeitet hätte. Nur die ziemlich häufige Vermengung der Sprache aus den roheren Zeiten Maximilian's I. mit der gebildeten und verfeinerten Ausdrucksweise der Gegenwart findet er tadelhaft, da

1) „Wie ein Zauberer." Hor. epist. II, 1, 213.

der Dichter den Götz meist eben so reden lassen zu wollen scheine, wie dieser in seiner eigenen Lebensbeschreibung spreche. In demselben Hefte des „Merkur“, welches diese höchst ehrenvolle, sehr verständige Auslassung über den „Götz“ enthält, bringt Wieland in dem „räsonnirenden Verzeichniß neuer Bücher“ auch Goethe's Farze auf ihn in einer Weise zur Anzeige, welche den Angriff möglichst glimpflich ablehnte, indem sie dem Talente des Gegners alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. „Der Herr D. Goethe, Verfasser dieses Werkleins“, so lautet die mit Wieland's Anfangsbuchstaben unterzeichnete Anzeige, „nachdem er uns in seinem „Götz von Berlichingen“ gezeigt hat, daß er Shakespeare sein könnte, wenn er wollte, hat uns in dieser heroisch-komisch-farzikalischen Pasquinade gewiesen, daß er, wenn er wolle, auch Aristophanes sein könne. Denn so wie es ihm in diesem kritischen Wrekekekek Koar Koar[1]) beliebt hat, mit Wieland und Wieland's „Alceste“ sein Spiel zu treiben, so trieb es Aristophanes ehemals mit dem nämlichen Euripides, welchen Herr Goethe hier mit der ihm eigenen Laune dem Verfasser des Singspiels „Alceste“ auf den Kopf treten läßt. Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und dann sich recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist!“ Freilich sollte das Ganze nur eine Farze sein, der Uebertreibung und Verdrehung in gewisser Weise wohl anstehen, allein der durchscheinende Ernst, daß Wieland die hohe Natur griechischen Lebens, griechischer Darstellung und Kunst nicht erfasse, und vor der Schwächlichkeit neuerer Anstandsbegriffe zurücksetze, bleibt dabei als wohl berechtigt bestehn, und durch die geschwätzige Weise, wie dieser die Vorzüge seiner „Alceste“ in den offenen Hallen des „Merkur“ seinem Fritz Jacobi auseinandersetzte, und sich selbst über so manche schöne Stelle, so manche gelungene Aenderung entzückte, hatte er sich dem Spotte gar sehr bloß gestellt. Wie schlecht Goethe damals mit Wieland's „Merkur“ zufrieden war, ergibt sich aus der Aeußerung an Schönborn in Algier vom 8. Juni (B. 27, 476): „Der Trödelkrämer Merkurius fährt fort, seine philosophisch-moralisch-poetischen Bijouteries, Etoffes, Dentelles etc., nicht weniger Nürnberger Puppen und Zuckerwerk an Weiber und Kinder zu verhandeln, wird alle Tage gegen seine Mitarbeiter schulmeisterlich impertinenter, putzt sie wie Buben in Noten und Nachreden ꝛc. ꝛc.“ [2])

---

1) Das bekannte Froschgequak lautet in den „Fröschen“ des Aristophanes bekanntlich *βρεκεκεκὲξ κοὰξ κοάξ*. Auf dieses Brekekekek Koar Koar bezieht sich Wieland auch im ersten Bande des „Merkur“ S. 224.

2) Es schwebt hierbei die Behandlung des Verfassers des Aufsatzes „über das Ideal“ im Maihefte vor; sonst hatte sich Wieland in diesem Jahre solcher Anmerkungen und Zusätze enthalten.

Ende Juli schloß Jacobi den innigsten Seelenbund mit dem Dichter des „Götz", den er seit dieser Zeit mit seinem Freunde Wieland zu versöhnen sich alle Mühe gab. Letzterer aber äußerte über den eben damals erschienenen „Clavigo" gegen Jacobi, dieses Stück beweise ihm gerade, daß Goethe noch lange nicht der Wundermann sei, für den man ihn halte, worin man kaum den übel verdeckten Verdruß verkennen kann, den ihm die so rasch und begeistert geschlossene Verbindung Jacobi's mit Goethe verursachte, vor welcher sein eigenes, fast vier Jahre altes, kürzlich durch ein Mißverständniß getrübtes Verhältniß zum Freunde ganz zu verbleichen drohte. Dieser nahm sich auch des „Clavigo" gegen Wieland's Ausstellungen mit warmem Herzen an (vgl. oben S. 145), und konnte nicht Worte genug finden, seine Bewunderung Goethe's, dieses „außerordentlichen Geschöpfes Gottes", und die Innigkeit seines mit ihm eingegangenen Seelenbundes zu schildern. In einem spätern Briefe benimmt Jacobi seinem Freunde den Verdacht, Goethe habe geäußert, man müsse den wankenden Götzen Wieland ganz niederreißen; vielmehr habe er der Schurken und Narren gespottet, welche sich in den Kopf gesetzt, er wolle und müsse an Wieland zum Ritter werden. Auch gedenkt er der Bewunderung und des Entzückens, womit Goethe von seinem im Aprilheft erschienenen Gedichte „an Psyche" gesprochen, wobei er nur bedauert habe, daß Wielands Weisheit nicht unerörtert habe lassen können, daß die Wonne des liebenden Mädchen so frühzeitig ein Ende nehmen werde [1]). In Wieland's Erwiederung vom 21. Oktober werden Goethe's Knittelverse im „neueröffneten moralisch-politischen Puppenspiel" als sehr artig anerkannt; sie malten ihn, daß man ihn leibhaftig vor sich stehn sehe. „Ich passire hier", bemerkt er, „unter den eiskalten Leuten, unter denen ich lebe, für einen schrecklich warmen Kopf; und doch wollte ich lieber Goethens kaltblütiger Begucker, als sein schwärmerischer Liebhaber sein. Sapere, sapere, liebster Jacobi! — am Ende müssen wir doch alle dahin. Im Schlaraffenlande geht es freilich lustig und herrlich zu, aber es dauert nicht lange." Tief erschüttert wurde Wieland bald darauf durch den Tod seines hoffnungsvollen Knaben. In der hierdurch angeregten rührenden Stimmung schrieb er an Jacobi: „Allen den frommen, schwärmerisch brausenden, unerfahrenen, sich selbst, den Menschen und die Welt nicht kennenden, aber ehrlich wohlmeinenden Jungen, die sich an mir ärgern und wider mich eifern, soll bei Leibe nichts Leides geschehn."

Das Novemberheft des „Merkur" gab in Schmid's Fortsetzung der „kritischen Nachrichten vom Zustande des teutschen Parnasses" eine Uebersicht der verschiedenen Parteien, von denen eine

---

1) In dem Briefe an Jacobi vom 21. August, bemerkt Goethe gelegentlich, wie satt er die Wielandische „Mythologie", diese modernisirten Griechen aus Wieland's Romanen, diese Hippiasse und Danae's, habe.

der neuesten und zahlreichsten, welche mit einer (zu) feurigen Phantasie eine große Neigung zum Philosophiren und eine zügellose Neuerungssucht verbinde, unter Hamann und Herder stehe. „Unter allen Göttern und Götterkindern, welche in Herder's Himmel über die Stämme deutscher Nation herrschen", heißt es dann weiter, „wird keiner jetzt begieriger gelesen, und hat also keiner mehr Einfluß auf den Modegeschmack unserer Tage, als Herr Goethe; denn er beschäftigt sich mit Gegenständen und Dichtungsarten, welche für die gewöhnlichen Leser anziehender sind, als philologisch-kritische Untersuchungen, Platonische Träume und vaterländische oder hochbrausende Oden." Seltsam genug wird aus der Stelle eines Aufsatzes Herder's über Shakespeare [1]) gefolgert, nur Anbetung dieses großen Britten, Ungebundenheit, Verachtung des Zwanges, den Wohlanstand, Gewohnheit, Regel auflegen, und üppige Phantasie schließe Goethe sympathetisch an Herder und dessen Freunde an. „Wenn ich mich patriotisch freue", heißt es dann weiter, „daß endlich einmal wieder ein Originalgenie hervorgedrungen ist, so möchte ich es auch beklagen, daß Goethens Zeit in Tage fallen mußte, wo er Grundsätze und Beispiele vorfand, die ihn, sein natürliches Feuer ungerechnet, über die Grenzen hinausrissen. Allerdings sieht man einen Körper mit strotzenden Adern lieber, als einen abgezehrten. „Wie ein schäumender Becher, fleußt er über von Lebenssaft" — ein Ueberfluß, der eine ergiebige Zukunft weissagt! Dieser Ueberfluß ist zwar nicht in Plan und Charakteren, aber doch in der Sprache seines neuen Trauerspieles „Clavigo" sichtbar. Blut und Saft und frische Farbe zeigt auch diese neue Geburt seiner Muse. — Auf den Theatern selbst mußte „Clavigo" nothwendig mehr Beifall finden als, „Götz", den man, was auch der „Merkur" weissagte [2]) (denn wo ist etwas Abenteuerliches, das nicht einmal in Deutschland geschehen wäre?) wirklich zu Berlin gespielt hat." Goethe's „Puppenspiel" bezeichnet Schmid als eine Sammlung von kleinen Dramen in Knittelversen, worin er ohne allen Zwang und Scheu alles expektorire, was er über Sitten und Meinungen seiner Zeitgenossen auf dem Herzen habe. „Nicht bloß die freimüthigen Wahrheiten und satirischen Züge, welche diese Dramen enthalten, sondern auch die Strahlen von Philosophie des Lebens, intuitiver Kraft und bilderreichem Witze, die darinnen her-

---

1) Die Stelle lautet in der von Herder herausgegebenen Sammlung „von deutscher Art und Kunst" S. 112 also: „Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebte, wo ich ihn begreifen konnte, und wo du, mein Freund, der du dich bei diesem Lesen erkennest und fühlest, und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmet, wo du noch den süßen und deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unseren Ritterzeiten (im „Götz") in unserer Sprache, in unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen."

2) Wieland hatte bemerkt, den „Götz" werde man nicht aufführen können, bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigene Schauspieler dazu herzaubere.

vorbrechen, machen das Puppenspiel auch den Katonen interessant." Irrig werden Goethe hier, wie von anderen Beurtheilern der Zeit, auch die „Anmerkungen über's Theater" von Lenz beigelegt.[1]) „Dramatisch der Form, dem Individuellen, dem Anschauenden nach", fährt Schmid fort, „kann auch seine ausführliche Erzählung von den „Leiden des jungen Werther's" genannt werden. Werther redet darinnen immer (?) selbst, und alle Szenen seines Lebens sind uns so täuschend vor Augen gestellt, als es je auf der Bühne geschehn kann. Selten ist in der That ein Charakter nach allen seinen Nüanzen so ausgemalt, selten in einem Romane so weit getrieben worden. — Solche Arbeiten sind unstreitig verdienstlicher, als Einfälle von der Art, wie Herr Goethe in einer spleenetischen Stunde hatte, Götter, Helden und Wieland zu kontrastiren, worüber der „Merkur" bereits das Nöthige gesagt hat."

Nach diesen leeren Salbadereien trat Wieland selbst im Dezemberhefte mit einer Anzeige des „Clavigo" und des „Werther" hervor. Im erstern erscheint ihm der Heroismus des Beaumarchais als der wichtigste Theil, und dieser, meint er, würde unsere ganze Bewunderung haben, wenn seine Rachsucht nicht zu schauderhaft wäre — wie Wieland sich auf ähnliche Weise schon gegen Jacobi geäußert hatte. Am meisten sieht er die Kunst des Dichters in der stufenweisen Ankündigung von Clavigo's neuer Untreue. Er würde, bemerkt er, diesen ohne Einschränkung loben, wenn nicht von dem, der viel habe, viel gefordert würde. Bei so mancher Stelle, woran man den Meister erkenne, scheine er sich zuweilen vom Dialog in den Erzählungston zu verlieren, nicht immer gleich lebendige Gemälde zu geben, zuweilen ein wenig rednerisch überzuströmen, auch mitunter zu lang reden zu lassen. Im „Werther" sieht er ein Gemälde eines innern Seelenkampfes, wie nur der entwerfen könne, der den Schöpfer des „Hamlet" und des „Othello" studirt habe. Der Dichter habe den Charakter Werther's, wie Pygmalion's Statue, so beseelt, daß wir ihn vor Augen zu sehn glaubten, und kein einziger Zug von ihm unkenntlich bleibe. „Einen einzelnen Selbstmörder rechtfertigen, und auch nicht rechtfertigen, sondern nur zum Gegenstande des Mitleids zu machen, in seinem Beispiele zu zeigen, daß ein allzuweiches Herz und eine feurige Phantasie oft sehr verderbliche Gaben sind, heißt keine Apologie des Selbstmords schreiben. Dennoch ist dieser gewöhnliche Fehlschluß auch bei diesem Buche gemacht worden, unerachtet der Verfasser ausdrücklich die Erzählung nur denen zum Troste empfiehlt, die aus Geschick oder eigener Schuld keinen bessern finden können. Unzufriedenheit mit dem Schicksale ist eine der allgemeinen Leidenschaften, und daher sympathisirt hier jeder, zumal da Werther's liebenswürdige Schwärmerei und wallendes Herz je-

1) Der Irrthum wurde im folgenden Januarhefte S. 94 ff. berichtigt, wo auch Wieland selbst sich über diese Schrift in seiner Weise äußert.

den anstecken müssen. Außer der Kunst des Verfassers, die Nüanzen aller Leidenschaften zu treffen, verdient die populäre Philosophie Lob, womit er sein ganzes Werk durchwürzt hat. Ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene soll mir vergangen sein, und hundert solche Maximen, die aus Werther's nicht misanthropischen, sondern bewegten Herzen fließen, machen mehr Eingang, als die strotzenden Predigten unserer täglichen Romane." Hielten sich diese Beurtheilungen auch sehr an der Oberfläche und verriethen nichts weniger als eine innere Erfassung dessen, was den Dichter bewegt hatte, so konnte dieser doch, bei dem so weit reichenden Mißverständnisse, damit im allgemeinen zufrieden sein. Auch wich allmählich Wieland's Mißstimmung gegen Goethe, so daß Jacobi schon am 14. Dezember an Frau von la Roche schreiben konnte: „Unter allen großen Schriftstellern Deutschlands ist er der einzige, der über Goethe's Ruhm nicht eifersüchtig ist. Ueber Werther's Leiden hat er nicht nur an mich, sondern an verschiedene andere noch in Ausdrücken und mit einer Herzlichkeit geschrieben, die ihn unendlich verehrungswürdig machen." Oeffentlich scheute er sich wohl, seine Gefühle mit aller glühenden Wärme auszusprechen, weil er fürchtete, man werde ihm deshalb eigennützige Absichten unterlegen.

In der ersten Hälfte des Dezember war der Erbprinz von Sachsen-Weimar und dessen Bruder Konstantin nach Frankfurt gekommen, denen der geistsprühende Dichter des „Werther", den sie durch Knebel zu sich beschieden hatten, so wohl gefiel, daß sie ihn einluden, ihnen nach Mainz zu folgen. Hier kam denn auch das Gespräch auf Wieland und Goethe's Farze gegen diesen, worüber sich der Dichter so heiter und offen aussprach, indem er sie als einen Erguß jugendlich übermüthiger Laune darstellte, zu deren Veröffentlichung er sich habe überreden lassen, daß eine förmliche Aussöhnung mit Wieland zu bewirken schien. Goethe versprach, den ersten Schritt zur Annäherung zu thun, was auch sofort geschah, indem er einem Briefe Knebel's einen Gruß an jenen beifügte, der gar bald, noch vor dem Ende des Jahres, freundlich erwiedert ward [1]). Gegen Knebel hatte sich Wieland, wahrscheinlich in Beantwortung eines noch von Frankfurt aus gleich am Abend der Ankunft geschriebenen Briefes, sehr mißmuthig geäußert, doch hatten der zweite, von Mainz und ein weiterer, von Karlsruhe aus geschriebener Brief ihn völlig umgestimmt, so daß er am 13. Januar 1775 sich bei Knebel entschuldigt: „Verzeihen Sie mir, lieber Freund, das unartige Zeug, das ich Ihnen letzthin in einem hypochondrischen Anstoß schrieb. Ich bin inzwischen radicaliter von allem Mißmuth gegen diesen sonderbaren großen Sterblichen geheilt worden. Unfehlbar werd' ich ihn über lang oder kurz persönlich kennen lernen — genug, ich werd' ihn sehn

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 254 f.

und sprechen und an meinem guten Willen soll's nicht liegen, wenn wir nicht Freunde werden können." Aber trotzdem hegte er bald, launenhaft, wie er war, wieder argen Zweifel. Da Jacobi im Januar nach Frankfurt ging, und dort einige Wochen zu verweilen gedachte, so hatte er Wieland dorthin eingeladen, wo sie mit Goethe glückliche Tage verleben würden; aber dieser war der Einladung nicht gefolgt, weil er im Winter nicht reisen könne. Dagegen berichtete Jacobi ihm von Frankfurt aus über Goethe's freundliche Stimmung, der unter anderm die Kantate des Apollo im „Midas", der im Januarhefte 1775 erschien („Vom schlummerlosen Lager hob" B. 28, 402 f.), außerordentlich gelobt habe. Wieland aber war Goethe's noch so wenig sicher, daß er den Freund bat, ihm, die Hand auf's Herz, zu zeugen, ob dieser Beifall keine Persiflage gewesen, was dieser mit gutem Gewissen läugnen konnte. Ohne ein Wundermann zu sein, schreibt er am 27. Januar an Wieland, wollte er ihm von Goethe Beiträge zum „Merkur" verschaffen, wenn dieser nicht mit verschiedenen Ausarbeitungen in demselben so gar schlecht zufrieden wäre, daß er die Vorstellung nicht ausstehn könne, in Gesellschaft ihrer Verfasser vor dem Publikum aufzutreten. Ihn achte er vom Grunde der Seele hoch, aber als Herausgeber des „Merkur" sei er ihm ärgerlich. „Goethe grüßt Sie herzlich", schließt er, „und bittet Sie, uns Ihre Silhouette zu schicken. Wir wollen sie in Kupfer stechen lassen, wie die inliegenden von Klopstock und Lavater." Aber Wieland fand sich durch jene Aeußerung über den „Merkur" verletzt, so daß Jacobi in einem von Mannheim aus geschriebenen Briefe ihn darüber beruhigen mußte. Goethe verdenke ihm keineswegs, bemerkt er, daß er zur Verbesserung seiner Umstände sich mit einer litterarischen Manufaktur abgebe, aber es schmerze ihn tief, daß Wieland sich zur Herausgabe solcher schiefen, verkehrten, nach seinem Gefühle albernen Urtheile und Wegweisereien über Dinge des Genies verstehn müsse. In Folge dieses und anderer Urtheile geschah es, daß Wieland in einem Briefe an Meusel vom 7. April seinen Mitarbeiter Schmid von dem „ohnehin odiosen und ingraten" Artikel der „kritischen Nachrichten vom Zustande des teutschen Parnasses" — der letzte dieser Artikel erschien im Novemberheft 1774 — freisprach, und ihn aufforderte, dafür desto mehr Zeit auf den dramatischen Artikel, die „theatralischen Neuigkeiten", besonders auf den dramaturgischen Theil derselben, zu verwenden. [1])

Die anerkennende Anzeige von Nicolai's platten „Freuden des jungen Werther's" von Wieland selbst im Märzhefte des „Merkur" mußte um so unangenehmer auf Goethe wirken, als jener erklärte, wenn in der Schrift nach Nicolai's Art ein wenig Persiflage mitunterlaufe, so sei man dies von ihm gewohnt, und Goethe, der sich gegen andere alles erlaube, könne sich über die Folgen einer

1) Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 210 f. Merkur XII, 92 ff.

Ungebundenheit, die er durch sein Beispiel rechtfertige, am wenigsten beschweren. Die arge Versündigung, welche Nicolai sich gegen den „Werther", als ein dichterisches, lebendig durchentwickeltes Werk, hatte zu Schulden kommen lassen, was Goethe gerade so tief empörte, übersah Wieland eben so, wie Merck, der damals etwas gespannt mit dem Dichter stand. Noch empfindlicher aber mußte sich Wieland durch H. L. Wagner's namenlos erschienene Farze: „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten", verletzt fühlen, welche man so allgemein Goethe zuschrieb, daß selbst Merck an seine ihm von Goethe heilig betheuerte Unschuld nicht glauben wollte [1]). Dort äußert nämlich Merkur:

Muß meinem Alten was neues aufjagen;
Sein grauer Plinius [2]) will nicht jedem behagen.
Sieh da! Ihr Diener, Herr Prometheus.
Seit Ihrer letztern M** (Mainzer) Reis'
Sind wir ja Freunde, so viel ich weiß.
Ist's mir vergönnt, den Sporn zu küssen?

Auf die Bemerkung des Goethe darstellenden Prometheus, er werde zur Zeit damit zu dienen wissen, und auf die Frage, wie es um die Fenster stehe, die er eingeschmissen [3]), erwiedert Merkur:

Mein Herr wird sie halt machen lassen müssen.
Waren ja überdas nur von Papier;
Doch dies, meine Herren, gesteh' ich nur hier.
Ei sieh doch! guck! das nenn' ich mir Original!
So was macht Juppiter W** (Wieland) nicht 'mal.

Prometheus entgegnet auf diese Wieland's günstige Beurtheilung des „Werther" betreffenden Worte:

Davor hat's nun wohl gute Ruh'.
Wo nähm' er dann den Zeug dazu?

Wieland konnte kaum empfindlicher getroffen werden, als durch die Andeutung, die günstige Beurtheilung des „Werther" sei eine im Gefühl seiner Schwäche versuchte captatio benevolentiae, und er habe durch die Weimarer Prinzen eine Einigung mit Goethe eingeleitet. Aber auch für Goethe war es höchst unangenehm, daß hier eine ungeschickte Andeutung auf den Besuch in Mainz und die dortige Unterredung mit dem jungen Fürsten, mit dem er in gutem Verhältniß zu bleiben hoffte, in solchem Tone geschehen und das angebahnte Verhältniß zu Wieland muthwilligem Spott preis gegeben war.

Jacobi suchte dem erzürnten Wieland die Möglichkeit, daß Goethe der Verfasser der neuen Farze sein könne, auf alle Weise auszure-

---

1) Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 197 ff.

2) Bezieht sich wohl auf Wieland's Uebersetzung einiger Briefe des jüngern Plinius im Oktoberheft 1774 des „Merkur". Grau wird Plinius entweder seines Alters wegen oder mit Bezug auf den letzten von Wieland übersetzten hypochondrischen Brief (VII, 26) genannt.

3) Anspielung auf Goethe's Farze gegen Wieland.

den, so daß dieser sich hierüber zufrieden gab[1]), dagegen sah er nicht ohne Eifersucht auf Goethe und Klopstock, die ihm, wie er fürchtete, Jacobi's Freundschaft entziehen würden. Eine gefährliche Krankheit seiner Frau setzte Wieland Anfangs April in die allergrößte Noth, doch hatte er die Freude, sie bald aller Gefahr entrückt zu sehn. Mit der Wiederhergestellten machte er am 10. Mai einen Herz und Geist stärkenden zwölftägigen Besuch bei seinem schwärmerisch geliebten Gleim in Halberstadt, womit er nach seiner Rückkehr nur von dem Plane, auf irgend eine Weise ihr persönliches Zusammenleben zu erwirken, und von der Vortrefflichkeit seines „Halladat" sich zu unterhalten wußte. Eine Verstimmung in seinem Verhältnisse zum Hofe ging bald vorüber, so daß er lebhaft die Ueberzeugung aussprach, Karl August werde ihm niemals Veranlassung geben, sich von ihm zu entfernen.[2]) Am 3. September trat der junge, herzlich geliebte, von Wieland's besten Hoffnungen begleitete Fürst die Regierung an. Wieland behielt bei der Entlassung gegen die frühere Uebereinkunft sein ganzes Gehalt als Pension. Im Oktober kehrte Karl August mit seiner unendlich liebenswürdigen jungen Gattin nach Weimar zurück, wo endlich am 7. November der von allen Qualen verlorener Liebe umgetriebene Dichter des „Werther" eintraf, und wie auf alle, so besonders auf Wieland den wunderbarsten Eindruck übte. Und glücklicherweise war dieser Eindruck ein gegenseitiger: denn auch Wieland's reine, kindlich herzliche, offen und arglos sich hingebende Persönlichkeit mußte jedes edle Herz einnehmen. Mit Recht durfte Wieland sich rühmen, daß, wenn man ihn kenne, nur böse Menschen kalt gegen ihn bleiben würden,[3]) und gegen Voß äußern,[4]) er werde ihn schwerlich recht kennen lernen, bis sie sich von Angesicht zu Angesicht gesehen und wenigstens einige Tage zusammengelebt hätten. „Ein einziger Blick in mein Herz", fügt er hinzu, „in mein häusliches Leben, in den Zusammenhang meines ganzen Lebenslaufs würde mir, das bin ich gewiß, alle guten und edlen Menschen auf dem Erdboden zu Freunden machen, wiewohl ich von Irrungen und Uebereilungen so wenig, und nach Beschaffenheit der Umstände vielleicht weniger als manche andere gute Menschen frei

---

1) Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 197. An von Gebler schreibt Wieland am 7. April (denkwürdige Briefe II, 44 f.) von dieser „Scarteque": „Das Ding macht lachen. Durch ganz Deutschland wird es Goethen zugeschrieben. Ein gemeinschaftlicher Freund versichert mich auf's heiligste, daß Goethe an dieser Pasquinade nicht nur ganz und gar keinen Antheil habe, sondern auch sehr ungehalten darüber sei, daß man ihm ein so schurkisches Produkt zur Last lege. Ich gestehe, daß ich nicht weiß, was ich von der Sache denken soll." Goethe hätte leicht durch eine einfache Erklärung an Wieland diesen beruhigen können; aber die Sache war ihm zu ekel, als daß er derselben gegen diesen hätte Erwähnung thun mögen.

2) Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 239.

3) A. a. O. III, 195.

4) A. a. O. III, 301 f.

gewesen bin. Aber diesen Blick kann ich niemanden thun lassen, der mir nicht nahe genug ist." Wieland's Herz aber mußte sich Goethe's Wesen um so liebevoller erschließen, je glücklicher es durch die vorhergegangenen, ihm so wohlthuenden Ereignisse des Fürstenhauses gestimmt war, wovon der fünf Tage vor Goethe's Ankunft geschriebene Brief an Jacobi Zeugniß gibt, worin er bereitwilligst zugibt, daß Jacobi's „Iris" fast lauter Sachen für Leser und Leserinnen von der schönsten und feinsten Seelenbildung liefere, wogegen der „Merkur" nur auf mittelmäßige Leute berechnet und eine farrago von Sachen sei, wovon das Beste für Geister, wie Goethe, Jacobi, Herder, Lavater, und wenn's noch ihres Gleichen gebe, insipid sein müsse.

Seine Freude über den neugewonnenen Freund muß Wieland gleich in einem Briefe an Jacobi ausströmen lassen, der ihm vor anderthalb Jahren mit gleicher Begeisterung die eben gemachte Bekanntschaft Goethe's gemeldet hatte. „Dinstags den 7. d. M.", schreibt er am 10. November, „Morgens um fünf Uhr ist Goethe in Weimar angelangt. O bester Bruder, was soll ich dir sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! Alles, was ich Ihnen, nach mehr als einer Krisis, die in mir diese Tage über vorging, jetzt von der Sache sagen kann, ist dies: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne. So unaussprechlich groß, wichtig und lieb mir Goethe geworden ist, so fühle ich doch im Innersten, daß auch Fritz Jacobi, anstatt dabei zu verlieren, mir noch theurer geworden ist, als jemals. Mir ist, ich liebe Sie nun auch in ihm, und das ist just noch einmal so viel." Wenn Wieland hier von „mehr als einer Krisis" spricht, so muß man sich erinnern, daß der Dichter der „Musarion" von Natur sehr reizbar war und leicht über eine Kleinigkeit in heftig leidenschaftliche Ausbrüche böser Laune ausbrechen konnte. So dürften wohl auch in den ersten Tagen der Bekanntschaft manche Aeußerungen von Goethe's übermüthig genialer Spott- und Neckſucht, bei aller Anziehungskraft seiner wunderbaren Liebenswürdigkeit, den guten Wieland auf Augenblicke kopfscheu gemacht haben, bis er endlich die innigste Ueberzeugung gewann, daß Goethe's Herz rein und gut sei, und nur die brennende Glut seines sprudelnden Geistes solche Spottfunken auswarf, die keineswegs verletzen sollten. Am 16. November meldet er an Meusel in Erfurt: „Goethe, den wir seit neun Tagen hier besitzen, ist das größte Genie, und der beste, liebenswertheste Mensch, den ich kenne. Vermuthlich kommt er auch noch nach Erfurt." In diesen Tagen scheint er mit dem Herzog einen Besuch bei Frau von Stein auf ihrem bei Rudolstadt gelegenen Gute Kochberg abgestattet zu haben. Am 22. September 1785 erinnert er sich, wie er diese geliebte Freundin in ihrem alten Schlosse

vor zehn Jahren zuerst besucht, wo sie ihn durch ihre Liebe so fest gehalten habe.[1]) Aber wie mächtig auch diese edle Frau gleich von Anfang auf ihn wirkte — ja schon einige Monate vorher hatte ihre von Zimmermann ihm gezeigte Silhouette ihn wunderbar ergriffen —, so litt doch die Liebe zu Wieland, in welchem er den neidlosen, herzensguten Mann, den biedern Hausvater erkannt hatte, dadurch nicht den geringsten Abbruch. Jacobi bestärkte den Freund in seinem guten Glauben an Goethe. „Mit Goethe und Ihnen ist es genau so gegangen, wie ich es vorausgesehen hatte", schreibt er am 23. November. „Es wird sich von selbst nach und nach alles in die Richte senken; und was schadet's, wenn's dabei auch hie und da ein wenig kracht und erschüttert? — Ueberlegen Sie doch mit Goethe, welchergestalt unser „Merkur" gemeinnütziger gemacht werden kann."

Ende November kamen auch die Stolberge an. „Seit vier Wochen", schreibt Wieland am 1. Dezember an Lavater (bei Hegner S. 63),[2]) „haben wir Goethen, und seit vier Tagen die Grafen Stolberg, die Sie mir in Ihrem letzten Brief ankündigen. Ich fühle mich seit dieser Zeit neubelebt. Wir sind alle Tage beisammen, lieben uns alle Tage inniger, durchschauen uns, und sind glücklich. Goethe grüßt Sie; das thun auch die Brüder Stolberg, die herrlichen Seelen. Alle drei lieben ihren Lavater, der gewiß auch bald der Meinige ist! unaussprechlich, jeder nach seiner Weise." Die Stolberge selbst schreiben von Weimar aus an ihre Schwester Auguste: „Hier wird's uns recht wohl. Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind. — Mit Wieland sind wir bras dessus bras dessous." Dieses enge Verhältniß mit den Stolbergen mußte Wieland um so erfreulicher sein, als die Grafen eigentlich zu Klopstock's Schule gehörten.

Goethe brachte sehr viele Zeit, wo er nicht beim Herzoge war, bei Wieland zu, den er auch veranlaßte, sich den launigen Erzählungen und Märchen zuzuwenden,[3]) welche er vom Jahre 1776 an in den „Merkur" lieferte, und worin er sich viel glücklicher bewegte, als in seinem witzhaschenden „Danischmend" und selbst in den weitausgesponnenen „Abderiten", zu denen er erst später zurückkehrte. Am 22. Dezember schreibt er an Lavater: „Nach einem

---

1) Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 188 und Schöll daselbst I, 30.

2) Christian Stolberg hatte schon am 27. November an diesen berichtet: „Wir haben Wieland gesehen. Es ist verteufelt, daß man dem Manne nicht böse sein kann, wenn man bei ihm ist. Er spricht so gut, so interessant, daß er einen einzaubert. — Es ward viel von dir gered't; dein Buch (der erste Theil der Physiognomik) lag auf seinem Tisch; er sprach mit Freundschaft und Bewunderung von dir; er entschuldigte bestens, daß er dich sonst verkannt hätte." Vgl. oben S. 44 Note.

3) „Seine kleinen Erzählungen hat er (Wieland) auf meine Anregung geschrieben", sagt Goethe bei Eckermann (II, 344).

herrlichen Wintertag, den ich meist in freier Luft, Morgens mit dem Herzog, Nachmittag mit Wielanden, zugebracht habe, ziemlich müd und ausgelüftet von der Eisfahrt, sitz' ich bei Wielanden, und will sehn, was ich an dich zusammenstopple. — Wieland hat mir seine Gefühle gegeben, und so wird alles gut gehn." Am folgenden Tage geht er nach Waldeck im Amte Bürgel, von wo er an den Herzog schreibt, welchem er sich mit den aus Wieland's eben gedichteten Wintermärchen entnommenen Worten empfiehlt: „Der Pflicht vergessen wir Fische nie."[1]) Am letzten Dezember finden wir ihn zu Erfurt; in dem an diesem Tage an Lavater gerichteten Briefe heißt es: „Wieland erkennt dich. Ich bin dein."[2])

Am Neujahrstage 1776 traf Goethe zu Stetten bei Erfurt auf dem Gute der Frau von Keller mit Wieland zusammen, wo er auch dessen „Psyche",[3]) die Frau Präsidentin Julie von Bechtolsheim, die Tochter der Frau von Keller, fand. „Drei wonnigliche Tage", schreibt Wieland am 11. Januar an Frau von la Roche, „haben wir zu Staden bei der Frau von *** und meiner Julie verlebt. Goethe war so gut, so lieb, so unsäglich lieb, daß wir alle, wie die Närrchen, in ihn verliebt wurden."[4]) Am 3. kehrte Goethe mit Wieland nach Weimar zurück, wo er gleich am Abende Frau von Stein sah, die ihn durch ein gutes Wort erfreute; doch fühlte er sich am folgenden Tage unwohl, so daß er der geliebten Freundin melden muß, er werde wohl schwerlich zur Redoute kommen. Am 5. Januar finden wir Goethe auf Wieland's Zimmer, der einen Brief an Merck mit den Worten schließt: „Nun cede maiori! Goethe, ὁ πάνυ (der Einzige), will auch ein paar Worte mit Ew. Liebden sprechen." Goethe's Nachschrift beginnt mit der Aeußerung: „Ist mir auch sauwohl geworden, dich in dem freiweg Humor zu sehn. Ihr werdet wohl zusammenfahren, und so auch was singen, daß der König und die Königin ꝛc.[5]) Ich treib's hier freilich toll genug. — Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem theatro mundi was zu tragiren weiß, und mich in allen tragikomischen Farzen leidlich betrage." Die Innigkeit des Verhältnisses stieg von Tag zu Tag, wie wir aus folgendem höchst bezeichnenden Briefe Wieland's an Zimmermann vom 8. Januar ersehen: „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Goethe, Lavater, Herder, warum sollten

---

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 368 ff.

2) Es ist ein Irrthum, wenn Riemer II, 20 behauptet, Goethe sei dem Herzog nach Gotha gefolgt; denn Karl August kehrte nach seiner eigenen Aeußerung Freitag den 29. Dezember nach Weimar zurück.

3) Vgl. Wieland B. 10, 121 ff. 324. Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 135. Das Gedicht ist vom Jahre 1774. Vgl. oben S. 301.

4) In Böttiger's Bericht (literarische Zustände und Zeitgenossen I, 202 f.), den er im Januar 1797 von Wieland vernommen haben will, ist sowohl dieses irrig, daß Goethe und Wieland zusammen nach Stetten gefahren, als daß Frau von Bechtolsheim damals noch nicht vermählt gewesen.

5) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 477 Note 3.

sie nicht auch meine Freunde sein? Seit ich dies Kleeblatt kenne, sind sie meine Heiligen. Ich lebe nun neun Wochen mit Goethen, und lebe, seit unsere Seelenvereinigung so unvermerkt und ohne allen effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Es ist in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat. Dies sag' ich meinem Zimmermann, weil er's beinahe mit eben so innigem Vergnügen lesen wird, als womit ich's ihm schreibe. Möcht' ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so lieben, wie ich! Heute war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit — der ganzen schönen, gefühlvollen, reinen Menschheit sah. Außer mir kniet' ich neben ihn, drückte meine Seele an seine Brust und betete Gott an." Wie sehr auch Wieland zum Enthusiasmus geneigt war, da seine bewegliche, von lebhafter Empfindung ergriffene Phantasie leicht in Schwung gesetzt wurde,[1] so deutet doch diese wachsende, lang andauernde und sich immer fester einprägende Begeisterung auf eine die tiefsten Herzensfasern ergreifende, unendlich mächtige Einwirkung hin, wie man sie bei ihm fast für unmöglich halten sollte, da seine Empfindung leicht herabgestimmt, meist nur augenblicklich scharf erregt wurde. „Als Goethe zuerst nach Weimar gekommen war", erzählt Böttiger (I, 221 f.) nach Wieland's eigenem, wie gewöhnlich, etwas übertreibendem Bericht, „bat er sich oft selbst bei Wielanden Abends zu Gaste; denn der Herzog, mit welchem Goethe alle Mittage aß, speiste Abends nur selten, außer wenn er alle seine Umgebungen mit delikaten Bratwürsten traktirte, die in unendlicher Menge gemacht werden mußten. Damals war das Wort unendlich überall wiederkehrendes Stichwort.[2]) Wenn Goethe Abends bei Wieland essen wollte, so schickte er seinen Bedienten vorher in's Haus, und ließ sich eine unendliche Schüssel unendlicher Borsdorfer Aepfel (gedämpft) ausbitten. Trat er in's Haus, so nahm er jedes der Kinder beim Kopf, gab ihnen komische Namen, schüttelte, hob sie auf den Arm u. s. w." Man erkennt hier den warmen Kinderfreund, wie er sich selbst im „Werther" schildert, der sich auch nicht scheute, den jungen Gothaer Prinzen in seiner herzlich theilnehmenden Laune in die Haare zu fahren und sie mit der Frage zu empfangen: „Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr?" wie er selbst bei Eckermann (III, 189) erzählt.

Noch vor Ende Januar wurde Wieland durch Goethe's eben erschienene „Stella" erfreut, die er aber erst im Februarheft des

---

1) Daher erklären sich auch die unendlichen Uebertreibungen im Lob und Tadel, woran Wieland nicht weniger, als Lavater litt, und daß bei ihm das letzte, was er las, alles früher Gelesene ganz ausstach und gleichsam verlöschte. Vgl. Goethe an Zelter VI, 419.

2) So schreibt Goethe's Mutter an die Herzogin Amalia von unendlichen Schweinebraten.

„Merkur", da das Januarheft eher ausgedruckt war, als „vortrefflich" bezeichnen konnte (S. 192). Zum „Merkur" gab Goethe mehrere Gedichte; diese wurden von Wieland mit weiser Sparsamkeit vertheilt. So erschienen denn im Januar der „Brief an Lottchen" (B. 1, 61 f.),[1] „Jägers Nachtlied" (B. 1, 79), und zwei neue Arien zu „Erwin und Elmire", die, da sie auf die älteste Bearbeitung sich bezogen, nicht in die Werke übergegangen sind, wo sie wenigstens hinter dieser einen Platz fordern; im Februarheft stehen das später veränderte „Bundeslied"[2] (B. 1, 95 f.), das hier „Eis-Lebenslied" überschriebene Gedicht „Muth" (B. 1, 54 f.), und „an Kenner und Liebhaber", jetzt „Monolog des Liebhabers" (B. 2, 182), im Aprilheft „Christel" (B. 1, 14 f.). Von Wieland selbst brachte der Januar das Gedicht „an Psyche", wo er sein Zusammentreffen zu Stetten mit Goethe im Kreise der Frau von Keller und seiner Psyche[3] in einem Traumgesicht beschreibt.[4] Dort heißt es:[5]

Und als wir nun so um und um
Eins in dem andern glücklich waren,
Wie Geister im Elysium:
Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein Zaubrer! — Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerm Gesicht
Auf einem Drachen angeritten!
Ein schöner Hexenmeister es war,
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken.
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein ächter Geisterkönig, daher!
Und niemand fragte, wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick, 's war Er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle unsre Adern rinnen.

---

1) Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 98 ff.

2) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 333 ff.

3) Am Ende des Monats finden wir diese „Psyche" in Weimar; denn Goethe schreibt am 27. Januar an Frau von Stein: „Ich war heut Nacht von einem Teufelshumor zu Anfange. Es drückte mich und die Herzogin, daß Sie fehlten. Die Keller und die niedliche Bechtolsheim konnten mich nicht in Schwung bringen." Die Keller war die Schwester der „Psyche".

4) Böttiger — man weiß, wie wenig auf seine Berichte zu geben ist — läßt Wieland I, 202 erzählen: „Bei der Sammlung und Revision meiner Werke stand ich lange an, ob ich dies Gedicht nicht auch einer neuen Feile unterwerfen und mit aufnehmen sollte; allein ich hab's doch unterlassen. Dies Monument einer Idololatrie, die ich späterhin nur zu oft zu bereuen Ursache hatte, sollte nicht auf die Nachwelt kommen." Gruber gab es im Anhange, vermuthet aber irrig unter der Frau von *** die Gräfin von Görtz.

5) Vgl. Wieland's Werke B. 36, 274 ff.

So hat sich nie in Gotteswelt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt!
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt!
Das laß mir einen Zaubrer sein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden, wie augenblicks verschwunden!
Und wieder Augenblicke so reich,
An innerm Werthe Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt, wie er, die Lust in Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen,
In süßen Thränen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seele innersten Tiefen
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihm,
Uns selbst verborgen, im Dunkeln schliefen?
O welche Gesichte, welche Szenen
Hieß er vor unsern Augen entstehn?
Wir wähnten nicht zu hören, zu sehn,
Wir sahn! Wer malt, wie er? So schön,
Und immer ohne zu verschönen?
So wunderbarlich wahr? So neu,
Und dennoch Zug vor Zug so treu?
Doch wie? was sag' ich malen? Er schafft,
Mit wahrer, mächtiger Schöpferskraft
Erschafft er Menschen; sie athmen, sie streben!
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und jedes so ganz es selbst, so rein!
Könnte nie etwas anders sein!
Ist immer ächter Mensch der Natur,
Nie Hirngespenst, nie Karikatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal.
Noch einmal, Psyche, wie flogen die Stunden
Durch meines Zaubrers Kunst vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden,
Und, was er sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd' er so schnell uns wieder neu,
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick,
Und kam in andrer Gestalt zurück,

Ließ neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahren halten!
Nahm unsre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen,
Und, wenn er immer, glänzend und groß,
Rings umher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Achse zu drehen.

Am Schlusse des Gedichtes schildert Wieland, wie er mit Goethe „in einem alten Rumpelwagen durch ungebahnten Schnee, vom Nebel gebeizt, vom Frost gezwickt,“ nach Weimar zurückgefahren.

Zwar saß in diesen Fährlichkeiten
Mir unser Zaubrer noch zur Seiten;
Doch wenig half jetzt ihm und mir
Sein Nostradamus![1]) Er konnt' um's Leben
Nur nicht den Pferden Flügel geben!
Da saßen wir große Geister, wir!
In Pelze vermummt als wie die Bären
Und, unsern Genienstand in Ehren!
An Leib und Seele so kontrakt,
Und gähnten einander an im Takt.
Und stell' dir vor — dies ist kein Scherz! —,
Daß ich, trotz meiner dicken Kruste
Von Frost und Dummheit um Kopf und Herz,
Dem Zaubrer — Märchen erzählen mußte.[2])

Wie unbedeutend auch der dichterische Werth des selbst in der Komposition verfehlten Gedichtes sein mag, dessen Ton an die durch Goethe in Gang gebrachten Matinée's[3]) erinnert, so ist dasselbe doch zur Beurtheilung der liebenden Bewunderung, die Wieland für Goethe empfand, von der allerhöchsten Bedeutung. Dieser bedauerte nichts mehr, als daß Goethe sonst, besonders vom Hofe, so vielfach in Anspruch genommen sei. Am 26. Januar schreibt er an Merck: „Goethe kommt nicht wieder von hier los. Karl

1) Vielleicht Anspielung auf die bekannte Stelle im „Faust“ (B. 11, 20), von dem Goethe ohne Zweifel den ersten, in den Hauptzügen damals vollendeten Theil Wieland schon vorgelesen hatte. Vgl. meinen Faustkommentar I, 170 f. Schon in der ersten Zeit scheint Goethe seinen „Faust“ Wieland vorgelesen zu haben. Dieser erwähnt nicht allein vor dem Erscheinen desselben einer Stelle des Gedichtes (vgl. Wieland's „denkwürdige Briefe“ I, 157, „ausgewählte Briefe“ IV, 196), sondern erinnert sich auch solcher Stellen, die später weggefallen seien (Böttiger I, 21).

2) Wir haben oben S. 309 bereits erwähnt, daß Wieland durch Goethe zur Dichtung der launigen Erzählungen und Märchen angeregt wurde. Auch diese Gelegenheit ließ Goethe nicht vorübergehn, ohne seinen Freund durch lebhaftere Vergegenwärtigung von Märchen zur dichterischen Bearbeitung solcher anzureizen.

3) Vgl. oben S. 160 Note 2.

August kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten; 's ist aber doch noch nichts Entschiedenes. — Kann's sein, so lassen Sie doch das Stück Niersteiner quaest. noch etliche Wochen auf meinen weitern Bescheid warten. Bleibt Goethe hier, so nehmen wir ihn (den Niersteiner) miteinander. — Goethe hat Ihnen vor kurzem selbst geschrieben. Er grüßt sie. Der Hof oder vielmehr seine liaison mit dem Herzog verderbt ihm viel Zeit, um die's herzlich Schad' ist. Und doch bei diesem herrlichen Gottesmenschen geht nichts verloren." Wie sehr schon damals Goethe's Verhältniß zum Herzoge Veranlassung zu manchen Verläumdungen gab, in die man auch Wieland wegen seiner engen Verbindung mit dem beneideten Großgeiste verwickelte, zeigt Wieland's Brief an den Hofapotheker Andreä in Hannover[1]) vom 7. Februar[2]): „Empfehlen Sie mich unserm Zimmermann.[3]) Sagen Sie ihm, daß ich von dem Tage der Regierung meines lieben Karl's August's an mein mir selbst und meinen Freunden so oft gegebenes Wort erfüllt, und mich vom Hofe gänzlich und in mein Schneckenhäuschen zurückgezogen habe. Und wiewohl Goethe, des Herzogs Günstling, Freund und alles in allem, auch mein ganz inniger Freund ist, so nehme ich doch nicht einmal indirecte nur den mindesten Antheil an irgend etwas, das unsern Hof, unser Gouvernement oder den Herzog persönlich betrifft, also daß weder Gutes noch Böses jemals auf meine Rechnung kommen kann noch soll. Deus nobis haec otia fecit. (Ein Gott hat uns diese Ruhe verschafft.)[4]) So viel mußte ich Ihnen sagen, weil ich höre, daß gewisse Leute, die aus verächtlichen Ursachen meine und Goethens Feinde sind, allerlei Kalumnien aussprengen, und unter anderen auch mich wegen meiner Konnexion mit Goethen mit in das, was hier geschieht und nicht geschieht, einmischen und zu einem, ich weiß nicht, ob Akteur oder Souffleur oder Lichtputzer? bei unserer Staatskomödie machen, da ich doch, Dank sei Gott und meinem Genius! ein bloßer Zuschauer bin, bereit, mit aller möglichen Bonhomie zu klatschen, wenn gut gespielt wird, und höchstens die Achseln zuckend oder ein paar sacrebleu's zwischen den Zähnen murmelnd, wenn es dumm geht. Goethe spielt seine Rolle edel und groß und meisterhaft. Außer der Erfahrung, die er nicht haben kann, fehlt ihm nichts. Wenn nicht viel Gutes hier durch ihn geschieht, und viel weniger Böses, als sonst geschehen wäre, so wird die Schuld gewiß nicht an ihm liegen."

---

1) Vgl. Merck's Briefe II, 67 und die Anzeige im „Merkur" Septemberheft S. 251 f.

2) Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 247 ff.

3) Dieser hatte sich an Wieland, wie auch an Goethe und Frau von Stein gewandt, um über die tollen Gerüchte, die man in Betreff Goethe's und des Herzogs verbreitet hatte, Aufklärung zu erhalten. Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein I, 8. 46.

4) Deus soll hier wohl auf den Herzog gehn, wie bei Virgil (Buc. I, 6) auf Augustus.

Dem Herzog, der Frau von Stein und Wieland vertraute Goethe seine innersten Herzensgeheimnisse, mit denen er sonst, wie auch mit jeder eingehenden Aeußerung über seine gegenwärtigen Verhältnisse, gegen alle zurückhielt. Gegen den 10. Februar meldet er an Frau von Stein (I, 8 f.): „Heut hab' ich wieder Wielanden viel meiner letzten Jahrsgeschicht' (von seiner Liebe zu Lili) erzählt, und wenn ihr mich warm haltet, so schreib' ich's wohl für euch ganz allein; denn es ist mehr als Beichte, wenn man auch das bekennt, worüber man nicht Absolution bedarf." Wenn er durch sein oft übermüthiges, wild ausgelassenes Treiben viele, ja die meisten am Hofe und sonst verletzte, so zeigte er sich dagegen Wieland gegenüber immer von der liebenswürdigsten Seite, wie dieser mehrere Monate später bekennt.[1]) Gegen Gleim bemerkt Wieland am 22. Februar, Goethe nehme ihm alle Zeit zum Briefschreiben weg. „Von Goethe schreib' ich Ihnen nichts, liebster Gleim", heißt es in demselben Briefe. „Komm' und siehe! Genug, daß ich nichts Besseres, Edleres, Herzlicheres, Lieberes und Größeres in der Menschheit kenne, als ihn, so wild und siebenseltsam der holde Unhold auch zuweilen ist oder scheint." Nach der letztern Andeutung scheint es, daß vor kurzem ein kleines Mißverständniß zwischen Goethe und Wieland vorgefallen; eines solchen, das aber nicht länger als eine Stunde gedauert und vor mehr als sechs Monaten begegnet sei, erwähnt Wieland in einem im September geschriebenen Briefe.[2]) Wie wenig aber Goethe sich aller Schalksstreiche und Neckereien gegen Wieland enthalten habe, zeigen zwei Briefe an Frau von Stein; im erstern, aus dem Februar (I, 13), klagt er, Wieland, „das Ungeheuer", habe die Zeichnung der Frau von Stein verlegt, im andern (I, 27) erwähnt er einer früher von ihm gemachten Zeichnung, welche die geheimnißvolle Ruhe um Wieland's Ehebett darstelle, mit Beziehung auf die stille Zurückgezogenheit von Wieland's häuslicher Gattin, die ihm vierzehn Kinder brachte.[3]) Gegen Ende Februar verwandte sich Goethe für die von Bürger angekündigte Uebersetzung des Homer, für welche er als freundlichen Beitrag eine Summe von 65 Louisd'or zusammenbrachte, wozu außer ihm auch Knebel und Wieland einen Louisd'or unterzeichneten. Die Anzeige hiervon erschien noch im Februarheft des „Merkur" (S. 193 f.), als Antwort auf eine Anfrage Bürger's im „deutschen Museum".[4])

---

1) Vgl. Merck's Briefe II, 73.

2) Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 261.

3) Vgl. Gruber's „Wieland" II, 366 ff.

4) „Die erste Bekanntschaft mit Wieland", erzählt Böttiger (I, 223), „stiftete Bürger dadurch, daß er Proben seiner jambischen Uebersetzung Homer's für den „Merkur" einschickte. (Das sechste Buch erschien erst im Maihefte!) Diese entzückten Goethen und Wielanden dermaßen, daß sie damals in Weimar und Gotha von den Fürstenkindern eine so ansehnliche Subskription zu erpressen beschlossen, die Bürger'n Muße geben könnte, das Werk auszuführen."

„Unser Goethe", schreibt Wieland am 11. März an Merck, „hat sich der Welt durch seine „Stella" wieder herrlich geoffenbaret. Wie triumphirt mein Herz über jeden neuen Sieg, den er erhält, jede neue Provinz, die er erobert! Wissen Sie ein ander Beispiel, daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat? Bald merk' ich, daß es auch wohl mit daher kommen mag, weil ich gegen ihn am Ende doch nur ein schwacher Erdenkloß bin." Man erkennt hier, mit welchem Rechte Wieland von sich behaupten konnte,[1]) er sei un homme simple et uni, ohne Neid und Eifersucht, er liebe Talente und Verdienste mit Wärme und sei gegen den Ruhm eher zu gleichgültig, als zu passionirt. Um diese Zeit miethete sich Goethe das sogenannte kleine Jägerhaus auf der Marienstraße, das jetzige Stadtgericht, das wie eine kleine Burg aussah, und er ging mit dem Kaufe eines Gartens um. Aus seinem einsamen Hause flüchtete er am 19. März, da er in der Nacht toll krank geworden war, zu Wieland.[2]) Wenige Tage darauf stand Goethe bei Wieland's Tochter, Charlotte Wilhelmine, als Pathe.[3]) Am Abend des 24. reiste er mit dem Herzog zur Leipziger Messe, von wo er erst am 4. April zurückkehrte. „Für mich ist kein Leben mehr", schreibt Wieland am Tage nach Goethe's Abreise an Merck, „ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingeborenen, einzigen Sohn liebe, und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über'n Kopf wächst, und das alles ist, was ich nicht habe werden können."

Während Goethe's Abwesenheit oder wahrscheinlicher am Abend von Goethe's Rückkehr kam Lenz nach Weimar,[4]) der sich bald ganz an Goethe und Wieland anschloß. Goethe aber erfreute letztern mit seinem „Hans Sachs", der bereits im Aprilhefte des „Merkur" erschien.[5]) Der Kauf des Gartens kam gleich darauf, wenn nicht schon vor der Abreise, zu Stande.[6]) Ein unbedeuten-

---

Die „Fürstenkinder" finden sich keineswegs auf der Subskriptionsliste. Vgl. Vogel „Goethe in amtlichen Verhältnissen" S. 220 ff. Bürger's Schriften, herausgegeben von Reinhard III, 223 ff. VII, V ff.

1) Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 389 f.

2) Briefe an Frau von Stein I, 16. Wieland wohnte zur Zeit noch im Söllnerischen Familienhause in der Nähe der Stadtkirche, in der Jakobsstraße, dem spätern Falk'schen Hause, welches damals noch dem Herzog gehörte. Vgl. Gruber II, 213. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 165. Gräbner „Weimar" S. 80 f.

3) Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 250. 252.

4) Nach dem Briefe Goethe's an Frau von Stein vom 5. April scheint es, daß Goethe durch die Ankunft oder ein Billet von Lenz aus dem Hause der Frau von Stein abgerufen wurde. Demnach wäre Falk's Erzählung doch verwerflich. Vgl. meine „Frauenbilder" S. 81.

5) Jedenfalls ist Riemer's Angabe, wonach „Hans Sachs" am 27. April (März?) vollendet worden, ganz irrig. Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, XXIII Note.

6) Von dem Kaufe spricht Wieland mehrmals. Vgl. Merck's Briefe II, 58.

des Unwohlsein Goethe's ging bald vorüber, doch litten gleich darauf auch der Herzog und Wieland.[1]) Mittlerweile hatte Goethe durch ein unbesonnenes Wort Frau von Stein, ohne zu wissen und zu wollen, beleidigt; da diese sich darüber gegen Wieland äußerte,[2]) so war das Mißverständniß bald gehoben. Am 16. April bezog Goethe seinen von Bertuch ihm überlassenen Garten an den schönen Wiesen der Ilm im Parke, wo er das alte Häuschen herstellen lassen mußte, während Wieland mit der Einrichtung seines Gartens schon weiter vorgeschritten war. Letzterer schrieb am 8. Mai an Gleim: „Habe einen Garten gekauft, der mir großen Spaß macht, aber auch einen guten Theil meiner Existenz wegstiehlt, bis ich ihn einigermaßen so umgestaltet habe, daß man gerne darin sein kann." Seine Verbindung mit Goethe und Lenz blieb fortwährend eine sehr freundliche und innige. Am 14. Mai meldet Goethe an Frau von Stein: „Wieland, bei dem ich bin, hat heute veranstaltet, in seinen Garten zu gehn. Drum lassen wir Sie fragen, ob Sie nicht statt dahin dorthin gehn wollen. Hoffe, es soll auch recht sein; so holen wir Sie ab. Mein Garten sieht noch so rauchig aus. — Es war nur, weil ich Sie heut in freier Luft sehn mußte. Wir haben was von Lenz vorzulesen." Vier Tage später ging Goethe um vier Uhr Nachmittags zu Wieland in seinen Garten, wohin auch der Maler Kraus kam, und beide begleiteten ihn darauf in seinen eigenen Garten.[3]) In die folgenden Tage fallen Ausflüge nach Tiefurt und ein Brand in der Umgegend; von letzterm kam Goethe, der sich dabei nach seiner Weise höchst hülfreich bethätigte, erst Nachts um 2 Uhr zurück. Am 23. erhielt Wieland von Gluck die Nachricht vom Tode seiner geliebten Nichte, zugleich mit der Bitte um eine Kantate zum Andenken der theuren Hingeschiedenen. Da er sich zu einer solchen aber in seiner damaligen Lage völlig unfähig fühlte, so nahm er zu Goethe seine Zuflucht, der den Gegenstand gleich mit Wärme auffaßte, und schon am folgenden Tage mit einer großen Idee erfüllt war, die in seiner Seele arbeitete.[4]) „Ich wohne in tiefer Trauer über einem Gedichte, das ich für Gluck auf den Tod seiner Nichte machen will," schreibt Goethe am 25. Mai an Frau von Stein. Indessen kam dieses Gedicht bei seinen vielen Beschäftigungen und Abhaltungen nicht zu Stande, obgleich Goethe noch lange Zeit die

---

Jacobi's Briefwechsel I, 241. Demnach wäre es irrig, wenn Goethe's Mutter bei Riemer II, 27 sagt, ihr Sohn habe einen herrlichen Garten bezogen, der dem Herzoge gehöre. Und doch ist im Jahre 1780 wieder davon die Rede, daß Goethe seinem Garten „das Pachtkleid ausziehe" (Riemer II, 114). Nach Böttiger (I, 52) hätte Bertuch seinen Garten an Goethe abtreten müssen. Damit stimmt die Angabe von Froriep bei Stahr „Weimar und Jena" I, 260 f.

1) Vgl. Merck's Briefe II, 63. Briefe an Frau von Stein I, 26.

2) Vgl. Briefe an Frau von Stein a. a. O.

3) Vgl. Goethe's Tagebuch an Auguste Stolberg von diesem Tage.

4) Vgl. Wieland's Brief an Gluck vom 18. Juli in Wieland's „denkwürdigen Briefen" I, 315 ff.

Hoffnung, es zu vollenden, nicht aufgeben wollte.[1]) Zwei Tage später lesen wir in einem Briefe an Merck die Aeußerung: „Goethe lebt und regiert und wüthet, und giebt Regenwetter und Sonnenschein tour à tour, comme vous savez, und macht uns glücklich, er mache, was er will.“[2]) Am 28. oder 29. Mai ging Goethe mit dem Herzog nach Allstedt, von wo sie den Kyffhäuser besuchten; am 1. Juni kehrten sie nach Weimar zurück, wo unterdessen der von Wieland und Goethe bestellte, durch Merck besorgte Wein angekommen war.[3]) Bald darauf erfolgte, nach einer wiederholten kurzen Abwesenheit, Goethe's Ernennung zum geheimen Legationsrath, der man schon im April entgegengesehen hatte.[4]) Gehäufte Geschäfte und andere Abhaltungen traten auf einige Zeit der persönlichen Verbindung Goethe's mit Wieland entgegen. „Unsern Goethe habe ich seit acht Tagen nun nicht sehn können“, schreibt letzterer am 22. Juni an Lavater. „Er ist nun geheimer Legationsrath, und sitzt im Ministerio unseres Herzogs,[5]) ist Favoritminister, Faktotum und trägt die Sünden der Welt. Er wird viel Gutes schaffen, viel Böses hindern, und das muß, wenn's möglich ist, uns dafür trösten, daß er als Dichter wenigstens auf viele Jahre für die Welt verloren ist; denn Goethe thut nichts halb. Da er nun einmal in diese neue Laufbahn getreten ist, so wird er nicht ruhen, bis er am Ziele ist, wird als Minister so groß sein, wie er als Autor war.“ Am Abend desselben Tages, dem diese

---

1) In dem angeführten Briefe Wieland's vom 18. Juli heißt es weiter: „Ich sah sie (die Idee zu der Kantate) entstehn, und freute mich unendlich auf die völlige Ausführung, so schwer ich diese auch fand; denn was ist Goethe unmöglich! Ich sah, daß er mit Liebe über ihr brütete; nur etliche ruhige, einsame Tage, so würde, was er mich in seiner Seele sehn ließ, auf dem Papier gestanden sein: aber das Schicksal gönnte ihm und Ihnen diesen Trost nicht. — Er selbst hat zwar weder den Willen noch die Hoffnung aufgegeben; ich weiß, daß er von Zeit zu Zeit ernstlich damit umgeht; aber in einem Verhältniß, wo er nicht von einem einzigen Tage Meister ist, was läßt sich da versprechen? — Goethe selbst hoffte immer und vertröstete mich: ich bin auch gewiß, so wie ich den herrlichen Sterblichen kenne, daß es noch zu Stande kommen wird. Und so spät es auch kommen mag, Freude wird Ihr Genius und der Geist ihrer Seligen daran haben; das bin ich gewiß.“

2) In Palermo erkundigte sich im April 1787 ein Maltheserritter, der früher im nördlichen Deutschland einige Zeit verlebt hatte, bei Goethe, den er nicht kannte, wie es mit dem Manne stehe, der damals, lebhaft und jung, zu Weimar Regen und schönes Wetter gemacht habe. Vgl. B. 23, 300. Riemer vermuthet hiernach, daß dies damals stehende Redensart zu Weimar gewesen sei.

3) Vgl. Merck's Briefe II, 68 f.

4) Vgl. daselbst II, 64.

5) Nach Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 9 würde Goethe schon am 11. Februar (einem Sonntage) im Conseil gastirt(?) haben, aber das betreffende Billet gehört ohne allen Zweifel in das Jahr 1777; es ist im Gartenhause geschrieben, wie die Sendung von Blumen „aus Schnee und dickem Nebel“ beweist. Aehnliche Sendungen werden in den Briefen aus dem Februar 1777 erwähnt. Auch das mit Bleistift geschriebene Billet I, 14 dürfte in den Februar 1777 gehören.

Worte angehören, worin sich der Verdruß schwer verkennen läßt, daß Goethe die nächste Zeit über auch für den „Merkur“ verloren sei,[1]) kam dieser zu Wieland, bei dem es ihm wieder freier ward; zu Frau von Stein ging er nicht, weil ihr Gatte lahm nach Hause gekommen war, und er selbst einiger Pflege bedurfte.[2]) Am 24. Juni langte auch Klinger zu Weimar an, wo er herzlich von Goethe aufgenommen ward, der sich aber bald durch ihn gedrückt fand; Wieland war schon durch seine wildschäumenden Dichtungen gegen ihn eingenommen und ertrug ihn in der ersten Zeit nur Goethe zu Gefallen.

In der traurigen Stimmung, worein die Abreise der Frau von Stein nach Pyrmont am 25. Juni den Dichter versetzte, fand dieser seinen besten Trost bei Wieland, mit welchem er, wie er dieser am 2. Juli meldet, göttlich reine Stunden hatte. Am 5. Juli beruhigt Wieland seinen lieben Freund Merck, der ihm beim „Merkur“ immer aus der Noth helfen muß, wegen der vielen über Goethe umlaufenden Gerüchte. „Das Schicksal hat ihn in Affektion genommen“, schreibt er;[3]) „es ist Cäsar und sein Glück, und ihr werdet sehn, daß er sogar in diesen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle spielen wird. Laß die schäbigen Kerls schwatzen! Graf Görtz rüstet sich, um auch in eure Gegenden und nach Mainz und Mannheim zu gehn, und dort alles gegen Goethen und mich aufzuregen. Der Elende![4]) Nichts weiter von dem Geschmeiß! Kommt nur einmal und sehet selbst, wie wir's treiben! es gereut euch gewiß nicht. — Das erste, was er (Goethe) jetzt zu thun hat, ist sehn. Bis man 1777 zählt, wird ihm vom Detail unserer Sachen wenig mehr fehlen — denn er ist dahinter wie ein Feind —, und dann laßt die Kerlchens kommen! Er hat, bei all seiner anscheinenden und wirklichen Naturwildheit, im kleinen Finger mehr conduite und savoir-faire, als alle Hofschranzen, Bonifaz-Schleicher's[5]) und po-

---

1) Im Aprilhefte findet sich der letzte Beitrag Goethe's, der nächstfolgende erst im Februar 1778.

2) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 40.

3) Vgl. Riemer II, 29 f.

4) Die freundliche Verbindung mit Graf Görtz, der seine Berufung nach Weimar erwirkt hatte, war bereits im September 1775 gelöst, da der Graf Wieland's Betragen gegen ihn, die Herzogin und Karl August zweideutig fand. Vgl. die Denkwürdigkeiten des Grafen von Görtz I, 27 f. Es ist hierbei wohl an die oben S. 307 erwähnte kurze Verstimmung Wieland's gegen den Hof zu denken. Görtz hatte die Stelle eines Oberhofmeisters der Herzogin bereits im Jahre 1776 niedergelegt. Drei Wochen verweilte er darauf zu Berlin, von wo er im Juni zurückkehrte, machte dann aber gleich eine Reise an den Rhein, besonders wegen Preußen's Stimmführung der protestantischen Höfe am Reichstage, war indessen im Oktober desselben Jahres wieder in Weimar zurück. Erst im Januar 1778 trat er in Preußische Dienste.

5) Vgl. Wieland's „Jugendgeschichte Bonifaz Schleicher's, oder kann man ein Heuchler sein, ohne es selbst zu wissen?“, im „Merkur“ 1776, in den Werken B. 27, 145 ff.

litische Kreuzspinnen zusammengenommen in Leib und Seele. So lang Karl August lebt, richten die Pforten der Hölle nichts gegen ihn aus; und fehlte uns der, so sind wir noch da, und die Welt ist weit." Wie wohlthuend weht uns diese volle reine Begeisterung für den vom Schicksal Auserkorenen entgegen, der ihn selbst, wie Wieland wohl fühlte, so sehr in Schatten gestellt hatte! Aber von der Güte seines Herzens und seiner warmen Liebe für ihn war Wieland auch um so inniger überzeugt. Die beiden Freunde verkehrten um diese Zeit sehr viel miteinander, wenn Wieland auch die abwesende geliebte Freundin seinem Goethe nicht ganz ersetzen konnte. „Ich habe gar nichts, was mich in linde Stimmung setzt," schreibt Goethe dieser am 16. Juli. „Wieland thut mir noch am wohlsten. Der Herzog und ich theilen unsere Dumpfheit wenigstens; alles andere hetzt mich, und ich kann mich nicht zu dir flüchten. Sonst ist nicht leicht ein glücklicher Geschöpf, als ich, wenn ich dich nur wieder hätte."

Am Abend des 17. Juli ging Goethe mit dem Herzog nach Ilmenau, von wo er erst gegen Mitte August zurückkehrte. Während dieser mehrwöchentlichen Abwesenheit schreibt Wieland an Merck, der durch die wiederholten argen Gerüchte noch immer beunruhigt war, am 24. Juli: „Daß Görtz uns überall mit Dreckfarbe malt, wußt' ich; aber daß auch Dalberg (in Erfurt), der mit dem Herzog und Goethen sehr liirt war, [1]) Dalberg, von dem ich so viel schriftliche Zeugnisse der größten, wärmsten Hochachtung und Liebe in Händen habe, schlecht von uns, und von mir besonders, reden sollte, hätt' ich ihm nicht zugetraut. — Ich für meine Person lebe so haus- und allväterlich-unschuldig, daß ich wohl wünschte, en detail zu hören, was man gegen mich haben kann. Goethe hat freilich in den ersten Monaten die meisten, mich niemals, oft durch seine damalige Art zu sein skandalisirt und dem diabolus prise über sich gegeben. Aber schon lange, und von dem Augenblicke an, da er dezidirt war, sich dem Herzog und seinen Geschäften zu widmen, hat er sich mit untadeliger σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt. Kurz, ihr dürft sicherlich glauben und adversus quoscunque (gegen jedweden) behaupten, daß die Kabale gegen Goethen und seine Freunde nichts als Neid und Jalousie und Mißvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur Quelle hat." So mußte also auch der eingezogene Wieland sein innig freundliches Verhältniß zu dem beneideten Günstling des Herzogs durch bitterböse Verläumdung büßen!

Während Goethe's Abwesenheit von Weimar mögen freilich wieder manche, nicht ganz unwahre Gerüchte über neuere Ausbrüche seiner ausgelassenen Wildheit verlautet haben — derartige Ausschweifungen scheint besonders das Billet an Frau von Stein vom 9. August anzudeuten —, wodurch Wieland etwas gestört werden

1) Graf Görtz hatte Dalberg ganz für sich eingenommen.

mußte, aber ohne in seinem Glauben an den „wunderbaren Sterblichen" irgend wankend zu werden. So äußert er denn am 12. August an Merck: „Goethe ist mit dem Herzog noch immer in Ilmenau, und zeichnet Tag und Nacht die ganze Hennebergische [1]) Natur ab, unbekümmert, daß die Welt, die er vergessen hat, so viel von ihm und gegen ihn spricht. Bei allem dem würde Fielding's Partridge (im „Tom Jones") manchmal den Kopf über ihn schütteln, und sein: Orandum est, ut sit mens sana,[2]) in den Bart hinein murmeln." Bald nach Goethe's Rückkehr ist Wieland wieder ganz für diesen eingenommen, dessen Gegenwart eine unwiderstehliche Wirkung auf ihn übte. „Goethe ist lieb und brav und fest und männlich", äußert er den 24. August in einem Briefe an Merck. „Alles geht, so gut es kann, und die Welt, die so viel dummes Zeug von uns sagt und glaubt, hat groß Unrecht. Die Zeit wird auch uns Gerechtigkeit widerfahren lassen." Auch gegen Gleim spricht er gleichzeitig seine vollste Begeisterung für Goethe aus.[3]) „Sie, mein Liebster", bemerkt er, „haben noch einen Pik gegen diesen edlen, herrlichen jungen Mann, den ich schon lange wie meinen Augapfel liebe. Sie brauchten ihn aber nur etliche Tage in der Nähe zu sehn, so würde er Ihnen fast so lieb werden, als mir. In diesen zehn Monaten, die ich nun mit ihm gelebt habe, ist, ein einziges Mißverständniß ausgenommen, das aber nicht länger als eine Stunde dauerte — und auch dies begegnete schon vor mehr als sechs Monaten —, kein Augenblick gewesen, wo Goethe und ich nicht in der reinsten Harmonie zusammengelebt hätten. Sein Angesicht zu sehn ist für mich eine Art von Bedürfniß worden. Wenn er hier ist, sehen wir uns beinahe alle Tage. Alles in meinem Hause, Mutter, Weib und Kinder lieben ihn. Kurz, bester Gleim, so seltsam und unglaublich es der Welt vorkommt, so ist's nun so und nicht anders. Vor kurzem hat Goethe mein Bild en profil gezeichnet.[4]) Es ist wunderbar charakteristisch, und unstreitig das einzige, das mir ganz ähnlich sieht. Wirklich wird es dem Medailleur Abramson nach Berlin geschickt, der mich schon lange um mein Bildniß peinigt." In der ersten Hälfte des September finden wir Goethe mehrfach bei Wieland, der während der wiederholten Abwesenheit der Frau von Stein, die seinen Besuch in Kochberg sich verbeten hatte, fast sein einziger Trost war.[5]) „Sollt' es jemals mit mir so weit kommen, daß ich nichts mehr lieben könnte, so werd' ich doch Goethe und Merck noch lieben", schreibt Wie-

---

1) Das Amt Ilmenau lag in der gefürsteten Grafschaft Henneberg.

2) Juv. X, 356: Orandum est, ut sit mens sana in corpore sano. (Bitten muß man, daß ein gesunder Geist in gesundem Körper wohne.)

3) Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 261 f.

4) Noch jetzt befindet sich ein kleines Profil Wieland's, in diesem Jahre von Goethe in Wasserfarben gezeichnet, auf der Weimarer Bibliothek. Vgl. Schöll „Weimar" S. 170.

5) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 57 f. 60.

land am 9. September an Merck, und sieben Tage später meldet Goethe demselben Freunde: „Wieland hat dich selig lieb, und ist ein ganz unendlich guter Mensch." So glücklich waren die ersten zehn Monate des persönlichen Verkehrs der beiden geist- und herzbegabten Männer, die sich noch ein Jahr vorher feindlich oder wenigstens gespannt gegenüber gestanden hatten.

Am 1. Oktober bei dunkelster Nacht kam Herder, der einem durch Goethe vermittelten Rufe als Herzoglicher Oberkonsistorialrath und Generalsuperintendent endlich gefolgt war, in Weimar an. „Der Mann Gottes mit seinem lieben Engel an der Seite", meldet Wieland an Gleim, „ist Dinstag Abends glücklich bei uns angekommen.[1]) Beim ersten Anblick flog ihm meine Seele entgegen. Wir blieben gleich zwo Stunden beisammen, und die Freude über Herder's Dasein vergoldete mir den ganzen Tag. Alles müßte trügen, wenn wir nicht in brüderlicher Eintracht fein und lieblich zusammen wohnen sollten. So wenig die Welt das fassen oder glauben kann." Und an von Gebler schreibt er:[2]) „Wie viel oder wie wenig von dem durch ein seltenes und sonderbares Schicksal veranstalteten Beisammensein Herder's, Goethe's und Wieland's unter den Flügeln eines jungen Fürsten von der edelsten Sinnesart zu erwarten sei, weiß ich nicht. Und was ich sagen kann, ist nur: Wir sind da, und leben im Glauben, Liebe und Hoffnung einmüthiglich und einfältig beisammen, frei — Dank sei es dem Himmel! — von unartigen Leidenschaften und unlauteren Absichten, und stolzer darauf, gute Menschen zu sein, als für außerordentliche Geister angesehen zu werden. Zween von uns, Goethe und Herder, werden (beinahe möcht' ich leider! sagen) in der Sphäre ihres Berufes und Amts einen großen Theil ihrer herrlichen Geisteskräfte verbrauchen müssen; und was soll ich Ihnen von dem dritten sagen?" Gegen Merck äußert er am 7. Oktober: „Goethe ist bald da, bald dort, und wollte Gott, er könnte, wie Gott, allenthalben sein! — Herder und seine liebe Eva sind nun seit sieben Tagen auch hier. Mein Herz flog ihm beim ersten Anblick mächtig entgegen. So oft ich ihn ansehe, möcht' ich ihn zum Statthalter Christi und Oberhaupt der ganzen ecclesia catholica machen können. Weimar ist seiner nicht werth;[3]) aber wenn ihm nur leidlich wohl bei uns sein kann, so ist Weimar so gut, als ein anderer Ort. Und wenn Goethens Idee stattfindet, so wird doch Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während daß allgemeine Sündflut die übrige Welt

---

1) In den „Erinnerungen aus Herder's Leben" II, 222 giebt Herder's Gattin den 2. Oktober an. Der Dinstag fiel in diesem Jahre auf den 1. Oktober.

2) Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 54. Im Datum des Briefs steht irrig „den 5. Oktober 1775" statt „den 3. Oktober 1776".

3) Diese Aeußerung bezieht sich auf die vielfachen tollen Gerüchte, die man zu Weimar über ihn in Umlauf gesetzt hatte. Vgl. Erinnerungen aus Herder's Leben II, 223.

bedeckt." Wieland hatte zu dem im Juliheft erschienenen Aufsatze Herder's über Hutten einen Zusatz gemacht, der ihm, als er Herder von Angesicht gesehen hatte, wehe that. Goethe, der diese Unart Wieland's, als Herausgeber oft zwischen die Leser und den Mitarbeiter zu treten, sehr mißbilligte, nahm ihm nun das Versprechen ab, nie mehr Anmerkungen oder Zusätze zu fremden Aufsätzen zu machen, was Wieland selbst in demselben Briefe mit großer Freude seinem treuen Merck mittheilte. Daß sich zwischen ihm und Herder und ihren Familien eine gute „hausgesponnene" Art von Freundschaft gebildet habe, erfährt Merck zehn Tage später zugleich mit wiederholter innigster Anerkennung von Goethe's Werth, der immer der nämliche sei, immer wirksam, alle glücklich zu machen oder glücklich zu erhalten, und selbst nur durch Theilnehmung glücklich, ein großer, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so wenige fähig seien, sich einen Begriff von einem solchen Menschen zu machen. Bald darauf kam auch der falsche Apostel, der wunderliche Christoph Kaufmann, nach Weimar, durch den sich der gutmüthige Wieland, wie so viele andere, täuschen ließ. „Dieser Tag", schreibt letzterer am 1. November an Jacobi, „ist mir weggekommen, ich weiß selbst nicht, wie? zwischen Herder, der nun bei uns ist, und Kaufmann, einem wunderbaren, aber edeln, guten und unbeweglich in seinem Centro ruhenden Menschen. — Von Herder wollte ich dir gerne viel schreiben; denn meine ganze Seele ist voll von dem herrlichen Manne. Aber er ist mir zu groß, zu herrlich; ich kann nicht von ihm reden. Und gerade dies, daß sein Geist zu groß ist, ist hier in Weimar eine Art von Unglück für ihn. Außer Goethe, der aber gerade am wenigsten mit ihm leben kann, weil er für den Herzog und seine leidige Ministerschaft leben muß, außer Goethe, wer ist hier ein Mann für Herder? Wer kann nur mit ihm gehn, geschweige im Geist mit ihm ringen, ihn im Athem erhalten? Ich selbst, lieber Bruder, fühle, wie wenig ich ihm sein kann. Fühlen, einsehn, durchschauen, was er ist, und ihn lieben, mehr als ihn noch ein Sterblicher geliebt hat, das kann ich; aber wie unzulänglich ist das für einen so tief denkenden, allumfassenden, mächtigen Genius! Bei allem dem ist bis jetzt mein Haus eine Art von Ressource für ihn und den Engel, sein Weib. Alles, was in meiner Familie athmet, ist von Herder und Herderin eingenommen." Von der fortgesetzten Freundlichkeit des Verhältnisses zeugen die Briefe Wieland's an Gleim vom 10. Dezember und vom 8. Januar 1777. Goethe ging, nachdem ihm eine „Eselei" von Lenz gewaltigen Verdruß gemacht hatte, am 2. Dezember nach Leipzig, von wo er erst am 21. zurückkehrte. Von einer Trübung seines Verhältnisses zu Wieland begegnet uns keine Spur.

Um so mehr muß die Aeußerung auffallen in einem Briefe des Frankfurter Kaufmanns Bölling an Merck vom 17. Januar 1777: „Es schmerzt mich, daß es sich in Weimar um den Frieden

trübt. Dergleichen Fünklein pflegen, besonders wann drinn geblasen wird, nicht selten in lichte Flammen auszuschlagen. Ich wünsche, daß Goethe's Herz und Jugend dabei nicht besudelt werden möge, obschon ich offen für ein gewisses Aufbrausen, in welchem er sich vergißt, und so ganz jung wird, gefürchtet habe. So auch mit den übrigen. Ich wollte, daß ich die Herrn alle nach einander um ein Dutzend Jahre älter machen könnte, so würde mancher Streich, der unter die ×× gehört, nicht geschehn. Um den rechtschaffenen Wieland kränkt's mich, wenn er mit weniger Respekt, als sein lieber, guter Charakter verdient, behandelt werden sollte. Er hat aber auf die Zukunft immer weniger Noth, weil erkannte Güte gewiß Schutz findet, so lange sie auch unter dem Druck seufzen muß. Ich bin unruhig in meinem Gemüthe, weil ich zu wenig und zu viel weiß. Können Sie mir nicht unter dem Siegel der Verschwiegenheit mehr anvertrauen?" Wahrscheinlich hatte Bölling die Aeußerungen Merck's in Bezug auf Lenz und Klinger, wie auch auf das Zurücktreten Wieland's hinter Goethe und Herder mißverstanden; denn es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß gerade damals Gerüchte von Goethe's Uebermuth Merck beunruhigt hätten. Herder's Schwager Flachsland befand sich zu jener Zeit in Weimar, aber von diesem dürften solche Gerüchte kaum ausgegangen sein. In Wieland's Briefen an Merck vom 13., 17. und 27. findet sich keine Andeutung von derartigen Zurücksetzungen. Goethe zog sich nach der Rückkehr von Leipzig in sich zurück, da ihn mannigfache Geschäfte, unter anderm auch die Vollendung seiner „Lila", sehr in Anspruch nahmen. Letztere wurde am Geburtstage der Herzogin, am 30. Januar, zur Aufführung gebracht. Daß keine Entfremdung gegen Wieland eingetreten war, ergibt sich daraus, daß Goethe Sonnabend den 1., Sonntag den 9. und 16. Februar Wieland besuchte und viel mit ihm schwatzte, Sonnabend den 1. März gar bei ihm speiste.[1]) Die Anwesenheit J. G. Jacobi's im März wird Wieland und Goethe mehrfach zusammengeführt haben. Nach Jacobi's Abreise, am 24. März, schreibt Wieland an diesen: „Goethe, dem ich deinen Brief lesen lassen, grüßt dich. Er ist der Meinung, du sollst die Reise nach Weimar nicht schreiben. Er meint, es schicke sich für uns am besten, in unserm heiligen Dunkel zu bleiben; es würd' nur dienen, viele boshafte, hämische Seelen hier und dort aufzuwiegeln." Wenige Zeilen vorher hatte er geäußert, Jacobi's Idee der Beschreibung seiner Reise nach Weimar gefalle ihm sehr, und er sehe gar nicht, warum er sie nicht ausführen sollte: aber während des Schreibens kam der Herzog und bald darauf Goethe, die beide den Abend bei ihm zubrachten. Am 4. April wendet sich Wieland wieder einmal nach längerm, besonders durch die Ausarbeitung seiner „Rosemunde" veranlaßtem Stillschweigen an Merck. „Goethe grüßt Sie", schreibt er, „und läßt Ihnen wissen, daß er

1) Dies berichtet Riemer II, 40, wohl nach Goethe's Tagebuch.

fleißig in seinem Garten arbeite, und hoffe, daß Sie einst zu ihm kommen und mit Augen sehn und Freude dran haben werden. Zeichnen ist außer'm Pflanzen jetzt sein Lieblingsgeschäft. Sie werden auch hierin über die Wunder seines Genies erstaunen. Er zeichnet völlig, wie er dichtet und schreibt." In demselben Briefe äußert er über sich selbst: „Diese fünf Wochen über peregre erat animus sine corpore velox.[1]) Acht Tage abgerechnet, wo ich mit Leib und Seele zu Gotha war, war ich die ganze übrige Zeit in die Welt in mir verschlungen, und vergaß darüber ganz, daß es sehr interessante Menschen und Sachen außer mir, und ganz nahe um mich herum gibt." Aber der Umgang mit Goethe hatte auch diese Zeit über nicht ganz aufgehört.

Da Fritz Jacobi Wieland's unglückliche „Rosemunde" nicht gelungen fand, so beschwor er den Dichter, vor der Veröffentlichung Kenner, von deren Redlichkeit er überzeugt sei, darüber zu Rathe zu ziehen, und dieser versprach am 4. Mai, Goethe zum Richter über das Stück zu machen, obgleich dieser im Grunde von dem, was das wahre Wesen der Oper sei, nicht mehr wisse, als Jacobi, und das ganze Genre nicht liebe. „Ich habe nun auch Goethens Meinung von der Sache", schreibt er am 24. Mai nicht ohne einigen Mißmuth, „und sie stimmt völlig zu der deinigen. Er hat mir alles sehr begreiflich gemacht. Seiner Meinung nach liegen die Hauptgebrechen im Süjet selbst. Das *πρῶτον ψεῦδος* (der erste Trug) aber liegt nach ihm darin, daß ich das Ding, anstatt mit dramatischem, mit epischem Sinn gefaßt habe. Ich denke, du verstehst, was er damit meint; denn schriftlich kann ich dir's nicht erklären. Genug, ich glaube, daß ihr Recht habt, und daß ich ein ... bin, wie ich von Jugend an immer eine Art von Vermuthung hatte." Auch in dem zwei Tage später geschriebenen Brief an Merck spricht sich arger Unmuth aus. Er klagt dort, daß „die wirklich großen Kerls", die neben ihm und über ihm emporgeschossen seien wie die Zedern Libanon's, „allerlei Vögeln und Vieh und Käfern und Ungeziefern unter dem Schatten ihrer Aeste Schutz und Nahrung geben". Das nothwendige Umschreiben der beiden letzten Akte der „Rosemunde", um die er gedrängt ward, setzte ihn in ärgste Noth, und machte ihn „so schachmatt und geschunden", daß er oft den Tag, die Stunde und den Augenblick verwünschte, wo er je für seine Sünden auf den Einfall gekommen, sich in ein Fach einzulassen, wovon er nichts verstehe, und wofür er nach der Aussage der „Meister der Kunst" gar keinen Sinn habe. In dieser trüben Verstimmung schreibt er am 13. Juni an Merck:[2]) „Von meinen hiesigen sogenannten oder auch wirklich guten Freunden ist auch nicht ein einziger, der mir nur so viel Licht und Wärme

1) „In der Fremde war der rasche Geist." Hor. epist. I, 12, 13.

2) I, 102 f. Die richtige Datirung gibt Wagner II, 96, was Riemer (II, 39 f.) übersah.

mittheilte, als vonnöthen ist, um ein paar Eier dabei lind zu sieden. Sogar Goethe und Herder sind für mich wenig besser, als ob sie gar nicht da wären. Mit jenem — was für herrliche Stunden und halbe Tage lebt' ich mit ihm im ersten Jahre! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte: seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber — er theilt sich nicht mehr mit, und es ist nichts mit ihm anzufangen. Auch sehen wir uns selten, wiewohl ich fest glaube, daß er nichts wider mich hat, und von mir überzeugt ist, daß ich ihn herzlich liebe. Bei Herder'n ist alles, was Sie mir geprophezeit haben, von Wort zu Wort in Erfüllung gegangen.[1]) Besondere Umstände muß ich auf eine Zeit versparen, wo wir uns, so Gott will, sehn werden.[2]) Genug, da es nicht anders sein konnte und sollte, so habe ich's endlich satt gekriegt, meine Liebe und Gutherzigkeit, die in den Augen Sr. Eminenz Schwäche ist, ganz ruhig wieder eingepackt und meine Strahlen eingezogen. Der Mann ist wie eine elektrische Wolke: von fern macht das Meteor einen ganz stattlichen Effekt, aber der Henker habe einen solchen Nachbar über seinem Haupte schweben. Niemand ist alle Augenblicke bereiter, als ich, das Gute, Vortreffliche, Große, kurz alles, was ein Mann sein kann, an anderen zu erkennen, und gegen jeden herrlichen Kerl sich selbst für nichts zu achten. Aber ich kann für den Tod nicht leiden, wenn ein Mensch seinen eigenen Werth so stark fühlt; und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude dran hat, andere zu necken und zu gecken, dann möcht' ich gleich ein Dutzend Pyrenäen zwischen mir und ihm haben.“ Wieland, der nur zu trüber Stunde sich so heftig äußern konnte, übersah, daß man von ernsthaften Dingen, wie Goethe selbst mehrere Jahre später an seine Mutter schreibt, ernsthaft wird, was er selbst in seinem bloß litterarischen Geschäftskreise weniger erfahren konnte; und an diesem nahm Goethe fast gar keinen Antheil, da ihn die Regierungsgeschäfte, das Bauwesen in seinem Garten und die stets inniger werdende, wenn auch ihre stürmische Leidenschaftlichkeit verlierende Liebe zu Frau von Stein ganz in Anspruch nahmen. Auch hatte Wieland sich selbst mehr zurückgezogen, und er forderte in seiner Verstimmung eine so lebhafte Theilnahme an seinen dichterischen und

---

1) Am 22. November 1776 hatte Wieland gegen Merck geäußert: „Ungeachtet alles dessen, was Sie mir von Herder schreiben, möcht' ich euch Leute doch wieder, je bälder, je lieber, gut miteinander sehn. Ihr seid doch beide so brave Kerls. Was soll das Brotzen? — Im Grunde haltet ihr doch was auf einander — und wie könnt's auch anders?“

2) Wieland verschweigt hier, daß Herder im Mai drei Wochen lang an einer bösen Schwarzgelbsucht krank gewesen, wie er am 30. Mai an Gleim berichtet. Bald darauf besuchte er zu seiner Herstellung Pyrmont. Vgl. Erinnerungen aus Herder's Leben II, 229. Merck's Briefe II, 99.

litterarischen Bestrebungen, wie er sie von Goethe, dessen Kreis ein immer weiterer ward, billiger Weise nicht verlangen durfte.

Wenige Tage nach jener mißliebigen Aeußerung Wieland's ward Goethe durch die unerwartete Nachricht vom Tode seiner Schwester tief erschüttert. Bei Frau von Stein durfte er jetzt, bei so herbem Verluste, auf ihrem Gute Kochberg Trost suchen, wo er auch nach der Abreise der Freundin in's Bad verblieb. Am 7. Juli kehrte er nach Weimar zurück, wo er es aber nur bis zum 11. aushielt. Nach seiner zweiten Rückkehr schreibt er am 17. Juli an Frau von Stein: „Von mir ist nichts zu sagen; das Wetter hält uns alle gefangen an Katarrhen, Zahnweh und Unbehaglichkeit. Dieses schreib' ich unter den Bäumen in meinem Garten; es ist schön, doch feuchtlich warm. Der Herzog ist wohl; sonst seh' ich niemanden." Wieland war unterdessen Ende Juni von einem Besuche Gleim's erfreut worden.[1]) Darauf hatte er in vierzehn Tagen seine „Rosemunde" mehr als zur Hälfte völlig umgeschaffen und war von dem Umziehen vor die Stadt und der neuen Einrichtung daselbst sehr in Anspruch genommen worden. In dieser Zeit, während der Abwesenheit der Frau von Stein, klärte sich auch Goethe's Verhältniß zu Wieland wieder auf, der an seinem Schmerze über den Tod der Schwester regen Antheil genommen haben wird und vielleicht auf Veranlassung dieses Todesfalles mit Goethe's Mutter, deren persönliche Bekanntschaft er nach den herrlichen Briefen derselben an den Sohn schon früher zu machen gewünscht hatte[2]), in Verbindung trat. „Goethe und ich sind seit meinem letztern wieder mehr und näher zusammengerückt", schreibt Wieland am 30. Juli an Merck, „und ich habe ihn wieder gefunden, wo ich ihn nun bald vor Jahr und Tag (?) gelassen hatte." Sein Unrecht gegen den ihm stets mit gleicher Liebe zugethanen Freund erkennt er herzlich an, indem er hinzufügt: „Habe auch mir selbst geschworen, daß mich nimmer und nimmermehr nichts an ihm irre machen, noch von seiner Liebe scheiden soll." Auch das Verhältniß zu Herder stellte sich wieder her.

---

1) Gleim kam am 25. Juni mit seiner Nichte an. Vgl. Knebel's „Nachlaß" II, 212. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 278 ff. In den Jahren 1775 und 1776 hatte er Weimar nicht besucht. Demnach müßte bei diesem Besuche sich die Geschichte ereignet haben, welche Falk „Goethe aus näherm persönlichem Umgange dargestellt" S. 139. ff. erzählt und kurz nach dem Erscheinen des „Werther" (1774) setzt. Will schon dieses nicht stimmen, so enthält die Erzählung auch sonst manches Bedenkliche. Das Mitbringen des neuesten Göttinger „Musenalmanachs", aus dem Gleim einiges mittheilen wollte, deutet auf einen spätern Monat hin, als den Juni. Auch hatte Voß seit dem Jahre 1775 keine Beiträge mehr in den Göttinger „Musenalmanach" geliefert, wie in Falk's Bericht angenommen wird, sondern einen neuen Almanach gegründet. Fast sollte man das Ganze, obgleich Falk es nicht allein von Gleim, sondern auch von Wieland gehört haben will, für rein erdichtet oder wenigstens sehr stark mit fremden Bestandtheilen versetzt halten.

2) Vgl. Merck's Briefe II, 93.

Zwar schreibt er noch am 11. August an Gleim: „Die Oberpriesterin (Frau Herder) — broẞt. Wir haben sie seit eurer Abreise nicht gesehen. Ihr Mann ist seit acht Tagen (von Pyrmont) wieder hier; es fällt ihm aber auch nicht ein, nach uns zu gucken, wiewohl wir seine Schafe (ich zwar nur ein Böcklein) und er unser Hirte, aber freilich, leider! nur einer ist, dessen die Schafe nicht eigen sind" —: aber schon am 16. September verkündete er demselben Freunde: „Herder ist wieder gesund und wohlgemuth, und das gute Vernehmen zwischen beiden hohen Häusern ist wieder vollkommen hergestellt, wovon gute Kontinuation zu wünschen steht."

Ehe Goethe am 28. August, seinem Geburtstage, nach Eisenach ging, wohin der Herzog zum Ausschußtag der Landstände kam, sagte er noch Wieland über den ersten im Julihefte des „Merkur" erschienenen Theil des „Sommermärchens" einige anerkennende Worte, wogegen Herder darüber ganz schwieg. Aber auf dem Hinwege bekam er einen dicken Backen, woran er fürchterlich litt; um dessen Heilung abzuwarten, zog er sich auf die Wartburg zurück. Um diese Zeit, Hälfte September, schreibt Merck an eine mit dem Darmstädter Kreise bekannte Freundin[1]): „Goethe spielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eigenen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch, und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles, was man aussprengt, sind Lügen der Hofschranzen. Sie können sich darauf verlassen, daß es Lügen sind; denn Flachsland, der bei mir im Hause wohnt, ist neuerlich von Weimar zurückgekommen, und hatte sich neun Monate bei seiner Schwester (Herder's Gattin) aufgehalten. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und Diener weit; allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel. Goethe gilt und dirigirt alles, und jedermann ist mit ihm zufrieden, weil er vielen dient und niemanden schadet. Wer kann der Uneigennützigkeit des Menschen widerstehn?" Aber Wieland beklagt sich gegen Goethe's Mutter, daß er kein Lebenszeichen von sich gebe. „Vielleicht macht er's Ihnen auch nicht besser", fügt er hinzu[2]); „aber darum liebt er uns doch nicht weniger. Er ist und bleibt halt doch mit allen seinen Eigenheiten einer der besten, edelsten und herrlichsten Menschen auf Gottes Erdboden."

Am 21. September kam Merck in Eisenach an, wo er sieben Tage mit Goethe und dem Herzog verweilte, sich persönlich von dem wahren Zustand der Dinge überzeugen und die festeste Gewißheit, daß alles gut sei, mitnehmen konnte. Wie günstig er sich darüber gegen Wieland geäußert, ergibt sich aus der Antwort des letztern vom 27. Oktober. „Möcht' ich Ihnen zu genießen geben können", beginnt diese, „wie herzlich wohl mir Ihr letzter

1) Vgl. Merck's Briefe II, 98 f.
2) Vgl. Riemer II, 44.

Brief (gethan) — und alles Gute, was Sie mir darin von unserm Fürsten, und alles Wahre, was Sie mir von unserm Goethe, und alles Herzerquickende, was Sie mir, wiewohl nur in generalibus — das auch genug ist — von seinem guten Willen gegen mich sagen. Wenn's euch Männern, die ich ehre und liebe, wirklich Ernst ist, daß ihr gut von mir denkt, so ist es ein wahres gutes Werk, wenn ihr mir's sagt." Sechs Tage früher hatte er an Merck geschrieben: „Goethe leidet zeither immer an Zahnschmerz, comme un damné. Aber er macht's auch darnach mordiable [1]); „man muß die bestialische Natur brutalisiren", pflegte der alte Mordiable von Bassenheim zu Mainz zu sagen. Goethe und der Herzog sind auch von diesem Glauben; aber sie befinden sich meistens so übel dabei, daß ich keine Versuchung kriege, ihr Proselyt zu werden."[2]) Goethe, der auf der Wartburg den Mönch und die Nonne auf dem Mädelstein gezeichnet hatte, vielleicht mit Beziehung auf Wieland's bekanntes Gedicht vom Jahre 1775 (B. 10, 139 ff.), war bereits am 10. Oktober zurückgekehrt, wo er in der nächsten Zeit um den Herzog sein mußte, der an einem vernachlässigten Hundebiß litt. Am 30. Oktober war er so weit hergestellt, daß er wieder mit Goethe in dessen Gartenhaus speisen konnte. Mit Wieland belustigte sich Goethe um diese Zeit an dem wunderlichen Buche von K. Fr. Cramer: „Klopstock, in Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa". Er und Goethe, schreibt Wieland den 8. November an Merck, ersuchten ihn mit aufgehobenen Händen um eine Beurtheilung desselben. Goethe sage, er solle nicht bloß die Seide draus ausbrennen, sondern das Metall selbst so lange durch's Feuer gehn lassen und so lange schmelzen, scheiden und läutern, bis vom ganzen Werke nichts als der Name Klopstock übrig bleibe, was ihm (Wieland) freilich zu streng scheine.[3]) Aus demselben Briefe ersehen wir, daß Wieland am vorigen Nachmittage — es war gerade der Jahrestag von Goethe's Ankunft in Weimar — in dessen Gartenhause auf dem Altan gewesen. „Kein lieberes, sich wärmer an einen anlegendes oder, wie die Schwaben sagen, einen mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müssen Sie nie gesehen haben", äußert er in glücklichster Erinnerung des gestrigen Tages. „Es ist recht, als ob Goethens Genius das alles von Jahrhunderten her so angelegt, gepflanzt

1) Goethe berichtet am 6. September an Frau von Stein: „Ich habe mir ein Monster von dicken Backen ganz wider allen Sinn meiner dürren Konstitution geholt. In Stützerbach tanzt' ich mit allen Bauermädels im Nebel, und trieb eine liederliche Wirthschaft bis Nacht Eins. Und da kriegt' ich den Ansatz, und wurde vermehrt durch fatales Gestöber auf der Reise."

2) Wieland war bekanntlich gegen alle Einflüsse der Witterung sehr empfindlich, wie er auch keine starke körperlichen Anstrengungen ertragen konnte.

3) An Frau von Stein sendet Goethe am 7. November das Buch mit den Worten: „Lieber Engel, ich schicke Ihnen einen großen Namen auf einem Buche."

und gepflegt hätte, damit er's einst in Weimar völlig und fertig fände und sich nur hineinzulegen brauchte. „Wenn doch nur Merck jetzt bei uns wäre, und das auch sehn und genießen könnte!“ sagte ich. „Das hier! und dies dort! Das wäre so was für ihn!“ „Sei ruhig! er wird schon kommen!“ sagte Goethe, und die Gewißheit, womit er's sagte, machte, daß ich Sie schon halb gegenwärtig fühlte, und etwas von der Wonne vorausgenoß, die mir Ihre Gegenwart und das Koeristiren mit Ihnen und Goethe an irgend einem frohen Morgen oder Abend auf diesem Altane schaffen wird.“ Wieland's Verse auf die Herzogin Mutter unter dem Titel „an Olympia“ im Novemberhefte des „Merkur“ [1]) wurden von Goethe und Herder mächtig gelobt.[2]) Auch theilte Goethe ihm die Handschrift von „Jung Stilling's Jugend“ mit, woran dieser sich weidlich ergötzte, und gab ihm seine „Proserpina“ zur Mittheilung im „Merkur“, der sie im Februar des folgenden Jahres brachte.

Am 29. November verließ Goethe wieder Weimar, um zunächst die berühmte Harzreise zu dem unglücklich hypochondrischen Plessing anzutreten, dann aber sich in Eisenach an die herzogliche Jagdpartie anzuschließen. „Bruder Wolf ist mit dem Herzog wieder auf Abenteuer“, schreibt Wieland an Merck.[3]) „In vierzehn Tagen sollen sie wieder hier sein. Das gebe Gott! Befinden sich übrigens an Seele und Leib frisch und gesund.“ Noch vor ihrer Rückkunft, am 13. Dezember [4]), reiste Wieland mit dem Kammermusikus Kranz über Frankfurt nach Mannheim. In Frankfurt wurde sein glühendster Wunsch erfüllt, Goethe's Mutter kennen zu lernen; die wenigen Tage, die er bei dieser verlebte, wo seine volle Bewunderung ihres herrlichen Sohnes sich reich ergehn konnte, gehörten zu den glücklichsten seines Lebens.[5]) Auch Merk fand sich dort ein, und aus dem damaligen Eindrucke muß sich die Aeußerung herleiten, welche Merck nach Hegner am 14. Januar 1778 an Lavater gethan haben soll: „Der Druck, worin Wieland unter den Potentaten Herder und Goethe lebt, hat ihm allen Schmutz der Eitelkeit abgebrannt, und er ist ein so bonhomischer, guter Junge, daß er mir höchst heilig ist. Nur zu kleinmüthig haben ihn die Bursche gemacht, und das ist wieder nichts nütze.“ Leider gibt Hegner diese Worte ganz abgebrochen außer dem Zusammenhange und ohne die betreffende Aeußerung Lavater's, auf welche sie sich zu beziehen scheinen; erst in Verbindung mit diesen würden sie in ihrem wahren Lichte und weniger herb erscheinen.

Am Abend des 23. Januar kehrte Wieland, noch ganz voll

---

1) Vgl. meine „Frauenbilder“ S. 464 Note 3.
2) Vgl. Merck's Briefe II, 117 f.
3) Vgl. Riemer II, 52.
4) Vgl. Merck's Briefe II, 118. Wieland's „ausgewählte Briefe“ III, 287. Goethe war am 16. wieder in Weimar zurück.
5) Vgl. meine „Frauenbilder“ S. 466 ff.

von Merck und Goethe's Mutter, nach Weimar zurück, wo er am folgenden Morgen dem Herzog seinen Besuch abstattete. Als er um Mittag hiervon nach Hause zurückkam, fand er Goethe bei seiner Frau und seinen Kindern; er blieb bei ihm zu Mittag, und die Freunde fanden sich herzlich wohl zusammen. Im Wirrwarre des Tages vergaß Wieland, das von Merck mitgegebene Schächtelchen Goethe zu zeigen, was aber nächstens geschehn sollte.[1]) Zum Geburtstag der Herzogin, am 30. Januar, ward Goethe's „Triumph der Empfindsamkeit" aufgeführt, und am 10. Februar wiederholt, worüber Wieland gewiß große Freude empfinden mußte, wogegen andere durch ihre „dummen Auslegungen" den Dichter verletzten. Dieser aber fühlte sich jetzt immer mehr von den Menschen entfremdet, wie er in seinem Tagebuch bemerkt — ein Gefühl, welches er in dem kurz vorher gedichteten Liede „an den Mond" in den Worten aussprach:

Selig, wer sich vor der Welt,
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält,
Und mit dem genießt,

Was dem Menschen unbewußt
Oder wohl veracht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.[2])

Einen solchen Mann fand Goethe aber nicht sowohl an Wieland, dem es, bei aller Lebhaftigkeit und reinen Gutmüthigkeit, doch an rechter Tiefe und lebensvoller Wärme kräftigen Gefühls fehlte, als am Herzoge, über den, wie über sich selbst, er schöne Aufklärungen in den nächsten Wochen des Februar erhielt, wo er viel auf dem Eise war, in reiner, fast zu reiner Stimmung.[3]) Das Gefühl schöner Ruhe in seinem Hauswesen, nothwendiger Einschränkung und dadurch möglicher wahrer Ausbildung war über ihn gekommen; dabei erfreute ihn das Verhältniß zu Frau von Stein, mit der er nur häufiger, als diese gestattete, zusammen zu kommen wünschte. Auch fehlte es nicht an theatralischen Proben und Aufführungen, die ihn viel beschäftigten. Natürlich konnte dabei der Umgang mit Wieland nur ein beschränkterer sein. Im März machte ihm der drohende Erbfolgekrieg, bei welchem Weimar sich in einer übeln Lage befand, einige Zeit zu schaffen; seine Zurückgezogenheit dauerte fort, und Wieland's litterarisches Fabrikgeschäft war wenig geeignet, ihn zu diesem hinzuziehen. Das schöne Aprilwetter lockte ihn wieder in die schöne Natur und förderte ihn sehr in der mit großem Eifer betriebenen Anlage der

1) Vgl. Merck's Briefe II, 121 f.
2) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 156.
3) Vgl. Riemer II, 57.

Fels- und Uferpartien im herzoglichen Park, zu gleicher Zeit aber beunruhigte ihn die im Herzog erwachte Kriegslust. Wieland empfand Goethe's Zurückgezogenheit gar übel. „Goethen bekomme ich gar nicht mehr zu sehn", schreibt er am 12. April an Merck; „denn er kommt weder an den Konzerttagen nach Hof, noch zu mir, und zu ihm zu kommen, wiewohl unsere Domänen eben nicht sehr weit von einander liegen, ist auch keine Möglichkeit, seitdem er beinah alle Zugänge barrikadirt hat. Denn alle nähere Wege zu seinem Garten gehen über die Ilm und theils durch eine ehemals öffentliche Promenade, der Stern genannt (in welchem Goethe jetzt gerade die Parkanlagen für den Herzog betrieb), theils über eine herrschaftliche Wiese. Nun hat er zwar, pour faciliter la communication, im vorigen Jahre drei bis vier Brücken über die Ilm machen lassen, aber Gott weiß, warum? (ohne Zweifel doch, um die Zudringlichen abzuhalten, zu denen er freilich Wieland nicht rechnete, der aber unschuldiger Weise mitlitt) sie sind mit Thüren versehen, die ich, so oft ich noch zu ihm gehn wollte, verschlossen angetroffen habe. Da man nun nicht anders (auch nicht auf weiteren Wegen?) zu ihm dringen kann, als mit einem Zug Artillerie oder ein paar (?) Zimmerleuten, die einem die Zugänge mit Aexten öffnen, so ist ein gemeiner Mann, wie unser einer, gezwungen, das Abenteuer gar aufzugeben und in seinem Eigenen zu bleiben. So viel ich höre, ist er heute mit dem Herzoge nach Ilmenau, wo sie vermuthlich eine Zeitlang sich mit der Jagd divertiren werden." Erst am folgenden Tage folgte Goethe dem Herzog nach Ilmenau, von wo er nach „lustigen, originellen Thorheiten" am 15. Nachmittags nach Weimar zurückkehrte. Am folgenden Tage, dem grünen Donnerstage, gab er sein gewohntes Kinderfest, das sogenannte Haseneiersuchen, des schlechten Wetters wegen im Komödienhause, wozu ohne Zweifel auch Wieland's Kinder mitgeladen waren; gewöhnlich wurde dieses Fest in einem Garten, im sogenannten welschen Garten[1]) oder in seinem eigenen gehalten.[2]) Dem Oratorium von Hasse: I tre fanciulli wohnte Goethe am Charfreitage bei der Herzogin Mutter bei, wo Wie-

1) Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 46 Note 1. Stahr „Weimar und Jena" I, 48.

2) Matthisson erzählt in seinen „Erinnerungen" III, 190 f.: „Ich lernte Goethe (im Jahre 1783) zuerst an einem Tage persönlich kennen, wo seine Menschlichkeit sich ganz heilig und rein offenbarte. Er gab ein Kinderfest in einem Garten unweit Weimar. Es galt Ostereier aufzuwittern. Die muntere Jugend, worunter auch kleine Herder und Wielande waren, zerschlug sich durch den Garten, und balgte sich bei dem Entdecken der schlau versteckten Schätze mitunter nicht wenig. Ich erblicke Goethe noch vor mir. Der schöne Mann, im goldverbrämten, blauen Reitkleide erschien mitten in dieser petulanten Quecksilbergruppe als ein wohlgewogener, aber ernster Vater, der Ehrfurcht und Liebe gebot. Er blieb mit den Kindern beisammen bis nach Sonnenuntergang, und gab ihnen am Ende noch eine Naschpyramide Preis, welche die Cocagnen zu Neapel gar nicht übel repräsentirte." Vgl. Matthisson's Nachlaß I, 285 f.

land mit ihm zusammentraf. „Er ist wohl, und immer der Alte, denke ich", schreibt letzterer am 20. April an Merck; „aber was sein Treiben eigentlich ist, weiß ich nicht." Am 21. April ritt Goethe nach Erfurt, kam von dort mit Dalberg und dessen Bruder zurück, und war bei der wiederholten Aufführung des Hasse'schen Oratoriums zugegen. Unzweifelhaft kam er auch diesmal wieder mit Wieland zusammen. Dagegen nahmen an der Partie, die er am 2. Mai mit der Herzogin und Frau von Stein nach dem Dorfe Buffart an der Ilm machte, wohl Herder und seine Gattin, aber nicht der häuslich bequeme Wieland mit seiner Ehehälfte Theil. Den 10. Mai verläßt er, wie es scheint, ohne von Wieland Abschied zu nehmen, wieder Weimar, geht nach Leipzig und von dort mit dem unterdessen nachgekommenen Herzog nach Dessau und Berlin. Am 1. Juni sind sie wieder in Weimar zurück. Wieland's Verstimmung gibt sich in der Aeußerung kund, welche er bei Gelegenheit eines impertinenten Briefes von Meißner in Göttingen am 14. Mai an Merck thut: „En passant, das sind die Folgen von Goethens ehemaligen Pasquillen und der ganzen albernen Kabale (?), die damals gegen mich gemacht wurde"; doch darf man einen guten Theil dieser Mißstimmung Wieland's Unwohlsein [1]) und dem damaligen schlechten Absatz des „Merkur" [2]) zuschreiben. Gleich nach Goethe's Rückkehr, am 1. Juni, schließt Wieland einen Brief an Merck mit den Worten: „So eben hör' ich, daß der Herzog und Goethe wieder angekommen sind. Alle Lande, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernst, zu Leipzig, zu Dessau, zu Berlin ist alle Welt von unserm Herzog ganz eingenommen. Das hat Bruder Wolf [3]) hübsch gemacht." An demselben Abend traf Wieland auf einem Spaziergange, den er mit seiner Frau und den beiden ältesten Mädchen über den nach Goethe's Plan neuangelegten Exerzierplatz nach den neuen Fels-, Grotten- und Uferpartien des Parks machte, mit dem Herzog und Goethe zusammen, wie er zwei Tage später seinem Merck berichtet, nicht ohne diese „neuen poemata" Goethe's zu preisen, welche eine wunderbar künstliche, anmuthig wilde, einsiedlerische, und doch nicht abgeschiedene Art von Felsen- und Grottenwerk darstellten, wo Goethe, der Herzog und der Oberforstmeister von Wedel oft zusammen zu Mittag speisten oder in Gesellschaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin den Abend zubrächten. Als der

---

1) Am 16. Juni schreibt er an Merck: „Es ist wahr, ich bin in den vergangenen zwei Monaten nicht wohl gewesen. Es war Unbehaglichkeit, Hypochondrie, Unmuth über tausend kleine Schurkereien unserer lieben Zeitgenossen. Im Grund lag das Uebel in Atonie und im Unterleib. Gutes Wetter, eine weniger unbeständige Luft und etliche Unzen China werden alles wieder gut machen, und haben zum Theil schon viel wieder gut gemacht."

2) Vgl. Merck's Briefe I, 128.

3) So ist zu lesen. Wagner gibt Bruder wohl, Riemer (II, 61) Bruder W. wohl.

Herzog die Wielandische Familie von fern kommen sah, blieb er stehn, und kaum hatte er sie erkannt, so ging er derselben zwanzig bis dreißig Schritte entgegen, und er empfing sie so liebreich, daß es ihnen im Herzen wohl that. „Sein Anschauen war mir eine wahre Herzstärkung“, äußert Wieland, „so gesund und kräftig sah er aus, und so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich ihn im Ganzen seines Wesens. Ich werde, je länger, je mehr, überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird.“ Bei der Grotte kam Wieland mit dem Herzog wieder zusammen. „Da trafen wir Goethen in Gesellschaft der schönen Schröterin an“, erzählt er, „die in der unendlich edlen attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt und in ihrem ganz simpeln und doch unendlich raffinirten und insidiosen Anzug wie die Nymphe dieser anmuthigen Felsengegend aussah. Wir hießen einander also auch willkommen, und Goethe war zwar simpel und gut, aber äußerst trocken und verschlossen, wie er's schon lange, sonderlich seit meiner Zurückkunft von der Reise in eure Gegenden ist. (Und doch hatte er am 24. Januar bei Wieland zu Mittag gespeist und sich herzlichst mit ihm unterhalten!) Ich glaube indessen gerne und am liebsten, daß der wahre Grund davon doch bloß in der Entfernung liegt, worin wir durch die Umstände von einander gehalten werden. Vor zwei Jahren lebten wir noch miteinander (wie freundlich hatten sie sich noch im vorigen November zusammen gefunden!); dies ist jetzt nicht mehr und kann nicht mehr sein, da er Geschäfte, liaison's [1]), Freuden und Leiden hat, an denen er mich nicht Theil nehmen lassen kann, und an denen ich meines Orts ex parte auch nicht Theil nehmen könnte noch möchte. Zudem werden sie nun auch diesen Sommer und Herbst über selten acht Tage hintereinander hier sein, und so wird er mir eben immer inaccessibler, und da seine Spirallinie immer weiter und die meine immer enger wird, so ist's natürlich, daß wir immer weiter auseinander kommen.“ Man fühlt hier die eifersüchtige Liebe durch, die, in seliger Erinnerung an das frühere glücklichere Zusammenleben mit dem wildsprudelnden, geistreiche Blitze in buntem Wirbeltanz aussendenden Jüngling, es nicht zu verwinden vermag, daß ihre Wege sich immer mehr scheiden, indem Goethe, je anstrengender ihn seine Berufsgeschäfte in Anspruch nehmen, und je mehr sein Geist an innerer Fassung gewinnt, um so tiefere Seelenbedürfnisse empfindet, denen Wieland mit seiner frischen, aber lebendigen Gehaltes entbehrenden Jugendlichkeit nicht genügen konnte. Doch kehrt bald seine unverwüstliche Gutmüthigkeit und warme Neigung zurück, wenn er hinzufügt:

---

1) Ist wohl nicht mit Riemer II, 63 gerade auf das schon länger andauernde Verhältniß zu Frau von Stein und die Verbindung mit Korona Schröter zu beziehen. Vgl. oben S. 315.

„Indessen ist und bleibt er mir einer der herrlichsten und liebsten Menschen auf Gottes Erdboden. Und damit punctum! Uebrigens lieber Bruder, solltest du einmal deinen Braunen, oder was es ist, zwischen die Füße nehmen und kommen und all unser Wesen selbst beaugenscheinigen; denn die Dinge wollen schlechterdings gesehen und selbst gefühlt und beschnuffelt sein. Zum Exempel, so wie du mit deinen Augen den Herzog, Goethen, die Schröterin und ihre dicke Cypassis[1]), die ihr zur Folie dient, in vorbesagter Felsengrotte an der Ilm, die dort einen Fall hat, dem Stern, einem Bosquet, Goethens Garten, einem lieblichen, bis nach Belvedere sich hinabziehenden Wiesenthal gegenüber, gesehen haben würdest, N. B. so offen unter Gottes Himmel und in den Augen aller Menschen, die da von Morgen bis in die Nacht ihres Weges vorübergehen: so würde und müßte deine Seele Wohlgefallen dran haben, und du würdest einer ganzen Welt, die was dagegen hätte, in's Gesicht speien." Am 16. Juni beklagt er sich gegen Merck, daß Goethe über seinen „Schach Lolo oder das göttliche Recht der Gewalthaber" (im Maihefte des „Merkur"), womit Herder, wie auch Dalberg und Merck, sehr zufrieden sei, ihm kein Wort sage. Aber Goethe war damals gar viel beschäftigt, und die neue Erzählung Wieland's keineswegs der Art, daß er sie mit besonderm Beifall auszeichnen konnte. Auch war ihm der ganze „Merkur" zuwider, den er im August in einem Briefe an Merck (I, 137) nach seiner derben Weise als „Saumerkur" bezeichnete, und er wünschte sehnlichst, Wieland möchte dieses Fabrikgeschäft aufgeben können, und sich größeren, seiner würdigeren Aufgaben zuwenden. Am 9. Juli wurde der ganze Hof, bei dem sich unzweifelhaft auch Wieland befand, durch den ungeahnten Anblick einer neuen, ganz wundersamen Anlage erfreut, welche Goethe in drei Tagen und eben so viel Nächten vollendet hatte; zur Einleitung diente ein heiteres dramatisches Spiel von Seckendorff's, in welchem Goethe den Pater Dekorator darstellte.[2]) Aber nur selten konnte Goethe in dieser Weise aus sich heraustreten; er lebte nur seinen Geschäften und sich, wobei er sich über die „flachen Gegenden" seines Zustandes möglichst hinwegzuheben suchte. Als die Herzogin Amalia, welche die Rheingegenden besucht und in Frankfurt seine Mutter gesehen und lieben gelernt hatte, nach Weimar zurückgekehrt war, wollte er dieser auf überraschende Weise den Anblick der neuen Parkanlagen verschaffen. Auch hierzu bediente er sich mit dem in solchen Dingen ihm eigenen Geschick einer höchst glücklichen Veranstaltung, welche ihm auch Wieland's begeisterten Beifall zu Wege

---

1) Fräulein Propst, die Gesellschafterin der Schröter. Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 16. 246. Cypassis heißt bei Ovid das Kammermädchen der Geliebten. Vgl. Wieland's Werke 1, 66. 255.

2) Vgl. B. 27, 481 ff. Riemer II, 65 f. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 176 f. Note 2.

brachte, dem sie eine um so größere Freude bereiten mußte, als es seiner innigst verehrten Herzogin Mutter galt. Wieland berichtet hierüber an Merck: „Verwichenen Sonnabend (den 22. August) fuhren wir[1]) zu Goethen, der die Herzogin auf den Abend in seinen Garten eingeladen hatte, um sie mit allen den Poemen, die er in ihrer Abwesenheit an den Ufern der Ilm zu Stande gebracht, zu regaliren. Wir speiseten in einer gar holden kleinen Einsiedelei, und da fand sich, daß casu quodam der siebente Stuhl an einer Tafelrunde, woran wir saßen, leer war. Dies brachte in allen einmüthig den Wunsch hervor, daß es der deinige sein möchte. — Goethen besonders wurde gar wohl um's Herz, die Herzogin so von dir reden zu hören, wie eine, die den Werth der ganzen Totalsumme deiner Individualität fühlt. Wir tranken auf deine und Frau Aja's und Freund Bölling, des Kornhändlers, Gesundheit eine Flasche Johannisberger Sechziger aus, und wie wir nun aufgestanden waren, und die Thüre öffneten, siehe, da stellte sich uns, durch geheime Anstalt des Archimagus, ein Anblick dar, der mehr einer realisirten dichterischen Vision, als einer Naturszene ähnlich sah: das ganze Ufer der Ilm in Rembrandt's Geschmack beleuchtet, ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im ganzen einen Effekt machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt, wie wir alle. Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei herabstiegen und zwischen den Felsenstücken und Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandtischer Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehn mögen, und die nun durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetische Wenigkeit gar was Herrliches war. Ich hätte Goethen vor Liebe fressen mögen." Am 24. August mußte Wieland einer herzoglichen Treibjagd bei kaltem Sturmwinde beiwohnen, bei welcher er wieder mit Goethe zusamentraf.[2]) Wurde auch in den folgenden Monaten die Verbindung zwischen Wieland und Goethe, dessen am Geburtstage der Herzogin Mutter, den 24. Oktober, aufgeführter „Jahrmarkt zu Plundersweilern" alle ergötzte, durch persönlichen Verkehr nicht besonders gepflegt, obgleich es an einzelnen wechselseitigen Besuchen nicht gefehlt haben mag, so sah sich doch Wieland noch vor dem Ende des Jahres, am 9. Dezember, zum Geständniß gegen Merck gedrungen: „Daß mir und allem, was hier auch nur an einem Faden mit mir zusammenhängt, Goethe in gar mancherlei Stücken die größte Wohlthat geworden, erkenne ich

1) Er mit der Herzogin, bei welcher er eine ganze Woche bis zum 25. in Ettersburg war, Fräulein von Göchhausen und Einsiedel. Auch Frau von Stein war bei dem Feste zugegen.

2) Vgl. Merck's Briefe I, 142. Briefe an Frau von Stein I, 180.

täglich mehr und mehr, und ehre und liebe ihn dafür auch von Grund meines Herzens." Und auch Goethe liebte in Wieland den herzlich guten Menschen, der ihm mit begeisterter, neidloser Anerkennung entgegengetreten war, dem die Hebung der deutschen Litteratur eine wahre Herzenssache war, wenn auch sein „Merkur" einem bunten Trödelmarkt glich, wie ihn leider der Geschmack der deutschen Lesewelt verlangte, die, bei aller Mittelmäßigkeit des Inhaltes, doch an ihm ein zweckmäßiges und leichtes Bildungsmittel hatte; denn ein gehaltreicheres und tiefer eingehendes Zeitblatt würde damals wenig Eingang gefunden haben. Gegen Ende des Jahres war Goethe sehr still in sich, wobei ihn die Schiefheiten der Gesellschaft zu mancherlei Betrachtungen veranlaßten. „Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht", bemerkt er damals in seinem Tagebuch. „Wie man aus seinem Hause tritt, geht man auf lauter Koth, und weil ich mich nicht um Lumpereien kümmere, nicht klatsche und solche Rapporteur's nicht halte, handle ich oft dumm." Auch Wieland verstand nicht, was in Goethe's Seele arbeitete, wie ihm denn der feine Sinn für die Forderungen des sittlichen Menschen abging, den Goethe bei Knebel in viel höherm Maße ausgebildet fand.

Gegen Ende dieses Jahres oder am Neujahrstage 1779 muß Goethe wieder mit Wieland zusammengekommen sein; denn am 2. Januar schreibt er an Merck[1]): „Wieland's Bube hat ihn verdauen machen, daß du sagst, Shakespeare habe bisher nur einen Uebersetzer gehabt, und daß du Wieland den ältern nie Genie genannt hast." Wahrscheinlich hatte Wieland sich über die erstere Aeußerung gegen Goethe beklagt. Die drei ersten Monate des Jahres waren mit vielfachen Geschäften, besonders der Kriegs- und Wegbaukommission, die ihn auch längere Zeit von Weimar entfernt hielten, übermäßig ausgefüllt; dennoch ward während dieser mühevollen Zeit „Iphigenie" vollendet, die unter allgemeinstem Beifall am 6. April zur Vorstellung kam. Kurz vorher hatte Goethe den Kindern das gewohnte Eierfest im welschen Garten gegeben. Wieland zeigte sich wieder höchst zufrieden und vergnügt über Goethe, der innigst erfreut war, daß sein Freund sich einmal einer größern, seines Geistes ganz werthen Dichtung, dem „Oberon"[2]), zugewandt hatte. Am 5. Mai schreibt Wieland an Merck: „Goethe wird dir wohl machen; er hat wieder was gar Köstliches (die „Iphigenie") produzirt, und ist überhaupt gar lieb und gut seit

---

1) Merck's Briefe II, 164. Der erste Absatz des Briefes ist am 30. Dezember geschrieben, nicht im November, wie Wagner angibt. Die Jagd fand am 30. Dezember statt. Vgl. Briefe an Frau von Stein I. 191 Note 3. Wieland's Sohn, Karl, bei dem Goethe's Mutter und Merck Pathen wurden, ward am 9. Dezember geboren. Vgl. Merck's Briefe I, 150.

2) In den Briefen an Merck bezeichnet Wieland ihn als „Stanzenwerk". So schreibt er schon am 22. Februar: „Mit meinem Stanzenwerk rückt's allmählich wacker fort." Vgl. I, 157. 163. 170.

einiger Zeit. Der Friede macht ihm eben auch wieder Luft um's Herz; denn wir waren hier in einer garstigen Lage."[1]) Dem ankommenden beiderseitigen Freunde Merck ging Goethe am 29. Mai bis Erfurt entgegen. Am 31. Mai früh wurden beide auf der Hottelstedter Ecke, einer Waldhöhe bei Ettersburg, vom herzoglichen Paare, Wieland, Einsiedel u. a. empfangen und verweilten den Tag über zu Ettersburg; am Abend kamen sie nach Weimar, wo während Merck's Anwesenheit viele Festlichkeiten veranstaltet wurden, wobei ein heiteres Zusammenleben zwischen Goethe, Wieland und Merck sich bildete. Am 12. ward zu Ettersburg Goethe's „Iphigenie" gegeben. An demselben Abend scheint der lustige Streich mit Wieland passirt zu sein, dessen Goethe in einem Briefe an Frau von Stein (I, 231) mit der Bemerkung gedenkt: „Es geht doch nicht närrischer zu, als wo Menschen beisammen sind." Es ist wohl dieselbe Geschichte gemeint, auf die sich Merck in einem Briefe an Nicolai vom 1. August bezieht[2]), wo er sich diesem gegenüber auf Bode beruft, der ihm werde sagen können, wie er in seiner (Nicolai's) Sache[3]) denke, und wie Wieland von ihm an einer Tafel von zwanzig Personen bloß Nicolai's wegen eine Stunde lang in die Pfanne gehauen worden, so daß ihn jedermann der Grausamkeit beschuldigt habe. „Allein die Dummheiten, die er sagte", setzt Merck hinzu, „waren auch unerträglich, und ich mußte einmal laut reden; denn Goethe und der Herzog waren dabei, und dieser kennt Sie auch nicht, wie er soll." Es muß dem armen Wieland seines Radotirens wegen damals arg mitgespielt worden sein, da er es für nöthig und schicklich hielt, wie er an Merck (I, 174) schreibt, sich einige Zeit von Ettersburg entfernt zu halten, und er aus Anlaß jener Geschichte es sich zur Regel genommen, nicht länger als drei Tage zum Besuch bei Fürsten zu sein. Auffallend ist es dabei freilich, daß Wieland auf Merck, der doch so grausam mit ihm verfahren war, gar nicht grollt, sondern nach dessen Abreise sich mit den Erinnerungen der besten Stunden, die er in seiner Gesellschaft genossen, mit der innern Ueberzeugung tröstet, daß ihre Seelengemeinschaft nur der Tod scheiden werde.[4]) Allein wahrscheinlich wurde der von Merck angefangene Krieg gegen Wieland, da dieser sich immer mehr verrannte, von den übrigen fortgesetzt, und Wieland ließ, da er, gehetzt,

---

1) Vgl. Briefe an Merck II, 125. Das Amt Großrudstedt war durch Preußische Husaren beunruhigt worden. Vgl. Knebel's „Nachlaß" I, 145.

2) Vgl. Merck's Briefe III, 163.

3) Wieland hatte eine Beurtheilung der von Nicolai herausgegebenen Uebersetzung von „Johann Bunkel's Leben, Bemerkungen und Meinungen" im „Merkur" geliefert (vgl. B. 34, 1—69), wogegen Nicolai „Ein paar Worte, betreffend Joh. Bunkel und C. M. Wieland" erscheinen ließ. Wieland's „abgenöthigter Beitrag zur Johann-Bunkliade" erschien im Februarhefte 1779 des „Merkur".

4) Vgl. Merck's Briefe I, 168 f.

wie er war, sich nicht mehr zu helfen wußte, sich am Ende eine Thorheit zu Schulden kommen.

Einen gar guten Tag genoß Wieland vierzehn Tage später, am 26. Juli [1]), mit Goethe. „Er und ich haben uns entschließen müssen“, meldet er am 1. August an Merck, „dem Rath May zu sitzen, der uns ex voto (nach dem Wunsche) der Herzogin von Würtemberg für Ihre Durchlaucht malen soll. Goethe saß Vor- und Nachmittags, und bat mich, weil Serenissimus absens war, ihm bei dieser leidigen Session Gesellschaft zu leisten, und zur Unterhaltung der Geister den „Oberon“ (von dem damals die fünf ersten Gesänge fertig waren) vorzulesen. Zum Glück mußte sich's treffen, daß der fast immer wüthige [2]) Mensch diesen Tag gerade in seiner besten, rezeptivsten Laune und so amüsabel war, wie ein Mädchen von sechzehn. [3]) Tag meines Lebens hab' ich niemand über das Werk eines andern so vergnügt gesehen, als er es mit dem „Oberon“ durchaus, sonderlich mit dem fünften Gesang war, worin Hüon sich von dem kaiserlichen Auftrag verbotenus (wörtlich) acquittiret. Es war eine wahre jouissance für mich, wie du leicht denken kannst. Ein paar Tage darauf gestund er selbst, daß er in drei Jahren vielleicht nicht wieder in diesen Grad von Rezeptivität und Offenheit jedes Sinnes für ein opus huius furfuris et farinae (ein Werk dieser Art) kommen würde.“ In dem uns erhaltenen Gemälde von May glaubt man noch die reine innere Befriedigung zu erkennen, welche Wieland's „Oberon“ in Goethe erregte, und es erhält dadurch dieses Bild [4]) einen doppelten Werth für uns, da es uns den Dichter in vollster Kunstbefriedigung und freundlichstem Behagen darüber zeigt, daß Wieland endlich sich einer größern, seiner würdigen, seinem Talente durchaus entsprechenden Dichtung zugewandt habe, welcher die schönste Anerkennung nicht entgehn könne. [5]) Indessen scheint es doch in den folgenden Wochen zu keiner nähern Verbindung zwischen Goethe und Wieland gekommen zu sein, da ersterer mit den Vorbereitungen zu der mit dem Herzoge geheim verabredeten Schweizer Reise beschäftigt war, und Wieland nicht vor dem 20. August nach Ettersburg ging. Am 21. schreibt Goethe an die abwesende Frau von Stein: „In mein Haus kommt nun gar kein Mensch außer dem schönen Misel (Karoline von Ilten).

---

1) Nach Riemer II, 91.

2) Goethe's Ungestüm hatte sich damals schon längst gelegt, doch dürfte Wieland seit längerer Zeit ihn nicht mehr vermocht haben, seine neuen Sachen, an denen er wenig Geschmack finden konnte, ruhig anzuhören.

3) Goethe gedenkt gegen Eckermann (I, 384) der heitern Aeußerung Wieland's: „Man könnte die Leute wohl amüsiren, wenn sie nur amüsabel wären.“

4) Adolph Stahr hat es vor seiner Schrift: „Goethe's Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt“, gegeben, und Viehoff vor seiner Lebensbeschreibung Goethe's es von dort wiederholt.

5) Man vergleiche Goethe's Betrachtungen über den „Oberon“ bei Riemer II, 92.

Sonst seh' ich recht, wie ich von allen Menschen und alle Menschen von mir fallen. Knebel'n besuch' ich manchmal; von Herder'n hör' ich gar nichts." Die ernsten Betrachtungen, welche er vor dieser für ihn und den Herzog so folgereichen Reise anstellte, mußten ihn näher zu Knebel, als zu dem hierzu weniger gestimmten Wieland hinziehen, den er auch wohl in seinem „Oberon" nicht stören mochte. Ob Wieland Zeuge von Goethe's übermüthiger Verspottung des „Woldemar" zu Ettersburg gewesen (vgl. oben S. 167), wissen wir nicht; jedenfalls fühlte er sich dadurch tief verletzt. An der von Wieland mit unbilliger Gereiztheit aufgenommenen Parodie einer Arie seiner „Alceste" in der Farze „Orpheus und Eurydice" scheint Goethe ganz unschuldig gewesen zu sein. In demselben Briefe an Merck, wo er dieser Verspottung vor einer „sehr zahlreichen Versammlung" zu Ettersburg gedenkt — der Brief ist neun Tage nach Goethe's Abreise, am 21. September, geschrieben — äußert er: „Ohne Zweifel hast du den Herzog und Goethen, der, ut nosti, nun Geheimer Rath heißt, wie er's denn vorhin schon allezeit war, in dieser Frankfurter Messe gesehen. Das Publikum ist dieser an sich selbst so simpeln und natürlichen Exkursion halber (Wieland wußte noch nicht, daß die Reise in die Schweiz ging) unglaublich intriguirt, und das odium Vatinianum [1]) fast aller hiesigen Menschen gegen unsern Mann, der im Grunde doch keiner Seele Leides gethan hat, ist, seitdem er Geheimer Rath heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wuth grenzt. Sed vana sine viribus ira." [2]) So war Wieland's Herz dem „wunderbaren Sterblichen" noch immer innigst zugewandt. Die Sehnsucht nach ihm spricht sich in der Aeußerung eines Briefes an Merck vom 6. Dezember aus: „Unsern lieben Herzog und Goethen hoffen wir nun bald wieder hier zu haben. Vermuthlich bist du jetzt, da ich dies schreibe, wieder bei ihnen, [3]) und bedarfst nicht nur selbst nichts, sondern hast des Guten so viel, daß die Brosamen, die von eurem Tische fallen, hinreichend wären, uns andere arme, in Weimar eingewachsene Zoophyta reichlich zu sättigen." Aber auch Goethe sehnte sich nach den Weimarer Freunden zurück, wie sich dies auf rührende Weise im Briefe an Knebel vom 30. November ausspricht.

Nach der am 13. [4]) Januar erfolgten Rückkehr fand man allgemein, daß der Herzog und Goethe, auch äußerlich, sich zu ihrem Vortheil geändert; beide hatten ein ernsteres, ruhigeres, würdigeres Wesen angenommen, sie hatten sich das Wort gegeben, sich der

1) Sprichwörtlich zur Bezeichnung eines bitterbösen Hasses, mit Anspielung auf die Anklage des Cicero gegen Vatinius.

2) „Eitel ist kraftlose Wuth." Die Worte sind aus der Stelle des Livius I, 10 genommen.

3) Die Reisenden befanden sich damals noch zu Schaffhausen.

4) Diesen Tag nennt Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 285. Wieland's Angabe des Freitags (Merck's Briefe I, 208) träfe auf den 14.

Welt gegenüber als ächte Weltleute zu zeigen, allen Anstoß nach außen zu vermeiden, wie sie innerlich sich schon längst außer dem brausenden, oft verletzenden Jugendmuthe nichts vorzuwerfen hatten. Wieland erhebt gleich seinen Freudenjubel. „Wie wir homunciones (Menschlein) nun von jeher gewesen sind und immer bleiben werden", schreibt er schon am 17. an Merck, „so könnt ihr euch leicht vorstellen, daß der glückliche Ausgang dieser Reise, des Herzogs herrliches Wohlbefinden und ungemein gute Stimmung und herzgewinnendes Betragen gegen alle seine Leute cuiuscunque generis, ordinis, furfuris et farinae (von jeder Art, jedem Stand und Kaliber) bei männiglich einen großen Effekt gethan und Goethen in ein sehr günstiges Licht gestellt hat, und dies um so mehr, da er auch multum mutatus ab illo [1]) zurückgekommen und in einem Ton zu musiziren angefangen hat, in den wir übrigen mit Freuden und jeder so gut, als sein Instrument und seine Lungenflügel verstatten, harmonisch einzustimmen nicht ermangeln werden. Wenigstens gedenke ich meines Orts nichts daran zu verderben.— Diese Schweizerreise, nach dem wenigen, aber hinlänglichen, was ich aus der Quelle selbst davon vernommen habe, gehört unter Goethens meisterhafteste Dramata." Leider wurde letzterer Ende des Monats von der damals ganz Europa plagenden Schnuppenseuche, der Influenza, überfallen, an der bald darauf auch Wieland und sein ganzes Haus litt. Der in den drei ersten Heften des „Merkur" 1780 vollständig erschienene „Oberon" befestigte das freundliche Verhältniß Goethe's zu Wieland ganz ungemein. Schon am 29. März schreibt Wieland an Merck, die Aktien seines Kredits seien bei dem Herzoge, bei Goethe und dem Weimarer Publikum überhaupt durch den „Oberon" um hundert Prozent gestiegen. Bald darauf schickte Goethe ihm einen Lorbeerkranz zu, der ihn sehr freute.[2]) „Goethe hat sich mir von dieser Seite in dem schönsten Lichte gezeigt", bemerkt Wieland am 16. April an Merck, „und ich kann dir nicht ausdrücken, wie gänzlich ich mit allem, was er thut und sagt, und kurz mit seiner ganzen Art zu sein zufrieden bin. Das nämliche gilt auch vom Herzog. Ich rede, wie du präsumiren wirst, bloß von dem Augenpunkt, woraus Sie **mir** erscheinen, und bekümmere mich um die übrigen Verhältnisse gar nichts, weiß auch nichts davon, außer daß mich überhaupt bedünkt, es gehe im ganzen merklich besser, als vordem, und daß ich in Goethens öffentlichem Betragen eine *σωφροσύνην* (besonnene Mäßigung) wahrnehme, welche die Gemüther nach und nach beruhigt, und mir Bürge ist, daß noch alles so gut bei uns gehn wird, als man's rationabiliter (vernünftiger Weise) verlangen kann." Bei dieser heitern Stimmung mußte die von Goethe aus

---

1) „Sehr verändert nach jenem." Virg. Aen. II, 274: Quantum mutatus ab illo.

2) Vgl. Merck's Briefe I, 229.

einzelnen im Augenblick geschriebenen Blättchen und Briefen durch eine lebhafte Erinnerung zusammengesetzte Beschreibung des wichtigsten Theiles der Schweizerreise, die er bei der Herzogin Mutter vorlas, von Wieland mit vollster Bewunderung aufgenommen werden. „Seine Beschreibung ihres Zugs durch Wallis über die Furka und St. Gotthard", äußert er am 16. April an Merck, „ist mir in ihrer Art so lieb, als Xenophon's Anabasis. Es war auch ein eigentlicher Feldzug gegen alle Elemente, die sich ihnen entgegenstellten. Das Ding ist eines von seinen meisterhaftesten Produkten, und mit dem ihm eigenen großen Sinn gedacht und geschrieben. Die Zuhörerinnen enthusiasmirten sich über die Natur in diesem Stücke, mir war die schlaue Kunst in der Komposition noch lieber, wovon jene nichts sahen. — Das opus ist noch nicht ganz fertig, und nach dem, was er mich hat merken lassen, wird er noch viel Interessantes theils einschieben, theils hinzuthun." [1]) Wieland gab um diese Zeit den vom Prinzen August von Gotha ihm anvertrauten Anfang von Diderot's Jacques le fataliste et son maitre, den er nicht aus Händen lassen sollte, ehe er ihn zurückschickte, auf kurze Zeit an Goethe, [2]) dessen „Jery und Bätely" ihn sehr erfreut haben wird.

Die persönliche Verbindung zwischen Wieland und Goethe war den Sommer über nicht sehr bedeutend, da letzterer viel auswärts und mit Geschäften überhäuft war, Wieland meistentheils in Ettersburg verweilte, wohin Goethe auch von Zeit zu Zeit kam. Im Juni und Juli wurde an den „Vögeln" geschrieben, die am 18. August auf dem neuen Theater in Ettersburg zur Aufführung kamen. „Goethens Epops maximus (poly)cacaromerdicus", schreibt Wieland am 26. August an Merck, „wird dir ohne Zweifel mehr als einen guten Augenblick gemacht haben, da du das seltsame Ding, das bei der Vorstellung zu Ettersburg einen gar possierlichen Effekt gemacht hat, nunmehr mit Frau Aja schon gelesen haben wirst." Wie Goethe damals über Wieland urtheilte, ergibt sich aus dem Briefe an Lavater vom 3. Juli, wo es heißt: „Wieland ist gegen dich sehr gut gesinnt. Er hat seine Launen und bedenkt, sonderlich in Prosa, nicht immer alles, was er schreibt. Ich weiß es zwar nicht, aber es ist möglich, daß dir zu Ohren gekommen ist, er habe in einer und der andern Stelle dich zu necken geschienen; es ist aber gewiß nichts, als höchstens eine Art von humoristischem Leichtsinn, der sich dieses und jenes ohne Konsequenz erlaubt. Ich habe ihn geradezu selbst drüber gefragt, und er hat mich versichert, daß er sich keiner als guter Gesinnungen gegen dich bewußt sei. Sein „Oberon" wird, so lang Poesie Poesie, Gold

---

1) Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 181 f. Briefe an Frau von Stein I, 288. 294 f.

2) Vgl. Merck's Briefe I, 242 f. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 327. Knebel's „Nachlaß" I, 122. Hamann's Werke VI, 132 f.

Gold und Krystall Krystall bleiben wird, als ein Meisterstück poetischer Kunst geliebt und bewundert werden." [1]) Am 26. August finden wir Wieland wieder in Weimar. Unter den Personen, die Frau von Stein zu Goethe's Geburtstagsabend in dessen Garten einladen soll, wird er nicht genannt, doch könnte man ihn unter den „einigen guten Geistern" mitverstehn; vielleicht war aber auch Goethe von Wieland's Rückkehr noch nicht unterrichtet, oder er hatte ihn schon selbst geladen. Am 5. September trat Goethe mit dem Herzog eine längere Reise nach einigen Aemtern in Franken, nach Meiningen und Eisenach an, von welcher er am 10. Oktober, nachdem er auf dem Rückwege Frau von Stein zu Kochberg besucht hatte, nach Weimar zurückkam, [2]) aufgeregt durch die Erklärung, welche die verehrte Frau über ihr gegenseitiges Verhältniß ihm gemacht, das äußerlich den Schein unerlaubter Leidenschaft annehme. Gegen den 25. Oktober erhielt Wieland von Goethe einen Besuch, der ihm einen Gruß und ein Blatt Merck's über die Cameen des Herzogs von Orleans brachte. Wieland dürfte diesen Besuch bald erwiedert haben, [3]) doch fehlen uns über die beiden letzten Monate des Jahres, in denen Goethe lebhaft mit „Tasso" beschäftigt war, alle bezüglichen Andeutungen, mit Ausnahme einer einzigen zufälligen Berührung bei der Herzogin Mutter. Wieland schreibt nämlich am 8. Januar 1781 an Merck: „Indessen danke ich dir nochmals für dein angefangenes Eulogium von Kassel und seinem Fürsten. [4]) Daß das Portal daran fehlt, laß dich nicht verdrießen. Goethe riß es ein. Es ging damit zu, wie folgt. Ich war vor etlichen Wochen bei der Herzogin Mutter und hatte dein scriptum mitgebracht, weil ich weiß, daß ihr alles, was von dir kommt, Vergnügen macht. Ich las es vor, und sie machte sich selbst Spaß dabei mit allerlei Glossen über die schönen Dinge, die du dem Landgrafen sagst. Sie behauptete, du hättest expreß deinen rothen Rock dazu angezogen, wie du diesen Aufsatz niedergeschrieben; sie könnte sich dich dabei nicht anders denken, und dessinirte uns dabei die schelmische Miene vor, die du dazu gemacht haben müßtest ꝛc. ꝛc.

---

1) Im Jahre 1830 äußerte Goethe gegen Eckermann (II, 193 f.), das Fundament des Gedichtes sei schwach und der Plan vor der Ausführung nicht gehörig gegründet worden; daß zur Herbeischaffung der Barthaare und Backzähne ein Geist (Oberon) benutzt werde, sei nicht wohl erfunden, besonders da der Held sich dabei ganz unthätig verhalte: die anmuthige, sinnliche und geistreiche Ausführung des Gedichtes aber mache das Buch dem Leser so angenehm, daß er an das eigentliche Fundament nicht weiter denke, sondern darüber hinauslese. Vgl. Riemer II, 92

2) Die beiden von Schöll I, 356 f. gegebenen, an Frau von Stein gerichteten Briefe gehören nicht in den Oktober 1780, wonach auch seine Darstellung I, 208 zu berichtigen ist.

3) Vgl. Merck's Briefe I, 273 f.

4) Es ist der Aufsatz „Ueber einige Merkwürdigkeiten von Kassel" im Dezemberhefte 1780 des „Merkur" gemeint, für welchen Wieland am 29. November dankt.

Kaum sind wir mit Lesen fertig, so kommt Goethe, und da er uns, c'est à dire, die Herzogin und meine Wenigkeit, letztern mit einem Manuskript in den Pfoten, sehr intriguirt sieht, will er wissen, was wir haben. Weil nun kein Geheimniß aus der Sache zu machen war, so wurde er gebeten, selbst zu sehn, was es wäre, und das opus allenfalls pro secunda audientia laut zu lesen. Das er dann auch that. Wurde also eine ordentliche akademische Vorlesung daraus, und das Resultat davon war, daß Goethe, nach verschiedenen Deliberationen und pro und contra's, eine große Rabenfeder von der Herzogin Schreibtisch holte, und einen armsdicken Strich durch die Präfation machte, als von welcher er behauptete, daß sie zwar an sich selbst witzig und maliziös genug sei, aber das liebe Publikum auf den Kopf stellen, verwirren, den guten Effekt der folgenden Elogen ruiniren, folglich alles Verdienst, welches E. E. sich dadurch, daß Sie einmal was Gutes von Ihrem Nebenmenschen gesagt, gemacht hätten, wieder vernichten würden. Da ich nun von der Wahrheit dieser Bemerkung höchlich überzeugt war, auch Goethe die Verantwortung dieser liberté grande, die wir uns mit deinem Werke genommen, wie billig, ganz auf sich zu nehmen versprochen, so blieb es bei dem einhelligen resoluto, das heilige Werk ohne Präfation und nach Homerischer oder vielmehr Tristanischer Weise in medio actu anzufangen."

Im folgenden Jahre (1781), in welchem Wieland und Goethe sich am Anfange körperlich unwohl fühlten, und jeder von seiner Seite vielfach beschäftigt und in Anspruch genommen war, dauerte das freundliche Verhältniß ganz ungestört fort, wenn es auch nicht durch vielfache Berührungen gefördert wurde. Die ersten Monate brachten die gewohnten Festlichkeiten, an welchen Goethe, trotzdem daß er diese Zeit über krank war, sich durch vielfache Anordnungen, wie auch dichterisch betheiligte. Der „Aufzug des Winters", der „Zug der Lappländer", „Epiphanias", wohl auch der „Aufzug der vier Weltalter" gehören in diese Zeit.[1]) Auch Wieland wird sich dieser Beweise von Goethe's unversieglicher Schöpfungskraft erfreut haben. Das „Gespräch über die deutsche Litteratur" fällt gleichfalls in den Anfang dieses Jahres,[2]) und dürfte auch Wieland nicht unbekannt geblieben sein. Die folgenden Monate findet sich Goethe in der Liebe zu Frau von Stein ganz beseligt, welche jetzt zu reinster Süße herangereift war. In dieser Stimmung ar-

1) Das heitere Gedicht „Epiphanias" (B. 1, 119 f.) ward von Korona Schröter und zwei Sängern am 6. Januar aufgeführt (Schöll zu den Briefen an Frau von Stein II, 12), der „Aufzug des Winters" (B. 6, 185 ff.) am 16. Februar (Schöll daselbst II, 22. 26. 134), der „Zug der Lappländer" (B. 6, 189 f.) nicht am 30 Januar, sondern wohl schon am 26. (Schöll II, 18). Der „Aufzug der vier Weltalter" (B. 6, 188 f.) führt das irrige Datum „zum 30. Januar 1782", steht aber vor dem vom 30. Januar 1781 datirten „Zug der Lappländer".

2) Vgl. Riemer II, 133. Schöll II, 39.

beitet er an seinem „Tasso", während Wieland mit seiner Uebersetzung der Briefe des Horaz lebhaft beschäftigt ist. Ende Juni geht Goethe des Bergwerks und seiner mineralogischen Studien wegen nach Ilmenau, von wo er am 11. Juli nach Hause zurückkehrt. An demselben Tage beruhigt Wieland seinen Freund Merck wegen der schlimmen Gerüchte über Goethe's Gesundheit. „Daß er etwas mager ist, ist wahr", schreibt er; „aber fetter wird man freilich in seiner Lage nicht. Indessen ist er doch wohl und munter, und weder sein Genius, noch seine Laune hat ihn verlassen, wiewohl er so sanft und gutmüthig gegen alle Leute ist, daß er von dieser Seite nicht mehr zu kennen ist. Seit vierzehn Tagen ist er in Ilmenau und in dortigen Gegenden, wo er, wie ich nicht zweifle, sich bei und mit der lieben madre natura recht wohl sein lassen wird." Die Ehre, welche von der Herzogin Mutter an Goethe's Geburtstag durch die Aufführung von „Minervens Geburt" in der Mooshütte des Tiefurter Parks dem Dichter erzeigt wurde, muß Wieland, der im „Tiefurter Journal" die Aufführung humoristisch anzeigte,[1] sehr wohl gethan haben.[2] Hatte ja Goethe aus der von ihm wieder aufgefundenen Steinart (oben S. 63) auch Wieland's und Herder's Büsten von Klauer verfertigen lassen,[3] welche nebst der von Goethe in diesem Jahre durch Graf Golowkin auch für Petersburg bestellt wurden.[4] Das Ende des Jahres war für Goethe sehr produktiv. Außer mehreren lyrischen Gedichten schrieb er den Text zu dem Schattenspiel „das Urtheil des Midas", welches am 24. November bei der Herzogin Mutter aufgeführt wurde, und das Ballet zum folgenden 30. Januar, war mit einem Roman über das Weltall beschäftigt und hielt sich fleißig am „Egmont".[5] Mit Wieland stand er auf sehr gutem Fuße; denn dieser schreibt am 3. Dezember an Merck, er werde an diesem Tage den vorgestern erhaltenen „Swiftischen Schnak"[6] der Herzogin Mutter und Goethe vortragen, welcher letztere bei Merck's Gespräch „über die letzte Gemäldeausstellung in **", das im Dezemberhefte erschien, unsägliche Freude gehabt habe und nebst der Herzogin ihn herzlich grüßen lasse.

Zu Weihnachten wurde von Goethe selbst „das Neueste von Plundersweilern" bei der Herzogin Mutter aufgeführt,[7] worin Wieland's „Merkur" in heiterer, aber ehrenvoller Weise erwähnt und besonders „Oberon" glänzend hervorgehoben ward. Hier heißt es:

---

1) Vgl. Weimar's Album S. 78 ff.

2) Vgl. Weimar's Album S. 64 f. Schöll a. a. O. II, 98.

3) Vgl. Riemer II, 71. Ueber die Gipsabgüsse dieser Büsten berichtet das Juliheft des „Merkur".

4) Vgl. Merck's Briefe II, 192.

5) Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 115. 119 f. 127. 131.

6) Es ist ohne Zweifel das Schreiben „an den Herausgeber des deutschen Merkurs" im Dezemberhefte gemeint. Vgl. Wagner zu Merck's Briefen II, 195 f.

7) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 486 Note 1.

Ihr kennt den himmlischen Merkur:
Ein Gott ist er zwar von Natur,
Doch sind ihm Stelzen zum irdischen Leben
Als wie ein Pfahl in's Fleisch gegeben;
Darauf macht er durch des Volkes Mitte
Des Jahrs zwölf weite Götterschritte.[1])
Auf seinen Zepter und seine Ruthe
Thut er sich öfters was zu Gute.
Vergebens ziehen und zerren die Knaben,
Und möchten ihn gerne herunter haben.
Vergebens sägst du, thöricht Kind!
Die Stelzen, wie er, unsterblich sind.
Es schaut zu ihm ein großer Hauf
Von mancherlei Bewunderern auf.
Doch diesen Pack, so schwer und groß,
Wird er wohl schwerlich jemals los.[2])
Wie ist mir? wie erscheint ein Engel
In Wolken mit dem Lilienstengel![3])
Er bringt einen Lorbeerkranz hernieder,[4])
Er sieht sich um und sucht sich Brüder.[5])

Wie herzlich mußte ein solches Lob, besonders nach dem vorhergehenden Spotte auf Nicolai's „allgemeine deutsche Bibliothek", Klopstock und dessen ungeschickten Lobredner Cramer,[6]) dem guten Wieland wohlthun, vor allem in Gegenwart seiner innigst verehrten Beschützerin, der Herzogin Mutter!

Im Januar 1782 schreibt Wieland: „Goethe, der sehr wohl und behaglich ist, bläst uns doch immer noch, bald *ἄνω* (oben), bald *κάτω* (unten), etwas lebendigen Odem in den Leib, so daß wir nie ganz

---

1) Merkur wird hier als eine Art hinkender Bote dargestellt. Die frühere, aber bloß das erste Stück verunzierende Vignette des „Merkur" konnte wohl an diesen erinnern. Vgl. Jacobi's Briefwechsel I, 114.

2) Goethe wünscht, Wieland möge sich mit der Herausgabe des „Merkur" nicht länger seine kostbare Zeit verderben, nicht länger Briefbote sein, deutet aber zugleich an, daß die Verhältnisse dies nicht gestatten.

3) Vgl. Wieland's „Oberon" II, 36:

Schön, wie im Morgenroth ein neugeborner Engel,
Steht er (Oberon), gestützt auf einen Lilienstengel.

4) Vgl. Wieland's „Oberon" XII, 72.

5) Oberon wünscht sich Brüder, d. h. er wünscht, daß Wieland, welchem dieses Gedicht den Lorbeerkranz gebracht, sich ähnlichen Schöpfungen zuwenden möge.

6) Von Cramer's wunderlichem Buche: „Klopstock. Er und über ihn", heißt es:

Vor diesem himmlischen Bericht
Fällt die ganze Schule auf's Angesicht,
Und rufen: Preis dir in der Höh',
O trefflicher Eustazie!

Der heilige Eustasius, Abt zu Lureuil in Burgund, wird besonders zu Vergeville bei Dieuze in Lothringen verehrt, weil auf seine Fürbitte Teufel ausgetrieben und Wahnsinnige geheilt werden sollen. Die Bollandisten geben sein Leben unter dem 29. März. Goethe war wohl während seiner Anwesenheit in Lothringen Wallfahrern zum Grabe des Heiligen in Vergeville begegnet.

zu Grunde sinken." Am 11. Februar meldet er: „Wir haben seit einigen Tagen (vom 2. an) den Prinzen August von Gotha bei uns, der einer von den besten in seiner Klasse ist, und dem ich auf vielfältige Art verpflichtet bin. Du begreifst also, daß ich alle göttlichen Tage mit vorgespannt werde, wozu dann noch die lieben Karnevalslustbarkeiten kommen, so daß mir alle meine Zeit unter den Fingern entfließt." War Wieland hierbei der genießende Theil, so hatte dagegen Goethe bei der Dichtung und Aufführung thätig einzugreifen. Besondern Genuß mußte das von Goethe gedichtete artige Kinderballet zum Geburtstag der Herzogin Wieland bereiten, an dessen Schlusse der Amor, durch welchen die Götter alles leiten, was den Guten Gutes begegnet, die Herzogin grüßt und segnet.[1] Auf der folgenden Redoute, am 1. Februar,[2] traten neun weibliche Tugenden auf, welche, da alle übrigen es abgelehnt hatten, durch die Bescheidenheit ihre Kränze der Herzogin überreichen ließen. Bei der dem Prinzen August zu Ehren am 9. Februar veranstalteten Abendgesellschaft kamen Wieland und Herder aneinander. „Herder sagte Wieland einmal etwas Unartiges", berichtet Goethe am folgenden Tage an Frau von Stein, „und dieser erwiederte was Grobes. Ich will nur erleben, wenn Wieland älter wird, wie es mit seinem Radotage werden kann; denn er schwatzt alle Tage ärger in den Tag hinein. — Uebrigens war man vergnügt und gut; mir raunte Mephistopheles einige Anmerkungen leise zu, und ich ließ mir den Punsch schmecken." Wir erinnern uns hierbei einer frühern Aeußerung Goethe's an Lavater, Wieland bedenke, besonders in Prosa, nicht immer, was er sage. Eine gewisse jugendliche Unbesonnenheit klebte Wieland an und mußte immer zunehmen, je mehr er, bei steigendem Alter, sich völlig gehn ließ, ohne die Wirkung seiner Aeußerungen in seiner unschuldigen Gutmüthigkeit zu bedenken, die leicht unwillig aufbrauste, aber um so unumwundener später ihren Fehler einsah und gestand. Ergötzliche Beispiele von dieser leicht aufbrausenden Hitze und seinem unbesonnenen Ausfahren erzählt uns Böttiger. So hatte er einmal einen Krämer, von welchem man ihm gesagt, er habe seinen Rohrstock mit einem goldenen Knopfe gefunden, den er auf dem Wege nach Belvedere verloren und trotz mehrfacher Aufforderung im Wochenblatte nicht wiedererhalten hatte, in der Hitze für einen Dieb erklärt. Der Beleidigte erhob Klage gegen ihn; Wieland wollte sich der gerichtlichen Vorladung nicht stellen, noch die verlangte Abbitte und Ehrenerklärung vor Gericht thun. Goethe mußte auch hier vermitteln, indem er den Krämer bewog, sich mit einer Privaterklärung zu begnügen.[3]

---

1) Vgl. Merck's Briefe II, 199 f.
2) Vgl. daselbst II, 200. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 25, wo die falsche Vermuthung über das Ballet vom 30. Januar zu berichtigen ist.
3) Vgl. Böttiger I, 148.

In den folgenden Monaten des Jahres 1782 bis Mitte Mai war Goethe die größte Zeit über von Weimar abwesend, doch vollendete er im März das herrliche Gedicht „auf Mieding's Tod" (B. 2, 124 ff.), welches Wieland, wie alle, tief ergreifen mußte.[1]) Dieser selbst trat im April mit seiner dem Herzog gewidmeten Uebersetzung der Briefe des Horaz hervor[2]), die von Goethe freundlichst aufgenommen ward, der, wie Wieland selbst erzählte[3]), ihm mit Beziehung auf ihren frühern Streit über die Griechen (bei Gelegenheit der „Alceste") zugestand, er habe ihm doch Respekt für seinen Römer abgenöthigt. An Knebel schreibt er am 5. Mai: „Ich bin neugierig, ob das Publikum Wielanden den verdienten Dank dafür abtragen wird. Wenn man sie laut in Gesellschaft liest, fühlt man, wie glücklich er mit dem einen Fuß auf dem alten Rom und mit dem andern in unserm deutschen Reiche stehet, und sich angenehm hin- und herschaukelt. Ich fürchte, man wird sich, wie gewöhnlich, an einige Stellen hängen, wo ihn der gute Geist verlassen hat, und ich gestehe selbst, daß, wenn man das Lateinische dazu nimmt, so erhält dieses so ein Uebergewicht, daß man den Werth der Uebersetzung fast zu gering angeben möchte." Kaum war er für längere Zeit nach Hause zurückgekehrt, als ihn der von der Herzogin Mutter erwirkte Umzug zur Stadt in Anspruch nahm, wo er gleich in der zweiten Nacht durch eine Kutsche, die Wieland nach Hause brachte, aufgeweckt und an die Stille seiner Gartenwohnung sehnsüchtig erinnert ward.[4]) Zwei Tage später, am 4. Juni, erhielt Goethe das Diplom seiner Erhebung in den Adelstand, wobei er, wie er an Frau von Stein bekennt, sich gar nichts denken konnte. Bald darauf wurden ihm die Geschäfte des gezwungen abtretenden Kammerpräsidenten von Kalb übertragen[5]) — eine Veränderung und Erweiterung seiner Bestimmung, von der er hoffen durfte, daß sie ihm und anderen wohlthuend sein werde.[6]) „Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern," vertraut er am 27. Juli seinem Knebel, „bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto

---

1) „Ich bin mir noch keiner so schönen Sensation bewußt, als dieses Gedicht in unserm Kreis gemacht hat," schrieb Goethe am 17. April an Knebel.

2) Fräulein von Göchhausen schreibt am 7. März an Knebel (Lewald's „Europa" 1840 II, 580): „Von seinen (Wieland's) Arbeiten kann ich nicht viel sagen: denn er unterhält mich recht poetisch immer zu ungelegener Zeit davon, als in der Komödie, wenn ein neu Stück gespielt wird, u. s. f.; da bleibt also nicht viel hängen. So viel weiß ich indeß, daß auf Ostern sein Herzog (lies Horaz) ganz herauskommen wird."

3) Gruber's „Wieland" II, 291 f. Vgl. Goethe's spätere Erklärungen B. 27, 434 ff. 33, 17. 4, 323.

4) Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 209.

5) Vgl. Vogel „Goethe in amtlichen Verhältnissen" S. 3 ff.

6) Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 211.

wird immer wieder über eine neue Expeditionsstube geschrieben: Hic est aut nusquam, quod quaerimus.[1]) Dabei bin ich vergnügter, als jemals." Diese Uebernahme der Geschäfte des Kammerpräsidenten war für Goethe der nothwendige Abschluß seiner ganzen bisher der Verwaltung des kleinen Staates zugewandten Thätigkeit; was er bis dahin einzeln erkannt und gelernt hatte, sollte sich ihm jetzt zu einem lebendigen Ganzen zusammenschließen, die hier gewonnenen Einsichten und Erfahrungen aber ihm später zu Gute kommen, als er seine ganze Thätigkeit nicht mehr dem Staate widmete, sondern sich einen seine Zeit weniger in Anspruch nehmenden, seinen dichterischen und wissenschaftlichen Bestrebungen näher liegenden beschränktern Kreis amtlicher Wirksamkeit erwählte. Daß man ihm diese neueste Geschäftsbelastung nicht zum besten auslegen werde, konnte er nicht anders erwarten. „Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen, und man muß thun, was man muß," schreibt er deshalb an Knebel. Selbst Wieland schüttelte bedenklich den Kopf und konnte den Freund nicht begreifen; aber er beschied sich, daß ihm darüber kein Urtheil zustehe, welches er sich doch aus einer richtigen Auffassung von Goethe's bisheriger Wirksamkeit leicht hätte bilden können. „Mit Goethe's Standeserhöhung hat es seine Richtigkeit," äußert er am 26. Juni an Merck, „wiewohl meines Wissens (bis) dato noch nichts legaliter davon im Publico bekannt ist. Er hat ein Haus in der Stadt bezogen, und scheint sich nach und nach immer mehr und mehr auf einen ministerialischen Fuß einrichten zu wollen. — Goethe, heißt es, soll einstweilen die Kammerpräsidentenstelle nur versehn. Man nenne es aber, wie man wolle, so wird er, ohne seinen Platz im geheimen Conseil aufzugeben, in der Kammer präsidiren. Quod felix faustumque sit![2]) Homer war wohl auch a man of genius? Nicht wahr? Und baut auch in seiner „Odyssee" einen Palast oder ein Boot so gut, als der beste Architekt oder Schiffszimmermeister. Ob ihm aber die Amphiktyonen darum den Tempelbau zu Delphi oder das Kommando einer Flotte übergeben, oder er, wenn sie es gethan, sich dazu verstanden hätte — was meint der Herr Bruder? Ich meines Orts habe den Menschen (Goethe) unter allen Formen und Figuren lieb, und bin überzeugt, daß ich nichts von ihm zu befürchten haben kann: also ist mir alles recht, wie es ist, und ich bin im eigentlichsten Verstand des Worts a well-wisher und ein bonus civis (guter Bürger), der mit dem praesenti reipublicae statu (gegenwärtigen Zustande des Staates) zufrieden ist, weil, wenn er's auch nicht wäre, doch alles gerade eben so ginge, als ob er's wäre." Man sieht, Wieland fürchtete

---

1) „Hier ist oder nirgendwo das, was wir suchen." Hor. epist. I, 17, 39. An Merck schreibt er am 16. Juli: „Manchmal wird mir's sauer; denn ich stehe redlich aus. Dann denk' ich wieder: Hic est aut nusquam, quod quaerimus."

2) Bekannte Wunschformel eines glücklichen Erfolges.

eine Veränderung seines Verhältnisses zu Goethe, der sich auf vornehmen Fuß setzen wolle, und er war durch die mannigfachen ungünstigen Gerüchte und Erwartungen, die man darüber aussprengte, etwas in Verwirrung gerathen. Daß sein guter Humor den Dichter noch nicht verlassen habe, zeigte sein zu allgemeinem Ergötzen am 22. Juli im Park zu Tiefurt an der Ilm aufgeführtes Singspiel „die Fischerin".[1]) Gar bald scheint Wieland sich ganz wiedergefunden zu haben und sein vollstes Vertrauen zu Goethe zurückgekehrt zu sein. Am 3. August finden wir ihn bei diesem[2]), und am 5. schreibt er an Merck: „Du kannst nicht glauben, was der Herzog, die Herzogin Mutter, Goethe und wer hier sonst zu denen gehört, die eine Nase[3]) oder doch wenigstens einen Gaumen haben, für Freude an dem „Briefwechsel"[4]) haben." Der Besuch des Prinzen August von Gotha, der vom 24. August an einen Monat in Weimar verweilte, dürfte unsern Dichter, dessen Verhältniß zu Frau von Stein noch immer seine ganze Seele gefesselt hielt, mehrfach mit Wieland zusammengeführt haben.

Am Abend des 19. Oktober, während der längern Abwesenheit der Freundin, speist Goethe bei Wieland.[5]) Außer seinen Geschäften trieb er besonders mineralogische Studien und arbeitete am „Wilhelm Meister", von dem er auch Wieland Mittheilung gemacht haben dürfte, der die letzten fünf Wochen des Jahres mit den Erbschaftsangelegenheiten seiner Frau, deren Mutter ganz unerwartet gestorben war, vollauf zu thun hatte.[6]) Wenn Goethe sich auch, wie er am 21. November an Knebel schrieb, seiner Pflichten gegen die Gesellschaft dadurch entledigte, daß er alle Wochen einen großen Thee gab, von dem niemand ausgeschlossen war, so dürfte er doch mit Wieland sich auch sonst mehrfach zusammengefunden haben.

Die lange sehnlichst erwartete, endlich am 2. Februar 1783 Morgens um 3 Uhr erfolgte Geburt des Erbprinzen erregte im ganzen Lande die herzlichste Freude und die heiterste Zuversicht. „Sie haben Recht", schreibt der Herzog am 17. Februar an Merck, „wenn Sie sich mit mir freuen: denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren; nun ist aber ein fester Haken eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hülfe Goethens und des guten Glücks will

---

1) Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 215. 217. 222. 224. Merck's Briefe I, 337. 345. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 35 f.

2) Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 228.

3) Nase in der Bedeutung Geschmack nach dem lateinischen Ausdrucke nasum habere.

4) Merck's „akademischer Briefwechsel" erschien im „Merkur" vom Mai bis zum August.

5) Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 255.

6) Vgl. Merck's Briefe II, 216 f.

ich sie so ausmalen, daß, wo möglich, die Nachkommenschaft sagen soll: Et egli fu pittore." An Knebel berichtet Goethe am 3. März: „Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, die sich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht sichtbare, doch sehr fühlbare Wirkung. — Die Musen aller Art haben sich, wie du wirst gesehen haben, auf alle Weise bemüht, das Fest zu verherrlichen. Wieland und Herder haben zwei Singstücke, der eine für den Hof, der andere für die Kirche hervorgebracht;[1]) du wirst sie mit Vergnügen lesen. Wolf's Musik zu der Wielandischen hab' ich probiren hören; sie ist recht glücklich gerathen." Goethe war zu tief bewegt, als daß er es weiter wie zu einem kleinen Liede (B. 6, 15) hätte bringen können; vergebens hatte er gehofft, mit seinem „Elpenor" wenigstens zum Kirchgange der Herzogin fertig zu werden. Am 5. Februar fand die Taufe des Erbprinzen statt, wobei Herder die herrliche Rede hielt, von welcher Wieland behauptete, er kenne nichts Reineres, Sublimeres, Simpleres, Herzfassenderes, schöner Gedachtes und schöner Gesagtes weder in deutscher noch in einer anderen Zunge.[2]) Am folgenden Tage war Festtafel und Abends Konzert bei der Herzogin Mutter. Am 9. fand die kirchliche Feier statt, und Abends ward von den Bürgern ein Fackelzug gebracht. Vierzehn Tage nach der Geburt des Erbprinzen, am 15., wurde die heilbringende Geburtsstunde durch den Gesang von Goethe's Lied gefeiert, und am folgenden Abend war der Herzog Karl von Würtemberg nebst Gemahlin beim Konzert und bei der Abendtafel zugegen. Die Redouten nahmen darauf ihren Fortgang, und am 9. und 10. März fanden bei Gelegenheit des Kirchganges der Herzogin verschiedene Festzüge statt. Erst damals, am 9. März, wurden Herder's und Wieland's Kantaten, erstere in der Kirche, letztere am Hofe, gesungen.[3]) Bei allen diesen Festlichkeiten wird Goethe sich mit Wieland mehrfach berührt haben. Uebrigens ging dieser unbeirrt seine sichere, aber höchst beschwerliche Bahn, doch versäumte er nicht, den Kleinen, unter denen sich auch Wieland's und Herder's Kinder befanden, um Ostern das gewohnte Eierfest zu geben.[4]) Am 21 April schreibt er an Knebel: „Meine Finanzsachen gehen besser, als ich es mir vor'm Jahre dachte. Ich habe Glück und Gedeihen bei meiner Administration, halte aber auch auf das festeste über meinem Plane und über meinen Grundsätzen." Dagegen klagt er drei Tage spä-

---

1) Vgl. Wieland's Werke B. 28, 381 ff.

2) Vgl. Merck's Briefe I, 375. Die Rede steht in Herder's Werken „zur Religion und Theologie" X, 73 ff.

3) Schöll's Irrthum (II, 297 Note 3) ergibt sich schon aus Goethe's Briefen an Knebel vom 3. März und 2. April. Vgl. die Briefe an Frau von Stein II, 299. 301 Note, wo an keine andern Kantaten gedacht werden kann. Herder's bei dieser Gelegenheit gehaltene Rede an die Herzogin steht im „Herder-Album" S. 85 ff.

4) Vgl. die Stelle Matthisson's oben S. 333 Note 2.

ter an Frau von Stein, es sei ein sauer Stückchen Brod, wenn man darauf angenommen sei, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen; das ganze Jahr suche ihn kein angenehmes Geschäft auf, und man werde von Noth und vom Ungeschick der Menschen immer hin- und wiedergezogen. Von einer Gesellschaft, die in seinen Garten komme und Abends bei ihm in der Stadt esse, wohl zu Ehren des eben anwesenden Professor Blumenbach, schreibt er derselben Freundin am 27. April. Außer den laufenden Amtsgeschäften, welche ihn zu mehrmaligen kleinen Ausflügen nöthigten, bekümmerte ihn die Liebesgeschichte des Prinzen Konstantin mit einer schönen Französin, welche er in der Lydie seines „Wilhelm Meister" dargestellt hat.[1]) Einer Einladung zum Thee auf den 7. Juni gedenkt ein Brief an Frau von Stein. Am 21. Juli war Gesellschaft zu Ehren des seit dem 17. in Weimar anwesenden Professor Oeser in Goethe's Garten. „Wie ist's noch gestern im Garten gegangen?" schreibt er am folgenden Tage der Freundin. „Ich habe mich eben so durchgeholfen. Oeser war gar lustig, Herder gut, Wieland gesprächig, Musäus gutmüthig und platt, wie immer." Bei dem Frühstück, welches die Herzogin Mutter am 8. August vor ihrer Reise nach Braunschweig gab[2]), wird Goethe wieder mit Wieland zusammengetroffen sein. Auch befand sich dieser wohl unter den Freunden, die an seinem Geburtstage fein artig waren und ihm viele Freundlichkeit erzeigten, wie er am 29. August an Knebel schreibt.[3]) Bei dem Mißverständnisse, in welches Wieland um diese Zeit mit Merck gerathen war, scheint Goethe die Rolle des Vermittlers übernommen zu haben.[4]) Gleich darauf trat derselbe die Reise in den Harz, nach Göttingen und Kassel an, wovon er erst am 6. Oktober zurückkehrte. Fühlte er sich auch nach der Rückkehr näher zu Herder gezogen, so erlitt doch die freundliche Verbindung mit Wieland dadurch keinen Abbruch. Letzterer gedenkt in einem Briefe vom 27. Oktober der Freude, die Merck durch die Hasenhetze einiger albernen neuen Schriftsteller Goethe, der Herzogin Mutter und dem Herzog machen werde.

Am 5. Januar des folgenden Jahres (1784) schreibt Wieland an Merck: „Mit Goethe ist der Herr Bruder vermuthlich selbst in Korrespondenz. Er schickt sich überaus gut in das, was er vorzustellen hat, ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzusichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehn, wie er bei dem allen contenance hält, und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Inwendigen nagen läßt. Seine Gesundheit schont er, so viel möglich; auch hat sie es sehr von Nöthen." Zum Ge-

1) Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 264 f.
2) Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 330.
3) Vgl. ebendaselbst II, 333.
4) Vgl. Merck's Briefe II, 226 f.

burtstage der Herzogin lieferte Goethe diesmal die Gedichte des Planetentanzes (B. 6, 192 ff.). „Ich bin fleißig und meine Sachen gehen gut," schreibt er am 16. Februar an Knebel, „und obgleich übrigens unsere Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind, so steht doch das Oekonomikum auf einem guten Grunde, und das ist die Hauptsache. Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde, das ist der ganze Kreis meines Daseins, in den ich mich klüglich verschanzt habe." Außer den gehäuften Geschäften nahmen besonders die osteologischen Studien, in denen er eine höchst glückliche Entdeckung gemacht hatte, seine Zeit in Anspruch. Herder bezeigte hieran lebhaften Antheil, wie Goethe an dessen „Ideen zur Geschichte der Menschheit". Wieland's „Merkur" neigte sich damals durch Merck's Beiträge zu naturwissenschaftlichen Betrachtungen hin, woran aber Wieland selbst, der gar keine Neigung zur Natur fühlte, nur einen sehr beschränkten Antheil nahm. Im Märzheft sprach er sich mit großem Lobe über „Götz" und die noch ungedruckte „Iphigenie", eine Tragödie „in Jamben" (?), aus.[1] Goethe war vom 3. Juni bis zum 18. Juli von Weimar abwesend. Bald darauf ging er nach Jena und Eisenach, und am 7. August begleitete er den Herzog nach Braunschweig. Auf den Vorabend der Abreise lud er noch Herder und seine Gattin zu sich ein. Mitte September kehrte er nach Weimar zurück, wo bald darauf Jacobi mit seiner Schwester Charlotte eintraf. Freilich war Wieland, besonders seit dem Jahre 1781, mit Jacobi etwas gespannt[2]), aber dennoch vernachlässigte dieser auch seinen alten Freund, den Dichter des „Agathon" und „Oberon", keineswegs,[3]) und so dürfte Wieland während dieser Anwesenheit Jacobi's auch mehrfach mit Goethe zusammengekommen sein. Daß Herder besonders Goethe's Neigung damals an sich zu fesseln wußte, da ihre Ansichten über die Geschichte der Natur und der Menschheit in allen Hauptpunkten übereinstimmten, wird Wieland auf die Dauer etwas unangenehm berührt haben; er hielt sich dafür um so fester und inniger an die Herzogin Mutter, ohne die, wie er in seiner Verstimmung meinte, Weimar in weniger Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges und seelentödtendes Nest sein würde, als irgend eines in deutschen und welschen Landen. Indessen hielt die Verstimmung nicht lange vor, da Wieland auch mit Herder in freundlichen Verhältnissen blieb, und auch sonst manches Angenehme ihn erfreute. Hierzu gehörte zunächst die im Jahre 1784 begonnene Sammlung seiner „auserlesenen Gedichte" in sechs, und die neue Ausgabe seiner „kleinern prosaischen Schriften" in zwei Bänden (1785. 1786). Die Durchsicht derselben, wobei Wieland die größte Sorgfalt auf den ge-

---

1) Vgl. Wieland's Werke B. 33, 324 ff.
2) Vgl. Merck's Briefe I, 292. oben S. 178.
3) Vgl. Merck's Briefe I, 436.

nauen und reinen Ausdruck verwandte, machte ihm freilich sehr große Mühe, aber auch viele Freude, da er sich hier ganz in seinem Elemente befand.[1]) Mit Recht hebt es Goethe in seiner Gedächtnißrede auf Wieland hervor (B. 27, 426), daß es keine rednerische Phrase sei, wenn man bei diesem Schriftsteller von der Fruchtbarkeit seiner Feder spreche, vielmehr gelte dies hier ganz eigentlich; denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön geschrieben[2]), zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen gehabt, sorgfältig geprüft, gebessert, unverdrossen gebildet und umgebildet habe, ja nicht müde geworden, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses habe seinen Produktionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlichelegante gegeben, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, geniale Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werde.[3]) Man erzählt, Wieland habe seines frühern Mitschülers Adelung Wörterbuch auf seinem Pulte angenagelt gehabt, um es immer gleich benutzen zu können[4]); gewiß ist, daß er es fleißig zu Rathe zog. Ja vielleicht hatte Wieland auch Goethe selbst, der sich gegen Uwaroff scherzend rühmte, er habe sich dreißig Jahre bemüht, die deutsche Grammatik zu vergessen, dazu vermocht, diesen bei seinen Werken zu Rathe zu ziehen; denn daß Goethe Adelung's Wörterbuch besessen, ergibt sich aus einem Briefe an Göschen vom 6. November 1788, wo er den 5. Band desselben verlangt, und zugleich den Empfang von dessen „Orthographie" anzeigt.[5]) Ein anderes für Wieland erfreuliches Ereigniß war, daß der fünfundzwanzigjährige K. L. Reinhold, der, nachdem er das Kloster der Barnabiten zu Wien verlassen, in Leipzig studirt hatte, Anfangs Mai 1784 nach Weimar kam, sich bald ganz an ihn und seinen „Merkur" anschloß, sein Haus- und Tischgenosse ward und bereits am 16. Mai[6]) 1785 mit Wieland's ältester Tochter Sophie sich verband. Am Tage vor der Hochzeit verkündet Wieland an Gleim: „Die Geschichte, wie und auf was Art dieser junge Mann aus den Wolken oder vielmehr aus den Armen irgend eines Gottes in meinen Schooß gefallen, und mir und meiner Frau, für deren Werth ich keinen Namen weiß, so lieb geworden, daß wir ihn mit einstimmigem Beifall unseres

---

1) Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe" III, 367 f. Merck's Briefe I, 451.

2) Vgl. Gruber's „Wieland" II, 325. Den „Oberon" hatte er viermal mit eigener Hand umgeschrieben, ehe er ihn dem Drucke übergab, ja nach Böttiger I, 253 gar siebenmal.

3) Ueber sein unermüdlich ängstliches Feilen vgl. Böttiger I, 144. 151.

4) Vgl. Böttiger a. a. O. I, 164. 233. Raumer's „historisches Taschenbuch" X, 283 ff. Beim Aufnageln sollte man eher an Adelung's Sprachlehre, als an die fünf Quartbände des Wörterbuchs denken.

5) Der Brief ward in der „Zeitung für Norddeutschland" vom 28. August 1849 (zweite Ausgabe) mitgetheilt. Auch aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe (Nro. 918. 919) ersehen wir, daß beide Dichter sich dieses „Orakels" bedienten.

6) Der 18. Mai wird in „Reinhold's Leben" S. 31 genannt.

Kopfes und Herzens zu unserm Sohne angenommen haben — es ist eine wunderbare Geschichte, aber sie muß mündlich erzählt werden. Kommen Sie, bester Bruder Gleim, und hören Sie, und sehen Sie! Sie werden eine durch Liebe, Harmonie und Einfalt des Herzens glückliche Familie finden, wie vielleicht keine andere in der Welt ist. Unsere Herderin kann Ihnen sagen, wie sehr meine Wahl ihren, ihres Mannes und Goethens Beifall hat. — Ich habe ihn (Reinhold) so arrangirt, daß er mehrere Jahre, bei mäßiger litterarischer Beschäftigung, ohne ein Amt nöthig zu haben, gemächlich leben kann.[1]) Er bleibt bei mir im Hause, und wir werden uns schwerlich eher trennen, bis kein Raum mehr für beide da ist, oder ich durch eine Reise in die andere Welt Platz mache." Der Herzog gab bald darauf, wahrscheinlich durch Goethe's Vermittelung, Reinhold den Charakter eines Rathes.

Am 2. Juni ging Goethe mit Knebel nach Ilmenau, und vier Tage nach seiner Rückkehr von dort, am 20., über das Fichtelgebirge nach Karlsbad; am 22. August war er wieder in Weimar, wo er seinen Geburtstag in reinster Stimmung verlebte. Da Frau von Stein drei Tage später auf fünf Wochen Weimar verließ, so fühlte er sich sehr einsam, besonders da auch ihr Fritz, der bei ihm wohnte, abwesend war; er benutzte diese Zeit zur Fortsetzung seines „Wilhelm Meister." In Tiefurt war er am 5. September unter den besten Menschen, wie er an Frau von Stein meldet, doch wollte ihm „kein Stern scheinen", so daß er nach Weimar zurück mußte. Sechs Tage später schreibt er derselben Freundin: „Ich war in Jena, und fand es einsam; ich kam zurück, und fand es leer. Bei Herder's bin ich, und wir leben angenehm zusammen, manchmal mit dem Prinzen (August von Gotha) u. s. w. Das wäre alles recht gut, wenn du da wärest." Ohne Zweifel traf er in dieser Zeit auch mehrfach mit Wieland zusammen, dem Prinz August von Gotha, welcher vom 30. August bis zum 22. September in Weimar verweilte, äußerst zugeneigt war. Wenige Tage darauf speiste Wieland mit dem jüngern Forster und seiner Gattin, Amalie Seidler, einer Vertrauten der letztern, Herder und seiner Gattin Abends bei Goethe.[2]) Bald darauf kam die Fürstin Gallitzin mit Fürstenberg und Hemsterhuis nach Weimar. „Wie es ihr mit uns ergangen, mag sie selbst erzählen", schreibt Goethe am 26. September an Jacobi. „Wieland, den wir Anfangs aus Honettetät einluden, hat sich gräulich prostituirt und schlecht empfohlen." Wahrscheinlich hatte er sich wieder durch seine Radotage hinreißen lassen. Im November las Goethe das eben vollendete sechste Buch „Wilhelm Meisters" Frau von Stein, Frau von Imhof,

---

1) Als Mitarbeiter am „Merkur" und als Uebersetzer der französischen Damenbibliothek war er ziemlich gut gestellt. Vgl. Reinhold's Leben und litterarisches Wirken S. 26. 30 f.

2) Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 185.

Herder und seiner Gattin vor. „Du fehltest“, bemerkt er gegen Knebel; „sonst wäre mein kleines Publikum vollkommen gewesen.“[1]) Gehörte Wieland damals auch nicht zu seinem engsten Kreise, so blieb er doch fortwährend mit ihm auf freundlichstem Fuße, und fand sich nicht selten mit ihm zusammen, z. B. bei den Proben von Kayser's Musik zu Goethe's Singspiel: „Scherz, List und Rache“, welche Herder's und Wieland's Beifall fand.[2])

Im folgenden Jahre (1786), in welchem Herder's Uebersetzung der Satiren des Horaz erschien, deren Lesung unsern Dichter unglücklich machte, da sie die leidenschaftlichste Sehnsucht nach Italien in ihm erregte[3]), begann er die von Göschen in Leipzig übernommene erste Ausgabe seiner Werke, wo er besonders bei der Durchsicht des schon Gedruckten Wieland's und Herder's Hülfe in Anspruch nahm, von welchen der erstere in solchen Dingen eine große Uebung besaß. Schon am 15. Juni bittet Goethe Frau von Stein, sie möge Wieland ihre Abschrift der „Iphigenie“ zum Durchsehen schicken; er wisse, was er damit solle. Zehn Tage später schreibt er: „Ich korrigire an „Werther“, und finde immer, daß der Verfasser übel gethan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen. Heute Mittag ißt Wieland bei mir; es wird über „Iphigenien“ Gericht gehalten u. s. w.“ Am 2. Juli kam der Erbprinz von Braunschweig nach Weimar, bei dessen Anwesenheit am 3. Goethe und Wieland, am 4. Goethe, Herder und Wieland zur herzoglichen Tafel gezogen wurden. „Herder hat den „Werther“ recht sentirt“, meldet Goethe an Frau von Stein um diese Zeit (III, 267 ff.), „und genau herausgefunden, wo es mit der Komposition nicht just ist. Wir hatten eine gute Szene. Seine Frau wollte nichts auf das Buch kommen lassen, und vertheidigte es auf's beste. Wieland geht die Sachen auch fleißig durch, und so wird es mir sehr leicht, wenigstens die vier ersten Bände in Ordnung zu bringen; die vier letzten werden mehr Mühe machen.“ „Heute hab' ich „Götz von Berlichingen“ durchgegangen“, schreibt er am 9. Juli, „und Wieland's und Herder's Bemerkungen verglichen, und mich über verschiedene Korrekturen dezidirt. Hierbei liegt Herder's Zettelchen, womit er mir das Stück zurücksandte.“ Das Billet, in welchem Herder sich gegen die meisten Aenderungen von Wieland erklärte, der die der gewöhnlichen Umgangssprache entnommenen Freiheiten wegschaffen wollte, lautet also: „Lieber Bruder! Hier hast du deinen „Götz“, deinen ersten, einigen, ewigen „Götz“, mit innig bewegter Seele. Die Korrekturen bedeuten nichts oder äußerst wenig; sie korrigiren meistens den heiligen Martin (scherzhafte Bezeichnung Wieland's nach seinem Vornamen)

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 70. Briefe an Frau von Stein III, 202 f.

2) Vgl. Riemer II, 195. Knebel's „Nachlaß“ I, 149.

3) Vgl. B. 23, 113.

zurück, der die e bis zum Lachen eingeschaltet und wenig Rücksicht drauf genommen hat, wer rede. Hiervon mündlich, wie auch von einigen zu feinen Ausdrücken im Staatsstil, insonderheit in Weislingens Munde.[1]) Gott segne dich, daß du den „Götz" gemacht hast!" Goethe stimmte natürlich Herder mehr zu, als Wieland. In demselben Briefe vom 9. Juli berichtet Goethe: „Wieland's Frau hat eine Tochter geboren; er hat die schöne Gräfin (Brühl?)[2]) nicht zu Gevatter gebeten." Am Abend des 18. Juli kam Lavater bei Goethe an, und dieser gab ihm zu Ehren einen Abendtisch, an welchem der Herzog, Wieland, Herder und Bode Theil nahmen.[3]) Nach der Taufe der am 18. geborenen Prinzessin Karoline eilte Goethe am 24. Karlsbad zu, wohin sich Frau von Stein schon früher begeben hatte; der Herzog, Herder und seine Gattin folgten ihm bald dorthin.

Am 3. September floh Goethe, ohne auch den nächsten Freunden seinen Entschluß zu verrathen, dem Lande seiner Sehnsucht zu. Die meisten seiner aus Italien gesandten Briefe waren an Herder und an Frau von Stein geschrieben, welche die inhaltreichen Berichte an die übrigen Freunde mittheilten, doch versäumte er auch nicht, alle einzelnen Freunde mit einer oder mehreren freundlichen Zuschriften zu erfreuen, wie den Herzog, die beiden Herzoginnen, seine Mutter, Fritz von Stein, Jacobi, Knebel, Merck u. a. Schon am 17. November 1786 wendet er sich von Rom aus an Wieland.[4]) „Ich muß dir doch auch ein Wort sagen", beginnt er, „aus der Stadt, wo du so oft im Geiste spazierst und wo ich dich auch dem Leibe nach recht bequem und zur guten Stunde herumführen möchte. Ich setze die beiden unterstrichenen Bedingungen; denn ich fürchte, du möchtest sonst gelegentlich mit Herrn Archenholz Chorus machen.[5]) Mir geht es sehr gut, davon ich mancherlei

---

1) Wieland hatte schon im Jahre 1774 in der Beurtheilung des „Götz" im „Merkur" hierauf hingewiesen.

2) Der Graf Brühl nebst seiner Gattin war von Ende Mai bis zum 11. Juli Gast des Hofes. Vgl. Schöll III, 206 Note 4. Der Herzog Karl August schreibt am 21. Juni 1786 an Knebel (wir geben die Stelle, die in Knebel's „Nachlaß" I, 150 nicht wörtlich und mit Uebergehung der Namen mitgetheilt wird, nach dem Original): „Brühlen hat das Mühlthal (zwischen Weimar und Jena. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe III, 29) so mißfallen, daß ihm auch deine gute Bewirthung Jena nicht versüßen kann. Seiner Tina (vgl. Goethe's Werke B. 6, 80) mag's auch vor Jena grauen, da die Studenten nicht immer gens á sentiments sind, und sie wirklich beinahe zu unkörperlich (oder mager) für vollsaftige Jünglinge ist. Diesen ihren Unwerth mag sie wohl fühlen, und behilft sich lieber mit uns. Wieland hat ihr gerade in's Gesicht gesagt, daß es unerträglich wäre, sie immer von sich selbst reden zu hören."

3) Vgl. oben S. 104.

4) Der Brief findet sich bei Böttiger a. a. O. II, 148 ff. abgedruckt.

5) Die Schrift „England und Italien" von Archenholz, die voll von Klagen über die Beschwerden und Unannehmlichkeiten der Reisenden in Italien ist, hatte Goethe in Rom gefunden. Vgl. B. 23, 130. 173.

werde zu erzählen haben. Laß dir indeß von Frau von Stein einiges erzählen, und freue dich in meine Seele! Die Uebersetzung deiner Satiren (der Satiren des Horaz) lese ich hier mit dem größten Vergnügen, Abends, wenn wir von unserm Lauf zurückkommen. Ich habe schon viel gesehen; meine Augen sind selbst gut ausgewischt, und ich habe gute, treffliche Begleiter. Von einem derselben ist meine Absicht, dich heute zu unterhalten. Du kennst ihn schon gewissermaßen; er hat dir einige Stücke durch Mercken (so ist statt Mencken zu lesen)[1]) für den „Merkur" geschickt, von welchen er kaum weiß, ob sie gedruckt und wie sie aufgenommen worden.[2]) Er heißt Hirt", worauf dann eine genauere Beschreibung des letztern folgt. Hirt, heißt es nun weiter, wünsche, um ein Fundament seiner Existenz in Italien zu haben, ein Journal als Beitrag zur Kunst und zur Kenntniß von Rom herauszugeben, wozu er schon aus Deutschland leidliche Bedingungen habe; Goethe aber meint, dies würde wohl eine treffliche Acquisition für den „Merkur" sein, worüber er Wieland's Meinung zu erfahren wünscht. Was dieser geantwortet, ersehen wir aus seiner Aeußerung im Briefe an Merck vom 17. Dezember 1786: „Ich habe inzwischen von unserm Goethe aus Rom eine große Empfehlung eures Protegé, des Herrn Hirt, und ein Anerbieten desselben erhalten, nach einem sehr weitgrenzenden Plan, den „Merkur" von Monat zu Monat mit höchst interessanten Nachrichten und Notizen, die schönen Künste und Wissenschaften, neu entdeckte Antiquitäten, neueste Kunstwerke ꝛc. betreffend, von Rom, als der Quelle, aus, zu versehn. Weil ich dieses Anerbieten, wobei es, wie billig, auch um Herrn Hirt's Interesse zu thun war, nicht annehmen konnte, ohne den „Merkur" gänzlich in ein Kunstjournal umzuwandeln, so habe ich Goethen den Vorschlag gethan, daß Herr Hirt seinen Plan in einem eigenen Kunstjournal ausführen soll, wozu ich ihm einen guten Verleger zu verschaffen hoffe, und ich erwarte darüber seine weitere Willensmeinung." Von ferneren Briefen, die Goethe aus Italien an Wieland gerichtet, haben wir keine Spur.

Nach seiner Rückkehr schloß Goethe sich freundlichst an Wieland an, der mittlerweile ganz in seine Uebersetzung des Lucian vertieft gewesen war.[3]) Am 28. Juni sehen wir Goethe mit dem

---

1) Vgl. Merck's Briefe II, 261.

2) Sie stehen im Merkur 1785 Dezemberheft S. 251 ff. 1786 Januar- und Februarheft S. 69 ff. 169 ff.

3) Sie erschien 1788 und 1789. Demnach kann der neunte Brief des Herzogs an Knebel, wo der Vorrede zu jener Uebersetzung gedacht wird, unmöglich am 11. Dezember 1780 geschrieben sein, sondern er gehört in das Jahr 1788. Wenn es dort heißt: „Mir ist eingefallen, daß der neu entstehenden, rein adeligen Gesellschaft ein eben so großes Unglück bevorsteht, als du für unsern G. befürchtest; nämlich ich sehe sie noch in ihrem Wesen so ätherisch werden, daß auch ihnen endlich das Athemholen entgehn wird", so hat Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 207 Note 1 irrig vermuthet, es

Prinzen August von Gotha, Wieland und Herder, im folgenden Monat zu sechs verschiedenen Malen mit Wieland an der herzoglichen Tafel; nicht weniger werden beide bei der großen Gesellschaft, welche die Herzogin Mutter am 9. Juli gab, sich freundlich berührt haben. Die Verbindung mußte um so enger werden, als Herder bereits am 6. August seine Reise nach Italien antrat, wodurch Goethe seines so erwünschten anregenden Umganges auf längere Zeit beraubt wurde. Im August gab er Wieland seine für den achten Band der Werke gesammelten kleinern Gedichte zur Durchsicht[1]), und er versprach ihm Auszüge aus seiner italiänischen Reisebeschreibung für den „Merkur". Schiller, der am 7. September zu Rudolstadt bei Frau von Lengefeld Goethe's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, schreibt am 12. an Körner: „Er sagt mir, daß er verschiedenes in den „Merkur" geben werde", und am 14. November bemerkt er, Wieland habe ihm im Vertrauen entdeckt, daß Goethe, der jetzt zum „Merkur" getreten sei, nichts wegschenke. Der Brief, in welchem Goethe seinem Freunde dieses Anerbieten macht, beginnt mit den Worten[2]): „Indem du beschäftigt bist, mir einen Freundschaftsdienst zu erzeigen, komme ich, dir einen Gegendienst anzubieten, der nicht ganz so uneigennützig ist. Du hast mir neulich gesagt, daß du wünschtest, ich möchte dir von meinen Reisebemerkungen manchmal etwas für den „Merkur" geben." Nachdem er angegeben hat, wie er derartige Beiträge monatlich vom nächsten September (der Brief ist wohl im August 1788 geschrieben) bis zu Ende 1789 zu liefern gedenke, schließt er: „Nun wünschte ich zu wissen, ob dir der Vorschlag annehmlich sei, ob du monatlich etwas magst, wie viel ungefähr an Blätter- und Bogenzahl dir recht wäre. Und damit unser Kontrakt ganz rein wäre, was du mir dagegen an Gold und Silber geben willst. Ob ich gleich keine Kinder zu ernähren habe, so muß ich doch darauf denken, etwas in den Beutel zu leiten, da so viel hinausgeleitet wird. Lebe wohl! Wenn wir einig sind, arbeite ich dir gleich auf ein paar Monate voraus. Lebe wohl und liebe mich!" Das Geschäft — denn ein solches war es — kam glücklich zu Stande. Goethe's Beiträge erschienen im Oktober und November unter dem Titel „Auszüge aus einem Reisejournal"[3]); im Februar

---

sei hier Goethe gemeint. Im Briefe selbst steht für unsern Gieße; auch werden in diesem Briefe Wieland's übrige neuern Arbeiten mit einem derben, vom Herausgeber gemilderten Ausdruck in ihrer Nichtigkeit bezeichnet.

1) Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 305. 307.

2) Bei Böttiger II, 151 f.

3) Am Ende des Jahrganges 1788 bemerkt Wieland: „Der unter dem bescheidenen Titel: „Auszüge aus einem Reisejournal", angefangene Artikel (dessen Verfasser wohl nicht genannt zu werden braucht, da die Hand oder vielmehr der Geist des Meisters niemand hoffentlich in Zweifel läßt) wird 1789 fleißig fortgesetzt werden, und ich zweifle nicht, daß er sowohl durch die Abwechselung und Mannigfaltigkeit der Materie, als durch ihren innern Gehalt, den Reichthum an feinen Bemerkungen und Kombinationen und das Interes-

1789 führen sie die Ueberschrift: „Fortsetzung der Auszüge aus dem Taschenbuche eines Reisenden", welche im März mit der andern: „Fortgesetzte Auszüge aus dem Taschenbuche des Herrn **" wechselt; endlich im Dezemberhefte erschien der Aufsatz: „Ueber Christus und die zwölf Apostel nach Raphael" (B. 31, 43 ff.). Mit Wieland, der am Anfang des Jahres 1789 seine Mutter verlor, finden wir Goethe im Laufe des neuen Jahres mehrfach an der herzoglichen Tafel. Ihr Zusammenleben war ein freundlich zutrauliches, wie denn Goethe durch die glücklichen häuslichen Verhältnisse mit Christiane Vulpius heiter gestimmt war. Durfte er ja am 1. Juni an Frau von Stein schreiben: „Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, weniger mittheilend, unthätiger für meine Freunde bin, als vorher, ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre." Als Goethe diese Worte schrieb, befand er sich mit dem jungen sechsjährigen Erbprinzen in Belvedere, wo es ihm endlich gelang — sein Aufenthalt dauerte vom 20. Mai bis zum 7. Juni —, seinen „Tasso" zum Abschluß zu bringen. Die darauf vom 17. Juni bis zum 1. Juli stattfindenden Festlichkeiten werden Goethe und Wieland mehrfach bei Hofe zusammengeführt haben. Am 9. Juli kehrte Herder nach Weimar zurück, mit welchem Goethe gleich am folgenden Tage bei der Herzogin speiste. Indessen möchte die Verbindung mit Herder und Wieland, besonders in Folge des anstößigen Verhältnisses mit Christiane Vulpius, etwas an Innigkeit verloren haben. Im folgenden Jahre, wo Goethe auf längere Zeit von Weimar abwesend war, scheint er sich häufig mit Herder und Wieland bei der Herzogin Mutter getroffen zu haben.[1]) Nach der Rückkehr mag wieder eine nähere Verbindung mit Wieland, bei welchem er am 8. Oktober zugleich mit Falk, Böttiger und Reinhold's Familie zu Abend speiste, stattgefunden haben. Bei jenem Abendessen, das nicht durch die Menge, aber durch die köstliche Zubereitung der Schüsseln dem Geschmacke des Wirthes alle Ehre machte, erzählte Wieland seine erste Liebe, wodurch Goethe, der gerade außerordentlich aufgeräumt war, zur scherzhaften Erinnerung an das bekannte Minnelied von König Wenzel sich veranlaßt sah.[2]) Auch von Italien und besonders von Sizilien, erzählte Goethe an diesem Abend mit großer Lebhaftigkeit.[3]) Indessen nahmen bald naturwissenschaftliche Studien, sowie die Leitung des Theaters Goethe's größte Thätigkeit in Anspruch, und in den Jahren 1792 und 1793 war er auf längere Zeit von Weimar

---

sante, das der Verfasser auch da zu finden wußte, wo der gewöhnliche Schlag der leeren und eilfertigen Reisenden nichts sieht, unseren Lesern sehr willkommen sein wird."

1) Vgl. Knebel's „Nachlaß" I, 201. II, 257.

2) Vgl. Raumer's „historisches Taschenbuch" X, 392 f. Das Lied (in van der Hagen's „Minnesingern" I, 8 f.) befindet sich auch in der Weimarer Handschrift.

3) Vgl. Böttiger I, 139 ff.

abwesend, wo er denn mit Jacobi wieder in eine innigere Verbindung trat. Wieland's politische Aufsätze und seine „Göttergespräche“ konnten ihn nur wenig anmuthen, aber an der schon damals betriebenen Prachtausgabe seiner Werke nahm er lebhaften Antheil. „Meyer arbeitet einige treffliche Zeichnungen zu der neuen Quartausgabe von Wieland's Werken“, schreibt er am 1. Februar 1793 an Jacobi. „Wenn die Platte von des Alten Portrait fertig ist, so erhältst du gleich einen Abdruck, der dir um einiges besser, als der rohe Probedruck gefallen wird. Im ganzen aber ist nicht zu läugnen, was du tadelst. Unter uns gesagt, liegt aber der Fehler darin, daß L. (Lips) nicht Zeit genug auf eine solche Platte wenden kann: denn es gehört viel Zeit(?), con amore einen Gegenstand natürlich darzustellen, wenn man den Schein davon in kürzerer Zeit durch Manier allenfalls vorbilden kann.“ Zwei Portraite Wieland's sendet er am 17. April an Jacobi. Am 26. September schickt er die drei ersten Gesänge seines „Reineke“ zur nähern Durchsicht an Wieland, der Goethe's Bearbeitung desselben auch noch später sehr schätzte.[1]) „Du hast die Güte“, schreibt er[2]), „sie, den kritischen Griffel in der Hand, durchzugehn, mir Winke zu weiterer Korrektur zu geben, und mir zu sagen, ob ich die Ausgabe dieser Arbeit beschleunigen oder sie noch einen Sommer solle reifen lassen. Du verzeihst, daß ich mich eines alten Rechts bediene, das ich nicht gern entbehren möchte, und weißt, welchen großen Werth ich auf deine Bemerkungen und deine Beistimmung lege. Ich gehe auf einige Tage nach Jena; bei meiner Rückkehr frage ich an. Vale, fave!“ Dieses wiederkehrende Vertrauen muß Wieland sehr gefreut haben.

Anfangs Juni 1794 finden wir bei der Anwesenheit von Voß Wieland mit Goethe freundlich zusammen[3]), aber die bald darauf zwischen Goethe und Schiller geschlossene Verbindung konnte, bei dem Hasse, den Herder gegen die Kantische Philosophie hegte, und bei dem großen Einflusse, den er damals auf Wieland übte, der freundlichen Beziehung Goethe's zu diesem nicht förderlich sein. Auch Schiller hatte bei seinem kurzen Aufenthalt in Weimar mit Wieland und Herder in näherm Verhältniß gestanden. Herder's Bedeutung, welcher damals Goethe mit Leidenschaft verehrte und ihn als einen allumfassenden Geist betrachtete, der als Geschäftsmann noch mehr Bewunderung verdiene, wie als Dichter[4]), konnte ihm unmöglich entgehn; auch übte er einige Zeit eine persönliche Anziehung auf ihn, die aber bald genug in das gerade Gegentheil sich verkehren mußte.[5]) Sehr anziehend ist Schiller's erstes Verhältniß zu Wieland, besonders wenn man es mit Goethe's Bezie-

1) Vgl. Böttiger I, 234.
2) Der Brief steht bei Böttiger II, 152.
3) Vgl. Briefe von J. H. Voß II, 385 ff.
4) Vgl. Schiller's Briefwechsel mit Körner I, 104 f. 136. f.
5) Vgl. daselbst II, 123.

hung zu diesem vergleicht. Wenn Goethe mit einer keineswegs hohen Vorstellung von Wieland nach Weimar kam, ihn aber dort bald als einen herzlich guten, neidlos jedes Verdienst anerkennenden, für das Schöne und Gute begeisterten Mann, der sein Leben deutscher Bildung gewidmet hatte, lieben lernte, so trat dagegen Schiller mit einem idealen Bilde von Wieland ihm entgegen, das sich aber schon bei der ersten persönlichen Berührung verlor und einer kalten Würdigung wich, so daß er fast nur in sofern Antheil an ihm nahm, als er durch seine Vermittelung seine Schriftstellerei möglichst einträglich zu machen hoffen durfte. „Sein Aeußeres hat mich überrascht", schreibt er gleich nach dem ersten Besuche an Körner (I, 101). „Was er ist, hätte ich nicht in diesem Gesichte gesucht, doch gewinnt es sehr durch den augenblicklichen Ausdruck seiner Seele, wenn er mit Wärme spricht. Er war sehr bald aufgeweckt, lebhaft, warm. Ich fühlte, daß er sich bei mir gefiel, und wußte, daß ich ihm nicht mißfallen hatte, ehe ich's nachher erfuhr. Sehr gerne hört er sich sprechen; seine Unterhaltung ist weitläufig und manchmal bis zur Pedanterie vollständig, wie seine Schriften, sein Vortrag nicht fließend, aber seine Ausdrücke bestimmt. Er sagt übrigens viel Alltägliches; hätte mir nicht seine Person, die ich beobachtete, zu thun gegeben, ich hätte oft Langeweile fühlen können. Im ganzen aber bin ich sehr angenehm bei ihm beschäftigt worden, und was unser Verhältniß betrifft, kann ich sehr mit ihm zufrieden sein." So nüchtern urtheilte Schiller gleich nach der ersten Bekanntschaft, ohne die unverwüstliche Gutmüthigkeit des herzlichen Alten irgend anerkennend hervorzuheben. Bald aber schien sich ein zutrauliches Verhältniß zu Wieland zu gestalten, aus dem beide Theile ihren Vortheil zu ziehen gedachten, da Schiller seine Arbeiten möglichst einträglich machen wollte, Wieland einen tüchtigen Mitarbeiter am „Merkur" und vielleicht einen Schwiegersohn sich zu gewinnen bestrebt war. Indessen hielt sich Schiller, der sich etwas zu vergeben fürchtete, bedenklich und kalt vorsichtig zurück. Reinhold, der seit 1787 Professor zu Jena war, entwarf ihm ein gar nicht einladendes Bild von dem Charakter seines Schwiegervaters. „So ein unmäßiger Vergötterer er (Reinhold) auch von ihm (Wieland) ist", schreibt er an Körner (I, 165), „so gestand er mir doch, daß ihn Wieland's ungleicher Charakter auf das schrecklichste schon mißhandelt habe. Wieland, ob ihm gleich Reinhold unter allen Menschen der liebste ist, habe diesen durch üble Launen und abwechselndes Anziehen und Zurückstoßen eigentlich aus Weimar getrieben. Heut hab' er ihn für einen großen Geist und morgen für einen Esel erklärt. Niemand, als Wieland's Frau, die alle Ungewitter abwartet[1]), kann in seiner

---

1) Vgl. Gruber's „Wieland" I, 229 ff. Böttiger I, 214 f. Sehr starke Proben dieser ihn oft mit fieberhafter Heftigkeit überfallenden Laune gibt Böttiger I, 212 f. 215 f. 256 f.

Atmosphäre dauern. — Wieland, sagte er mir, sei der schlechteste Menschenkenner, und dieses wird mir von allen, die ihn kennen, bestätigt. — Ich selbst habe die Erfahrung gemacht, durch welchen wenigen Aufwand er zu erobern ist. Diese Inkonsequenz und diese Wandelbarkeit der Laune erkennt er selbst, und kann, wie mir Reinhold sagt, in der folgenden Stunde abbitten und schmelzen, wie ein Kind. Aber ich mag mit solch einem Menschen nicht leben." Auch von Bode hörte Schiller, daß Wieland ein Kind sei, daß er erstaunlich viel Jugendliches, fast Kindisches habe, daß er immer zwischen Gut und Bös lavire. „Diese Ungleichheit", bemerkt er gegen Körner (I, 180 f.), „bezeichnet sein ganzes Wesen, aber sie ist an ihm mehr, als an tausend anderen zu verwundern, und doch auch zu entschuldigen; denn Wieland hat eine höchst reizbare Empfindung, welche ihn nie zu Grundsätzen gelangen läßt (!)." Erst sechs Wochen nach seiner letzten Berührung sah Schiller den Dichter des „Oberon", der seinen Besuch ihm nicht erwiedert, noch ihn zu sich eingeladen hatte, bei einem Abendessen bei Hofrath Voigt wieder, wo sie aber nur von der Zeitung sprachen. „Es ist doch sonderbar mit dem Menschen", äußert er gegen Körner (I, 191). „Wenn es mir sonst begegnet wäre, daß meine schönen und überspannten Ideale von Menschen und Freundschaft so zu Schanden gingen, so hätte ich mich eines Widerwillens oder Schmerzes kaum erwehren können. Hier war ich so ruhig, kalt und unbefangen, daß ein dritter nichts ahnen konnte, wie nahe wir uns einst waren, und wie trivial wir auseinander kamen." Aber schon acht Tage später meldet er Körner, daß er mit Wieland ausgesöhnt sei. Da dieser den „Carlos" im „Merkur" angezeigt hatte, so mußte Schiller bei einer folgenden Zusammenkunft an drittem Orte ihm etwas darüber sagen, wo sich denn sehr natürlich ergab, daß sie sich doch näher seien. Einige Tage später besuchte er ihn in seinem Hause, wo er, da Wieland krank war, drei Stunden bei ihm blieb. „Da hab' ich mich ganz vortrefflich unterhalten", schreibt Schiller an Körner (I, 195 f.) „Wir waren recht herzlich miteinander, und das Interesse, das wir dabei nahmen, gab den frivolsten Dingen einen Werth. Er ließ sich in das Detail der ganzen Haushaltung mit mir ein, wobei er mir vielen Spaß machte. An Wieland ist das vorzüglich merkwürdig, daß er einen noch so jugendlichen Geist hat in einem alten Körper." Bei diesem Besuche kam Schiller gleich zu seinem eigentlichen Zwecke, einer einträglichen Betheiligung am „Merkur". Bald fand er sich bei Wieland und seiner Familie so wohl, als ob er unter sie gehörte, und dennoch glaubte er in sich zu fühlen, daß er zu diesen guten Menschen nicht gehöre; er sei unter diesen Menschen von ganz unerfahrener Natur zu sehr Weltkind.[1]) Schiller gab mehrere Beiträge in den Jahrgang 1788 des „Merkur", doch kam

1) Vgl. Briefwechsel Schiller's mit Körner I, 211.

eine nähere Verständigung über eine neue Anordnung dieser Zeitschrift und eine Betheiligung Schiller's an einem Theile des Ertrages nicht zur Sprache. Erst als dieser im November von Rudolstadt nach Weimar zurückgekehrt war, und Wieland ihm gestehn mußte, daß der „Merkur“ sich in Todesnöthen befinde, ward über die Zukunft desselben mit Schiller ernstlich verhandelt. Sein Plan war, eine neue Zeitschrift herauszugeben, zu welcher Wieland, er selbst und ein dritter sich verbinden und jeder jährlich ein Alphabet liefern sollte. „Wieland will mir“, so schreibt er am 14. November 1788, „es mag nun auch werden wie es will, für ein Alphabet meiner besten Arbeiten hundert Louisd'ors bezahlen, wenn ich mich dem Unternehmen widmen will. Ich dachte, Goethe könnte der dritte Mann werden; Wieland setzt aber kein großes Vertrauen in seine Beharrlichkeit. Wenn Wieland an der Spitze des Journals bleibt, wie er hartnäckig gesonnen ist, so ist es nichts mit Herder, welcher mir sonst sehr einleuchtete. — Einstweilen verlangt Wieland, daß ich ihm den Plan zu dem „neuen Merkur“, d. h. meine Gedanken aufschreibe. — Auch will er, daß ich mich wegen 1789 mit ihm auf einen bestimmtern Fuß setze, als in diesem Jahre geschehen ist, und daß ich ihm bestimme, wie viel ich dieses 1789ste Jahr arbeiten und wie ich bezahlt sein will. Es wäre mir gar zu lieb, dieses Projekt mit dem „Merkur“ auszuführen und ihn nicht ganz sterben oder in andere Hände gerathen zu sehn. Jetzt scheint Wieland in seine Schwiegersöhne [1]) gar wenig Vertrauen zu setzen, und Reinhold hat ihm offenbar auch mehr geschadet, als genützt (?). Sein Hauptverdienst war das Rezensiren (?), welche Last er Wieland fast ganz abgenommen hat. Aber der kritische Anzeiger hört mit diesem Jahre auf; dafür sollen künftig über ausgezeichnete Produkte zuweilen ausgeführtere Kritiken kommen, die selber musterhafte Aufsätze sind.“ Zunächst wollte man den folgenden Jahrgang an Gehalt zu verbessern suchen, und dann ohne Geräusch mit dem Jahre 1790 den „neuen Merkur“ beginnen; Schiller sollte die aufzunehmenden Aufsätze vorher prüfen. [2]) Aber die Anstellung Schiller's als Professor zu Jena und vortheilhaftere literarische Arbeiten zogen diesen bald vom „Merkur“ ganz ab. Zwar lieferte er noch in das Märzheft 1789 sein vortreffliches Gedicht „die Künstler“, und verständigte sich vor seinem Weggange von Weimar mit Wieland über den „neuen Merkur“ [3]), aber als letzterer ihn bereits im Oktober um Beiträge zu diesem bat [4]), ließen ihn seine andern Arbeiten nicht zur Ausführung geeigneter Aufsätze gelangen, und so löste sich denn dieses

---

1) Reinhold, die Landprediger Schorcht und Liebeskind. Vgl. Gruber II, 385. Briefwechsel Schiller's mit Körner I, 271.

2) Vgl. Briefwechsel Schiller's mit Körner I, 385.

3) Vgl. daselbst II, 19. 95.

4) Vgl. daselbst II, 127.

Verhältniß völlig, welches nur gegenseitiger Vortheil geknüpft hatte. Wie viel edler war die Neigung, welche Goethe mit Wieland verknüpfte, wie viel reiner, wie viel menschlicher! Schiller's hohem, idealem Sinne konnte freilich Wieland nicht genügen, aber er hätte wenigstens den edlen, durchaus herzlich guten Mann, den Schriftsteller, der unserer Litteratur zuerst in höheren Kreisen Antheil und Einfluß gewann, in ihm lieben und ehren sollen, statt nur seine Schwachheiten zu sehn und, weil das ideale Bild, welches er von ihm sich geträumt hatte, zerrann, mit kecker Hand alle Flecken grell aufzutragen, und die schönen Grundzüge ganz zu verdecken. Nur aus einer gleich schroffen, lieblosen Beurtheilung erklärt sich die herbe Aeußerung, welche sich Schiller in einem Briefe an Körner (I, 109 f.) über die edle, bildungsreiche Herzogin Mutter hat zu Schulden kommen lassen.

Je mehr es Wieland verdrießen mußte, daß sein Plan auf Schiller in Betreff des „Merkur" fehlgeschlagen war, um so unangenehmer berührte es ihn, daß dieser nun im Jahre 1794 mit dem Plane zu einer neuen Zeitschrift auftrat, die alle bisherigen weit hinter sich lassen sollte, und die bedeutendsten Männer Deutschlands, unter ihnen Goethe, Herder, Garve, Engel, Jacobi, Fichte, W. von Humboldt, zu ihren Mitarbeitern zählte. Einen glücklichen Trost fand er hierbei in der für ihn so ehrenvollen und einträglichen Herausgabe seiner sämmtlichen Werke in drei verschiedenen Ausgaben, von welchen eine mit bisher in Deutschland unerhörter Pracht ausgestattet wurde. Die neue Durchsicht und Ausfeilung seiner Werke machte ihm wenn auch mühevolle, doch sehr glückliche Stunden. In dem Vorberichte zu dieser vom Jahre 1794 an erscheinenden „Ausgabe von der letzten Hand" konnte Wieland sich nicht enthalten, die verletzende Aeußerung, die er später selbst für eine Unbesonnenheit erklärte, zu wagen, er habe seine schriftstellerische Laufbahn, die beinahe ein halbes Jahrhundert umfasse, damals begonnen, als eben die Morgenröthe unserer Litteratur vor der aufgehenden Sonne zu schwinden angefangen habe, und er beschließe sie, wie es scheine, mit ihrem Untergange. Wenn er gleich darauf ein großes Gewicht auf das „herzerhebende Glück" legt, daß er der Zeitgenosse aller deutschen Dichter, in deren Werken der Geist der Unvergänglichkeit athme, und der Nebenbuhler von keinem sei, daß die meisten unter ihnen seine Freunde gewesen, keiner sein Feind, so hätte er dagegen bedenken sollen, daß er durch jene Aeußerung vom Untergange unserer Litteratur alle aufstrebenden Geister und die noch in frischer Kraft wirkenden, ruhmgekränzten jüngern Männer bitter beleidigte. Allein eine solche abwägende, vorschauende Besonnenheit war leider Wieland's Sache nicht. Indessen suchten Goethe und Schiller mit ihm immerfort in freundlicher Verbindung zu bleiben. Goethe besonders zeigte sich auf alle Weise seinem alten Freunde gefällig. Als Wieland im Sommer 1794 mit einem Besuch seiner Jugendgeliebten, Frau von la Roche,

die zu ihm flüchten wollte, bedroht wurde, wußte Goethe sie durch seine Mutter in Offenbach zurückzuhalten.[1]) In dem Abendzirkel, welcher sich im Winter 1794 auf 1795 jeden Freitag zur Lesung der Voßischen Uebersetzung der „Ilias" versammelte, finden wir neben Goethe, der als Vorleser die Härten der Uebersetzung zu mildern wußte, auch Wieland, letztern mehr als Widersacher von Voß.[2]) Im Maihefte 1795 der „Horen" that Goethe in dem Aufsatze „litterarischer Sanscülottismus" Wieland's auf die ehrenvollste Weise Erwähnung[3]), und er suchte Schiller zu bestimmen, ja jede mögliche Verletzung desselben zu vermeiden. Wie sehr hätte es Wieland freuen müssen, daß einer der kraftbegeistertsten, durch jene unbesonnene Vorrede verletzten jüngern Dichter, daß Schiller in dem zuerst in den „Horen" 1795 Heft 11. 12, und 1796 Heft 1 erschienenen Aufsatze „über naive und sentimentalische Dichtung" ihn als unsern „anmuthigsten und geistreichsten Dichter," als den „unsterblichen Verfasser des Agathon, Oberon rc." bezeichnete und mit höchster Achtung und Anerkennung von ihm sprach, wenn er auch sein Bedenken über die üppigen Schilderungen nicht verschwieg, in deren Ausführung man die reine Naivetät vermisse, und bedauerte, daß Wieland gerade meist auf solche Stoffe gerathe.[4]) Aber Wieland ward eben durch diese Aeußerung, wie Böttiger I, 181 f. erzählt, tief verletzt; er beklagte diesen „hämischen Ausfall (?!)", und fragte unter anderm, warum Schiller denn seiner gewiß vortrefflichen „Abderiten" nicht gedenke.[5]) Auch gegen Goethe zeigte er sich höchst ungerecht. Mit seinem „Wilhelm Meister", wovon 1795 drei Bände erschienen, war er nicht weniger unzufrieden, als Herder; der Roman schien ihm gar zu un-

---

1) Vgl. B. 27, 24.

2) Vgl. Böttiger I, 81 ff.

3) B. 32, 203: „So ist es z. B. nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß ein verständiger, fleißiger Litterator durch Vergleichung der sämmtlichen Ausgaben unseres Wieland's, eines Mannes, dessen wir uns, trotz dem Knurren aller Smelfungen, mit stolzer Freude rühmen, allein aus den stufenweisen Korrekturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können."

4) Diese Stelle (Schiller's Werke B. 12, 233 f.) meint Goethe, wenn er im Briefe an Schiller vom 9. Dezember 1795 sagt: „Da das Ganze (die genannte Abhandlung) so weit und breit ist, so scheint es mir bei näherer Ueberlegung zu enge und zu spitz auszulaufen, und da diese Spitze zwischen mir und einem alten Freunde hineinfällt, so wird mir's wirklich ein wenig bange." Aber Schiller benimmt ihm diese Sorge durch die Bemerkung, er werde den Aufsatz an jener Stelle nicht abbrechen, sondern ihn weiter fortführen, so daß Wieland und er selbst noch in die Breite fallen würden. Auch zur Milderung des Urtheils über Wieland trug Goethe unzweifelhaft bei; denn Schiller war gegen ihn gestimmt. Vgl. den Briefwechsel Schiller's mit Goethe I, 256 f.

5) Was Wieland dort über seine absichtliche Wahl lüsterner Geschichten sagt, gehört, wenn er es wirklich in dieser Weise geäußert, zu seiner bekannten „Radotage". Auch was dort (vgl. daselbst S. 149 f.) von der Veranlassung seiner Spannung mit Schiller erzählt wird, verdient keinen Glauben.

gleich, und er glaubte den Anfang schon besser gekannt zu haben; er sei vor zehn Jahren viel lebendiger gewesen.[1]) Das herrliche Märchen in den „Horen" 1795 Heft 10 fange prächtig an, ende aber sehr mattherzig; es sei ihm bange, mit dem „Wilhelm Meister" könne es auch so gehn.[2]) Freilich waren dieses nur einzelne Aeußerungen verstimmter Stunden, in welchen er sich sogar nicht scheute, Goethe auch als Theaterdirektor abscheulich zu finden! Wie viel reiner, edler und größer erscheint Goethe neben dem so leicht mißlaunischen Wieland!

Als dieser im Frühjahre 1796 mit der Durchsicht seines „Oberon" für die Gesammtausgabe seiner Werke beschäftigt war, erhielt er einen Besuch von Goethe, der ihn auf das dringendste bat, er möge doch bei diesem Gedichte die Feile nicht über Gebühr brauchen, wie es wohl bei anderen Werken der neuen Ausgabe geschehen sei; er erbot sich, ihm seine Ansichten und Bemerkungen darüber kund zu thun, und gemeinschaftlich mit ihm das Gedicht durchzugehn. Endlich kamen sie überein, Wieland solle seine Veränderungen jedesmal Goethe mittheilen, damit sie sich darüber beriethen, was denn auch geschah. Wieland befolgte Goethe's Rath an mehreren Stellen unbedingt, nur an einer wollte er nicht nachgeben; doch gestand er später, Goethe habe auch an jener Stelle Recht gehabt, allein er habe doch auch einmal Recht behalten wollen.[3])

Von der am 23. Mai 1796 unternommenen Reise zu seiner Tochter und seinem Schwiegersohne Geßner in Zürich kehrte Wieland am 10. September nach Weimar zurück. Bald darauf, in den ersten Tagen des Oktober, erschienen die allem Mittelmäßigen und Leeren in der Litteratur mit scharfem Spotte zu Leibe gehenden „Xenien" in Schiller's „Musenalmanach". Goethe hatte gegen Schiller am 30. Juli den Wunsch geäußert, daß alles wegbleibe, was in ihrem Kreise und in ihren Verhältnissen nachtheilig wirken könnte, worauf Schiller bemerkte, Stolberg könne nicht ge-

---

1) Vgl. Böttiger I, 169 f.

2) Vgl. daselbst I, 165.

3) Gruber's „Wieland" II, 419 f., wo aber diese Geschichte nach die Erscheinung der Xenien gesetzt wird. Zwar ist es irrig, wenn Gruber anderwärts (II, 276) die Vollendung der Durchsicht der dreißig ersten Bände der Schweizerreise vorhergehn läßt, aber vor dieser scheint er wenigstens mit dem „Oberon", der im zweiunddreißigsten Bande steht, fertig geworden zu sein. In einem Briefe an Gräter vom 17. Juli 1797 bemerkt er, er habe seit dem Einzuge in Oßmannstedt (April 1797) die beiden letzten Bände der sechsten Lieferung, also B. 29 und 30, mit großem Fleiße durchgesehen. Wahrscheinlich hatte er sich vorgesetzt, vor der Schweizerreise die Durchsicht wenigstens bis zum Ende der fünften Lieferung (B. 25) zu führen, um nach der Rückkehr dann die sechste vorzunehmen. Entscheidend ist das Zeugniß von Böttiger (I, 186 f.), wonach am 27. März 1796 bereits vier Gesänge des „Oberon" durchgesehen waren; die zweite Hälfte des Gedichtes schien nicht so vieler Verbesserungen zu bedürfen.

schont werden, Wieland solle mit der „zierlichen Jungfrau in Weimar" wegkommen, worüber er sich nicht beklagen dürfe, doch würden sie über diese Odiosa sich noch später berathen können. Indessen finden sich in den „Xenien", deren Verantwortung auf beide Dichter fiel, außer dem von Schiller gemeinten Xenion:

76. Zeichen der Jungfrau.

Bücket euch, wie sich's geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar.
Schmollt sie auch oft, wer verzeiht Launen der Grazie nicht? [1])

noch folgende auf Wieland bezügliche:[2])

40. Prosaische Reimer.

Wieland, wie reich ist dein Geist! Das kann man nun erst empfinden,
Sieht man, wie fad und wie leer dein caput mortuum ist. [3])

259. Merkur.

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich auch Wieland nur selten, der Seltene, zeigt.

280. Zum Geburtstag.

Möge dein Lebensfaden sich spinnen, wie in der Prosa
Dein Periode, bei dem leider die Lachesis schläft.

284. Göschen an die deutschen Dichter.

Ist nur erst Wieland heraus, so kommt's an euch übrigen alle,
Und nach der Lokation! Habt nur einstweilen Geduld! [4])

360. Peregrinus Proteus.

Siehest du Wieland, so sag' ihm, ich lasse mich schönstens bedanken;
Aber er that mir zu viel Ehr' an — ich war doch ein Lump. [5])

---

1) Wieland wird seiner glatten, leicht fließenden Sprache wegen als zierliche Jungfrau bezeichnet, das Schmollen bezieht sich auf seine oft herbe Launenhaftigkeit. Nach Schiller (an Goethe Nr. 224) hielten einige das Xenion für eine Satire auf die Prachtausgabe Wieland's. Falk bemerkt (bei Böttiger I, 257): „Mit Recht hat Goethe (?) Wielanden die zierliche Jungfrau von Weimar genannt. Er ist kaum ein Viertel Mann."

2) Irrig hat Boas Xenion 183 auf „Wieland's goldenen Spiegel" bezogen. Ich zweifle nicht im geringsten, daß es, trotz der gegentheiligen Bezeichnung von Frau von Schiller, deren Gatten zum Verfasser hat, von diesem auf Goethe gedichtet, und ohne dessen Wissen eingeschoben ist, wo es denn freilich die Leser — und dieses scheint beabsichtigt zu sein — verwirren mußte.

3) Gegen Manso's „Kunst zu lieben".

4) Zu diesem ohne Zweifel Schiller angehörenden Xenion vergleiche man dessen Aeußerung in einem Briefe an Böttiger vom 23. Juli 1797 (bei Böttiger II, 204): „Ich will wünschen, daß Göschen in der Pietät der Deutschen gegen einen verehrten Namen diesmal Ressourzen finden möge, die er gegen den Geschmack der Zeit bei dieser Unternehmung nöthig haben möchte."

5) Wieland hatte in seiner „geheimen Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus" diesen von einer gar zu günstigen Seite darzustellen gesucht, wie er es überhaupt liebte, den Vertheidiger der von der Geschichte verurtheilten armen Sünder zu machen.

361. Lucian von Samosata.

„Nun, Freund! bist du versöhnt mit den Philosophen? Du hast sie
Oben im Leben — das weiß Juppiter! — tüchtig geneckt."

362. Geständniß.

Rede leiser, mein Freund! Zwar hab ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geschwätz oft auch die Klugen geplagt.

Konnten auch diese, wenigstens größtentheils von Schiller stammenden Xenien im Grunde wenig verletzen — nur aus der spottenden Erwähnung der Prachtausgabe Wieland's (Nro. 284) schien ein gewisser Neid hervorzublicken —, so war doch Wieland, wie Herder, gegen dieses strenge Gericht über die neueste deutsche Litteratur sehr erbittert, um so mehr, als es ihn an Goethe's Farze auf seine „Alceste" erinnerte, und er dem ältern Goethe widerrechtlich den größten Theil der Schuld an dieser Spottgeburt beimaß. Besonders mißbilligte er den Angriff auf Gleim (Nro. 343 f.)[1], und er bedauerte nur, daß Voß darin gelobt sei, weil so viele andere ehrliche Leute darin mißhandelt wären.[2]) Wie arg verstimmt Wieland damals gegen Goethe war, zeigen die Berichte Böttiger's aus dem Oktober 1796 (a. a. O. I, 192), wo Wieland bei Herder den letzten Band des „Wilhelm Meister" vorlas, gegen welchen Herder Lafontaine's Romane erhob, und aus dem Januar 1797 (I, 202 ff.), wo er mit Erbitterung gegen die „Xenien" schrieb. „Ich will ihnen doch einmal zeigen," rief er aus, „daß ich kein Honi Jule (Honig-Julius), wie die Schweizer sagen, bin." Doch mäßigte und milderte sich diese Xenienkritik, die er dreimal abschrieb (vgl. daselbst I, 253), immer mehr und mehr. Im Januarhefte des „Merkur" kündigte er an, er werde nächstens sein Urtheil über Schiller's „Musenalmanach" abgeben. „Es wäre doch unangenehm," äußert Schiller am 11. Januar gegen Goethe, „wenn er uns zwänge, auch mit ihm anzubinden, und es fragt sich, ob man nicht wohl thäte, ihm die Folgen zu bedenken zu geben," und am 7. Februar schreibt er: „Ohne Zweifel haben Sie jetzt auch die Wielandische Oration gegen die „Xenien" gelesen. Was sagen Sie dazu? Es fehlt nichts, als daß sie im Reichsanzeiger stünde." Goethe aber, dem Wieland's Aeußerungen im Februarhefte noch ganz unbekannt waren, meinte, dieser werde wohl in der heilsamen Mittelstraße geblieben sein. Wieland hatte seine Beurtheilung in ein Gespräch zwischen ihm und einer andern, nicht näher bestimmten Person gekleidet. Er findet es ärgerlich, daß „ein so liebliches Götterkind des Geschmackes und der Kunst", wie Goethe's „Alexis und Dora"[3]), und so auserlesen schöne Stücke,

1) Vgl. Böttiger's Leben S. 133.
2) Vgl. Schiller an Goethe Nro. 231.
3) Gegen Böttiger äußerte er (I, 202): „Goethe's Alexis und Dora eröffnet uns ein ganz neues Genre. Auch hier beweiset er wieder, daß er alles

wie Schiller's „Klage der Ceres", welche er das vollendetste Muster der Harmonie nennt, und desselben „Pompeji und Herculanum", in demselben Bande mit einer solchen „rhyparographischen (schmutzmalenden) Rhapsodie", wie die „Xenien", zu lesen seien, und er behauptet ungescheut, daß „der Unwille, den das widerliche Gemisch von Witz, Laune, Galle, Gift und Unrath, womit die Verfasser dieser Distichen so manche im Besitz der öffentlichen Achtung stehende oder doch wenigstens eine öffentliche Züchtigung nicht verdienende Männer übergießen", allgemein sei und nur zu laut spreche. Unerträglich sei es, daß so vielen ehrenwerthen Gelehrten auf die ärgste Weise mitgespielt werde, bloß weil sie sich die Freiheit genommen, über Schiller's „Horen" ihre Meinung zu sagen, daß ganze Städte und Provinzen Deutschland's um eines einzigen Vorwurfs willen dem öffentlichen Spotte Preis gegeben, daß die edlen Stolberge bloß deshalb lächerlich gemacht würden, weil sie Christen seien, daß endlich am Schlusse die Distichenmacher aus der ganzen Sache einen bloßen Spaß machten. Am meisten aber schmerze es ihn, wie alle ehrlichen Leute, denen die Ehre der Nation und die dem gelehrten Stande gebührende Achtung am Herzen liege, daß die Großen aus solchem unanständigen Betragen der Schriftsteller, Dichter und schönen Geister gegeneinander nur die tiefste Verachtung gegen den ganzen Orden schöpfen könnten. So wenig wußte Wieland das eigentliche Ziel, worauf diese mit freiester, treffendster Laune abgeschossenen Bolzen gerichtet waren, zu erkennen, so wenig die epigrammatische Kunstform in ihrem übermüthigen Spiele zu würdigen, so wenig sich zur Einsicht emporzuheben, daß die Schäzzung der Nation sich nur steigern könne, wenn das Aechte vom Unächten geschieden, wenn falsche Richtungen in ihrer Blöße aufgezeigt, wenn Leeres und Haltloses aus dem Kreise der Dichtung, Wissenschaft und Kunst, worin es sich ein Scheindasein angemaßt, ausgewiesen werde, daß diese Schätzung aber nicht mehr vom Beifalle der Großen abhängig sei, seit die deutsche Litteratur Werke von unvergänglichem Werthe geliefert habe, ja diese nur sich steigern könne, wenn die blasse Mittelmäßigkeit nicht mehr die Schminke ächter Geistesfrische sich aufzulegen wage, nicht mehr um den Kranz ringe, welcher dem Genius allein gebühre, sondern in ihrer untergeordneten Stellung, wo es auch anerkennungswerthe Verdienste mannigfacher Art gibt, nach Kräften wirke und strebe. Wieland stellt nun in seiner gutmüthig persiflirenden Weise eine offenbar nicht ernstlich gemeinte Vermuthung über die Entstehung der „Xenien" auf, wonach nur ein Theil derselben von den beiden „poetischen Titanen" herrühre, und diese am Anfange nicht daran gedacht hätten, ihre „Bockspründe des muthwilligen Geistes Capriccio"

---

kann. Hätte er gereimte Stanzen machen wollen, so bin ich sicher, daß er mich auch hier aus dem Felde geschlagen hätte, wie ein Fragment eines seiner Gedichte in Stanzen („die Geheimnisse") hinlänglich beweiset."

zu veröffentlichen, bis Schiller sich dieser Spottverse erinnert habe, als der Vorrath von Beiträgen zur Füllung der Bogenzahl des „Musenalmanachs" nicht ganz hingereicht. Die andern, „falschwitzelnden, platten, schiefen, leichtfertigen, unartigen, pöbelhaftgroben und boshaften" Xenien aber, die leider gegen die von ächtem Witz und feinem, wiewohl scharfem Salze die Mehrheit bildeten, seien wider Wissen und Willen der beiden Meister von einem jungen, lebhaften, von Witz und Muthwillen strotzenden, für Schiller und Goethe eingenommenen Kunstjünger beim Abschreiben und Ordnen derselben, welches man bei der drängenden Eile ihm überlassen habe, eingeschoben worden, da dieser der Versuchung nicht habe widerstehn können, in aller Stille eine gute Anzahl derber, handfester Distichen von seiner eigenen Fabrik hinzuzuthun. Man sieht, daß man nicht leicht mehr Schlimmes von den „Xenien" sagen konnte, als Wieland hier mit gutmüthiger, großväterlich zurechtweisender Miene that. Glücklicherweise ließen sich aber die angebellten Dioskuren weder durch diesen noch durch andere Angriffe aus ihrer Olympischen Ruhe aufscheuchen.

Im April 1797 bezog Wieland das der Gemeinde zu Oßmannstedt für 22000 Reichsthaler abgekaufte, zwei Meilen nordöstlich von Weimar an der Ilm gelegene Rittergut, dessen Schloß und Garten er gleich antreten konnte, wogegen er den übrigen Theil des Gutes erst zu Jacobi 1799 mit allen darauf stehenden Früchten vom zeitherigen Pachter überliefert erhalten sollte; sein Haus in der Stadt verkaufte er für 5000 Reichsthaler an den geheimen Rath Voigt.[1]) Seit dem 19. April befand er sich, wie er am 17. Juli an Gräter schreibt, mit Sack und Pack, Weib und Kind und Kindeskind[2]) in diesem so schönen, angenehmen und freundlichen Elysium und Sorgenfrei, als es ein alter deutscher Dichter sich diesseit des Mondes nur immer wünschen könne. Goethe trug dem alten guten Freunde wegen seines Angriffes auf die „Xenien" keinen Groll nach, sondern stattete ihm bald auf seinem neuen Sitze einen freundlichen Besuch ab. „Vorgestern habe ich Wieland besucht", schreibt er am 21. Juni an Schiller, „der in einem sehr artigen, geräumigen und wohnhaft eingerichteten Hause in der traurigsten Gegend von der Welt lebt; der Weg dahin ist noch dazu meistentheils sehr schlimm. Ein Glück ist's, daß jedem nur sein eigener Zustand zu behagen braucht; ich wünsche, daß dem guten Alten der seinige nie verleiden möge! Das Schlimmste ist wirklich, nach meiner Vorstellung, daß bei Regenwetter und kurzen Tagen an keine Kommunikation mit anderen Menschen zu denken ist." Wahrscheinlich besprach er mit ihm seine Schweizerreise,

1) Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe" IV, 141 ff. 147.

2) Seine an Schorcht und Liebeskind vermählten Töchter hatte er nach dem in einem Jahr erfolgten Tode ihrer Gatten mit ihren vier Kindern zu sich genommen.

wie sie Wieland im vorigen Jahre gemacht hatte. Auch wird er von seinem eben vollendeten Gedichte „Hermann und Dorothea" den alten Freund unterhalten und sich dessen reichen, enthusiastisch hervorströmenden Beifall erworben haben. Wenn er am 14. Juli an Meyer schreibt:[1] „Wieland lebt in Oßmannstedt mit dem nothdürftigen Selbstbetruge", so deutet er darauf hin, daß der gute Alte, der bereits den Untergang der deutschen Litteratur zu sehn glaubte, nicht ahnte, daß eine weit über ihn und seine beschränkten Ansichten hinausgehende Anschauung und Vollendung der Kunst in bester Entwickelung stehe.[2] Auf der Schweizerreise gedachte Goethe mehrmal seines Wieland. Von dem Mangold, den er in der Nähe von Schaffhausen sah, beschloß er Samen mitzunehmen, um den Freund im nächsten Sommer „damit zu traktiren".[3] Bei den drohenden politischen Verhältnissen mußte er fürchten, von Deutschland abgeschnitten zu werden, und denselben Rückweg nehmen zu müssen, wie Wieland im vorigen Jahre.[4] In Zürich besuchte er Wieland's an Heinrich Geßner, den Sohn Salomon Geßner's, verheiratete Tochter. „Nochmals ein Lebewohl", so schließt Goethe am 25. Oktober einen von Zürich aus geschriebenen Brief an Böttiger,[5] „und die besten Grüße an Freund Wieland, dessen freundliche, wohlbehaltene Tochter ich gestern mit Freuden gesehen habe; das Enkelchen schlief, sonst könnte ich von dem auch einige Nachricht geben." Dieser Gruß gereichte Wieland zur höchsten Freude. „Goethe, der in Weimar nebst Meyer'n gegen Ende dieses Monats erwartet wird", meldet er am 17. November seinem Schwiegersohn in Zürich, „hat in einem Briefe meines Sohns und meiner Tochter in Zürich mit vielem Lob und auf eine, nach seiner Weise, sehr freundliche Art erwähnt. Besonders hat eure und meine Lotte (Geßner's Gattin) den (sic) Beifall. Hoffentlich wird sie ihr Näschen deswegen nicht gar zu hoch tragen." Um diese Zeit erschien Goethe's herrliche deutsche Idylle „Hermann und Dorothea",[6] welche Wieland, besonders bei der wieder günstigern Stimmung für Goethe, sehr ergriffen haben wird, wenn ihn auch der letzte Gesang damals nicht befriedigte.[7] Nach der Mitte November kehrte Goethe nach Weimar zurück, wo Wieland ihn erst Ende Dezember

---

1) Vgl. B. 26, 14.

2) Mit ähnlicher Beziehung schreibt Schiller am 18. Dezember 1796 an Goethe: „Garve, hör' ich, soll jetzt auch gestorben sein. Wieder einer aus dem goldenen Weltalter der Litteratur weniger! wird uns Wieland sagen!"

3) Vgl. B. 26, 125. Auch an Schiller gab er von diesem Samen. Vgl. den Goethe-Schiller'schen Briefwechsel Nro. 477. 498.

4) Vgl. B. 26, 172. Wieland's „ausgewählte Briefe" IV, 118 f.

5) Vgl. B. 26, 186.

6) Für das durch Böttiger in Goethe's Namen ihm übersandte Exemplar dankt Schiller im Briefe vom 18. Oktober 1797 an Böttiger; denn dieses, zuerst als Taschenbuch erschienene Gedicht ist daselbst (bei Böttiger II, 204 f.) ohne allen Zweifel gemeint. Vgl. Knebel's „Nachlaß" III, 27.

7) Vgl. Böttiger I, 248.

sah. „Jetzt muß ich mich anschicken, auf einige Tage nach Weimar zu gehn, wo ich seit einigen Monaten nicht gewesen bin“, berichtet Wieland am 25. Dezember an Heinrich Geßner. „Goethen habe ich noch nicht gesehen, werde ihn aber bei dieser Gelegenheit zu sprechen bekommen, wenn er anders nicht just in Jena ist, wo er ganze Monate sich aufhält.[1]) Da er alles sein kann, was er will, so wundert's mich nicht, daß er so artig bei euch gewesen ist, und euch alle so bezaubert hat.“ Bei seinem damaligen Besuche in Goethe's Hause sah Wieland eine treffliche Kopie der Madonna della seggiola[2]), wobei er die Behauptung aufstellte, eine solche weibliche Gestalt sei in Deutschland nirgends zu finden. Meyer erwiederte dagegen, man finde sie überall, worauf Goethe bemerkte: „Die Künstler sind wie die Sonntagskinder; nur sie sehen die Gespenster; wenn sie aber ihre Erscheinung erzählt haben, sieht sie jedermann.“)

Im folgenden Jahre bereiteten Wieland's politische „Gespräche unter vier Augen“ diesem mancherlei Unannehmlichkeiten; seine besten Freunde sahen es nicht gern, daß er sich in so bedenkliche Erörterungen einließ. „Eine der lustigsten Begebenheiten unseres Zeitalters kann ich vorläufig nicht verschweigen“, schreibt Goethe am 2. Mai an Schiller. „Wielanden ist durch ein heimlich demokratisches Gericht[3]) verboten worden, die Fortsetzung seiner „Gespräche“ im „Merkur“ drucken zu lassen. Das nächste Stück wird zeigen, ob der gute Alte gehorcht. Der arme Verfasser des „goldenen Spiegels“ und des „Agathon's“, der zu seiner Zeit Königen und Herren die wundersamsten Wahrheiten sagte, der sich auf die Verfassungen so trefflich verstand, als es noch keine gab, der edle Vorläufer des neuen Reiches muß nun in den Zeiten der Freiheit, da Herr P. (Posselt) täglich (in den „Europäischen Annalen“) den bloßen Hintern zum Fenster hinausreckt, da Herr G. (Gentz) mit der liberalsten Zudringlichkeit einem neuen Könige (Friedrich Wilhelm III. von Preußen) eine unbedingte Preßfreiheit abtrutzt, die Schoßkinder seines Alters, die Produkte einer Silberhochzeit, gleich namenlosen Liebeskindern verheimlichen. Vor vierzehn Tagen ungefähr kam er nach Weimar, um für diese Produktionen, mit denen er sich im stillen beschäftigt hatte, einiges Lob einzuerndten. Er las sie in allen Etagen unseres Geschmacks- und Gesellschaftshauses vor, und ward mit mäßiger Gleichgültigkeit aufgenommen, so daß er vor Ungeduld bald wieder auf's Land flüchtete. Indessen

---

1) Er war um diese Zeit wirklich in Weimar, wie der Briefwechsel mit Schiller (IV, 8) zeigt.

2) Vgl. Böttiger I, 217. Meyer hatte diese im vorigen Jahre kopirt. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe II, 187. Riemer I, 358 gedenkt eines Aquarellgemäldes von H. Meyer, auf welchem Goethe's spätere Gattin als jugendliche, allgemein ansprechende Gestalt in einer der Madonna della sedia verständig nachgebildeten Situation als Mutter mit ihrem Erstgeborenen auf dem Arm dargestellt war.

3) Stahr (II, 102) denkt hierbei an Knebel und Herder.

hielt man Rath, und jetzt, hör' ich, ist ihm angekündigt, diese Mestizen eines aristodemokratischen Ehebandes in der Stille zu erdrosseln und im Keller zu begraben; denn ausgesetzt dürfen sie nicht einmal werden." Wieland gab nur sechs dieser Gespräche in den „Merkur", unter diesen auch dasjenige, worin er auf Napoleon als künftigen Diktator hinweist (B. 32, 54); die zwischen diesen ausgelassenen erschienen mit den übrigen im folgenden Jahre im einunddreißigsten Bande der Werke. Anziehend ist es, Knebel's Urtheil über Wieland in den Briefen an Böttiger zu vernehmen.[1]) Am 12. Oktober 1797 schreibt er von Nürnberg aus, man habe zu Weimar in politischen Sachen gar kein Urtheil. „Was hat Wieland nicht alles gesagt, den jede neue Bewegung anders stimmte, und überhaupt wirft man uns in Weimar vor, daß wir gar keine Prinzipien hätten, welches auch so ganz ohne Grund nicht gesagt ist, wenigstens keine Konsequenz." Und am 4. April 1798 bemerkt er: „Danken Sie dem guten Vater Wieland für sein herzliches Andenken, so wie ich den Genien der Dichtkunst und guten Sprache danken will, daß sie ihn so wohl erhalten. Nur (unter uns gesagt!) wollte ich, daß Sie ihn aus seinem politischen Dialog unter vier Augen bald ganz gemächlich herausbrächten. Zu Anfang der Revolution ist es in der That erlaubt gewesen, manches auf diese Art zu räsonniren und deräsonniren, und weil man noch nicht wußte, was aus dem Kinde werden sollte, es mit Fabeln und Geschichten voriger Zeiten zu vergleichen. Jetzt erwartet man von einem Manne, wie Wieland, tiefere Blicke, allgemeinere Resultate, nach den Angaben und Fortschritten, die wirklich der menschliche Geist und Verstand vor jenen Zeiten voraus hat, und die in moralischen Dingen, wie in chymischen, durch eine Veränderung des Prozesses und neuer Hinzuthat einiger Materialien auch einen ganz veränderten Zustand hervorbringen. Uebrigens unter den Augen eines Buonaparte, die in dergleichen Sachen doch wohl mehr, als die vier Wielandischen sehn möchten, so — ich darf es wohl sagen — dreist hinein in die Welt zu sprechen — pudor vetat.[2]) Wir andern, die wir noch das Brod der kleinern Fürsten Deutschland's essen, sollten von politischen Dingen lieber gar schweigen. Erstlich sieht man uns den bornirten Horizont gar zu sehr an, und überdies spürt man doch auch immer was von der unterthänigen Nachschleicherei, wie es der selige Pastor Stolle zu nennen pflegte." Auf ähnliche Weise urtheilten in Weimar wohl die meisten Besonnenen über Wieland's gutmüthiges Politisiren, und vor allen Goethe.

Letzterer hatte unterdessen das in der Nähe von Oßmannstedt, in demselben Thale auf der linken Seite der Ilm, $1\frac{3}{4}$ Meile nordöstlich von Weimar gelegene Freigut zu Oberrosla käuflich an sich

---

1) Knebel's „Nachlaß" III, 25. 31 ff.
2) „Verbietet die Scham." Hor. carm. I, 6, 9. 10.

gebracht, wodurch sich ein freundnachbarliches Verhältniß zu Wieland bildete. Schon am 10. März meldet er an Schiller, er habe endlich dieses Gut doch erstanden, nachdem die bisherigen Pächter und sein Mitbewerber, Hofrath Gruner, ihm diese Erwerbung zwei Jahre hindurch sauer gemacht.[1] Am folgenden Tage besah er das Gut zuerst, wo sich denn fand, daß er noch einen leidlichen Kauf gethan habe, obgleich es der damaligen Nutzung nach zu hoch geschienen hatte. Erst um Johanni nahm er das Gut in Besitz. „Meine Geschäfte sind in Rosla zu meiner Zufriedenheit abgelaufen", schreibt er an diesem Tage an Schiller; „meine Assistenten haben mir Sorge und Nachdenken erspart, und ich brauchte nur zuletzt über gewisse Dinge zu entscheiden, die bloß vom Willen des Eigenthümers abhängen. — Wieland war in Oberrosla[2]) sehr munter. Das Landleben macht ihm noch immer viel Freude, doch hat er's eigentlich (da er erst um Jacobi 1799 die Ländereien, Wiesen und Waldungen[3]) übernehmen konnte) noch nicht angetreten. Die Vorbereitungen dazu kommen mir vor, wie das Kollegium der Anthropologie, das manchen ehrlichen Kerl schon in die Mühseligkeiten der Medizin gelockt hat. Mich sollen, will's Gott, die Wiesen, sie mögen noch so schön grün sein, und die Felder, sie mögen zum besten stehn, nicht auf dieses Meer locken." Die letztern Worte erinnern an die Aeußerung Goethe's an Knebel im Briefe vom 19. Mai 1783: „Auch werde ich niemand, der nicht von der Erde geboren ist, rathen, sich mit der Erde einzulassen. Es ist schwer, ihr etwas abnehmen, und thöricht, ihr noch gar hingeben. Das letzte thut jeder, der nur einige Imagination zum Feldbau und zur Landwirthschaft bringt. Der gute (Oberstallmeister von) Stein (mit seinem Gute zu Kochberg) ist ein trauriges Beispiel." Daß er sich nicht einfallen lassen werde, das Gut selbst zu administriren, äußert er schon am 18. März an Knebel, doch müsse er sich in das geheimnißvolle, von denen, die im Besitz seien, sorgfältig verwahrte Feld der Landwirthschaft wagen, um nur deutlich zu wissen, was er besitze. In den „Annalen" bemerkt er (B. 26, 70): „Der Besitz des Freiguts zu Rosla nöthigte mich, dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältnissen näher zu treten, und verlieh gar manche Ansichten und Mitgefühle, die mir sonst völlig fremd geblieben wären. Hieraus entstand mir auch eine nachbarliche Gemeinschaft mit Wielanden, welcher freilich tiefer in die Sache gegangen war, indem er Weimar völlig verließ und seinen Wohnort in Oßmannstedt aufschlug. Er hatte

---

1) Hiernach fällt die erste Absicht auf dieses Gut schon 1796, nicht erst 1797, wie B. 26, 63 angegeben wird.

2) Demnach hätte dieser ihn dorthin begleitet. Oder wäre Oberrosla hier ein bloßer Schreibfehler für Oßmannstedt, wie ähnliche Verwechselungen so gar häufig vorkommen.

3) Es bestand aus zweihundert Acker Land, siebzehn Acker Wiesen und fast hundert Acker Waldungen. Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe" IV, 142.

nicht bedacht, was ihm am ersten hätte einfallen sollen, daß er unserer Herzogin Amalia und sie ihm zum Lebensumgang völlig unentbehrlich geworden. Aus jener Entfernung entstand denn ein ganz wunderbares Hin- und Wiedersenden von reitenden und wandernden Boten, zugleich auch eine gewisse, kaum zu beschwichtigende Unruhe." Doch muß Goethe in der Gedächtnißrede auf Wieland (B. 27, 441) gestehn, daß dieser gerade auf seinem Gute in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschienen sei, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber wie er, da die Menschen ihn nicht entbehren konnten, als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelt habe. Die mehrfachen Besuche, welche Goethe im Laufe des Jahres, oft auf einige Tage, in Oberrosla machte, führten ihn viel mit Wieland zusammen. So finden wir ihn Ende Juni und im August, wo er Schiller dorthin eingeladen hatte, zu Oberrosla,[1]) ebenso im September und November.[2])

Aber bei aller freundlichen Anhänglichkeit, die Goethe gegen Wieland bezeigte, dessen leidige Mantelhängerei besonders bei seinem politischen Gewäsche Knebel's tiefsten Unwillen erregte,[3]) fühlte sich der gute Alte doch mehr zu Herder und seiner Gattin gezogen, welche auf alle Weise ein nahes Verhältniß mit Wieland und Knebel wünschten, da sie im entschiedensten Gegensatz sich mit Schiller und Goethe, den „zwei großen Säulen Jachin und Boas",[4]) wie sie Herder spöttisch nennt, auseinandergesetzt hatten. Auch in dem aus dem Juli berichteten Spotte Wieland's, Klarheit sei jetzt das Lieblingswort von Goethe, das Genie habe sich zu Boden gesetzt und klares Wasser schwimme oben,[5]) erkennt man Herder's Einfluß. Ende November und Anfangs Dezember war Wieland zu Weimar bei Herder zu Gast. Damals erklärte er Goethe's im neuesten Musenalmanach erschienene herrliche Elegie „Amyntas" (B. 1, 261 f.) seltsam genug für unmoralisch, gestand aber, daß sie sonst, ausgenommen die „klägliche Klage", zum Vollendetsten gehöre, was unsere Sprache aufzuweisen habe.[6]) Auch diesmal wird er wohl mit Goethe zusammengekommen sein, wie wir es bei seinem folgenden Besuch im Januar 1799 ausdrücklich erwähnt finden.[7]) Goethe's Reineke lobte Wieland damals gar sehr.[8]) An

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 470 a. 487.
2) Vgl. daselbst Nro. 504. 520. 522. 527.
3) Vgl. Knebel's „Nachlaß" III, 42.
4) Vgl. daselbst II, 279. Herder spielt auf die Stelle im ersten Buch der Könige 7, 21 an.
5) Vgl. Böttiger I, 221.
6) Vgl. daselbst 224 ff., wo S. 232 in der letzten Zeile Dezember statt November zu lesen ist. Wieland's Ausstellung bezieht sich auf die Worte:

Als tief erseufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir liebliche Klage sich goß.

7) Vgl. Böttiger I, 233 ff.
8) Vgl. daselbst 239.

einer am 6. Februar veranstalteten Schlittenfahrt zu Wieland nach Oßmannstedt nahm er freundlichen Antheil. Die Freundschaft für Herder verleitete Wieland auch zu der höchst unbesonnenen Anpreisung von Herder's „Metakritik"[1]) im Maihefte des „Merkur",[2]) welche um so auffallender erschien, als gerade sein Schwiegersohn Reinhold in demselben „Merkur" früher als entschiedener Vertheidiger und Ausbreiter von Kant's Philosophie aufgetreten war, und jetzt gar an Fichte sich angeschlossen hatte.[3]) Goethe ward hierdurch sehr unangenehm betroffen, da auch er an Kant's philosophischen Lehren einen sehr bedeutenden Antheil nahm, und besonders durch Schiller innigst mit demselben befreundet war, Herder's Verketzerung aber ihm einen höchst widerwärtigen Eindruck gemacht hatte. In einem Briefe vom 5. Juni äußert er gegen Schiller: „Mit welcher unglaublichen Verblendung der alte Wieland in den allzufrühen metakritischen Triumph einstimmt, werden Sie aus dem neuesten Stücke des „Merkur's" mit Verwunderung und nicht ohne Unwillen ersehn. Die Christen behaupteten doch[4]), in der Nacht, da Christus geboren worden, seien alle Orakel auf einmal verstummt, und so versichern nun auch die Apostel und Jünger des neuen philosophischen Evangelii, daß in der Geburtsstunde der Metakritik der Alte zu Königsberg auf seinem Dreifuß nicht allein paralysirt worden, sondern sogar, wie Dagon, herunter und auf die Nase gefallen sei; kein einziges der ihm zu Ehren errichteten Götterbilder stehe mehr auf seinen Füßen, und es fehlt nicht viel, daß man nicht für nöthig und natürlich finde, sämmtliche Kantsgenossen, gleich jenen widerspenstigen Baalspfaffen, zu schlachten. Für die Sache selbst ist mir es kein gutes Anzeichen, daß man glaubt, solcher heftigen und doch keineswegs auslangenden Empfehlungen zu bedürfen." Schiller erwiedert: „Das Geschrei, das Wieland von Herder's Buch erhebt, wird, wie ich fürchte, eine ganz andere Wirkung thun, als er damit beabsichtigt. Wir können es in aller Gelassenheit abwarten, und wollen bei dieser Komödie, die bunt und lärmend genug werden wird, als ruhige Zuschauer unsere Plätze nehmen. Unterhaltung gibt sie uns gewiß." Nur zu bald sollte sich zeigen, wie sehr Schiller Recht hatte, nicht bloß in den Streit-

---

1) „Die Metakritik wird künftige Woche bei Ihnen erscheinen", schreibt Herder's Gattin schon am 11. April an Knebel („Nachlaß" II, 327), und Herder selbst dankt in dem merkwürdigen Briefe vom 6. Mai („Nachlaß" II, 278 f.) für den Beifall, mit dem Knebel das Buch aufgenommen. Vgl. auch Herder's Brief bei Böttiger I, 197 f. und Knebel daselbst II, 220. 225.

2) Wieland's Antwort auf den Dankbrief von Herder's Gattin findet sich in Wieland's „ausgewählten Briefen" IV, 235 f., wo im Datum Juni statt Januar zu lesen ist.

3) Wieland meinte, Reinhold habe durch ein System der Popularität sich die Oberherrschaft über alle Kantische Philosophie erwerben müssen. Vgl. Böttiger I, 222.

4) So berichten die Legenden der apokryphischen Evangelien.

schriften gegen Herder,[1]) sondern auch in den Angriffen auf Wieland selbst.

Anfangs Juli kam Wieland bei der Anwesenheit des Königs und der Königin von Preußen, wahrscheinlich auf den Wunsch des Hofes, nach Weimar.[2]) „Wieland verbat sich's sogleich", erzählt Böttiger,[3]) „an die Tafel gezogen zu werden, und wurde daher während der Vorstellung des „Wallenstein" (am 5. Juli) vom Herzoge selbst dem Könige und der Königin präsentirt. Der König sagte, er freue sich, einen Mann persönlich kennen zu lernen, von dessen Schriften er vieles gelesen hätte. Er machte eine feine Bemerkung, wie vortheilhaft einem Dichter der Aufenthalt auf dem Lande sein müsse. — Endlich sagte er auch: Es freut mich, daß die Deutschen gerecht gegen Sie sind, und eine so schöne Ausgabe Ihrer Werke gemacht haben. Wieland erwiederte, dies hätten vielleicht andere Schriftsteller noch weit mehr verdient; es sei vorzüglich Gunst seines Verlegers. Nein, sagte der König. Es ist Ihr Verdienst." Noch mehr wurde Wieland durch die anspruchslose, von aller Gefallsucht entfernte Grazie der Königin entzückt, die in seinen Schriften, besonders in seinem „Oberon", große Belesenheit bekundete. Die edle Königin Luise zeichnete damals ohne Zweifel auch Goethe, mit dessen Mutter sie als Kind vertraut bekannt geworden war, besonders aus. Beide Männer werden eine solche ehrenvolle Bevorzugung von den Preußischen Majestäten sich in neidlosester Freude gegönnt haben.

Daß trotz des unbesonnenen Angriffes auf Kant[4]) Goethe die

---

1) Herder, der schon im Mai an Knebel geschrieben, er habe sich die Ohren mit Baumwolle und weißem Jungfernwachs verstopft, berichtet im Oktober 1799 (II, 287, wo das vom Herausgeber vermuthete Datum offenbar irrig ist): „Sie werden jetzt manche Widerlegungen der „Metakritik" und Pasquille auf mich lesen; eins habe ich gelesen, und keins mehr! Ich will und muß meinen Gang fortgehn."

2) Vgl. Goethe's Brief an Knebel Nro. 207. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 587. 593. In den „Annalen" gedenkt Goethe dieses Besuches nicht, auf dessen Veranlassung der Erbprinz auf einige Zeit in sein Haus ziehen mußte, da die damaligen Räumlichkeiten des Hofes sonst zum Empfange nicht hingereicht haben würden.

3) In Raumer's „historischem Taschenbuch" X, 439 f.

4) Goethe bemerkt in den „Annalen" unter dem Jahre 1795 (B. 26, 52), bei der Abneigung Herder's gegen die Kantische Philosophie sei jeder Versuch, das Verhältniß mit diesem herzustellen, fruchtlos gewesen, um so mehr, als Wieland die neuere Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohns verwünscht und als Latitudinarier sehr übel empfunden, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft fixiren und allem humoristisch-poetischen Schwanken ein Ende zu machen gedroht habe. Merkwürdig ist eine frühere Aeußerung Wieland's über Kant, abgedruckt in Lewald's „Europa" 1840 III, 1 ff. Nach Gruber (Wieland II, 417) hätte Goethe anfangs in Bezug auf die Kantische Philosophie erklärt: „Wir sehen diese Philosophie als ein Phänomenon an, dem man auch seine Zeit lassen muß, weil alles seine Zeit hat", und hierdurch sei das Band, was ihn mit Herder umschlungen, auf einmal zerrissen; indessen scheint jene Aeußerung kaum ernstlich von Goethe gethan worden zu sein, und der Zerfall mit Herder ward zunächst wohl nicht durch Kant's Philosophie herbeigeführt.

alte Freundschaft für Wieland ungetrübt bewahrte, zeigte sich auf das deutlichste bei dem Besuche, den Wieland's Jugendgeliebte, Frau von la Roche, diesem bald darauf in Oßmannstedt abstattete. Schon am 5. Juni schreibt Goethe an Schiller: „Frau von la Roche ist noch nicht angekommen, verschiebt auch, so viel man vernimmt, ihre Reise. Vielleicht verzieht sich das Gewitter, ohne daß wir nöthig haben, zu den Lobeda'ischen Ableitern unsere Zuflucht zu nehmen.“ Bald darauf befand sich Goethe einige Tage auf seinem Gute, wo er zu seiner Freude über die Dorf- und Feldverhältnisse mehr in's klare kam.[1]) Am 17. Juli meldet derselbe an Schiller: „Meine Hoffnung steht auf den Anfang des Augusts, wo ich Sie wiederzusehn gedenke. Bis dahin wird auch wohl meine Roslaer Gutssache in Ordnung sein; denn ich habe noch die Lehn zu empfangen, und was dergleichen Dinge mehr sind. Madame la Roche ist wirklich in Oßmannstedt angekommen, und da ich mich gegenwärtig im Stande der Erniedrigung befinde, so brauche ich den Beistand der Unglücksburgemeisterin nicht, um diesem Besuch gehörig zu begegnen.“[2]) „Ich höre, daß Sie in Rosla sind“, bemerkt Schiller am 24. Juli, und an demselben Tage meldet Goethe von Weimar aus: „Frau von la Roche habe ich zweimal, erst in Tiefurt, dann in Oßmannstedt gesehen, und sie eben gerade wie vor zwanzig Jahren gefunden. Sie gehört zu den nivellirenden Naturen; sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter, und richtet das Ganze alsdann mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an; übrigens möchte man sagen, daß ihre Unterhaltung interessante Stellen hat.“ Wie freundlich-zutraulich Goethe damals gegen Wieland gewesen, und wie herrlich er Frau von la Roche und ihren Freund in Weimar bewirthet, erzählt die edle

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 590. 591.

2) Goethe hatte den Plan gehabt, um sich der Frau von la Roche zu entledigen, sie mit der als Dichterin bekannten Frau Bürgermeister Bohl im Dorfe Lobeda bei Jena (Schiller's Briefwechsel mit Körner I, 170) in Verbindung zu bringen. „Sie brauchen also das Unglück aus Lobeda nicht“, schreibt Schiller am 19. Juli. Schon im Juni 1781 besuchte Goethe diese Frau Bohl, und er erklärte an Frau von Stein (II, 77), er wolle für die Enkel „der Burgemeister“ ein außerordentlich Geschenk an Leinwand, Kattun u. s. w. von den Herrschaften verlangen. Fast fünf Jahre später, am 25. April 1786, schreibt er an Frau von Stein: „Von da (ritt ich) nach Lobeda, und fand die gute Bohl, aber auch wie! Ich muß dir ihre Wirthschaft, ihr Wesen im Detail beschreiben; es ist ein seltsam Tableau.“ Knebel trägt am 15. Januar 1792 in sein Tagebuch ein („Nachlaß“ III, 387): „Reiche Naturen, wie wenig Gestalt gewinnen sie dennoch ohne äußere Bildung und Umstände! Ich bemerkte dies an der Bürgermeister Bohlin, die mich diesen Morgen besuchte. Sie kehren dann zurück zu sich selber, und haben wohl die Spur, wo zu suchen ist, können aber dennoch nur selten das Gehörige finden.“ Im Jahre 1814 nahm Goethe sich der damals in äußerste Noth versunkenen, durch Talent und Charakter achtungswerthen Frau mit schönster Theilnahme an. Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 442 ff. Kurz vor dem Besuche der Frau von la Roche muß sie ein besonderes Unglück, vielleicht durch Blitzschlag, getroffen haben.

Frau selbst.[1] „Schöne Stunde", so beschreibt sie ihren Aufenthalt zu Oßmannstedt, „in welcher ich nach so langer Trennung zwischen Wieland und seiner mir so werthen Frau saß! — Ich schlief spät ein; denn meine Seele war zu sehr bewegt, und ich hörte noch Wieland's ungekünsteltes, aber seelenvolles Klavierspiel, mit welchem er alle Abende seine Ideen und Gefühle unter dem Einfluß seines sympathetischen Freundes Horaz in sanften Einklang bringt.[2] — Mein Erwachen war heitere Freude. — Die Ansicht aus dem Fenster war mir feierlich. Zwei große symmetrische Wohngebäude, welche auf einer Seite durch eine dichte Reihe hoher, schlanker Bäume verbunden sind, auf der andern an die Mauer des Vorhofes sich anschließen, der ein schönes Wasserbecken in der Mitte hat, welches unter dem Schutz einer Sirene den Ablauf eines doppelten Springbrunnens erhält. — Mit wie vielem Vergnügen und Theilnahme lernte ich das ganze Innere der Gebäude und den weiten Umfang des Gartens kennen, welcher sich an den Ufern der Ilm mit einem Birkenwäldchen schließt. — Ich speiste täglich mit sieben Kindern von Wieland, sah vier seiner Enkel, und sein zweiter Sohn wurde mir von ihm als Verwalter seiner Landwirthschaft vorgestellt. — Der Wechsel von Büchern und ländlichen Auftritten war äußerst angenehm. Wieland und sein ältester Sohn legten bald dieses, bald jenes neue Werk auf meinen Tisch, worüber gesprochen wurde; dann kam eine Tochter mit Gläsern voll köstlicher Buttermilch, eine andere den Tag nachher mit einem Teller voll Kirschen, die gute Julie mit einem Korb voll Rosen. Dann sah ich sie auch unter der Leitung der besten Mutter mit Sorge für die Wäsche, für die Küche und den Keller, mit Bereitung des Flachses, mit der Milchkammer und Leinwandbleiche beschäftigt. Es würde jeden klugen Mann gefreut haben, uns zu begleiten, als Wieland mich in den Wirthschaftshof führte, mir Scheunen und Stallungen zeigte, und wir mit ihm seinen Schafen entgegengingen, ich aber bei jedem Schritt seine Liebe zum Feldbau und seine Einsichten darin bewunderte." Zu dieser Beschreibung von Wieland's patriarchalischem Leben, worin Goethe ihn so gern sah und wahrhaft liebte, halte man die Aeußerung in einem Briefe an seine Tochter in Zürich vom 27. September: „Seit Jacobitag (25. Juli) haben wir nun unsere ganze Gutswirthschaft, wie man's hier zu Lande heißt, übernommen, befinden uns in völligem Besitz, und haben, des außerordentlich ungünstigen Jahrganges ungeachtet — denn wir hatten beinahe dieses ganze Jahr hindurch

---

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 548 ff. Das Diner bei Goethe rühmte auch die mit der Großmutter gekommene Enkelin Sophie Brentano. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 614. 615. Wieland's „ausgewählte Briefe" IV, 245 f. Böttiger I, 243 ff.

2) Zu Oßmannstedt hatte er sich ein Pianoforte von Schenk verschafft. Vgl. Böttiger I, 226. 233. Ueber sein früheres Klavierspiel auch I, 145 f.

Winter — noch eine ziemliche Erndte gemacht. Ich bin nun mit allen meinen Gebäuden, Scheunen, Ställen, Remisen rc. zu Stande; was noch fehlt, weil es sehr an Arbeitern gebricht, kommt allmählich noch nach, und binnen Jahr und Tag hoffe ich an manchem, was ich zur Verbesserung des Guts aufgewandt habe, Freude zu erleben. Von dem, was ich für die Nachkommenschaft pflanze, verlange ich billig nichts als das Vergnügen, zu sehn, daß es gedeihet. Ich habe nun drei schöne und tüchtig arbeitende Pferde, dreizehn Stück Rindvieh, welche binnen Jahr und Tag auf zwanzig vermehrt werden sollen, und achtzig Stück Schafe. Das ist alles, was ich dermalen ernähren und durch den Winter bringen kann; nach und nach wird es immer besser gehn. Wir befinden uns übrigens ohne alle Ausnahme wohl; die Landschaft und das Bauernleben schlägt uns allen herrlich zu, und unser eigenes Brod, eigene Butter, eigene Gemüse und Kartoffeln schmecken uns noch einmal so gut, weil ihr Genuß mit der Täuschung begleitet ist, als ob sie uns nichts kosteten, da wir kein Geld dafür ausgeben. Im Grunde ist das alles freilich theuer genug; indessen sehe ich doch, daß das Gut sein Interesse reichlich tragen wird."

Der durch die triumphirende Anzeige von Herder's „Metakritik" veranlaßte Gegenschlag sollte nicht lange auf sich warten lassen; denn im August erschien im „Athenäum" der beiden Schlegel, im sogenannten „litterarischen Reichsanzeiger", die bekannte citatio edictalis, kraft deren auf Ansuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crebillon, Hamilton und vieler andern Autoren über die Poesie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar concursus creditorum eröffnet, und da in der Masse mehreres Verdächtige und dem Anschein nach dem Horatius, Ariosto, Cervantes und Shakespeare zustehendes Eigenthum vorgefunden, jeder, der ähnliche Ansprüche titulo legitimo machen könne, sich binnen Sächsischer Frist zu melden vorgeladen wurde.[1] Goethe äußerte gegen Schiller, die Impietät gegen Wieland hätten die Schlegel unterlassen sollen; doch was wolle man darüber sagen, da man sie unter Wieland's Firma auch schlecht behandelt habe.[2] Indessen grollte Wieland doch Goethe, weil die „Xenien" zu allem diesem den Ton angestimmt hätten[3]), was Schiller selbst nicht läugnet.[4]) Für die voreilige Bemerkung in der Vorrede zu seinen Werken (oben S. 366) meinte Wieland selbst, habe er eine Züchtigung verdient, da er seit jener Zeit mehr als e i n Werk getroffen habe, das ihm Bewunderung abgenöthigt. Hätten die Schlegel

1) A. W. Schlegels Werke B. 8, 49. Ein anderer dort gemachter Angriff auf Wieland findet sich ebendaselbst S. 38.
2) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 626. Vgl. daselbst Nro. 625.
3) Vgl. Gruber II, 422 ff.
4) Im Briefe an Goethe Nro. 624.

mit dem Begriffe Recht, den sie vom Dichter aufgestellt, den aber bisher keine Zeit und kein Volk gekannt habe, so müsse er freilich gestehn, daß er nur drei Dichter kenne, Homer, Shakespeare und Goethe, wo er aber doch den Trost habe, in sehr großer und nicht ganz schlechter Gesellschaft sich vom Parnaß ausgeschlossen zu sehn.[1])

Die freundlichen äußern Beziehungen zwischen Wieland und Goethe dauerten ununterbrochen fort, wenn auch ersterer immer mehr von Herder angezogen wurde, und die damaligen Schriften der alten Freunde das Band, das sie umschlang, nicht gerade enger knüpfen konnten. Bei einem Besuche, den Wieland im April 1800 in der Stadt machte, scheint er von Goethe zugleich mit Voigt und Schiller zu Mittag geladen worden zu sein.[2]) Der immer gereiztere, schonungslose und zum Theil alle Sitte verletzende Ton der jüngern Schriftsteller, der Schlegel, Tieck, Merkel und Kotzebue, ward von Wieland bitter bedauert, der hierin nur einen Nachklang der leidigen „Xenien" erkannte, und von Herder immer mehr, so weit es bei Wieland's unverwüstlicher Gutmüthigkeit und seiner herzlichen Neigung zu Goethe möglich war, gegen diesen eingenommen wurde. Höchst bittere Stunden bereiteten dem guten Alten in demselben Jahre die schmerzlichen Leiden und der endlich am 20. September erfolgte Tod seiner geliebten jungen Freundin Sophie Brentano, welche auf seinem Oßmantinum, wie er sein Gut mit Hindeutung auf die Villen eines Cicero und Plinius zu nennen liebte, begraben wurde.[3]) Die Herzogin Mutter eröffnete dem durch diesen Verlust gebeugten Freunde eine heitere Troststätte in Tiefurt, wo Goethe mit ihm zusammengetroffen sein dürfte, der auch nicht verfehlt haben wird, ihm auf Oßmannstedt seinen freundnachbarlichen Besuch bei einem so schmerzlichen Verluste abzustatten. Bei der Geburtstagsfeier der Herzogin Mutter (am 24. Oktober) war Wieland diesmal nicht anwesend, doch ließ er es an einem herzlichen Glückwunsche nicht fehlen, und er freute sich sehr, als er vernahm, daß Goethe nach so langer Zeit wieder einmal durch eine schöne dichterische Gabe, durch die Aufführung von „Paläophron und Neoterpe", diesen Tag verschönt habe. „Herzlich hat es mich gefreut," schreibt er am 7. November an die verehrte Fürstin[4]), „daß Goethe sich dessen, was er in einer jüngern Zeit war, die nun unvermerkt die alte wird, aber, bei allen Göttern! — die gegenwärtige mag sagen, was sie will — die bessere war, wieder so schön erinnert hat. Möge die unerschöpfliche Geisteskraft, durch die er machen kann, was er will, und alles, was er macht,

---

1) Vgl. auch Wieland's Aeußerungen hierüber bei Böttiger I, 249 f. II, 196.

2) Vgl. den Briefwechsel mit Schiller Nro. 720.

3) Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe" IV, 251. Knebel's „Nachlaß" II, 335. Gruber II, 451 ff.

4) Vgl. Weimar's Album S. 97.

gut macht, ihn nie verlassen, und noch unzählige Mal so glücklich, wie dieses Mal, angewendet werden!"

Die grimmige Krankheit, von welcher Goethe gleich am Anfange des neuen Jahres und Jahrhunderts überfallen wurde, erfüllte Wieland, wie alle seine Freunde, auch diejenigen, die damals mit ihm in gespannten Verhältnissen standen, mit traurigster Besorgniß, wie seine baldige Genesung ihn mächtig erfreute und inniger ihm anschloß. Welche rührende Stimmung und kindlich liebevolle Herzlichkeit in Goethe's Seele damals herrschte, zeigt der herrliche Brief an Reichardt vom 5. Februar. „Da ich von der nahfernen Grenze des Todtenreichs zurückkehrte," äußert er hier, „begegneten mir gleich so viele Theilnehmende, welche mir die schmeichelhafte Ueberzeugung gaben, daß ich sonst nicht allein für mich, sondern auch für andere gelebt hatte. Freunde und Bekannte nicht allein, sondern auch Fremde und Entfremdete bezeigten mir ihr Wohlwollen, und wie Kinder ohne Haß geboren werden, wie das Glück der ersten Jahre darin besteht, daß in ihnen mehr die Neigung, als die Abneigung herrscht, so sollte ich auch bei meinem Wiedereintritt in's Leben dieses Glücks theilhaft werden, mit aufgehobenem Widerwillen eine neue Bahn anzutreten." Selbst Herder und seine Gattin dankten Gott, daß Goethe noch lebe, da er es doch immer sei, der Schranken setze, wenn es zu Weimar zu bunt gehe [1]), doch war ihnen jede Annäherung Wieland's an ihn höchst unangenehm. Am 25. März ging Goethe nach seinem Gute, von wo er erst am 15. April nach Weimar zurückkehrte; aber schon am 21. mußte er wieder nach Oberrosla, um beim Abzuge des alten Pachters gegenwärtig zu sein, den er erst am 28. los wurde, und um manches zu ordnen und zu bedenken, da der neue Pachter erst um Johanni eintreten konnte. [2]) „Oekonomen und Juristen," erzählt er B. 27, 80. „überließ man das Geschäft, und ergötzte sich einstweilen in freier Luft, und weil die Konklusion ergo bibamus zu allen Prämissen paßt (vgl. oben S. 24 f.) [3]), so ward auch bei dieser Gelegenheit manches herkömmliche und willkürliche Fest gefeiert; es fehlte nicht an Besuchen und die Kosten einer wohlbesetzten Tafel vermehrten das Defizit, das der alte Pachter zurückgelassen hatte." Die Anlage eines trockenen und geschützten Spazierganges hatte ihn, wie er an Schiller (Nro. 789) schreibt, weiter, als billig, geführt und mußte er bis zur Vollendung derselben auf dem Gute verweilen. [4]) Schon beim ersten Aufenthalt auf dem Gute hatte Goethe den alten Freund in Oßmannstedt besucht, worauf mehrfache freundliche Gegenbesuche stattfanden, bei

1) Vgl. Knebel's „Nachlaß" II, 337.

2) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 783. 786. 786a. 789.

3) Riemer „Briefe von und an Goethe" S. 376 f.

4) B. 27, 80: „Die eine buschige Seite des Abhangs, durch eine lebendige Quelle geschmückt, rief meine alte Parkspielerei zu geschlängelten Wegen und geselligen Räumen hervor."

denen man freilich die neueste Litteratur nicht ganz unberührt lassen konnte; und so werden Herder's „Adrastea", Wieland's „Aristipp" und Goethe's neueste Sachen, die Sammlung seiner neuen Gedichte, „Paläophron und Neoterpe", die Erzählung „die guten Frauen" u. a. zwischen den Freunden zur Sprache gekommen sein. Mit der ihr eigenen Bitterkeit schreibt Herder's Gattin am 22. April: „Wieland lassen wir gewiß nicht fallen; wenn er nicht von Goethe gerückt und verschoben wird, so ist sein erstes Gefühl doch so rein und schön. Er hat in seinem ersten Gefühl über die (von Herder herausgegebene) „Adrastea" an mich geschrieben, so rein und wahr.[1]) Böttiger, dem ich's vorlas, meinte, es müsse in den „Merkur"; Besseres und Herzlicheres könnte Wieland nicht darüber schreiben. Er schlug's Wieland vor, und er genehmigte es. Sie werden's also im nächsten Stück lesen. Goethe hat ihn bald nach diesem Brief in Oßmannstedt besucht, ihn nach Rosla eingeladen, wieder besucht rc., kurz ich merkte durch Gerning, daß Wieland für Goethe und Schiller das Wort nahm. Goethe spielt ewig seine Buhlerkünste, wenn er glaubt, jetzt sei ein Augenblick, da ein anderer außer seiner Clique etwas geleistet hat. O Lieber! uns ekelt dieser Buhlerlist! niedrig, eitel!" Die gestrenge Präsidentin nimmt es also Goethe im Ernst übel, daß er gelegentlich über die „Adrastea" seine Meinung gesagt, die auf Wieland, nachdem er etwas abgekühlt war, ihren Eindruck nicht verfehlt haben wird, und sie sieht darin Buhlerlist, daß er bei einem Besuche auf seinem Gute mit dem alten lieben Freund und Nachbar freundnachbarlich verkehrte. Wie wenig Schiller und Goethe fürchteten, durch Herder's „Adrastea" in Schatten gesetzt zu werden, zeigen ihre völlig gerechtfertigten Urtheile im Briefwechsel Nro. 780. 781. Bei einer solchen überreizten Stimmung und den niederträchtigen Zuträgereien wird es nicht schwer sein, die unmittelbar darauf folgende Aeußerung von Herder's „Eva" zu würdigen: „Einen Zug habe ich vorgestern von ihm (Goethe) gehört, der uns bisher fremd und unmöglich schien. — Einen edlen Charakter hatten wir ihm doch zugetraut!" Mit solchen Hieben und Stichen drang die edle Frau auf Goethe's „Urfreund" ein, um auch diesen von ihm abzuziehen! Goethe aber war auf nichts weniger bedacht, als auf eine Trennung Wieland's von Herder, dem dieser bis zuletzt treu blieb.[2])

Am 5. Juni reiste Goethe zur Herstellung seiner Gesundheit nach Pyrmont, und er kehrte erst am 30. August nach Weimar zurück. Wenige Monate darauf erlitt Wieland, der im Sommer Tiefurt besucht hatte[3]), durch den Tod der geliebten Gattin und Hausmutter, die er am 9. November nach einer glücklichen Ehe

---

1) Der hier gemeinte Brief vom 24. März findet sich in Wieland's „ausgewählten Briefen" IV, 254 ff.
2) Vgl. Böttiger II, 200.
3) Vgl. Böttiger I, 238.

von fünfunddreißig Jahren verlor, den härtesten Schlag, der ihn treffen konnte. „Die Hauptsache, aber leider! auch das Schwerste", schreibt er am 13. Dezember an seine Tochter Charlotte, „ist jetzt nur, mir die Entbehrung ihrer sinnlichen, körperlichen Gegenwart erträglich zu machen; denn noch immer ist mir alle Augenblicke, ich müsse sie sehen, oder fragen, wo sie sei, warum sie nicht komme. Alles erinnert mich, daß ich sie nicht mehr habe, und doch ist mir immer, es müsse nicht so sein, es könne nicht so sein; und dann ist die am Ende immer wiederkehrende grausame Gewißheit, daß es so ist, und nun nicht mehr anders sein kann, von einem Gefühl begleitet, das zum Glück immer nur ein Augenblick ist; denn lange dürfte es nicht dauern. — In diesem Alter ein neues Leben ohne sie beginnen sollen — du siehst, daß es unmöglich gehn kann. In dieser Epoche des Lebens vermag die Zeit nichts mehr; ich werde mich so lange nach ihr sehnen, bis sie mich nach sich zieht." Noch vierzehn Monate später äußerte er gegen Böttiger, seit dem Tode seiner Frau habe er alle Lebenslust verloren, und der Glanz, den die Sachen sonst für ihn gehabt, sei für immer verschwunden.[1]) In dieser weich wehmüthigen Stimmung mußte die Treue und Anhänglichkeit seiner Freunde als lieblichster Stern Wieland entgegenleuchten, und sein Herz mehr als je sich zur reinsten Anerkennung derselben gemuthet fühlen. So ist es denn nicht zu verwundern, daß bei den von Kotzebue's Partei gegen Goethe angezettelten Intriguen, die in einer auf den 5. März bestimmten Festvorstellung ihren Triumph feiern sollten[2]), Wieland sich wacker benahm[3]), wie Goethe selbst (B. 27, 121) bemerkt, wobei er hinzufügt, Wieland sei immer redlich gewesen, nur manchmal, wie es einem jeden geschehe, in augenblicklicher Leidenschaft, bei eingeflößtem Vorurtheil, in Abneigungen, die nicht ganz zu schelten gewesen, verführt worden, eine launige Unbilligkeit zu äußern. Da Goethe im Laufe des Jahres, besonders, wie es scheint, vom August an, sich mehrfach auf seinem Gute zu Oberrosla befand, so gab dieses zu häufigen Besuchen bei Wieland Veranlassung.[4]) „Wir besuchten ihn oft nach Tische", erzählt er (B. 27, 122), „und waren zeitig genug über die Wiesen wieder zu Hause." Der Tod seiner Gattin, die er noch immer als seinen hingeschwundenen „Engel" sehnsüchtig verehrte, so wie die schlechten Jahre 1801

---

1) Vgl. Böttiger I, 259 f.

2) Vgl. B. 27, 104 ff. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nr. 815. 818. 820. Falk „Goethe aus näherm persönlichen Umgang dargestellt" S. 176 ff. Riemer I, 25. Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung von W. C. S. 72 ff.

3) Er scheint damals auf einige Tage in Weimar gewesen zu sein. Vgl. Knebel's „Nachlaß" II, 361.

4) An seine Tochter Charlotte schreibt Wieland am 10. Juni, er befinde sich zu Tiefurt bei der Herzogin Mutter, wo er den größten Theil des Sommers zubringen werde. Auch dort wohl sah ihn Goethe.

und 1802 verleideten Wieland den Besitz seines so hoffnungsvoll angetretenen Gutes, das keineswegs seine Kosten beibrachte. Goethe erzählt uns (B. 27, 121 f.), wie Wieland einmal humoristisch auseinandergesetzt habe, welches Umschweifes er bedürfe, um der Natur nur etwas Genießbares abzugewinnen; „er wußte", sagt er, „die Umständlichkeiten des Erzeugnisses der Futterkräuter gründlich und heiter darzustellen: erst brachte er den sorgsam gebauten Klee mühsam durch eine theuer zu ernährende Magd zusammen, und ließ ihn von der Kuh verzehren, um nur zuletzt etwas Weißes zum Kaffee zu haben."

Schon im Februar des folgenden Jahres (1803) gelang es Wieland, sein einst so geliebtes Oßmannstedt an den Hofrath Kühn aus Hamburg zu verkaufen. „Freuen Sie sich mit Recht", schreibt Herder's Gattin am 19. Februar an Knebel, „daß Wieland's Gut so vortheilhaft für 30,000 Thaler verkauft ist. Dies hat ein guter Genius gethan!" Daß Wieland zu diesem Schritte besonders von der Herzogin Mutter angetrieben worden, bemerkt Goethe B. 27, 441. Gleich darauf finden wir ihn bei dieser hohen Gönnerin in Weimar, wo er seinen neuen Roman „Menander und Glycerion" vorliest, welcher Wieland's freundliche Anmuth in ungetrübtem Lichte zeigt.[1]) Im April verließ er mit tiefster Rührung sein Oßmantinum, welches ihm so manchen Genuß im stillen Umgange mit der Natur bereitet, aber ihm auch sein Theuerstes, die herzlich geliebte Gattin, entrissen hatte, deren heilige, neben der früh verblichenen Enkelin seiner Jugendgeliebten ruhende Reste er leider auf jetzt fremdem Boden zurücklassen mußte. In der Stadt hatte er sich das am Theater G 26 gelegene ehemalige Paulsen'sche Haus gegenüber dem Garten des von der Herzogin Mutter bewohnten sogenannten Palais gemiethet, wie er schon am 12. Februar dieser edlen Fürstin meldet, indem er hinzufügt, daß es für ihn jetzt nur die Vergünstigung eines Schlüssels bedürfen werde, um mit aller Bequemlichkeit, die er nur wünschen könne, in's Himmelreich einzugehn; denn dieses werde für ihn immer jeder Ort sein, wo sich die über alles verehrte und geliebte Fürstin aufhalte, deren Huld und herablassende Güte so wohlthätige Sonnenblicke auf den späten Abend seines Lebens werfe.[2]) Ganz Weimar empfing den guten Alten mit höchster Theilnahme und innigster Liebe. Die Herzogin Mutter zog ihn jetzt in ihren nächsten Kreis, so daß er ihr täglicher Gesellschafter ward, sie nach ihrem Sommersitz zu Tiefurt begleitete und als Glied des herzoglichen Hauses und Hofes galt, woher ihm auch von jetzt an ein Ehrenplatz in der herzoglichen Loge angewiesen ward. Auch mit der edlen, geist- und herzvollen jungen Prinzessin Karoline und deren Erzieherin, Knebel's vortrefflicher Schwester, trat er in nächste Beziehung, wie

1) Vgl. Knebel's „Nachlaß" II, 344.
2) Vgl. Weimar's Album S. 100. Schöll's „Weimar" S. 197 f.

der erhaltene Briefwechsel bezeugt.[1]) So sendet er dieser am 9. September mit Genehmigung der Herzogin Mutter die von Goethe bekanntlich zu seiner „natürlichen Tochter" benutzten Memoiren der vorgeblichen Prinzessin Stephanie de Bourbon-Conti, wobei er den Wunsch äußert, der Prinzessin bald seine Aufwartung machen zu dürfen. Von den Gesetzen der strengen Hofetiquette war er ohne Zweifel schon damals ganz befreit[2]), und durfte ungestört in seinen Tuchstiefeln erscheinen. Mit Goethe, der sich im Mai sein Oberroslaer Besitzthum mit Vortheil vom Halse schaffte, wenn er auch erst gegen Ende des Jahres ganz davon befreit wurde[3]), ward das freundliche Verhältniß fortgesetzt, wobei auch die durch die am 13. Juni gefeierte Konfirmation seines Sohnes August[4]) veranlaßte Annäherung an Herder sehr förderlich wirkte. In diesem Sommer, im Juni oder Juli, war es wohl, daß sich Wieland und Goethe mit Zelter bei der Herzogin Mutter zusammenfanden. „Vielleicht erinnerst du dich", schreibt Zelter im Jahre 1829 (Nro. 653) an Goethe, „da ich sie (die Melodie zu der Ballade „der Gott und die Bajadere") der Herzogin Mutter Amalia vorsang, daß Wieland zur Herzogin sagte, er habe nicht geglaubt, daß eine und dieselbe Melodie so oft wiederholt werden könne, ohne lästig zu werden, ja im Gegentheil mehr einzugreifen vermöge."[5])

Von der innigen Verbindung Goethe's und Wieland's gibt das von ihnen gemeinschaftlich bei Cotta herausgegebene „Taschenbuch auf das Jahr 1804" ein schönes Zeugniß. Bei Cotta, mit dem er durch Goethe in Verbindung gekommen sein dürfte, erschienen auch Wieland's Romane „Menander und Glycerion" und „Krates und Hipparchia". Daß der Beifall und die Louisdor's, welche der letztere Roman ihm eingebracht (er erschien als Neujahrsgeschenk auf das Jahr 1805), den guten Alten erfreut, bemerkt Fräulein von Göchhausen[6]), mit Hindeutung auf die kindliche Wonne, welche dieser stets an schönen runden Goldstücken hatte.[7]). Im Sommer und Herbst verlebte Wieland zu Tiefurt im Schoße der Natur und unter den Flügeln der besten Fürstin „halcyonische Tage".[8]) Dagegen bereitete ihm der am 18. Dezember erfolgte Tod Herder's das bitterste Wehe.

Die glückliche Vermählung des Erbprinzen mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna, welche am 9. November ihren feierlich glänzenden Einzug in Weimar hielt, mußte sein dem Für-

---

1) Die Briefe finden sich abgedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt" 1835 Nro. 127 ff.
2) Vgl. daselbst S. 523.
3) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe VI, 195. B. 27, 136.
4) Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 348.
5) Vgl. Knebel's Brief an Goethe Nro. 243.
6) Bei Böttiger II, 243.
7) Vgl. Wieland's „ausgewählte Briefe" IV, 36 f.
8) Vgl. Knebel's „Nachlaß" II, 217.

stenhause treu ergebenes Herz mit jubelnder Freude erfüllen. Fehlen uns auch alle bestimmten Nachrichten von einer persönlichen Berührung Wieland's und Goethe's in diesem für Weimar so höchst folgereichen Jahre 1804, so sind wir doch in jeder Beziehung zu der Annahme berechtigt, daß das sehr freundliche Verhältniß der beiden Dichter auch in diesem Jahre ungetrübt fortbestanden und es an mehrfachem persönlichen Zusammensein nicht gefehlt haben werde, wie zum Beispiel bei der größern Gesellschaft, welche die Herzogin Mutter der Frau von Stael zu Ehren gab (B. 27, 147[1])) und später bei den durch die Ankunft der liebreizenden, dem Erbprinzen vermählten Kaiserstochter veranlaßten Festlichkeiten, Goethe und Wieland sich ohne Zweifel berührten. Wie beglückt sich Wieland durch die Ankunft der Großfürstin fühlte, zu deren Empfang er eine kleine Anrede für die Mädchen der Stadt, unter denen sein Luischen sich befand, gedichtet hatte[2]), beweist sein Brief an Böttiger vom 22. November.[3]) „Sie ist über allen Ausdruck liebenswürdig", schreibt er. „Es scheint unmöglich, mehr angeborene Majestät mit einer vollkommenern Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit und mit allem Anstand, aller Feinheit und Schicklichkeit im Betragen gegen alle Arten Menschen, kurz mit dem πρέπον (dem Ziemlichen), das nur die größte Welt geben kann, eine reinere Unschuld der Seele, Herzensgüte und Holdseligkeit zu vereinen. Ich danke dem Himmel, daß er mich lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens eines solchen Engels[4]) in jungfräulicher Gestalt noch in meinem zweiundsiebzigsten Jahre zu genießen." Wieland kam häufig mit ihr und dem Erbprinzen bei der Herzogin Mutter zusammen, wo er sich ihrer heitersten Anmuth und theilnehmendsten Huld zu erfreuen hatte.[5])

Die gefährliche Krankheit, welcher Goethe im folgenden Jahre (1805) fast erlegen wäre, wird Wieland's Liebe zu ihm neu aufgeregt haben, wie er den Verlust, den dieser an Schiller erlitt, tief empfinden mußte. Im Winter 1805 auf 1806 hielt Goethe vor einem Kreise von Damen, unter denen sich Fräulein von Göchhausen befand, Mittwochs von 10 bis 1 Uhr Vorlesungen über verschiedene naturwissenschaftliche Gegenstände, die auch Wieland zuweilen besuchte.[6]) Die Ankunft des Kaisers von Rußland am

1) Wieland sah diese geistsprühende Frau während der dreizehn Wochen ihrer Anwesenheit fast täglich und hielt sie für das außerordentlichste Wesen, das jemals in weiblicher Gestalt auf diesem Erdenrund gesehen worden, obgleich er, wenn er sich mit ihr allein befand, kalt wie ein Gletscher ihr gegenüberstand. Vgl. Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 101 f.

2) Vgl. Böttiger II, 245.

3) In Raumer's „historischem Taschenbuch" X, 445.

4) Goethe nennt sie eine schöne junge Heilige, zu der es wohl zu wallfahrten der Mühe werth sei. Vgl. seinen Brief an Johannes Müller vom 25. Januar 1805.

5) Vgl. Böttiger II, 249.

6) Vgl. Böttiger II, 255. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, 198. Briefe von Goethe und dessen Mutter an Friedrich von Stein S. 168.

6. November setzte ganz Weimar, besonders den Hof, in Bewegung. Der Kaiser zeichnete Wieland und Goethe aus, und schickte beiden, wie den Damen vom ersten Range, Visitenkarten zu.[1])

In der Jenaer Litteraturzeitung vom 16. Juli 1806 bemerkte Goethe bei Gelegenheit der Beurtheilung eines Romans „Melanie das Findelkind", worin die Baronesse, als Wieland's Gönnerin, von der Fürstin Aurora zur Oberhofmeisterin ernannt wird: „Den Dekan des deutschen Parnasses könnte es doch wohl freuen, wenn er seinen großen Einfluß auf Besetzung der ersten Hofstellen vernähme" (B. 32, 186). In demselben Jahre beschäftigte ihn sehr angelegentlich Wieland's Uebersetzung des Horazischen Briefes an die Pisonen (B. 27, 218). Auf einen glücklichen Sommer, den Wieland zu Tiefurt verlebte, folgten die wilden Verwirrungen des Krieges, in welchen seine fürstliche Gönnerin ihren stillen Ruhesitz verlassen und die Erbprinzessin, als russische Großfürstin, in Begleitung des Erbprinzen, flüchten mußte; darauf die unheilvolle Schlacht bei Jena und die schreckliche Verwüstung und Brandschatzung Weimar's, bei welcher Wieland einen ehrenvollen Beweis von der Achtung, die er im Auslande genoß, dadurch erhielt, daß man sein Haus, als die Wohnung des „Voltaire von Deutschland", unter den Schutz einer besondern Wache stellte, und der Marschall Ney ihn freundlich besuchte[2]). „Ich höre von Goethen", schreibt Wieland am 5. November an Knebel, „daß der gute Genius, Mercurialium custos virorum[3]), der sich in den gräulichen Tagen und Nächten vom 14. bis zum 17. Oktober um mich hergelagert, und mich und die Meinigen, bloß ein paar Dutzend de bonne grâce nach und nach ausgelieferte Flaschen Wein ausgenommen, vor allem Unfall bewahrt hat[4]), auch Ihnen, theurer Freund, wie billig, zur Seite gestanden." Wieland rettete sich aus der trüben Gegenwart in das klassische Land, indem er sich ganz in die Uebersetzung der Ciceronischen Briefe vertiefte. Zum Glücke für ihn kehrte die Herzogin Mutter bald nach Weimar zurück. Schon am 26. April ward das Theater wieder eröffnet, auf welchem am Anfange des folgenden Jahres Goethe's lange vorbereiteter „Tasso" zur Aufführung kam.[5]) Auf besondere Veranstaltung des Dichters, sah man, als der Vorhang sich erhob, statt der Hermen Virgil's und Ariost's, die den Garten von Belriguardo schmücken sollen, die Büsten Schiller's und Wieland's[6]), von wel-

---

1) Vgl. Böttiger II, 256 ff. 286 f. An letzterer Stelle ist das Datum 1808 offenbar irrig.

2) Vgl. Gruber II, 468 f.

3) Hor. carm. II, 17, 29. 30.

4) Auch in einem Briefe an Gräter („ausgewählte Briefe" IV, 281) rühmt Wieland, daß die Franzosen sehr artig mit ihm umgegangen seien.

5) Vgl. B. 27, 229 f. 35, 360. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 298.

6) Vgl. Gruber II, 463 ff.

chen letzterer selbst einige Aehnlichkeit zwischen seinen und Ariost's Gesichtszügen zu finden meinte.[1]) Wie hätte Goethe seinem Wieland die neidlose Anerkennung und Bewunderung, die er ihm bei ihrer ersten Bekanntschaft entgegengebracht hatte, schöner und ehrenvoller vergelten können!

Aber nur zu bald sollte der am 10. April erfolgte Tod der Herzogin Mutter den guten alten Freund in die tiefste, trostloseste Betrübniß versenken. „Wenn Weimar durch diesen Schlag des Schicksals, den härtesten von allen, die uns seit einigen Jahren getroffen, auch nichts verloren hätte", schreibt er an Friedrich von Müller[2]), „als den Vereinigungspunkt aller 'καλῶν καὶ ἀγαθῶν (Guten und Edlen), der Einheimischen und der Fremden, die zu uns kamen — was soll uns dafür entschädigen? Ich für meinen Theil ziehe mich nun mehr, als jemals, in mein Schneckenhäuschen zurück, und da mich alle andere Musen verlassen haben, danke ich den Göttern, daß ich noch in Cicero's Briefen Beschäftigung, Nahrung und Vergnügen zugleich für die Tage, die ich noch zu leben haben mag, gefunden habe." „Was wir an dieser Fürstin verloren haben", äußert er darauf am 17. April an Böttiger[3]), „wissen und fühlen Sie gewiß so gut und stark, wie ich. Sie war in ihrer Art so gut die Einzige, als Friedrich II. in der seinigen. — Beklagen Sie mich, der nach und nach beinahe alle überlebt, die er liebte, und in seinem vierundsiebzigsten Jahre von drei ihm angehörigen Familien (von Geßner in Zürich, Reinhold in Kiel und von der Familie eines seiner Söhne) durch siebzig Meilen gegen Norden, Ost und Süd getrennt ist." Goethe's herrlicher Aufsatz „zum feierlichen Andenken" an die Selige (B. 27, 416 ff.), der bereits am 19. April bei der kirchlichen Gedächtnißfeier von allen Kanzeln des Landes verlesen wurde, gewährte ihm in seiner traurigen Stimmung einige Milderung. Bald darauf kamen zwei Enkelinnen seiner vor zwei Monaten, am 18. Februar, heimgegangenen Jugendgeliebten nach Weimar, von denen die eine, die von Geist und tollem Witze sprudelnde Bettine, wenn wir ihrem Berichte trauen dürfen, am 23. April[4]) durch folgendes Billet Wieland's bei Goethe eingeführt ward: „Bettina Brentano, Sophiens Schwester, Maximilianens Tochter, Sophie la Rochens Enkelin, wünscht dich zu sehn, lieber Bruder, und gibt vor, sie fürchte sich vor dir, und ein Zettelchen, das ich ihr mitgebe, würde ein Talisman sein, der ihr Muth gäbe. Wiewohl ich ziemlich gewiß bin, daß Sie nur ihren Spaß mit mir treibt, so muß ich doch thun, was sie haben will, und es soll mich wundern, wenn dir's nicht eben so, wie mir, geht." Hof und Stadt

---

1) Vgl. Böttiger I, 210.
2) Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 88 f.
3) Vgl. Raumer's „historisches Taschenbuch" X, 445 f.
4) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 564.

gaben sich alle Mühe, den alten, treu anhängigen Freund über den schweren Verlust seiner Fürstin zu trösten, und ihn durch Zeichen herzlicher Theilnahme zu erfreuen. Den besten Trost aber fand er im Schoße seiner häuslich stillen Familie und in der Beschäftigung mit den Briefen des großen Heiden. Die damals unendliches Aufsehen erregende „Corinna" der Frau von Stael machte ihm nicht wohl. „Daß Wieland nicht ganz gerecht gegen das Werk ist", schreibt Goethe am 23. August an Frau von Stein, „nimmt mich nicht Wunder. Sind doch die Mitverfasser (besonders A. W. Schlegel ist gemeint) auch nicht gerecht gegen ihn." Anfangs September kehrte Goethe von Karlsbad nach längerer Abwesenheit nach Weimar zurück, wo sogleich am 19. das Theater mit einem Vorspiele Goethe's zur glücklichen Wiedervereinigung der herzoglichen Familie eröffnet wurde. Besonders wohlthuend mußte für Wieland die ehrenvolle Erwähnung der hingeschiedenen Herzogin Mutter sein, mit welcher dieses Vorspiel endete.

Zu Ostern 1808 erschienen die ersten Bände von Wieland's Uebersetzung der Ciceronischen Briefe, die besonders von Knebel mit lebhaftester Theilnahme aufgenommen wurden. „Haben Sie die Güte", schreibt Wieland an Knebel's Schwester [1]), welche ihm den „goldenen" Brief desselben zugesandt hatte, am 30. Mai, „ihm zu sagen, daß er mir durch die Zufriedenheit mit meiner Arbeit und durch die ihm eigene bestimmte Art, wie er sie meinem innern Sinne mitgetheilt, einen der schönsten und seligsten Augenblicke meines ganzen Lebens geschenkt habe." Auch Goethe's lohnender Beifall wird ihm nicht entgangen sein. Da der Herzog ihm für den Sommer dieses Jahres die Wahl unter drei Schlössern gelassen hatte, so wählte Wieland, der am 8. Januar von einer heftigen, drei Wochen andauernden Krankheit befallen worden war [2]), sich diesmal Belvedere aus, wohin er bereits am 2. Juni mit zwei Töchtern und zwei Enkelinnen sich begab. [3]) Kurz vorher, am 15. Mai, war er mit Knebel in heiterster Stimmung zu Triesnitz gewesen, einem Vergnügungsorte, drei Stunden von Weimar. [4]) In Belvedere litt er anfangs an sehr schlechtem Wetter, doch wurde er bald mit dem Besuche der Frau von Stael erfreut, die ihn diesmal durch ihre Anspruchslosigkeit und geistreiche Feinheit ganz hinriß. [5]) Um dieselbe Zeit schreibt Wieland an Herrn von Retzer, der sich vergeblich um ein kaiserlich österreichisches

1) Vgl. die „Zeitung für die elegante Welt" 1835 Nro. 127 S. 506.
2) Vgl. Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 98.
3) Vgl. daselbst II, 115 ff. 121.
4) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 327. Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 107.
5) Vgl. daselbst II, 123. 131 f. Raumer's „historisches Taschenbuch" X, 450 f., wo 1808 statt 1809 zu lesen, meine „Frauenbilder" S. 576 Note 1.

Privilegium für seine Uebersetzung von Cicero's Briefen bemüht hatte, über den zu Ostern in der neuen Ausgabe von Goethe's sämmtlichen Werken erschienenen vervollständigten „Faust" [1]: „Haben Sie unter den Novitäten der letzten Buchhändlermesse auch eine der allermerkwürdigsten, die neue, sehr vermehrte, veränderte und beinahe ganz umgeschaffene Ausgabe des Goethe'schen „Doktor Faust" schon gesehen? Sie macht unter dem Titel: „Faust, eine Tragödie von Goethe", einen Band der bei Cotta herauskommenden „sämmtlichen Werke" dieses Dichters (dem das griechische Beiwort ὁ πάνυ — vgl. oben S. 310 — ganz vorzüglicherweise zukommt) aus. — Auch das, was wir jetzt von dieser barockgenialischen Tragödie, wie noch keine war, und keine jemals sein wird, erhalten haben, ist nur der erste Theil derselben, und der Delphische Apollo mag wissen, wie viele Theile noch folgen sollen. Ich bin begierig zu wissen, welche Sensation dieses exzentrische Geniewerk zu Wien macht, und besonders wie Ihnen die Walpurgisnacht auf dem Blocksberge gefallen wird, worin unser Musaget mit dem berühmten Höllen-Breughel an diabolischer Schöpfungskraft und mit Aristophanes an pöbelhafter Unfläterei um den Preis zu ringen scheint. Was wird Herr Thomas West (Schreivogel) zu dieser in jedem Betracht erstaunlichen Erscheinung sagen? Und was wird sich der neue „Prometheus" [2] für lustige Kontorsionen geben, um uns weis zu machen, daß dieser „Faust" das non plus ultra des menschlichen Geistes und göttlichst-, menschlichst- und teuflischste aller Dichterwerke sei? Man muß gestehn, daß wir in unseren Tagen Dinge erleben, wovon vor fünfundzwanzig Jahren noch kein Mensch sich nur die Möglichkeit hätte träumen lassen. Vous voiez qu'à present il n'y a qu'à oser pour être sûr de réussir. Bei allem dem befürchte ich, unser Freund Goethe hat sich selbst durch dieses Wagestück mehr geschadet, als ihm sein ärgster Feind jemals schaden könnte, und sein Verleger wird der einzige sein, der sich wohl dabei befinden wird." Man sieht, es fehlte Wieland nicht an gutem Willen, die wunderbare Erscheinung zu fassen, sondern an Freiheit und Höhe der Anschauung; wahrscheinlich hatte ihn auch bereits Goethe's in der gleichnamigen Zeitschrift erschienene „Pandora" stutzig gemacht, wogegen er an der „natürlichen Tochter" noch reines Vergnügen empfinden konnte, wenn sie ihm auch etwas zu idealisch gehalten erscheinen mochte. Jene Goethe'schen Produktionen schienen ihm Verirrungen, wie die Wernerischen Stücke, wie die „Alarcos", die „Lacrimas". Viel günstiger urtheilt er in einem Briefe an Böttiger vom 30. Juni. [3] „Wie

1) Wieland „denkwürdige Briefe" II, 81 f. Das Datum des 20. Juni ist irrig; der Brief muß am 17. oder 18. Juni geschrieben sein.

2) Die von Leo von Seckendorff und Joseph Ludwig Stoll zu Wien herausgegebene Zeitschrift.

3) Vgl. Raumer's „historisches Taschenbuch" X, 451 f.

hat Ihnen die Walpurgisnacht unseres Königs der Genien gefallen", fragt er, „der, nicht zufrieden, der Welt gezeigt zu haben, daß er nach Belieben Michel Angelo, Raphael, Correggio und Titian, Dürer und Rembrandt sein kann, sich und uns nun auch den Spaß macht, zu zeigen, daß er, sobald er will, auch ein zweiter Höllen-Breughel sein könne. Ich gestehe, daß mich unbeschreiblich nach dem zweiten Theil dieser in ihrer Art einzigen Tragödie verlangt, von welcher man mit viel größerm Recht, als von „Wilhelm Meister" sagen könnte, daß sie die Tendenz nicht nur des verwichenen Jahrhunderts, sondern aller zwischen Aeschylus und Aristophanes und uns verflossenen Jahrhunderte sei. Könnte man nicht mit gleichem Rechte sagen, Goethe sei in der poetischen Welt, was Napoleon in der politischen? Können nicht beide alles, was sie wollen, und wollen sie nicht immer das Unglaublichste und Beispielloseste und wissen es doch so zu behandeln und herbeizuführen, daß es zugleich das Natürlichste scheint?" Da Wieland hier der „Helena" des zweiten Theiles, die später neu bearbeitet ward, nicht gedenkt, so scheint Goethe diese ihm nicht vorgelesen zu haben, wenn anders die Erinnerung daran nicht aus Wieland's Gedächtniß sich verloren hatte.

Während Goethe noch auf seiner Badereise von Weimar abwesend war, feierten Wieland's Freunde in Belvedere dessen Geburtstag, den 5. September, zu welchem auch der herzlichste Glückwunsch der liebenswürdigen Prinzessin Karoline nicht fehlte [1]), auf heiter festliche, den guten Alten in tiefstem Gemüthe rührende Weise.[2]) Bald darauf sollten Wieland und Goethe der ehrenvollsten Anerkennung des französischen Kaisers sich zu erfreuen haben. Goethe war auf den Wunsch des Herzogs bereits nach Erfurt gegangen und dort von Napoleon bei einem Lever auf würdige Weise empfangen worden.[3]) Bald darauf wälzte sich der gewaltige Schwarm kaiserlicher und königlicher Majestäten mit ihrem fürstlichen und sonstigen Anhange nach Weimar, wo am Abend des 6. Oktober von den Pariser Schauspielern Voltaire's „Tod Cäsar's" dargestellt wurde. Napoleon hatte in einer ihm ziemlich nahen Loge den schönen Greis, den das ungewohnte Schauspiel der ausgezeichnetsten Tragiker der französischen Bühne in's Theater gezogen hatte [4]), mit seinem sammtenen Käppchen gesehen, und vom Fürsten Primas erfahren, daß dies Wieland sei, der vor vielen Jahren

---

1) Vgl. die „Zeitung für die elegante Welt" 1835 Nro. 128 S. 510.

2) Vgl. Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 139 ff. Der Brief ist vom 6., nicht vom 8. September.

3) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 588 Note 1 und meinen Aufsatz in der „Allgemeinen Monatsschrift für Literatur" im Dezemberheft 1852. Zu dem Ausrufe: Voilà un homme, womit Napoleon ihn empfing, vgl. Riemer „Briefe von und an Goethe" S. 325.

4) Wie sehr ihn die Unnatur dieser Darstellungen anekelte, schildert er selbst bei Böttiger II, 154 f. Vgl. W. C. „Aus Goethe's Leben" S. 9.

schon behauptet habe, daß nur seine Diktatur Frankreich retten könne.[1]) Bei dem unmittelbar auf die theatralische Vorstellung folgenden Balle fragte Napoleon, nachdem er sich mit Goethe längere Zeit unterhalten hatte, nach Wieland, der aber nicht zugegen war, da er die am frühen Morgen schon erfolgte Einladung der Herzogin aus Gesundheitsrücksichten abgelehnt hatte. Als aber Napoleon zum zweitenmal nach ihm fragte und sich wunderte, daß er sich aus dem Theater nach Hause begeben habe, so ließ die Herzogin ihm dieses mittheilen. „Und nun war kein anderer Rath", erzählt er selbst[2]), „als mich in den Hofwagen, der mir geschickt wurde, zu setzen, und in meinem gewöhnlichen accoutrement, eine Calotte auf dem Kopfe, ungepudert, ohne Degen und in Tuchstiefeln, übrigens anständig kostümirt, im Tanzsaal zu erscheinen. Es war gegen halb eilf Uhr. Kaum war ich etliche Minuten da gewesen, so kam Napoleon von einer andern Seite des Saales auf mich zu; die Herzogin präsentirte mich ihm selbst, und er sagte mir sehr leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf in's Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und, wie man zu sagen pflegt, wegzuhaben, in einem höhern Grad besessen, als Napoleon. Er sah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zu Trotz, ein schlichter, anspruchloser alter Mann war, und da er, wie es schien, auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchlosern Menschensohn gesehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir sprach, ein großer Monarch zu sein sich bewußt war. Er unterhielt sich mit mir, wie ein alter Bekannter mit s e i n e s Gleichen, und, was noch keinem andern m e i n e s Gleichen widerfahren war, an anderthalb Stunden lang in e i n e m fort und ganz allein, zu großem Erstaunen aller Anwesenden, unter denen es zwar an Neugierigen nicht fehlte, die sich aber doch aus Respekt zu weit entfernt halten mußten, um von allem dem, was er mit mir redete, mehr als einzelne Worte aufschnappen zu können[3]); daher denn auch von dem, was er mich gefragt und ich

---

1) Vgl. Julius Weber „Deutschland" III, 221. Gruber II, 490 f. Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 152. Napoleon soll Johannes von Müller früher gefragt haben, ob Wieland in Deutschland seiner höhern Bildung wegen in demselben Ansehn stehe, wie in Frankreich. Vgl. Böttiger II, 281.

2) Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 152 ff. Vgl. auch Wieland's Aeußerung an Böttiger in Raumer's „historischem Taschenbuch" X, 448 f. Böttiger schilderte diese Unterhaltung Wieland's mit Napoleon im „Kriegskalender" auf das Jahr 1810 in dem Aufsatze: „Napoleon und Wieland", worüber man Wieland's Bemerkungen in Raumer's „historischem Taschenbuch" X, 455 ff. vergleiche.

3) Nur der einzige geheime Regierungsrath Friedrich von Müller stand, da er Wieland herangebracht hatte, nahe genug, um das Gespräch zu verstehn,

geantwortet haben soll, und wovon allerlei Sagen im Publico herumgehen, kein wahres Wort ist. Da ich ein sehr ungeübter, schwerzungiger französischer Orateur bin, so war es glücklich für mich, daß er gerade in der Laune, viel zu sprechen, war, und die frais de la conversation fast allein auf sich nahm. — Es war nahe an zwölf Uhr, da ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freiheit heraus, deren sich schwerlich irgend ein anderer Deutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Seine Majestät, mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. Allez donc! sagte er mit freundlichem Ton und Miene; allez, bon soir!" Napoleon hatte Wieland als einen ehrwürdigen, um Wissenschaft und Kunst verdienten alten Mann, zugleich aber als den Voltaire der Deutschen behandelt. Am 9. Oktober folgten Wieland und Goethe einer Einladung zu einem Mittagsmahle beim Fürsten Primas zu Erfurt, wo sie auch Talleyrand, damals Fürst von Benevent, fanden. Am folgenden Morgen wurde Wieland auf Napoleon's Befehl diesem noch einmal beim Frühstück vorgestellt, wo es aber nach stundenlangem Antichambriren nur zu den gewöhnlichsten Fragen über seine Persönlichkeit und seine Lebensverhältnisse kam.[1]) Ganz ähnlich ging es mit Goethe.[2]) Am Abend des 13. Oktober händigte der Minister Staatssekretär Maret dem geheimen Regierungsrath von Müller die vom Kaiser den beiden Dichtern verliehenen Insignien der Ehrenlegion aus, die er mit zwei für diese überaus schmeichelhaften Schreiben begleitete. Auch der russische Kaiser gab beiden Dichtern seine Achtung zu erkennen, indem er ihnen den St. Annenorden ertheilte. So waren also diesen ihrem Wirken nach so ganz verschiedenen, durch innige Neigung bereits dreiunddreißig Jahre lang verbundenen Dichtern dieselben Auszeichnungen von den größten Machthabern der Welt zu gleicher Zeit zu Theil geworden, die freilich keiner von ihnen überschätzte, die sie aber als Gradmesser ihrer europäischen Berühmtheit sich wohl gefallen lassen durften; das Erfreulichste war für sie ohne Zweifel, daß man hierbei keinen von ihnen vor dem andern bevorzugt hatte. In ihren politischen Aussichten stimmten Wieland und Goethe damals durchaus überein, obgleich sie dieselben kaum gegeneinander ausgetauscht haben dürften.[3])

---

dessen Hauptinhalt er in seinen „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813" S. 249 ff. mitgetheilt hat. Auffallend ist es, daß hier gerade dasjenige fehlt, was nach Gruber II, 493 f. Wieland immer als das Merkwürdigste aus der langen Unterredung bezeichnete, wogegen das daselbst S. 494 ff. Erzählte ziemlich mit Müller übereinstimmt.

1) Vgl. Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 154 ff.

2) Vgl. Müller a. a. O. S. 259.

3) Vgl. Gruber II, 498 ff. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. XXXVI ff.

Auch der Schluß des Jahres 1808 war für Wieland durch die Masse alter und neuer Bekannten, die sich an ihn herandrängten, ein sehr bewegter; leider litten zu gleicher Zeit seine längst geschwächten Augen, besonders in Folge des lange andauernden Schnees.[1] In dem großen, unmittelbar nach dem Geburtstage der Herzogin, am 3. Februar 1809, auf dem Stadthause angeordneten Maskenballe überreichten vier Kanephoren der Gefeierten, mit Hindeutung auf Weimar's große Dichter und ihre herrlichsten Schöpfungen, Oberon's Lilie, Herder's Palmblätter, Tell's Apfel und Tasso's Lorbeerkranz.[2] Goethe und Falk waren bei der Erfindung dieses großen Maskenzuges besonders thätig gewesen. Wieland aber mußte sich durch eine so ehrenvolle Erinnerung von dieser Seite besonders erfreut finden. Hierzu kam bald darauf eine andere, seinem Herzen wohlthuende Anerkennung; denn am 4. April wurde er von der Freimaurerloge Amalia zu Weimar, die nach dem Tode der edlen Herzogin Mutter in dem von dieser bis dahin bewohnten „Palais" ihren festen Sitz nahm, auf auszeichnende Weise unter die Zahl ihrer Brüder aufgenommen. Goethe, der bereits im Jahre 1780 in den Bund eingetreten war, bemerkt in der im Kreise der Brüder gehaltenen Erinnerungsrede auf Wieland (B. 27, 446 f.): „Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theuern Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er die Versammlungen besucht, unseren Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unseren ehrbaren Gastmahlen beigewohnt und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt." Leider aber hatte er schon damals die traurige Gewißheit erhalten, daß seine gute, liebenswürdige, achtundzwanzigjährige Tochter Julie noch vor ihm heimgehn werde; sie starb in der Nacht vom 19. auf den 20. April. „Ihr Tod", schreibt er[3]), „war die glücklichste Art zu sterben, die wir uns selbst und denen, die wir lieben, wünschen können, eine wahre Euthanasie! Denn sie schlummerte, ohne während ihrer ganzen sechsmonatlichen Krankheit die mindeste Ahnung, daß sie tödtlich sei, gehabt, und folglich ohne von dem bittern Schmerz der Trennung von allen, die ihrem Herzen nahe waren, das geringste empfunden zu haben, sanft und unvermerkt in das bessere Leben hinüber." Zu linderndem Troste in seinem von ganz Weimar mitempfundenen Schmerze gereichte ihm die

---

1) Vgl. Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 160 f. Wieland hatte überhaupt sehr schwache Sinne, die dagegen bei Goethe äußerst scharf waren. Vgl. Böttiger I, 69.

2) Vgl. das „Morgenblatt" von diesem Jahre Nro. 50. Passow's Leben und Briefe S. 96.

3) Vgl. Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 179.

sechsmonatliche Anwesenheit seiner Tochter Sophie aus Kiel nebst ihrem Gatten Reinhold und ihrem ältesten und jüngsten Sohne, die er seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte.[1] Der unfreundliche Sommer dieses Jahres war es für Wieland in gesteigertem Maße, da er nicht nur körperlich längere Zeit sehr leidend war, sondern auch sonstige sehr unangenehme Verhältnisse ihn beunruhigten. „Bei weitem den größten Theil der letzten drei Monate", schreibt er am letzten Juli[2], „machten widrige, sorg- und kummervolle Vorfallenheiten (desto fataler, da sie unerwartet über mich herstürzten) zu einer der düstersten Epochen meines Lebens, deren geringste Beschwerlichkeit war, daß sie mich in Geschäfte, die mit den gewohnten Beschäftigungen meines Geistes in dem widerlichsten Kontrast stehen, verwickelte, und zu häufigen Korrespondenzen nöthigte, die mir meine besten Stunden raubten. — Widerwärtigkeiten dieser Art können zwar meinen Muth weder brechen noch ganz niederdrücken, aber sie stören und umwölken doch die Ruhe und Heiterkeit meiner Seele, und benehmen meinem Geiste die Freiheit und den Frohsinn, die ihm, vermöge einer langen Gewohnheit, zu seinen besten und liebsten Beschäftigungen unentbehrlich sind. Gleichwohl würden sie so viel Gewalt nicht über mich erhalten haben, mich in einen fortwährenden Zustand eines unbehaglichen Pflanzen- oder Austerlebens zu versetzen, wenn ihre Wirkung nicht durch andere Ursachen verstärkt worden wäre, die für sich allein schon hinlänglich sind, bei Menschen meiner Art diese aller Kunst der Aerzte trotzende körperliche Seelenkrankheit hervorzubringen, welche Montesquieu irgendwo mit dem Namen difficulté d'exister bezeichnet." Dabei erregte die ungeheure Noth des deutschen Vaterlandes sein tiefstes Mitgefühl. Aber trotz der Lebhaftigkeit seiner Sympathie mit der besondern und allgemeinen Noth, mit dem unbeschreiblichen Elend von Hunderttausenden, pries er sich doch glücklich, eine so merkwürdige, alles Kleinere, Persönliche und Einzelne vor dem Schicksale einer sich mächtig umgestaltenden Welt verdrängende Zeit erlebt zu haben, und er konnte den Wunsch nicht unterdrücken, daß er au risque de tous les hazards noch lange genug leben möge, um die Entwickelung dieser großen Welttragödie zu sehn, „zu sehn, wie der außerordentliche Geist, durch welchen und in welchem wir alle leben, weben und sind, sich nicht nur über die Zulassung der ungeheuren Masse von Uebeln, worunter das Menschengeschlecht zu erliegen scheint, sondern über seine unläugbare Mitwirkung, sobald die Zeit erfüllt sein wird, rechtfertigen werde".[3] So hatte seine jugendlich frische Lebhaftigkeit ihn auch jetzt noch nicht verlassen!

Nachdem auch diesmal, während Goethe's Abwesenheit

---

1) Vgl. Reinhold's Leben und litterarisches Wirken S. 109.
2) Vgl. „denkwürdige Briefe" II, 183 f.
3) Vgl. daselbst II, 187.

zu Jena, welches er vor der Vollendung der „Wahlverwandtschaften“ auch im Drucke nicht verlassen wollte[1]), Wieland's Geburtstag in Belvedere von den Weimarer Freunden mit wohlthuender Herzlichkeit begangen worden war, erlitt er im Anfange des Oktober einen Anfall von der damals herrschenden, freilich noch nicht indischen Cholera, der so ungewöhnlich heftig und schmerzlich war, daß er ihn in wenigen Stunden dem Tode nahe brachte. „Mein Leben hing nur noch an einem Faden,“ diktirte er einer seiner Enkelinnen am 10. November[2]), da er selbst zum Schreiben noch unvermögend war, „aber dieser Faden, so zart gesponnen er ist, hielt fest. Schon am dritten Tage erklärte mich mein trefflicher Arzt (Huschke) außer Gefahr, aber — ich konnte weder gehn noch stehn, und mußte beides wieder lernen, wie ein Kind; denn außer dem bißchen Lebenskraft waren alle meine übrigen Kräfte auf's äußerste gebracht; indessen nehmen sie täglich zu, wiewohl sehr langsam, und ich befinde mich bereits seit vierzehn Tagen in einem Zustande zuverlässiger Genesung, welche bloß durch mein hohes Alter, die Jahreszeit und eine neuerlich sehr ungesunde Witterung noch aufgehalten wird.“ Am 7. Dezember dankte er in einem Briefe an Knebel's Schwester dieser und ihrer geliebtesten Prinzessin Karoline für die gütige Theilnahme, die sie an seiner Krankheit und Wiedergenesung bezeigt. Welchen innigen Antheil Goethe damals an Wieland nahm, ersieht man aus seiner Aeußerung in einem Brief an Knebel vom 21. Oktober: „Die große Ausgabe von „Musarion“[3]), von der du wirst gehört haben, ist nun auch in meine Hände gekommen. Sie ist wirklich recht schön und lobenswürdig, und muß den guten Wieland freuen. Er hat sich von seiner bösen Krankheit, *wie er uns sagen läßt*, wieder ganz leidlich erholt. Ich habe ihn noch nicht wiedergesehen, weil er nicht gern jemand zu sich ließ.“ Goethe's damals erschienene „Wahlverwandtschaften“ konnten aber Wieland unmöglich zusagen, da das tief Tragische der dargestellten Schicksale auf ihn zu erschütternd wirkte, diese von einer mächtigen Naturgewalt in ihr grauses Schicksal gezogene Ottilie über seine Anschauung hinauslag. „Das erstemal verkümmerte mir alles, was mir (in den „Wahlverwandtschaften“) mißfiel, den Genuß alles dessen, was mir gefiel“, schreibt er ein paar Jahre später an Böttiger[4]), „doch hielt das eine dem andern ziemlich das Gleichgewicht; das zweitemal gab ich mir alle Mühe, mich selbst zu täuschen, und mir *alles gefallen zu lassen*; das drittemal legte ich die „Wahlverwandtschaften“ in die *eine* Wagschale, und mein Ideal eines guten Romans in die andere, und siehe da! von dem ersten Augenblicke an, da die junge

---

1) Vgl. Goethe's Briefe an Frau von Stein III, 414.
2) Vgl. Wieland's „denkwürdige Briefe“ II, 190 f.
3) Sie erschien zu Wien im Jahre 1808 in Großfolio.
4) In Raumer's „historischem Taschenbuch“ X, 460 f.

Heldin des Stücks erscheint, fing die Schale des Goethe'schen Romans an zu steigen, und stieg mit wenigen Abwechselungen immer höher, bis sie endlich an den Wagebalken anstieß, und dort wie an einem künstlichen Magnet hängen blieb."

An der im folgenden Januar vollzogenen Verlobung der Prinzessin Karoline mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin nahm Wieland den innigsten Antheil. Schon am 15. Januar äußert er an Knebel's Schwester, nur die Ueberzeugung, daß diese Verbindung aus freier Herzenswahl der an Güte und Reinheit engelgleichen Prinzessin geschlossen werde, könne ihm, der in diesem ersten Zehent des neuen Jahrhunderts von so vielen getrennt worden, die seinem Geiste und Herzen unendlich theuer gewesen, diesen neuen, unersetzbaren Verlust erträglich machen, und er sehnt sich, der verehrten Prinzessin bald seinen Glückwunsch persönlich darbringen zu können. Wenige Tage darauf schreibt er derselben: „Es scheint mir schicklich und geziemend, Ew. Gnaden zu benachrichtigen, daß mehrere Jungfrauen aus den sogenannten Honoratioren von Weimar sich vereinigt haben, der durchlauchtigen Prinzessin Braut durch meine Tochter Luise einen Kranz und einige Verse (von Wieland selbst), als schwache Zeichen ihrer Ehrfurcht und liebevollen Theilnahme rc., überreichen zu lassen", wobei er bittet, die Prinzessin möge doch bei ihrer Annäherung an die Estrade sich so stellen oder setzen, daß seine Luise sich gleich an sie wenden könne. Die Prinzessin dankte Wieland in einem huldvollen Handbriefchen, und ihr Bräutigam erzeigte seiner Luise und seiner Enkelin die Ehre, beim Balle auf dem Stadthause mit ihnen zu tanzen. An den während des Januar stattfindenden Festlichkeiten konnte er sich freilich nicht betheiligen, weil er seine Gesundheit, besonders bei der Winterkälte, möglichst schonen mußte. Am 8. Februar erfreute sich Wieland des unverhofften Besuches des Erbprinzen von Mecklenburg und des Prinzen Gustav, welchen er bald darauf im Schlosse zu erwiedern und der durchlauchtigen Braut seinen persönlichen Glückwunsch darzubringen nicht verfehlte. Wahrscheinlich war er bei der Feier des Geburtsfestes der Großfürstin, am 16. Februar, zugegen, wo Goethe's herrlicher Maskenzug „die romantische Poesie" wiederholt und der „Maskenzug russischer Nationen" mit dem den Neuverlobten geltenden „Brautliede" hinzugefügt ward. Die Vermählung wurde unter vielen Hof- und Volksfestlichkeiten am 1. Juli begangen. In der Mitte des Monats schieden die Neuvermählten unter festlichem Geleite. „Daß unsere im reinsten Sinne des Wortes liebenswürdige Prinzessin Karoline am ersten dieses Monats vermählt worden ist, ist Ihnen ohne Zweifel bekannt", meldet Wieland am 16. Juli an Böttiger.[1])

---

1) Vgl. daselbst S. 457 f.

„Vorgestern [1]) Morgens um 8 Uhr trat sie, von den nassen Augen und heißen Wünschen aller sie liebenden Weimaraner begleitet, die Reise zu ihrem neuen Volke an. Dieser abermalige Verlust würde mir sehr schwer, ja kaum zu ertragen fallen, wenn ich nicht moralisch gewiß wäre, daß ihr Gemahl ihrer in jeder Hinsicht vollkommen würdig ist, daß er sie und sie ihn so glücklich machen wird, als sie und er glücklich zu machen und glücklich gemacht zu werden fähig sind.“ Goethe befand sich damals längst in Karlsbad, wohin er sich nach einem längern Aufenthalte zu Jena am 16. Mai begeben hatte; erst Anfangs Oktober kehrte er zurück. Indessen war Wieland noch immerfort eifrigst mit der Förderung seiner Uebersetzung von Cicero's Briefen beschäftigt, die ihn auch deshalb besonders anzogen, weil die sich hier dem Blicke des Beschauers entgegendrängende Zeit des hinsinkenden Freistaates mit dem Zusammensturze des bei allen seinen wunderlichen Vertraktheiten doch ihm an's Herz gewachsenen deutschen Reiches so viele schlagende Aehnlichkeiten aufzeigte. Den tiefsten Schmerz erlitt sein deutschfühlendes Herz, als nun im Dezember auch die letzten noch übrigen freien Städte nebst dem ganzen nordwestlichen Deutschland dem französischen Reiche von dem despotischen Gewalthaber einverleibt wurden. „Wahrlich, die Glücklichsten sind jetzt die“, schreibt er am 6. Januar an eine deutsche Fürstin [2]), „denen schon so viel genommen wurde, daß sie beinahe nichts mehr zu verlieren haben. — Verzeihen Sie mir, daß ich Sie — mit den melancholischen Gedanken beeinträchtige, die mich seit vierzehn Tagen wie Gespenster verfolgen, und mir Tag und Nacht keine Ruhe lassen. — Unter den gegenwärtigen Umständen bleibt kein anderes Rettungsmittel für Menschen von Gefühl, als sich von der großen Masse der Nation möglichst loszuwinden, und unsere Theilnahme bloß auf die kleine Zahl derjenigen einzuschränken, die unserm Herzen entweder durch die stärkern Bande der Natur oder die zartern der Sympathie und Freundschaft die nächsten sind.“ Den Sommer 1811 brachte Wieland diesmal nicht in Belvedere zu, sondern reiste Mitte Juli [3]) zu einer „sehr angenehmen Art von Villegiatura“ auf acht Tage nach Jena, von wo er am 24. schreibt [4]): „Daß ich meine lieben Freunde in Jena oder den Reichthum von Naturschönheiten, womit dieses einst so berühmte Saal-Athen von allen Seiten umgeben ist, heuer besuchen konnte, kam bloß daher, weil entweder die Dryaden oder Oreaden

1) Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 419 Note 1 gibt den 13. Juli an.

2) Vgl. Wieland's „denkwürdige Briefe“ II, 207 f. Vgl. die ähnliche Aeußerung in einem Briefe an Knebel's Schwester S. 530.

3) Vgl. Wieland's „denkwürdige Briefe“ II, 217, wo aber chronologische Widersprüche sich finden. Sonnabend den 13. Juli scheint Wieland nach Jena gefahren zu sein.

4) Vgl. daselbst 218 f.

von Belvedere mir — oder ich diesen holden Berg- und Waldbeseelerinnen untreu geworden — oder, was in solchen Liebschaften meistens der Fall ist, die Schuld möchte wohl an beiden Theilen gelegen haben. Genug, weder meine Lust noch meine Bedürfnisse zogen mich diesmal nach Belvedere, wo der Pavillon, den ich ehedem bewohnte, nach und nach so baufällig geworden war, daß ich es nicht rathsam fand, das Experiment zu wagen, ob die mürben Balken und das dünne Mauerwerk dieses luftigen Sommerhäuschens noch vermögend wären, unter einem Kampf zum Schimpf oder Ernst zwischen den Söhnen des Aeolos, die hier einen ihrer gewöhnlichen Tummelplätze haben, auszudauern." Zu Jena fand Wieland damals auch Goethe, in dessen Gesellschaft, wie auch mit Knebel, er sich freundlich zusammenfand. Hier ließ er sich auch sogar zur Besteigung eines Berges bestimmen, obgleich dies weder seiner Brust noch seinen „dürren Beinen" besonders zuträglich schien, und er vor allem deswegen Belvedere gemieden hatte, dessen Schönheiten ohne Auf- und Absteigen nicht genossen werden können. Von einer Whistpartie, welche Wieland, Goethe, Knebel und Dr. Weller, wahrscheinlich in diesem Jahre, in Knebel's Hause spielten, verdanken wir der gefälligen brieflichen Mittheilung des letztern einige Kunde. Goethe zeigte sich sehr ernst und strenge, erzählt Weller, Wieland, der sonst so leidenschaftlich und gewinnsüchtig beim Spiele war, ruhig und still, Knebel flatterhaft und zerstreut, weshalb Goethe ihn zuweilen sogar grob anfuhr, da er das Spiel aufhielt oder verdarb.

Ein harter Unfall traf Wieland bald darauf, wo er auf einer Fahrt nach Tiefurt am 11. September durch den Umsturz des Wagens ein Schlüsselbein brach, seine Tochter Luise aber noch schlimmer und gefährlicher verletzt ward.[1]) Goethe, der diesmal Wieland's Geburtstag mitgefeiert haben dürfte, berichtet uns (B. 27, 445), wie bewunderungswürdig sich der eben in sein neunundsiebzigstes Jahr getretene Greis nach diesem Unglücke körperlich und geistig gezeigt habe. „Die schmerzlichen Folgen des Falles", bemerkt er, „die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde, als sich selbst durch die Aeußerung, es sei ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun

1) Vgl. Wieland's „denkwürdige Briefe" II, 224. Knebel schreibt am 20. September an Goethe: „Wieland's Unfall hat mir was Unschickliches, das ich nicht gut verdauen kann. Ein solcher Mann sollte sich nie niedrigen Fuhrleuten anvertrauen. Am meisten beklage ich ihn um das Schicksal seiner armen Tochter." D'Alton meldet den 25. September an Matthisson: „Vor einigen Wochen hatte der alte Wieland auf einer Fahrt nach Tiefurt das Unglück, umgeworfen zu werden, und war in Gefahr, sein Leben auf eine so unwürdige Weise zu beschließen. Seine Tochter, die ihn begleitete, ist so beschädigt worden, daß keine Hoffnung zur Genesung ihr übrig ist."

genas er auch bald, indem sich seine Natur, wie die eines Jünglings, schnell wiederherstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sei." Erfreut wurde er während dieser Schmerzenszeit durch die Anwesenheit der Enkelin seiner Jugendgeliebten la Roche, die mit ihrem Gemahle, dem Dichter Ludwig Achim von Arnim, von Ende August an einen Monat in Weimar verweilte.[1]) Auch der im Anfange des Oktober in Weimar anwesende geist- und witzreiche Prinz von Ligne wird Wieland seine Theilnahme bezeigt haben. Wie sehr dieser ihn ehrte, zeigt schon die Sage, er habe in Teplitz ein Buch geschrieben, worin es unter anderm heiße: J'estime Goethe, j'aime Wieland et j'adore le Duc (den Herzog Karl August[2]). „Nach seiner Genesung, gesellig, wie vorher", erzählt Goethe, „nahm er Theil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder." Der erste, im Oktober erschienene Band von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" machte Wieland großes Vergnügen, weil er darin „den Schlüssel zu aller seiner positiven und negativen Individualität zu finden glaubte".[3])

An seinem letzten Geburtstage, dem 5. September 1812, wurde Wieland von der Loge Amalia eine ganz besondere Freude bereitet, da die verbundenen Brüder ihm an diesem Tage zu Jena, wohin er sich damals begeben, eine „dem unsterblichen Sänger" zu Ehren geschlagene Medaille zum Beweise ihrer Verehrung überreichten[4]), bei deren Anfertigung Goethe, der solchen Dingen besondere Theilnahme zuwandte, sich ohne Zweifel lebhaft betheiligt haben wird; ja die auf der Rückseite der Medaille befindliche geflügelte Leier mit darüber schwebendem Sterne erinnert an Goethe's elterliches und sein späteres eigenes Wappen. Freilich kam Goethe erst nach Wieland's Geburtstag von seiner Badereise nach Jena zurück, wo er wohl den guten Alten noch antraf, und einige freundliche Tage mit ihm und Knebel genoß. Nicht weniger mußte diesen der in den ersten Tagen des November erschienene zweite Band von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" erfreuen, in welchem sich die ehrenvollste Erwähnung der Verdienste Wieland's um die deutsche Litteratur, so wie des Einflusses findet, den er auf den Dichter des „Götz" und „Werther" geübt.[5]) Mit großem Antheil wohnte er noch den am 20. Dezember beginnenden Gastvorstellungen Iffland's bei,[6])

---

1) Vgl. B. 27, 288. Weimar's Album S. 198 f.
2) Vgl. Knebel's „Nachlaß" II, 204. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 426.
3) Vgl. Raumer's „historisches Taschenbuch" X, 461.
4) Vgl. Gruber II, 524 f.
5) Vgl. B. 21, 50. 66—69. 172.
6) Vgl. Gruber II, 528 f.

wiewohl es ihn, trotz der Nähe des Theaters, sonst selten hineinzog.[1]) Aber ganz unerwartet ward er am Anfange des Jahres durch einen schlagartigen Anfall dem Tode nahe gebracht; doch schien seine gute Natur ihn auch diesmal wieder retten zu wollen. „Mit dem guten Wieland", schreibt die Herzogin am 12. Januar[2]) an Knebel, „will es leider noch nicht besser werden, obschon heute ein gutes Zeichen sich geäußert hat, nämlich ein Anfall von sehr übler und heftiger Laune. Der Arzt hat ihn zwar noch nicht ganz aufgegeben, er meint aber, seine Jahre seien eine Krankheit, die schwer zu überwinden wäre." In der Nacht vom 13. auf den 14. Januar wiederholten sich die krampfhaften Zufälle, und die scheinbar abgewendete Gefahr stieg gar bedenklich. Freilich schrieb Goethe am 18. an Knebel, Wieland erhole sich wieder, aber zwei Tage darauf erhob sich das Fieber mit äußerster Heftigkeit. „Mannigfache Bilder der alten klassischen Zeit gingen vor seiner Seele vorüber", erzählt Gruber; „italiänische Worte, die man von ihm hörte, deuteten, daß er in den Gefilden Ariosto's wandle, und unerklärlich ahnend ruhte sein edler Geist zuletzt auf Shakespeare. Seine geliebten, ihn wehmuthsvoll umgebenden Kinder vernahmen in den Abendstunden mehreremal schwach, aber doch vernehmlich, Hamlet's berühmte Worte: „Sein oder Nichtsein!" die er deutsch und dann auch engländisch aussprach.[3]) Hierauf ward er ruhiger und schien sanft zu schlummern; aber kurz vor Mitternacht trennte die schöne Seele sich von der irdischen Hülle (20. Januar 1813)." Goethe gedenkt eines kleinen allerliebsten Aufsatzes, den Wieland kurz vor seinem Ende geschrieben; er sei so ganz mit ihm aus *einem* Stücke, und diese animula vagula blandula[4]) nehme damit sehr artig vom Leben Abschied. Knebel sah darin ein feines Kompliment an das Leben und die Welt, den Hahn des Sokrates (mit Anspielung auf den Schluß des Platonischen „Phädo").[5])

Goethe ward durch Wieland's Tod tief bewegt, so daß man lebhaft für seine Gesundheit fürchtete. Er selbst wagte es nicht,

---

1) Am 8. Juni 1811 (nicht 1812) schreibt er („denkwürdige Briefe" II, 220): „Diesmal konnte mir indessen zu einiger Entschuldigung dienen, daß an diesem nämlichen Abend (dem Pfingstdinstag) meines Freundes Schiller bestes Stück, „die Jungfrau von Orleans", auf unserm Hoftheater gegeben wurde, welches ich aus mehreren Rücksichten um so weniger versäumen wollte, da es seit anderthalb Jahren nicht gegeben worden war, und ich überhaupt, wiewohl ich kaum fünfzig Schritte in's Schauspiel zu gehn habe, kaum in sechs Wochen einmal ein Stück finde, woran ich mir eine angenehme Unterhaltung verschaffen kann."

2) Dies ist wohl das richtige Datum; im Abdruck in Knebel's „Nachlaß" steht der 2. Januar. Nach Gruber II, 529 starb Wieland am zehnten Tage.

3) Auch Goethe erzählt an Knebel (II, 90), Wieland's letzte Worte seien gewesen: To be or not to be, that is the question, und bemerkt, das heiße doch seinen Skeptizismus bis zum Ende bewähren. Ueber Wieland's Zweifel an der Unsterblichkeit der Seele vgl. Gruber II, 471—483.

4) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 30 f. Note 1.

5) Vgl. den Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel II, 89 f.

der in Oßmannstedt am 25. Nachmittags stattfindenden Beerdigung beizuwohnen, sandte aber an seiner Stelle den Sohn; er hatte Falk zu sich einladen lassen, wie dieser selbst erzählt.[1]) Falk's Bericht über Goethe's an diesem Nachmittage gemachte, Wieland und Goethe gleich ehrende Aeußerungen mag im einzelnen manche Falkische Zuthat enthalten, indessen verdient derselbe doch hier eine Stelle, da die Grundanschauungen und einzelne Züge aus seiner Erinnerung an Wieland ohne Zweifel ganz ächt sind. „Um uns der trüben Gedanken in diesen Tagen zu entheben", läßt Falk unsern Dichter sich äußern, „haben wir kürzlich wieder den „Pervonte" (B. 12, 3 ff.) zur Hand genommen. Die Plastik, der Muthwille dieses Gedichtes sind einzig, musterhaft, ja völlig unschätzbar. In diesem und ähnlichen Produkten ist es seine eigentliche Natur, ich möchte sogar sagen, auf's allerbeste, was uns Vergnügen macht. Der unvergleichliche Humor, den er besaß, war, sobald er über ihn kam, von einer solchen Ausgelassenheit, daß er mit seinem Herrn und Gebieter hinging, wohin er nur wollte. Mochte sich derselbe über Sittenlehre, Welt und geselligen Anstand tausenderlei weis machen, und sich und anderen seines Gleichen unverbrüchliche Regeln und Gesetze darüber in Menge vorschreiben, sie wurden alle nicht gehalten, sobald er in's Feuer kam, oder vielmehr sobald das Feuer über ihn kam. Und da war er eben recht, und das, was er immer hätte sein sollen, eine schöne, höchst anmuthige Natur. Ich erinnere mich noch der Vorlesung eines der ersten Märchen aus „Tausend und eine Nacht", das er in Versen bearbeitete, und worin das „Fische, Fische, thut ihr eure Pflicht?" vorkommt.[2]) In diesem ersten Entwurfe war alles so kurios, so allerliebst toll, närrisch, phantastisch, daß ich auch nicht die Aenderung der kleinsten Zeile davon mir würde gestattet haben. Wie sollte das aber Wieland über sein Herz bringen, der Kritik, womit er sich und andere sein Lebelang plagte, ein solches Opfer darzubringen? In der rechten Ausgabe mußte das Tolle verständig, das Närrische klug, das Berauschte nüchtern werden. — Wieland's Verse wollen mit einer prächtigen Lebendigkeit vorgetragen sein, wenn man sich einer augenblicklichen Wirkung davon versichern will. Es ist ein unvergleichliches Naturel, was in ihm vorherrscht, alles Fluß, alles Geist, alles Geschmack, eine heitere Ebene ohne den geringsten Anstoß, wodurch sich die Ader eines komischen Witzes nach allen Richtungen ergießt, und, je nachdem die Kaprizen sind, wovon sein Genius befallen wird, auch sogar seinen eigenen Urheber nicht verschont. Keine, auch nicht die entfernteste Spur von jener bedachtsam mühseligen Technik, die einem die besten Ideen

1) Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt S. 154.

2) Das „Wintermärchen" ist gemeint, welches Goethe gleich in der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit Wieland zu höchstem Ergötzen von ihm selbst vernahm. Vgl. oben S. 310.

und Gefühle durch einen gekünstelten Vortrag zuwider macht oder wohl gar auf immer verleidet. Eben diese hohe Natürlichkeit ist der Grund, warum ich den Shakespeare, wenn ich mich wahrhaft ergötzen will, jedesmal in der Wielandischen Uebersetzung lese.[1]) Den Reim behandelte Wieland mit einer großen Meisterschaft. Ich glaube, wenn man ihm einen ganzen Setzkasten voll Wörter auf sein Schreibepult hingeworfen hätte, er wäre damit zu Rande gekommen, sie zu einem lieblichen Gedichte zu ordnen. Von der neuen Schule und der Ansicht, womit sie sich Wieland und seinen Schriften gegenüberstellte und seinen wohlverdienten vieljährigen Ruhm dadurch in Schatten zu bringen hoffte, möchte ich lieber ganz geschwiegen haben. Sie hatten es freilich so übel nicht vor; sie wollten einen falschen Enthusiasmus auf die Bahn bringen, und dabei mußte ihnen freilich Wieland's Verspottung alles Enthusiastischen sehr ungelegen in den Weg kommen. Laßt aber nur ein paar Jahrzehnte vergangen sein, so wird aller dieser Schattenseiten, die man so geflissentlich in Wieland aufzudecken suchte, nur sehr wenig gedacht werden, er selbst aber wird als humoristischer, geschmackvoller Dichter den heitern Platz im Jahrhunderte behaupten, worauf er von Natur die gerechtesten Ansprüche besitzt. Selbst eine ursprüngliche enthusiastische Natur, wie sich aus den „Sympathien eines Christen" (B. 29, 3 ff.)[2]), so wie aus einigen anderen Jugendprodukten Wieland's zur Genüge abnehmen läßt, lebte er gleichsam in beständiger Furcht vor einem Rückfalle, und hatte sich dagegen die verständige Kritik als Präservativ verschrieben. Schon die oftmalige Rückkehr zu den nämlichen Gegenständen seines Spottes beweist diese Behauptung. Die höhern Anforderungen seiner Seele wollen sich nun einmal nicht abweisen lassen, und es trifft sich recht oft, wo er den Platonismus oder irgend eine andere sogenannte Schwärmerei verspotten will, daß er beide recht schön, ja mit der Glut einer liebenswürdigen Begeisterung darstellt. Alles unterwarf er dem Verstande, und besonders einem ihrer (seiner) Lieblingszweige, der Kritik. Auf diesem Wege gelangt man freilich zu keinem Resultate(?). Dies sieht man deutlich auch an Wieland's letztem Werke, den von ihm übersetzten Briefen des Cicero.[3]) Dieselben enthalten die höchste Verdeutlichung des damaligen Zustandes der Welt, die sich zwischen den Anhängern des Cäsar und Brutus getheilt hatte. Sie lesen sich mit derselben Frische, wie eine Zeitung aus Rom, indeß sie uns über die Hauptsache, worauf eigentlich alles ankommt, in völliger Ungewißheit

---

1) Man vergleiche hiermit die Aeußerung B. 27, 432, die hiermit wenigstens nicht in Widerspruch steht.

2) Ursprünglich „Empfindungen eines Christen", später „Sympathien" ohne weitern Zusatz genannt.

3) Vollendet wurde diese Uebersetzung, von der er seine Kinder noch in den letzten Tagen unterhielt, von Gräter.

lassen. Das macht, es war Wieland in allen Stücken weniger um einen festen Standpunkt, als um eine geistreiche Debatte zu thun. Zuweilen berichtigt er den Text durch eine Note, würde es aber auch nicht übel nehmen, wenn jemand aufträte, und wieder durch eine neue Note seine Note berichtigte(?). Uebrigens muß man Wieland deswegen nicht gram werden; denn gerade diese Unentschiedenheit ist es, welche den Scherz zulässig macht, indeß der Ernst immer nur eine Seite umfaßt und an dieser mit Ausschließung aller heitern Nebenbeziehungen festhält. Die besten und anmuthigsten seiner Produkte sind auf diesem Wege entstanden, und würden ohne diese seine Launenhaftigkeit gar nicht einmal denkbar sein. Dieselbe Eigenschaft, die ihn in der Prosa zuweilen beschwerlich macht, ist es, die ihn in der Poesie höchst liebenswürdig erscheinen läßt. Charaktere, wie Musarion, haben ihre ganz eigenthümliche Liebenswürdigkeit auf eben diesem Wege erhalten." Was Goethe an demselben Nachmittag nach Falk S. 50 ff. über die Monaden und über die Fortdauer nach dem Tode, zunächst mit Beziehung auf Wieland, geäußert haben soll, lassen wir billig dahingestellt [1]), sehen aber keinen Grund, seine Aeußerung, er habe Goethe nie vorher oder nachher so weich gestimmt gesehen, als an diesem Nachmittage (S. 67), irgend zu bezweifeln. Die Unterredung zwischen Goethe und Falk wurde am Abende durch die Rückkunft von Goethe's Sohn unterbrochen, der von den näheren Umständen der Bestattung berichtete. „Goethe lobte die getroffenen Einrichtungen", erzählt Falk, „besonders auch, daß einige von der Regierung, andere von der Kammer, gleichsam aus der Mitte beider Kollegien, bei dieser Feierlichkeit zugegen gewesen waren. „Es ist die letzte Ehre", fügte er hinzu, „die wir ihm und uns selbst zu erzeigen im Stande sind. Allemal zeugt es von einem würdigen Sinne, wenn man solche Anlässe gehörig benutzt, und wenn sonst nichts, so legen wir dadurch vor der Welt wenigstens ein Zeugniß ab, daß wir nicht unwerth sind, ein so seltenes Talent eine lange Reihe von Jahren hindurch in unserer Mitte besessen zu haben." Sein Sohn mußte ihm darauf die Begräbnißstelle [2]), den Ort im Garten, den Stein, alles auf's genaueste bezeichnen. Auch vernahm er es nicht ungern, daß über fünfhundert Menschen aus den umliegenden Dörfern sich heute unaufgefordert bei Wieland's Grabe eingefunden hatten."

---

1) Vgl. dagegen Riemer I, 23 ff.

2) Die Grabstätte, wo Wieland's Gattin und Sophie Brentano ruhten, war schon im August 1804 Eigenthum der Familie Brentano geworden. Auch Wieland hatte sich dort seinen Ruheplatz bestimmt, und zu seinen Lebzeiten war das gemeinsame Grabdenkmal einer dreiseitigen Pyramide errichtet worden, das Goethe gewiß längst kannte, ja er dürfte bei dem Plane zu demselben nicht unbetheiligt gewesen sein. Vgl. Gruber II, 527 f. mit der Abbildung. Auf Wieland's Seite wurde dasselbe Symbol angebracht, wie auf der Rückseite der von der Loge Amalia ihm verehrten Medaille.

An demselben Tage hatte Goethe an Graf Reinhard geschrieben: „Unser guter Wieland hat uns in diesen Tagen verlassen,[1]) nachdem er nur kurze Zeit sich mehr matt und schwach, als krank befunden. Am 3. (5.) September ward sein achtzigster Geburtstag noch feierlich begangen. Geistesruhe und Thätigkeit hielten sich bei ihm so schön das Gleichgewicht, und so hat er mit der größten Gelassenheit und ohne das mindeste leidenschaftliche Streben unendlich viel auf geistige Bildung der Nation gewirkt. Ich habe mir in diesen Tagen sein Wesen und Thun rekapitulirt; es ist höchst merkwürdig, und in Deutschland einzig in seiner Art. Die Franzosen haben eher ähnliche Männer aufzuweisen."

Vier Wochen nach Wieland's Tod, am 18. Februar, wurde in Gegenwart des Hofes die Trauerloge für den in den ewigen Osten eingegangenen Dichter, Bruder und Freund gehalten, bei welcher Goethe in einer vortrefflichen, von tiefster Rührung und zartester Milde durchdrungenen Darstellung den unvergänglichen Werth des Hingeschiedenen als Mensch und Schriftsteller auf würdigste Weise feierte. Die große ununterbrochene und dauernde Wirkung, welche Wieland auf die Deutschen ausgeübt, leitet Goethe von der Tüchtigkeit und Offenheit seines Wesens her; denn „Mensch und Schriftsteller", bemerkt er, „hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. — Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete, als angeborene Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht." Wie Wieland, obgleich des höchsten Enthusiasmus fähig und in seiner Jugend ihm ganz hingegeben, zur Bekämpfung alles Phantastischen gekommen und den Deutschen zum Vertreter jener Popularphilosophie geworden, wodurch ein praktisch geübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge, so wie über ihren ästhetischen Werth zum Richter bestellt werde, ist sinnig entwickelt, und in dieser Beziehung Shaftesbury, dem aber Wieland an Talent weit überlegen gewesen, als sein Zwillingsbruder im Geiste dargestellt. Was der Engländer verständig lehre und wünsche, das wisse Wieland in Versen und in Prosa dichterisch und rednerisch auszuführen, wozu ihm die französische Behandlungsweise am meisten habe zusagen müssen.[2]) Auch hier hebt Goethe die glückliche Behandlung der ihm von Frankreich in „Tausend und einer Nacht" und in der „Romanbibliothek" schon halb verarbeitet dargebotenen Feen- und Rittermärchen besonders hervor, wodurch Wieland's Ruhm am meisten verbreitet und bestätigt worden. „Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernstern Deutschen ließen sie sich gefallen: denn alle diese Werke

---

1) Ueber diesen Euphemismus vgl. meine „Frauenbilder" S. 205 Note 2.
2) B. 3, 231 äußert Goethe: „Wo die Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts zerstörend sind, ist Wieland neckend."

traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor." Auffallend bleibt es, daß Goethe den „Oberon" nicht namentlich erwähnt, den er doch mit Recht für das unvergänglichste Werk von Wieland's Muse hielt; indessen ist dieser Mangel bei dem zuströmenden Stoffe und dem Gesichtspunkte, aus welchem Wieland hier aufgefaßt wird, leicht erklärlich. Wieland's Verdienste als Uebersetzer und als Herausgeber des „Merkur" werden treffend gewürdigt, ja auch seiner politischen Schriftstellerei mit Achtung gedacht. Besonders sucht Goethe den Charakter seines Freundes gegen die aus seinen Schriften gezogenen Verdächtigungen in Schutz zu nehmen. „Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre", äußert er, „weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig sein. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus auf's Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben, als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden." Im weitern Verlaufe seiner Darstellung bemerkt Goethe, daß Wieland's dichterisches und litterarisches Streben unmittelbar auf's Leben gerichtet gewesen, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck gesucht, er doch immer ein praktisches Ziel nah oder fern vor Augen gehabt habe. „Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannigfach und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von anderen glücklich in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwiedert hätte." Nachdem noch seines nothwendigen Gegensatzes gegen die neuere Philosophie und des Widerspruches, in welchen er mit der neuen sich hervorthuenden Epoche der Poesie gerathen mußte, gedacht ist, geht der Redner auf die Unglücksfälle über, die den edlen Greis betroffen. „Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage, war er sich selbst gleich, und er bethätigt hierdurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten, wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen pflegt."

Der Eindruck, welchen Goethe's von innigster Neigung einge-

gebene, mit lebendigster Durchschauung ausgeführte Rede unter den zahlreichen Theilnehmern erregte, war ein höchst glücklicher, und mußte besonders auch auf den anwesenden Hof, der Wieland bis zu seinem letzten Hauche zu seinen liebsten und edelsten Dienern und Freunden zählte, höchst erfreulich wirken. Zwei Wochen vorher hatte die tief und rein fühlende Herzogin an Knebel geschrieben: „Unsern guten, lieben Wieland vermissen wir alle sehr. Sein langes und glückliches Leben und sein ganzes Wesen hatte so viel Wohlthuendes, daß ich ihn noch immer als lebend mir vorstelle, und glaube, ihm irgendwo zu begegnen." Um der Rede, welche zuerst nur als Manuskript für die Brüder gedruckt war, eine weitere Verbreitung zu geben, sandte Goethe sie dem „Morgenblatt" zu, welches sie in den Blättern vom 12. bis 17. April brachte.

Aber auch später ließ Goethe keine Gelegenheit vorübergehn, die Verdienste des hingeschiedenen Freundes in ihr rechtes Licht zu setzen, ihnen die Anerkennung der Mit- und Nachwelt zu sichern. Die nächste Veranlassung hierzu fand er im dritten, erst im Mai 1814 erschienenen Theil von „Dichtung und Wahrheit", worin er auch seines Angriffes in der bekannten Farze gedenken mußte. Alle Erwähnungen zeugen hier von schönster Anerkennung.[1] Im Jahre 1815 erschienen zwei Sammlungen Wielandischer Briefe, eine von seinem auch als Dichter bekannten Sohne Ludwig und eine von seinem während der Herausgabe verstorbenen Schwiegersohn Geßner besorgte;[2] beide mußten Goethe's lebhafteste Aufmerksamkeit erregen. „Den ersten Band Wielandischer Briefe (der Sammlung von Geßner)", schreibt er am 15. September 1816 an den Herzog Karl August[3]), „lese schon mit großem Interesse. Sehr angenehm ist es, die Natur, die man im Alter gekannt, in der Jugenderscheinung zu sehn. Sehr merkwürdig ist die klare Selbstkenntniß in so jungen Jahren; die heitere Nachgiebigkeit und zähe Hartnäckigkeit, zwischen denen sein Wesen sich bis in die spätesten Jahre bewegte, ist auch hier schon ausgesprochen." Auch Gruber's Leben und Würdigung Wieland's (1815—1816) las er mit Antheil.[4]) Eine höchst erwünschte Gelegenheit, die dichterischen

---

1) Vgl. B. 22, 55. 154. 239. 246 ff.

2) Knebel schreibt am 19. Oktober 1813 an Goethe: „Vom Buchhändler Geßner in Zürich habe ich jüngst einen langen Brief erhalten, der eine Anwerbung von Briefen seines Schwiegervaters aus hiesiger Gegend zum Grunde hat. — Könntest du mir denn keine Nachricht von den Briefen an unsere Herzogin Amalia ertheilen? Da würde ohne Zweifel den Sammlern sehr mit gedienet sein. Auch der Sohn läßt, wie ich höre, schon an Briefen in Wien drucken, und man sagt, Böttiger wolle gleichfalls eine Sammlung herausgeben. Hae merent aera litterae variis. (Diese Briefe tragen verschiedenen Geld ein.)" Die letzten Worte deuten parodisch auf die bekannte Stelle des Horaz A. P. 345: Hic liber aera meret Sosiis.

3) Vgl. Vogel „Goethe in amtlichen Verhältnissen" S. 182. Döring's Sammlung Nro. 739. Die beiden Abdrücke (Döring allein gibt das genaue Datum) weichen in einigen Stellen, jedoch unwesentlich, von einander ab.

4) Vgl. Briefwechsel mit Zelter II, 406.

Verdienste des heimgegangenen Freundes zu feiern, bot Goethe im Jahre 1818 der gegen ihn ausgesprochene Wunsch der Erbgroßherzogin, in einem bei der Anwesenheit der Kaiserin Mutter aufzuführenden Maskenzuge „einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens vorgeführt und auf die vieljährig und mannigfaltig gelungenen Arbeiten beispielweise hingedeutet" zu sehn. In dem von der Flußgöttin Ilme eingeführten und erklärten Festzuge tritt zuerst Wieland auf, den jene also begrüßt:

Lebensweisheit in den Schranken
Der uns angewiesenen Sphäre
War des Mannes heitre Lehre,
Dem wir manches Bild verdanken.

Wieland hieß er! Selbst durchdrungen
Von dem Wort, das er gegeben,
War sein wohlgeführtes Leben
Still, ein Kreis von Mäßigungen.

Geistreich schaut' er und beweglich
Immerfort auf's reine Ziel,
Und bei ihm vernahm man täglich:
Nicht zu wenig, nicht zu viel!

Stets erwägend, nie entschuld'gend [1]),
Oft getadelt, nie gehaßt,
Ihr mit Lieb' und Treue huld'gend,
Seiner Fürstin werther Gast.

Es erscheint dann zunächst Musarion, begleitet von ihrem Liebhaber Phanias und den beiden philosophischen Gegnern, wo denn die Lehre von Genügsamkeit, heiterm Behagen und muthiger Duldung, als des Grundsteins wahrer Glückseligkeit, ausgesprochen wird. Hierauf folgen die Hauptgestalten des „Oberon", der die Wahrheit des Satzes beweise:

Gott, seinem Kaiser, einem Liebchen treu,
Dem müssen alle Geister dienen.

Mit Bezug auf die Darstellungen in diesem Maskenzuge, bemerkte der Dichter später (1819) in den „Noten und Abhandlungen zu bessserm Verständniß des West-östlichen Divans" (B. 4, 248), nur eine reine, wohlgefühlte Poesie vermöge allenfalls die eigentlichsten Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfinde, wenn sie dahingegangen seien, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr störten, und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen trete. Daselbst (B. 4, 323) erklärt er bei Gelegenheit von Wieland's Uebersetzungen: „Auch er hatte einen eigenthümlichen Verstands- und

1) Mit Besonnenheit schrieb er, erkannte aber, wenn er etwas verfehlt hatte, dies gern an.

Geschmacksinn, mit dem er sich dem Alterthume, dem Auslande nur in sofern annäherte, als er seine Konvenienz dabei fand. Dieser vorzügliche Mann darf als Repräsentant seiner Zeit angesehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete, wie er's sich zueignete und es wieder mittheilte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und genießbar begegnete." Drei Jahre später hören wir die freundlichst anerkennenden Worte[1]): „Gern erinnern wir uns hierbei Wieland's kleiner Erzählungen, von welchen gar manche als wohlgeschliffene Edelsteine in der Krone deutscher Litteratur noch lange Zeit glänzen werden, wenn viel mehr Aufmerksamkeit und Forschung verlangt wird, um die Verdienste des allerliebsten „Oberon" anzuerkennen." In den „Gesprächen mit Eckermann" rühmt er (I, 195), daß das ganze obere Deutschland Wieland seinen Stil verdanke; dieses habe viel von ihm gelernt, und die Fähigkeit, sich gehörig auszudrücken, sei nicht das geringste. Bei Gelegenheit von Jacobi's „auserlesenem Briefwechsel" (vgl. oben S. 283) macht er die Bemerkung (I, 344): „Wieland, wie immer, erscheint auch in diesen Briefen durchaus heiter und wie zu Hause. An keiner besondern Meinung hängend, war er gewandt genug, um in alles einzugehn. Er war einem Rohre ähnlich, das der Wind der Meinungen hin und her bewegte, das aber auf seinem Wurzelchen immer fest blieb. Mein persönliches Verhältniß zu Wieland war immer sehr gut, besonders in der frühern Zeit, wo er mir allein gehörte. — Als aber Herder nach Weimar kam, wurde Wieland mir ungetreu; Herder nahm ihn mir weg; denn dieses Mannes persönliche Anziehungskraft war sehr groß." Die letztere Bemerkung bedarf jedenfalls einer großen Einschränkung; war es ja vielmehr Herder's Anziehungskraft auf Goethe, welche das Verhältniß zu Wieland nicht sowohl lockerte, als Goethe's persönlicher Verbindung mit ihm einigen Abbruch that, wogegen die weitere Entfremdung in eine spätere Zeit, besonders in die neunziger Jahre fällt, wo Herder Wieland absichtlich zu sich und von Goethe abzog. Noch in den letzten Jahren gedenkt Goethe in seinem vierten Theile von „Dichtung und Wahrheit" des heimgegangenen Freundes mit großer Anerkennung; seine Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gutmüthigkeit, seine schönen litterarischen und poetischen Vorsätze werden hervorgehoben, sein feiner Geschmack gerühmt, besonders auch sein eigener Wunsch nicht unerwähnt gelassen, diesem, der sich so liberal gegen ihn betragen hatte, persönlich etwas Freundliches zu erzeigen und seine Unarten gegen ihn wieder gut zu machen.[2])

Hatte Wieland, dessen Wahlspruch „Leben und leben lassen!" immer geblieben war[3]), fast ein achtzigjähriges Alter glücklich voll-

---

1) In „Kunst und Alterthum" III, 3, 136 f. (B. 32, 292).

2) Vgl. B. 22, 331. 397. 404.

3) Zelter hebt diesen Spruch von „Papa" Wieland mehrmal mit heiterer Anerkennung hervor. Vgl. den Briefwechsel mit Goethe I, 264. IV, 41. 440. V, 312.

endet, so sollte es Goethe vergönnt sein, über diese Fülle der Jahre noch hinauszuschreiten: aber es war ihm auch über dieser höchsten Altersstufe hinaus noch der herbste Schmerz, der Verlust seines einzigen Sohnes, bereitet. Freilich hatte Wieland eine jugendliche Lebhaftigkeit bis in sein höchstes Alter bewahrt, aber die schöpferische Kraft war ihm längst ausgegangen: Goethe hatte jene Jugendlichkeit schon mit dem Eintritt in das reifere Mannesalter abgestreift, ja selbst seinen heitersten und übermüthigsten Jahren läßt sich der tiefste männliche Ernst nicht absprechen, aber seine Schöpfungskraft blieb ihm als unverwüstliche Gottesgabe immer zur Seite, wenn sie auch nicht mehr so frisch und reich sich ergoß. Hatte Wieland die meisten seiner Jugendfreunde vor sich hinscheiden sehn, so mußte Goethe sich noch mehr sein „Ueber Gräber vorwärts!" zurufen; hatte er ja auch den Verlust des Großherzogs und der Großherzogin neben so vielen anderen zu beklagen. Und auch in Wieland selbst war ihm ein so lieber, theurer Freund hingeschieden: denn sein edles, gutes Herz, seine reine Menschlichkeit, seine kerngesunde, sich in ihrer höchsten Kraftfülle entwickelnde, wie eine in Gottes freier Welt lieblich prangende Blume, sich vollständig auslebende Natur hatte er so innig, wahr und tief geliebt. Die neidlose, kein Arg kennende, Gott in seinen Geschöpfen die Ehre gebende Begeisterung, mit welcher Wieland ihm entgegenkam, hatte ihn für immer diesem verbunden; sein lebhaftes Gefühl für alles, was er als schön und gut erkannte, seine sinnliche Lebendigkeit und geistreiche Beweglichkeit, sein glühender Drang nach fördernder Wirksamkeit, sein glücklicher Humor, ja selbst seine oft ungebührlich ausbrechende, aber immer aus einem an sich nicht unbegründeten Mißbehagen fließende böse, ja polternde Laune, welche gar leicht zu ernster Entzweiung oder Entfremdung führen konnte, machten ihm diese wundervoll begabte Natur so unendlich lieb. Freilich konnten ihm am wenigsten die Schranken des Wielandischen Talentes entgehn, welches auf der sinnlichen Oberfläche der Erscheinungen wohlgefällig umherschaukelte, ohne zu tieferer Erkenntniß der Natur, Kunst und Wissenschaft zu gelangen: aber er freute sich, daß dieses, wenn auch beschränkte Talent zu einer so glücklichen Entwickelung, zu einer so weit verbreiteten Wirksamkeit gelangte, und die Zwecke seines Daseins in vollstem Maße erfüllte. Wieland erkannte nicht weniger in unserm Dichter den guten, edlen Menschen, daneben aber auch den hochbegabten Geist, der weit über seine Sphäre hinausreiche, und schüttelte er auch zuweilen über die Exzentritäten seines bürgerlichen und dichterischen Lebens ungläubig den Kopf, so kehrte er doch gar bald zur Ueberzeugung zurück, daß „an diesem Gottesmenschen nichts verloren sei", und beschied sich jedes weitern Urtheils. Kamen auch beide im Laufe der wechselnden äußern An- und Abziehungen zuweilen auf kürzere Zeit auseinander, so trieb sie doch das Herz, welches sich nie verläugnen konnte, immer wieder zueinander hin, und

mußten sich auch die Gegensätze zwischen ihren Naturen oft sehr scharf ausprägen, so erkannten doch beide ihren eigenthümlichen Werth in gegenseitiger liebevoller Schätzung freudig an. Mag sich das deutsche Volk mit vollstem Rechte Glück wünschen, daß zwei von Hause aus so ganz verschieden angelegte Naturen, wie Schiller und Goethe, zur Erreichung desselben Zieles ihre Kräfte in seltener Einträchtigkeit verbanden, so ist es ein nicht weniger erhebendes Schauspiel, daß zwei Geister, wie Goethe und Wieland, auf verschiedenen Wegen, ohne sich feindlich zu berühren, vielmehr aus klarster Einsicht ihrer ganz verschiedenen Bestimmung nebeneinander wirkten, nur verbunden durch reinste Liebe und höchste Werthschätzung.

IV. Knebel.

In einem höchst merkwürdigen Gegensatze zu Wieland steht sein Schwäbischer Landsmann Karl Ludwig von Knebel, der gleich diesem, aber zwei Jahre später, als Prinzenlehrer von der bildungsreichen Herzogin Amalia nach Weimar berufen ward; beide sollten weniger durch geregelten Unterricht, strenge Leitung und Ueberwachung, womit der obervormundschaftliche Hof- und Legationsrath Graf von Görtz schon seit dem Jahre 1762 betraut war, als durch ihre reiche, umfassende Bildung und freundlich belehrenden Umgang auf die jungen Prinzen wirken. Zu einer folgerechten, ununterbrochenen, ihren Zweck unverrückt verfolgenden amtlichen Thätigkeit waren beide gleich wenig geschickt. Wenn Wieland durch seine, bei aller Gutmüthigkeit, doch gar oft leidenschaftlich und ungeschlacht hervorbrechende Reizbarkeit und manche Ungefügigkeit vielfache Störungen hervorrief, welche den Bestand jedes geordneten Geschäftsganges nothwendig gefährdeten, so wurde Knebel, bei seiner reinen, jeden Mißklang tief empfindenden und ihre Empfindsamkeit nicht verhehlenden Natur, leicht zum Unmuthe hingerissen, der sich in polterndem Tadel ergoß, oder sich in ein verdrießliches Grollen zurückzog. Fühlte Wieland sich zu einer regen schriftstellerischen Thätigkeit, zu einer ununterbrochen schaffenden, beurtheilenden und vermittelnden Verbindung mit der weiten deutschen Lesewelt voll frischen Selbstvertrauens hingedrängt, welche ihm zu allen sonstigen Geschäften weder Zeit noch Lust ließ, so war Knebel's ganze Seele, welche, durch die strenge Erziehung des Vaters in sich zurückgescheucht, alles kräftigen Muthes beraubt worden war [1]), auf stille Selbstbeschauung und innerliche Abspiegelung der Welt und der Natur gestellt, welche keine lebendige Wirkung nach außen hin aufkommen ließen, und der Drang nach Freiheit und Zurück-

1) Vgl. Knebel's eigene Aeußerung im „Nachlaß" III, 437 f.

gezogenheit machte ihn zu jeder amtlichen Thätigkeit ungeschickt. Auch Knebel hatte sich mit entschiedenster Neigung der Litteratur zugewandt, aber weniger schaffend, als aufnehmend, anempfindend, in sich verarbeitend. Mit feinem Sinne für das Schöne und Edle begabt, hatte er Goethe's geniale Dichterkraft in ihrem ganzen Umfange erkannt, wie seine reine Seele unter allem exzentrisch ausschweifenden Jugendübermuthe dessen gutes, edles Herz herausgefunden und sich unzertrennlich ihm verbunden hatte. Mochte auch manche tolle, von feurigem Kraftdrange eingegebene Ausgelassenheit und das nicht selten übermüthig derbe Wesen Goethe's ihn in der ersten Weimarer Zeit manchmal verletzen, mochten auch zeitweise andere Einflüsse ihn mehr von ihm zurückhalten, wie Goethe's vielverschlungenes Leben diesen nach den verschiedensten Seiten hinriß und seinen herzlichsten Freunden mehr, als billig, entzog, mochte auch sein fast ängstliches sittliches Gefühl ihm nicht immer ganz zuzustimmen vermögen, so blieb er doch mit unveränderlicher, selten umwölkter Liebe während eines mehr als siebenundfünfzigjährigen Zusammenlebens dem vom Genius erfüllten, menschlich edlen Freunde unverbrüchlich treu und in herzlicher Anhänglichkeit verbunden. Dieser aber, wenn ihm auch zuweilen Knebel's trübe Strenge und peinliche Grämlichkeit unbehaglich und drückend war, mußte den tiefen Ernst, das reine Gefühl und die warmschlagende Seele des gemüthlichen Freundes innigst verehren, woher er stets bedacht war, ihm, wenn auch nicht die Heiterkeit frohsinnigen Lebens und die Lust thätigen Wirkens, welche seine Natur ihm versagte, doch jene stillen Freuden, so viel er vermochte, reichlich zu gewähren, welche er in der eindringlichen, durch mancherlei Sendungen geförderten Beschäftigung mit der Litteratur und im herzlichen Anschlusse der treu fühlenden Seele des größten Deutschland geschenkten Dichters fand, welcher seinen „Urfreund", der ihm gleichsam die Pforten Weimar's geöffnet hatte, immer gern bei sich sah, ihm jede Erleichterung und Bequemlichkeit zuvorkommend gewährte. Der einzige Kummer, welchen Goethe ihm bereitete, bestand darin, daß er fast zwei Jahre vor ihm von der Erde schied, während ihm selbst, dem an fünf Jahre ältern, ein beinahe neunzigjähriges Lebensalter von dem ihm sonst wenig gewogenen Schicksale bestimmt war.

Als der neunundzwanzigjährige Potsdamer Offizier Karl Ludwig von Knebel im Juli 1773 den längst erbetenen Abschied als Lieutenant des Armeés de S. M. Prussienne aus zehnjährigem Dienste erhielt [1]), worin er sich mit frommgläubigen, tugendhaft

1) Kurz vorher hatte sein ältester Bruder Christian vom Könige die Zusage erhalten, daß ihm bei einem neu zu errichtenden Regimente eine Kompagnie zugetheilt werden solle. Vgl. Merck's Briefe III, 90 f. Knebel erwähnt in dem gleichzeitigen Briefe an seine Schwester weder dieses ältern Bruders, der nicht hatte dulden wollen, daß Ludwig Theologie studire, zur ewigen Schande seiner Offiziersehre, noch des jüngern, Leberecht, der ebenfalls in königlichen

gesinnten, dichterisch aufgeregten, Ramler vor allen verehrenden Kameraden zusammengefunden hatte, schrieb er an seine einzig geliebte Schwester Henriette in Ansbach[1]): „Ob ich gleich noch zur Zeit keine nähere Perspektive zu einem festern Etablissement habe, so kann ich dir doch versichern, daß das Bewußtsein der Loslassung von einem für mich so gebundenen Stande mir die Seele um ein Großes leichter macht. Es gehe nun, wie es wolle, ganz schlecht wird es mir nicht ergehn; dazu hab' ich noch die Zuversicht in den Himmel und mich, und in ein Theil meiner Verwandten und Freunde. — Werde ich denn bei euch, meine lieben Geschwister, die Ruhe finden, die ich mir verspreche, oder die ich vielmehr wünsche und gebrauche? Ich weiß es wohl, Ansbach ist euch ein verhaßter Ort! Aber was sollte der Ort auch immer thun, und was können vereinte Kräfte nicht bezwingen?" Ruhe war es, die er zunächst suchte, um sich und den Seinigen ganz leben zu können; deshalb wollte er lieber auf die zwei Louisd'or beschränkt sein[2]), die ihm sein Vater monatlich gab, als sich durch einen dazu nutzlosen Dienst binden lassen, und „in dumpfer Bewunderung und Furcht" vor dem großen König[3]) sich selbst verzehren. Freilich that es ihm weh, die Gegend verlassen zu müssen, wo ihn Nicolai's, Mendelssohn's, Ramler's[4]) und des edlen Gilbert Freundschaft so sehr beglückt hatte, aber das Opfer seiner Ruhe konnte er dafür unmöglich bringen. „Ich sehe euch wieder", so äußert er am 11. September gegen Gilbert[5]); „dies sagt mir mehr als mein Genius. Ich werde auch nicht aufhören, mich darum zu bewerben, wieder in diese Gegenden zu kommen, wozu ich erst gestern die gewissesten Aussichten, so weit so was gewiß sein kann, erhalten habe. Künftigen Mittwoch, als den 15. dieses, ist meine Abreise zuverlässig festgestellt. Ich gehe erst nach Leipzig, dann nach Weimar, und da bleib' ich — ich weiß nicht, wie lange. Ich werde daselbst viele unbekannte Freunde treffen; doch wollt' ich, ich hätte von dir auch einen Brief dahin, und sollte Herr Ramler wieder zurückkommen, auch ein paar Zeilen von diesem an Herrn Wieland." Nicolai sandte ihm einen Brief an Musäus, an welchem er einen guten und sehr dienstfertigen Mann — er stand wirklich in Diensten seiner „allgemeinen deutschen Bibliothek" — finden werde, und er gab ihm außerdem Empfehlungen auf an Wieland, Wolf, dessen würdige Gemahlin und Demoiselle Benda, auch an den Komponisten Schweizer und den vortrefflichen

---

Diensten stand. Auch gegen seine Freunde erwähnt er beider nicht, die es wohl ungern sahen, daß er dem Dienste entsagte, und deshalb mit ihm gespannt waren.

1) „Nachlaß" II, 185 ff.

2) Vgl. daselbst I, XXI.

3) Vgl. daselbst III, 477.

4) Auch sein Bruder Christian machte Ramler's, Mendelssohn's, Nicolai's und der Karschin Bekanntschaft.

5) Daselbst II, 27.

Schauspieler Eckhof.[1]) Aber viel wichtiger ward für ihn ein Empfehlungsbrief des Prinzen von Preußen, in dessen Regiment er gedient hatte, an die Herzogin Amalia. In Weimar, wohin ihn vor allen Wieland als einer der Großmeister des deutschen Parnasses gezogen hatte, wurde der eben von drückenden Dienstbanden befreite Lieutenant, der sich bereits durch mehrere Gedichte in Boie's Almanach empfohlen hatte, von allen Seiten freundlichst aufgenommen, und er selbst fühlte sich sehr wohl in dieser freiern, musenfreundlichen Luft. Die Herzogin Amalia bezeigte großes Gefallen an dem stattlichen, eben dem Lager des Mars enteilten Manne, den eine reiche Bildung und ein reges Gefühl für alles Schöne, Hohe und Edle beseelte.[2]) Nach einem vierzehntägigen Aufenthalte verließ Knebel die kleine Residenzstadt einer von feurigstem Bildungstriebe durchdrungenen Fürstin, um seine Rückreise nach der Heimat anzutreten. Nachdem er seinen Vater in Nürnberg, wo dieser als Kreisgesandter verweilte, begrüßt hatte, erfreute er sich im Schoße seiner Familie zu Ansbach ruhig heiterer Tage.[3]) Ganz unerwartet traf ihn nicht lange nachher eine freundliche Zuschrift des Weimarischen Ministers von Fritsch, worin dieser ihn im Namen der Herzogin einlud, nach Weimar zurückzukehren, um den Unterricht ihres jüngern Sohnes, des Prinzen Konstantin, zu übernehmen. Knebel, der sich ungern seiner still beschaulichen Ruhe entrissen sah, weigerte sich lange, hierauf einzugehn, indem er vorschützte, daß er weder für eine solche Stelle, noch für das Leben am Hofe sich geeignet fühle. Indessen wurden die Einladungen auf die schmeichelhafteste Weise wiederholt, und seine Familie drängte ihn zur Annahme so höchst ehrenvoller und günstiger Anerbietungen. Freilich regten sich auch am Weimarer Hofe, sobald man von diesem Plane Kenntniß erhalten hatte, einzelne Versuche, diese Anstellung zu hintertreiben, aber sie wurden, bei der entschiedenen Neigung der Herzogin, bald aus dem Felde geschlagen und die Berufung zur Instruktorstelle mit dem Charakter eines Hauptmanns, einem Gehalte von 1000 und der Zusage einer lebenslänglichen Pension von 600 Thaler im Juli 1774 endlich durchgesetzt.

Ueber Knebel's erstes Auftreten in Weimar fehlen uns alle Nachrichten. Anfangs Dezember 1774 trat der Erbprinz in Begleitung des Grafen von Görtz und des Oberstallmeisters von Stein die Reise über Karlsruhe nach Paris an; auch der sechzehn Jahr alte Prinz Konstantin nahm unter Knebel's Leitung an dieser Bildungsreise Theil, welche für den Erbprinzen zugleich zur Brautwahl bestimmt war. In Frankfurt vermittelte Knebel die Bekannt-

1) Vgl. daselbst II, 151 f.

2) Vgl. Knebel's Nekrolog von Lina Reinhard im „Neuen Nekrolog der Deutschen" XII, 156.

3) Wir sind hier und im folgenden bis zu Knebel's erster Zusammenkunft mit Goethe auf die Knebel's eigenen Berichten entnommenen Angaben in Mundt's Einleitung zum „Nachlaß" beschränkt, die aber nicht ganz zuverlässig sind. Der Stadt Ansbach wird hier gar nicht gedacht.

schaft des Dichters des „Götz" und „Werther" mit den Weimarischen Prinzen. Hören wir hierüber Goethe's eigene Erzählung (B. 22, 238 ff.): „Als ich einst (es war der 11. Dezember) bei gesperrtem Lichte (ein Portrait eben zeichnend) in meinem Zimmer saß, dem wenigstens der Schein einer Künstlerwerkstatt hierdurch verliehen war, überdies auch die Wände, mit halbfertigen Arbeiten besteckt und behangen, das Vorurtheil einer großen Thätigkeit gaben, so trat ein wohlgebildeter, schlanker Mann bei mir ein, den ich zuerst in der Halbdämmerung für Fritz Jacobi hielt, bald aber, meinen Irrthum erkennend, als einen Fremden begrüßte. An seinem freien, anständigen Betragen war eine gewisse militärische Haltung nicht zu verkennen. Er nannte mir seinen Namen, von Knebel, und aus einer kurzen Eröffnung vernahm ich, daß er, im Preußischen Dienste, bei einem längern Aufenthalte in Berlin und Potsdam, mit den dortigen Litteratoren und der deutschen Litteratur überhaupt ein gutes und thätiges Verhältniß angeknüpft habe. An Ramler'n hatte er sich vorzüglich gehalten, und dessen Art, Gedichte zu rezitiren, angenommen. — Kaum hatten wir diese allgemein deutschen litterarischen Gegenstände durchgesprochen, als ich zu meinem Vergnügen erfuhr, daß er gegenwärtig in Weimar angestellt, und zwar dem Prinzen Konstantin zum Begleiter bestimmt sei. Von den dortigen Verhältnissen hatte ich schon manches Günstige vernommen. — Wie ich mich nun, gleichsam als ein alter Bekannter, nach diesen Personen und Gegenständen erkundigte, und den Wunsch äußerte, mit den dortigen Verhältnissen näher bekannt zu sein, so versetzte der Ankömmling gar freundlich, es sei nichts leichter als dieses; denn so eben lange der Erbprinz mit seinem Herrn Bruder, dem Prinzen Konstantin, in Frankfurt an, welche mich zu sprechen und zu kennen wünschten. Ich zeigte sogleich die größte Bereitwilligkeit, ihnen aufzuwarten, und der neue Freund versetzte, daß ich damit nicht säumen solle, weil der Aufenthalt nicht lange dauern werde. Um mich hierzu anzuschicken, führte ich ihn zu meinen Eltern, die über seine Ankunft und Botschaft höchst verwundert, mit demselben sich ganz vergnüglich unterhielten. Ich eilte nunmehr mit ihm zu den jungen Fürsten, die mich sehr frei und freundlich empfingen, so wie auch der Führer des Erbprinzen, Graf Görtz, mich nicht ungern zu sehn schien." Nach einem anziehenden Gespräch wurde er von beiden Prinzen eingeladen, ihnen nach Mainz zu folgen, wohin sie morgen abzugehn und daselbst einige Tage sich aufzuhalten gedachten. Knebel aber fühlte sich von dem herrlichen Dichterjünglinge so ganz hingerissen, daß er nicht von ihm lassen konnte, sondern den folgenden Tag bei ihm in Frankfurt zu bleiben beschloß, um dann von dort mit ihm nach Mainz herüberzufahren.

Wie freundlich und innig sich schon beim ersten Begegnen das Verhältniß zu Goethe, der alles hinreißenden Dichterseele, gestaltet hatte, zeigt Knebel's Brief, den er gleich am Abende nach

seiner Ankunft zu Mainz an seine Schwester Henriette sendet[1]: „Schon gestern hatte ich dir von Frankfurt aus geschrieben", beginnt er; „unser Freund Goethe kam, und ich verbrannte den halbvollendeten Brief.[2]) Was soll ich dir sagen, mein gutes Kind? Alles ist zuviel, um es dir zu sagen. Ich blieb gestern allein in Frankfurt, um den besten aller Menschen zu genießen. Heute bin ich mit ihm hierher gefahren, wo wir unsere Prinzen wieder angetroffen haben, und diesen Abend werden wir in die Komödie gehn. Ich habe den Rhein diesen Mittag zuerst passirt. Uebermorgen gehen wir wieder von hier weg, und geradezu." Die übergewaltige Aufregung, in welche Knebel's ganzes Wesen durch die Allgewalt des feurig sprudelnden, von glühendster Kraft getriebenen, bei allen Exzentritäten so liebenswürdigen, grundedlen Dichterjünglings gesetzt worden war, ließ ihn nicht weiter schreiben; was er fühlte, wußte er nicht auszusprechen, weshalb er über die gewöhnlichsten Aeußerlichkeiten der Reise nicht heraus konnte. Der Brief würde wieder liegen geblieben, ja dem Feuer, gleich seinem Vorgänger, nicht entgangen sein, hätte sich nicht Goethe seiner angenommen, da er höchlich bedauerte, daß Knebel die Schwester, von deren Liebenswürdigkeit, wie von seiner innigsten Neigung zu ihr der neue Freund ihm mit vollstem Herzen erzählt hatte, ganz ohne Nachricht lassen sollte. In der heftigen Bewegung, in welche ihn Knebel's begeisterungsvolle, diesen mit fast fieberhafter Glut umtreibende Liebe gebracht hatte, setzte er sich hin, um den Brief zu vollenden und seine Absendung zu bewirken. „Da will der Bruder nun nicht fortfahren", schreibt er ohne weitere Einleitung, „kann auch nicht wohl; denn er ist in seiner Bewegung, die Sie wohl kennen müssen, weil ich sie kenne, der anderthalb 24 Stunden mit ihm ist. Und doch wollt' ich, daß der Brief geendigt und zugesiegelt wäre; sonst geht's ihm, wie einem von gestern Abend, der verbrannt wurde, und ich halte dafür, daß, wenngleich ein Autor viel Bogen ungeendet lassen oder, wenn sie geendet, sie verbrennen soll, doch ein Bruder an seine Schwester und umgekehrt das unbedeutendste Oktavblättchen fortsenden und beschleunigen mag. Denn ich hab' eine Schwester, und weiß auch drum, was Sie Ihrem Bruder sein können. Und so leben Sie recht wohl! Der Brief soll nun fort, wär's nur auch, um Ihnen zu versichern, daß Ihr Bruder recht leidlich ist in dem alten Mainz, und Sie recht lieb hat. Das sieht nun wohl lächerlich, daß ich das für ihn schreiben soll. Aber doch nicht! denn ein Mensch, dem's wohl ist, und ein rechter Liebhaber ist kein guter Geschichtschreiber. Ich bin's fast

---

1) Ueber die Datirung des Briefes vergleiche meine „Frauenbilder" S. 255 Note 2. Das undeutlich geschriebene Datum ist „den 13. 10 br." zu lesen. Der zunächst folgende Brief, den Guhrauer ebenfalls vom Februar datirt, trägt das Datum „den 28. Frankfurt 1774", also ohne Angabe des Monats.

2) Ohne Zweifel, weil er ihm die Gefühle, welche Goethe's Bekanntschaft in ihm aufgeregt hatte, nicht lebendig genug auszusprechen schien.

auch nicht, wie Sie an meiner Hand und Courtoisie sehn mögen; das schad't aber nichts. Ich wünsche, daß Sie mögen so einen schönen Abend haben, da Sie das lesen, als ich, da ich das schreibe, und so frag' ich nicht, ob meine treue Patschhand etwa ein wenig zu rauh fallen möchte. Ich bitte Sie, vergelten Sie Ihren (sic) Bruder, was er an mir gethan hat.[1]) Goethe." Da aber Knebel das von Goethe Geschriebene nicht recht lesen zu können gesteht, fügt dieser in einer Nachschrift scherzend hinzu: „Vielleicht können Sie's auch nicht lesen. Und da bitt' ich, denken Sie, ich hätt's in dem Hofton etwas zu leis gered't, und Sie hätten mich da auch nicht verstanden." Knebel setzt sich nun wieder hin, um den unterbrochenen Brief seinerseits zu vollenden. „Ich kann nicht ein Wort mehr hinzufügen", bemerkt er, „als daß du aus dem vorstehenden sehn wirst, daß der Verfasser der (im Oktober erschienenen) „Leiden des jungen Werther's" der liebenswürdigste (Mensch?) auf der Welt ist, und daß es mir auf diese Art recht gut geht. Er hat uns von Frankfurt hierher nach Mainz begleiten müssen. Uebermorgen gehen wir geradezu, wie ich hoffe, nach Karlsruh'." Er schließt mit einer Frage, ob die hundert Thaler, die er wohl, wir wissen nicht, wodurch?, dort schuldete, nach Weimar geschickt seien, mit Grüßen und der Angabe seiner Adresse: „An Herrn Herrn Legationsrath Klopstock in Karlsruh'". Goethe unterläßt nicht noch schließlich seine Entschuldigung auszusprechen, daß er so wunderlich in den Brief seines neuen Freundes an die persönlich unbekannte Schwester hineingerathen sei. „Ew. Gnaden", schreibt er, „mögen sich nicht an die Form gegenwärtigen Briefes stoßen; es ist alles herzlich gut gemeint."

Knebel versprach dem neugefundenen Freunde, der ihm manche seiner Gedichte zum Vorlesen anvertraute, beim Abschiede, am 15. Dezember, baldige Nachricht über ihre Weiterreise zukommen zu lassen. Da aber kein Brief kommen wollte, schrieb Goethe selbst am 28. Dezember. „Ich muß nur anfangen, lieber Knebel", beginnt er, „ich muß Sie anbohren; sonst erfahr' ich wohl von all dem nichts, was ich so gern wissen möchte: wie's Ihnen allzusammen bisher gegangen ist? was für Wirkung die neuen Menschen auf Sie thun? — von allem möcht' ich mein Theil haben, so viel ich wissen darf. Also von mir anzufangen, mir war's ganz seltsam, als ich (nach der Abfahrt der Prinzen und ihrer Begleitung) so unter dem Thor (des Gasthofes) der „drei Kronen" stund, als es anfing zu tagen — recht wie vom Vogel Greif in eine fremde Welt unter alle die Sterne und Kreuze hinuntergeführt und dadrein so mit ganz offenem Herzen herumgewebt, und auf einmal alles verschwunden!" Noch während des Schreibens empfängt er Knebel's sehnsüchtig erwarteten Brief, für den er seinen

1) Er deutet auf die Liebe hin, die Knebel ihm entgegengetragen und wodurch er ihn so sehr beglückt hatte.

herzlichsten Dank ausspricht, zugleich mit der Bitte um Verzeihung wegen seines Unglaubens. Wenn's möglich sei, wolle er ihm das Grab der Landgräfin fertigen, wohl eine Abbildung des Grabmals der am 30. März 1774 verstorbenen Landgräfin Henriette Karoline von Hessen-Darmstadt, wenn nicht eine Grabschrift auf diese edle Fürstin.[1]) Große Freude bezeigt er über die Art, wie Knebel's Schwester seiner gedacht. „Wieland hat mir geschrieben", meldet er, „hat meinen Gruß just so aufgenommen, wie ich ihn gab."[2]) Knebel möge ihn den Prinzen empfehlen, und ihm mittheilen, was Graf Görtz für ihn fühle. Auch über den Präsidenten Hahn in Karlsruhe wünscht er Knebel's Urtheil zu vernehmen, dessen Aeußerung über Klopstock, welchen er selbst vor kurzem in Frankfurt bewirthet hatte[3]), ihm herrlich scheint. Goethe hatte wohl schon damals seine Absichten auf Weimar gerichtet; vielleicht bezog sich auch die Frage wegen des Präsidenten Hahn nicht allein auf seinen Schwager Schlosser, über den, da er nach Karlsruhe verlangte, Knebel diesen und den Markgrafen „sondiren" soll, sondern auch auf seine eigene Hoffnung, an diesem durch Bildung ausgezeichneten Hofe, sollte es zu Weimar nicht gelingen, eine passende Stellung zu finden. „Lieben Sie mich!" bittet er den Freund, gegen den, bei aller Innigkeit, doch noch nicht das trauliche Du sich hervorwagte, mit welchem er sich bei Lavater und Jacobi gleich gefunden hatte, woran wahrscheinlich der würdige militärische Ernst, den Knebel nicht verläugnen konnte, die Schuld trug. „Geben Sie meine Sachen nur nicht aus Händen! Es wäre nichts dran gelegen, wenn nicht gewisse Leute was draus machten. — Adieu! Wann sehen wir uns wieder?" Da eine weitere Antwort Knebel's nicht erfolgt, so wendet sich Goethe, gleich in der ersten Glut seiner Liebe zu Lili, am 13. Januar, wieder an den noch in Karlsruhe weilenden Freund. „Lieber Knebel!" schreibt er. „Ich bitte Sie gar sehr um ein Wort von Ihnen und um meine Sachen! Wo sind Sie? Bin ich in gutem Andenken unter Ihnen? Addio! Ich habe einige sehr produktive Tage gehabt." Unterdessen hatte Knebel gegen Wieland die freundlichsten Gesinnungen ausgesprochen und jeden gegen Goethe noch zurückgebliebenen Zweifel aus seiner Seele verscheucht. „Glauben Sie mir", äußert Wieland an demselben 13. Januar an Knebel, „daß ich ganz und auf's innigste fühle, was es sagen will, von einer Seele, wie die Ihrige, geliebt zu sein. Ja, mein Bester, Sie müssen mein Freund sein, ich muß und will der Ihrige sein; unsere Herzen sind dazu gemacht[4]), und

---

1) Wieland's Grabschrift auf sie gibt Wagner zu Merck's Briefen III, 94 f.

2) Wahrscheinlich hatte Goethe einem von Knebel am 14. Dezember an Wieland geschriebenen Briefe einen freundlichen Gruß an diesen beigefügt. Vgl. meine „Frauenbilder" S. 255.

3) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 243 f.

4) Am 6. März schreibt Wieland an Gleim („ausgewählte Briefe" III, 200): „Nebst Graf Görtzen ist unser liebenswürdiger, guter Knebel bei

wenn die Klopstock's, die Lenze, die Herder, und wie die Genien alle heißen, nicht auch unsere Freunde sind, tant pis pour eux." Von allem Mißmuthe gegen Goethe, diesen „sonderbaren großen Sterblichen" erklärt er sich radicaliter (von Grund aus) geheilt, was er freilich keineswegs in solchem Grade war, wie er selbst glaubte.

Knebel wird von Karlsruhe aus, wo er sich durch die Schönheit, den Geist, die gewandte Leichtigkeit und heitere Bildung eines Fräulein von Ratzenhausen aus Straßburg, einer Hofdame der Herzogin, gefesselt fühlte [1]), noch einmal an Goethe geschrieben haben, dann von Straßburg, auch wohl gleich nach der Ankunft in Paris, wo sie Anfangs März eintrafen [2]). Die gewaltige Aufregung, in welche er damals durch die Liebe zu Lili versetzt war, hinderte ihn an Beantwortung des letztern Briefes. Endlich am Charfreitage, am 14. April, kann er es nicht unterlassen, sich wieder an Knebel zu wenden, unwissend, ob dieser sich noch mit den Prinzen in Paris befinde oder bereits die ungeheure Königsstadt verlassen habe. „Lieber Knebel!" schreibt er. „Ich weiß nicht, wohin ich ein Wörtchen an Sie senden soll. — Lieben Sie mich noch? und denken Sie an mich? Ich! — falle aus einer Verworrenheit in die andere, und stecke wirklich mit meinem armen Herzen wieder unvermuthet in allem Antheil des Menschengeschicks, aus dem ich mich erst (seit der Dichtung „Werther's") kaum gerettet hatte. Klopstock fand mich (bei der Rückreise nach Hamburg) in sonderbarer Bewegung; ich habe von dem Edlen nur geschlürft. Ich habe allerlei gethan und doch wenig. Hab' ein Schauspiel bald fertig, treibe die bürgerlichen Geschäfte so heimlich leise, als trieb' ich Schleichhandel, bin sonst immer der, den Sie kennen. Und nun schreiben Sie mir viel von Ihnen! Vom theuern Herzog! erinnern Sie ihn meiner in Liebe! Adieu! Adieu!" Auf diesen zutraulichen Brief, dem Goethe doch das eigentliche Geheimniß seiner Seele aus einer ihm eigenen heiligen Scheu nicht anvertrauen konnte, wird Knebel wohl erst von Straßburg oder von Karlsruhe aus haben erwiedern können. An letzterm Orte traf Goethe auf der Schweizerreise gegen Ende Mai wieder mit ihm zusammen, und freute sich von neuem des rein edlen, ihm innigst zugethanen Mannes, den er einen Blick in seine durch die Trennung von Lili verwundete, von den Irrungen der Liebe verworrene Seele thun ließ. In Emmendingen, wohin Goethe von Straßburg einen Abstecher zum Besuch der Schwester gemacht hatte, traf

---

ihm (dem Erbprinzen), den ich durch seine reizenden Briefe immer mehr lieb gewinne."

1) Vgl. Lewalt's „Europa" 1840 II, 578. Die noch vorhandenen Briefe, aus welchen Knebel's hohe Achtung für sie hervorleuchtet, sind noch ungedruckt. Mundt hat diese Freundin Knebel's („Nachlaß" I, XXVI) mit Fräulein von Göchhausen seltsam genug verwechselt.

2) Vgl. Knebel's „Nachlaß" II, 187.

ihn ein „Brieflein" von Knebel, für welches er diesem am 4. Juni seinen Dank ausspricht. „Ist mir herzlich lieb, daß Sie nicht abwendig von mir werden", schreibt er. „Ihro Durchlaucht alles herzlich von mir! Addio! Morgen geh' ich nach Schaffhausen, wenn's Glück gut ist." Zugleich schickt er ihm die versprochene Abschrift seiner „Claudine", mit der Bitte, sie dem Herzoge zur freien Stunde zu lesen, und sie dann mit dem Postwagen an seine Schwester zurückzuschicken. „Nicht abgeschrieben! ich bitte gar schön", fügt er hinzu. Wahrscheinlich hatte er die Abschrift im April oder Mai an die Schwester gesandt; die Lust, etwas drucken zu lassen, war ihm nach den Erfahrungen, die er mit seinem „Werther" gemacht hatte, ganz verleidet[1]), und er wußte, daß man seinen Sachen nachstelle, um sie auch wider seinen Willen zu veröffentlichen. Nach der Mitte Juni war Knebel mit den Prinzen wieder in Weimar zurück. Gleich nach der Rückkehr wird die Wirthschaftseinrichtung des Prinzen Konstantin und die Ordnung seiner Studien begonnen haben. „Für meinen Prinzen hatte ich in der Gegend von Weimar einen ländlichen Aufenthalt erwählt", berichtet Knebel selbst in der Skizze zu seiner Lebensbeschreibung[2]); „denn da er etwas schwächlicher Konstitution war — da er erst sieben(?) Monat nach seines Vaters Tode, der an der Auszehrung starb, zur Welt kam[3]) —, so war es ein Wunder, daß er sich noch so erhielt. Dieses hatte er vorzüglich seiner außerordentlichen Mäßigkeit im Essen, Trinken und dergleichen zu danken. Auch war er ein wohlgebildeter junger Mann, von schlankem Wuchs, in der Gestalt seinem Herrn Bruder unähnlich. Wir wählten das kleine Gut Tiefurt bei Weimar (Dreiviertelstunde östlich von der Stadt) zum Aufenthalt, vertrieben den Pachter aus seiner Wohnung, rissen die Bauergehege hinweg, und bereiteten nach und nach einen angenehmen Aufenthalt in der überaus günstigen Gegend."

Gegen den 20. Juli kehrte Goethe von seiner Schweizerreise nach Frankfurt zurück, von wo er schon am 1. August an Knebel schreibt: „Wie geht's Ihnen, lieber Knebel? Ich möchte gern ein Wort von Ihnen hören und von unserm Herzog. Ich bin wieder hier, habe die liebe heilige Schweiz deutscher Nation durchwallfahrtet, und finde mich um ein Guts besser, und ganz zufrieden mit dem Vergangenen und hoffnungsvoll auf die Zukunft. Schicken Sie mir „Claudinen" zurück, und behalten mich lieb!" Einen sehr auffallenden Gegensatz bildet die hier sich äußernde Zufriedenheit gegen den Ausdruck sehnsüchtiger Unbefriedigung und schwerer Herzensangst in den Zeilen vom 25. und 31. Juli und dann wieder vom 3. August an Auguste von Stolberg. Es scheint, daß

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 275. 278.
2) Im „Nachlaß" I, XXXf.
3) Sein Vater Ernst August Konstantin starb am 28. Mai 1758; er selbst wurde am 7. September geboren.

gerade eine augenblickliche Beruhigung eingetreten war, als er sich getrieben fühlte, sich wieder mit Knebel, vielleicht in Aussicht einer künftigen Stellung zu Weimar, in Verbindung zu setzen. Diesem sendet er auch ein Exemplar seiner vom 9. April datirten Erklärung, daß nicht er, sondern H. L. Wagner der Verfasser der Farze: „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten", sei [1]), mit der Bemerkung: „Ich vermuthe, daß Sie was von der Sache wissen; drum schick' ich das mit. Weiter mag ich darüber nichts sagen." An einer freundlichen Antwort von Knebel's Seite wird es nicht gefehlt haben.

Als Karl August, der am 3. September die Regierung angetreten hatte, in Begleitung des zum wirklichen geheimen Rathe beförderten Grafen von Görtz die Reise nach Karlsruhe zur Vermählung mit der edlen, liebreizenden Prinzessin Luise Auguste von Hessen-Darmstadt antrat, blieb Prinz Konstantin mit Knebel in Tiefurt zurück. Da der Herzog auf der Rückreise mit seiner neuvermählten Gattin sich am 12. Oktober in Frankfurt befand, wurde verabredet, daß Goethe in Begleitung des in Karlsruhe zurückgebliebenen Kammerjunkers von Kalb nach Weimar gehe. Er hatte sich reisefertig gemacht, und bereits seine Freunde und Verwandten, wie seine Schwester und Jacobi gebeten, ihre Sendungen dorthin zu adressiren, aber von Kalb wollte immer nicht kommen, und so mußte er endlich die Hoffnung aufgeben, diesmal nach Weimar zu gelangen. In dieser argen Noth, wo sein Vater ihn zu einer Reise nach Italien drängte, schrieb er, etwa zehn bis zwölf Tage nach der Abreise des Herzogs, an Knebel: „Euer junges herzogliches Paar verlangte, ich sollte sie nach Weimar begleiten; ich richtete mich ein, packte, zog meine Reisekleider an, nahm Abschied und blieb sitzen, durch welch Geschick, weiß ich nicht. Kalb kam nicht, an den man mich verwies, aber ich wäre doch nachgefahren, wenn es nicht zu fatal wäre, bei jetziger Witterung und Straße den Weg allein zu machen. Indessen sind Briefe gewiß an mich bei Kalb und Wieland, und drunter, die mein Herz nah angehen; drum macht sie zusammen, bitt' ich, und schickt sie mit der Reitenden an meine gewöhnliche Adresse in Frankfurt; sollten Packete da sein, schickt sie mit der Fahrenden, nur bald! Liebt mich und grüßt alles, was sich mein erinnert, nach Stands- und Herzens-Gebühr und Würden!" Wahrscheinlich hatte er schon damals dem Vater das Versprechen gegeben, wenn von Kalb in einer bestimmten Frist nicht erscheinen werde, nach Italien zu gehn, doch scheute er sich, dies dem Freunde zu gestehn, weil er noch immer nicht alle Hoffnung auf die Ankunft des Kammerjunkers aufgegeben hatte, der einen neuen von Straßburg kommenden Landauer Wagen mitbringen sollte.

---

1) Vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 198 und S. VII des Vorworts.

Am 7. November langte Goethe endlich, nachdem ihn zu Heidelberg eine noch zur rechten Zeit eintreffende Staffette zur Umkehr getrieben hatte, in Weimar an. Hier ward er zunächst von Wieland und dem Herzog, dann auch von Frau von Stein auf das lebhafteste in Anspruch genommen, doch auch andere, wie Kalb, Einsiedel und Knebel, erhielten ihren Antheil an ihm. Das nahe Tiefurt, wo Knebel mit dem Prinzen auch zur Winterzeit meist verweilte, reizte zu manchen Besuchen, und häufig genug kam der Freund mit seinem edlen Zöglinge zur Stadt. Im Winter gab es Schlittenfahrtfeste nach Tiefurt, an denen Goethe großen Gefallen finden mußte. Von einer Partie, zu welcher Knebel Goethe, aber nicht die eben anwesenden Stolberge eingeladen hatte, gibt uns ein Billet Kunde, das Goethe Ende November oder im folgenden Monate an Knebel richtete.[1] „Ich höre von den Grafen, daß sie heut Abend nicht von der Partie sind. Ist das ein Versehen oder hat's Ursachen? Mich dauern die Jungens, daß sie ihren Abend allein verhungern sollen. Allenfalls bleibe ich mit ihnen. Ein Wort Antwort!“ Auch auf Knebel übte Goethe den unendlichen Zauber seines Wesens, wenn dieser sich auch durch manche übermüthige Ausgelassenheit zeitweise verletzt fühlte.[2] Im Sommer fand sich Goethe vielfach in Tiefurt ein. „Der Prinz beschäftigte sich mit Lesen, Schreiben und vorzüglich mit der Musik“, erzählt Knebel selbst.[3] „Diese war seine Lieblingsbeschäftigung, und er besaß darin kein geringes Talent. Fast alle Instrumente wurden ihm leicht, ja er erholte sich von einer Unpäßlichkeit durch längeres Musiziren. Unser Garten stand jedermann offen. Kamen Gäste, die nicht geladen waren, so mußten sie bis ein Uhr verziehen, welches gemeinlich die Stunde unserer Erscheinung im Garten war. Unterdessen wurden ihnen

---

1) Das Billet ist nicht datirt, doch führt die Erwähnung der Grafen, unter denen nur die Stolberge gedacht werden können, auf diese schon bei Guhrauer vermuthete Zeit.

2) Eine gewisse Verstimmung gibt sich in Knebel's späterer Schilderung Goethe's („Nachlaß“ I, XXIX) kund: „Wie ein Stern, der sich eine Zeitlang in Wolken und Nebel verborgen hat, ging er auf. Jedermann hing an ihm, sonderlich die Damen. Er hatte noch die Werther'sche Montirung an, und viele kleideten sich darnach. Er hatte noch von dem Geist und den Sitten seines Romans an sich, und dieses zog an. Sonderlich den jungen Herzog, der sich dadurch in die Geistesverwandtschaft seines jungen Helden zu setzen glaubte. Manche Exzentritäten gingen zur selbigen Zeit vor, die ich nicht zu beschreiben Lust habe, die uns aber auswärts nicht in den besten Ruf setzten. Goethe's Geist wußte indessen ihnen einen Schimmer von Genie zu geben.“ Daß Goethe mit seiner „Montirung“ nicht an Werther erinnern wollte, wird jeder zugeben, der weiß, wie sehr ihn die Nachfragen über diesen quälten: die Tracht Werther's war, wie Goethe (B. 22, 118) bemerkt, damals bei den Niederdeutschen in Nachahmung der Engländer sehr gewöhnlich; wir glauben aber, daß Goethe, wenn er dieselbe je getragen, sie damals längst abgelegt hatte.

3) Im „Nachlaß“ I, XXXI.

allerlei Erfrischungen angeboten, und sie, wenn es Bekannte waren, zum Mittagstisch eingeladen. Nachmittags und gegen Abend kam meist Besuch aus Weimar. Die Herzogin Amalia, die damals in Belvedere oder Ettersburg sich aufhielt, brachte gewöhnlich einen Tag der Woche mit ihrer Suite in Tiefurt zu, sowie auch die regierende Herzogin. Goethe war Tage und Wochen (?) bei uns, ingleichen der Herzog. Allen gefiel unsere ländliche Einrichtung. Zuweilen gaben wir Feste, Illuminationen, die sich an der beweglichen Ilm gar artig ausnahmen, und dergleichen.[1]) Eine Brücke, die ich an einem ausgezeichneten Orte über den Fluß schlagen ließ, und worauf ein Tanzsaal errichtet war, machte den Gästen großes Vergnügen, bis in der Nacht ein gewaltiger Sturmregen kam, und sie mit Stumpf und Stiel fortriß." Aber Knebel mußte auch oft den Herzog und Goethe auf ihren Zügen im Lande, besonders auf den Jagden, begleiten. „Der Herzog ging fleißig auf die Jagd", erzählt er selbst (Nachlaß I, XXX.), „und wir andern, die wir ihm zunächst waren, begleiteten ihn, zumal wenn es nach Ilmenau ging, wo der Herzog in der Herbstzeit jährlich ein paar Wochen zubrachte." Eine solche Jagdpartie hat Goethe in einer Art Vision in dem herrlichen Gedichte „Ilmenau am 3. September 1783" (B. 2, 28 ff.) mit sprechender Wahrheit dargestellt. „Das Ilmenauer Gedicht", äußert er selbst gegen Eckermann (III, 267 f.), „enthält als Episode eine Epoche, die im Jahre 1783, als ich es schrieb, bereits mehrere Jahre hinter uns lag, so daß ich mich selber darin als eine historische Figur zeichnen und mit meinem eigenen Ich früherer Jahre eine Unterhaltung führen konnte. Es ist darin, wie Sie wissen, eine nächtliche Szene vorgeführt, etwa nach einer solchen halsbrechenden Jagd im Gebirge. Wir hatten uns am Fuße eines Felsen kleine Hütten gebaut und mit Tannenreisern gedeckt, um darin auf trockenem Boden zu übernachten. Vor den Hütten brannten mehrere Feuer, und wir kochten und brieten, was die Jagd gegeben hatte. Knebel, dem schon damals die Tabakspfeife nicht kalt wurde, saß dem Feuer zunächst, und ergötzte die Gesellschaft mit allerlei trockenen Späßen, während die Weinflasche von Hand zu Hand ging.[2]) Seckendorff, der schlanke, mit

---

1) Bei Böttiger I, 23, erzählt Herder: „Knebel machte den Hofstaat des Prinzen Konstantin in Tiefurt sehr liberal, hatte wöchentlich mehrmals offene Tafel, bildete den Prinzen zum Dilettanten in den Musenkünsten, und reichte immer nicht mit dem Gelde des Prinzen aus." Am 26. Juni 1777 schreibt Wieland, der mit Gleim und seiner Nichte einen Tag in Tiefurt zubringen möchte, an Knebel: „Wünschten unserm so lange nicht gesehenen lieben Prinzen aufzuwarten, und die lieblichen Wohnungen, Paradiese, Haine respective zu sehn und wiederzusehn, die Euer Liebden gepflanzt."

2) Man vergleiche hiermit die Schilderung im Gedichte selbst:

Wie nennt ihr ihn? Wer ist's, der dort gebückt
Nachlässig stark die breiten Schultern drückt?
Er sitzt zunächst gelassen an der Flamme,
Die markige Gestalt aus altem Heldenstamme.

den langen, feinen Gliedern, hatte sich behaglich am Stamm eines Baumes hingestreckt, und summte allerlei Poetisches. Abseits, in einer ähnlichen kleinen Hütte, lag der Herzog im tiefen Schlaf. Ich selber saß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften angerichtet. Knebel und Seckendorff erscheinen mir noch jetzt gar nicht schlecht gezeichnet, und auch der junge Fürst nicht in diesem düstern Ungestüm seines zwanzigsten Jahres.“ [1])

Im einzelnen sind nur sehr wenige Züge aus den ersten Jahren des Zusammenlebens von Goethe und Knebel uns aufbewahrt, doch ergibt sich schon aus diesen genugsam, daß die herzliche Neigung durch persönliche Gegenwart genährt ward, daß Goethe die Gutmüthigkeit und den wohlwollenden tiefern Ernst Knebel's vor allem schätzte, wie Wieland's schöner, neidloser Enthusiasmus bei aller seiner Launenhaftigkeit und Wankelmüthigkeit und Herder's ahnungsvoller, vom Geiste der Menschheit ergriffener Sinn bei aller Unbehaglichkeit schroffen Selbstgefühls ihn hinrissen.

Anfangs Juni speist Goethe einmal zu Tiefurt zu Mittag. [2]) Am 18. September schreibt er an die auf ihrem Gute weilende Frau von Stein, zu der er damals nicht kommen durfte: „Gestern gab uns Knebel Tanz, Illumination und Nachtessen. Ich hab' sehr viel getanzt, und bin überhaupt jetzt, Gott weiß, wie.“ Im folgenden Jahre (1777) speist er am 10. März zu Tiefurt. [3]) Anfangs Oktober unterhält er sich zu Eisenach, wo ihn nach der Abreise Merck's das tiefe Gefühl des Alleinseins und der gänzlichen Abgeschnittenheit befallen hat, mit Knebel über die Armuth des Hoftreibens und der Sozietät [4]); nur ihm wagte er seine tiefe Mißstimmung über so manches, was ihn unangenehm berührte, zu vertrauen. Einen Monat später finden wir Knebel bei Goethe in seinem Garten, wo sie miteinander einige Stunden „lachen und fabeln“. [5]) Unter den „Brüdern der Jagd“, welche er nach der Harzreise am 15. Dezember in Eisenach antraf und Nachts bei einem prasselnden Kaminfeuer durch die Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer

---

Er saugt begierig am geliebten Rohr,
Es steigt der Dampf an seiner Stirn empor.
Gutmüthig trocken, weiß er Freud' und Lachen
Im ganzen Zirkel laut zu machen,
Wenn er mit ernstlichem Gesicht
Barbarisch bunt in fremder Mundart spricht.

Knebel wußte wohl die verschiedenen Dialekte in seinen Erzählungen geschickt nachzubilden.

1) Dürfte man diese Bezeichnung streng nehmen, so würde die hier geschilderte Szene in das Spätjahr 1776 oder in das folgende Jahr gehören.

2) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 37.

3) Vgl. daselbst I, 88.

4) Vgl. Riemer II, 49.

5) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 122.

ergötzte und rührte, nachdem er ihre tagtäglichen heroischen Abenteuer getheilt [1]), befand sich wohl auch Knebel.

Bei der Aufführung des „Westindiers" am 13. Januar 1778 wirkten außer dem Herzog und seinem Bruder unter anderen Eckhof, Goethe und Knebel mit [2]), der bei seiner reinen, volltönenden Stimme und seiner ansehnlichen Gestalt besonders in Heldenrollen durch seine pathetische Deklamation sich auszeichnete. [3]) Auch an den weiteren Vorstellungen auf der Liebhaberbühne des Hofes werden sich die beiden Freunde betheiligt haben; „der Triumph der Empfindsamkeit", „Erwin und Elmire", Molière's médecin malgré lui und „Gozzi's glückliche Bettler" kamen zur Aufführung. In den ersten Monaten des Jahres sendet Goethe an Knebel das erste Buch des „Wilhelm Meister", mit der Bemerkung [4]): „Ich wünschte von dir zu hören, wie er sich liest, und ob diese Introduzzione würdige Erwartungen erregt." Am 1. Mai schreibt er an Frau von Stein: „Ich denke, daß es morgen sehr schön Wetter sein wird. Wollten Sie die Partie nach Buffarth (einem anderthalb Stunde südlich von Weimar an der Ilm gelegenen Dorfe mit der Ruine eines alten Felsenschlosses) mit der Herzogin arrangiren. Wir nähmen etwa Herder's, den Prinzen (Konstantin), Knebel'n und Wedel'n mit." Die Partie kam wohl zu Stande, wenigstens speisten am folgenden Tage die Herrschaften zu Buffarth. Auf der Reise, welche Goethe bald darauf mit dem Herzog über Dessau nach Berlin antrat, ward Knebel's mehrfach gedacht [5]), der wohl gewünscht hatte, bei dieser Gelegenheit seine Freunde zu Berlin wiederzusehn. Goethe's Worte, es würde Knebel nicht gesund sein, zu ihnen nach Berlin zu kommen, deuten wohl auf einen etwas leidenden Gesundheitszustand hin; die Reise ging rasch, auch Berlin selbst ward im Fluge genossen. Uebrigens wußte Goethe von der beabsichtigten Reise nach Berlin nichts, bis der Herzog ihm in Leipzig, wohin Goethe sich am 10. Mai begeben hatte, den Vorschlag zur Mitreise machte. Am 13. Juni finden wir unsern Dichter in Tiefurt, von wo er Abends um 9 Uhr zurückreitet. „Von Tiefurt bring' ich Ihnen das Myrthenreis und die Orange", schreibt er am folgenden Morgen an Frau von Stein; „denn mehr mocht' ich nicht von fremdem Tische Ihnen geben. Knebel schickt Ihnen die dunkeln Levkoien, und der Strauß ist wieder von mir." Derselben meldet er am 2. August, Knebel wolle nicht zur Stadt kommen, sondern in Tiefurt bleiben. „So gern ich Ihnen Knebel's Gegenwart zu Ihrer Andacht gönnte — der Brief ist an einem Sonntage geschrieben, an welchem Frau von Stein wahr-

1) Vgl. Goethe's Werke B. 2, 358. Briefe an Frau von Stein I, 142.
2) Vgl. Riemer II, 55 f. Briefe an Frau von Stein I, 153 Note 1.
3) Vgl. Weimar's Album S. 59.
4) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 11. Riemer II, 55.
5) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 167. 171.

scheinlich das Abendmahl nahm —, will er doch lieber unter dem hohen Gewölbe des Himmels heute anbeten." Einige Wochen vorher hatte sich Knebel wohl mit Goethe an der Aufführung des Dramolet's Seckendorff's zur Feier des Namenstages der Herzogin am 9. Juli betheiligt [1]); vielleicht spielte er den Pater Provisor, wie Goethe selbst den Pater Dekorator. In einem von Schöll in den August gesetzten Billet [2]) an Frau von Stein heißt es: „Knebel läßt Ihnen sagen, Sie möchten die Werthern (Frau von Werthern) nicht, wohl aber die Herdern mitbringen und hübsch zeitig kommen. Guten Morgen! Ich will nur meine Sachen in Ordnung bringen, dann komm' ich auch nach Tiefurt." Im September treffen wir Goethe mit dem Prinzen Konstantin auf der Wartburg, wo sich auch wohl Knebel befand, um sich an den Jagdvergnügungen zu betheiligen.[3]) Dem November dieses Jahres, wo Frau von Stein sich auf ihrem Gute zu Kochberg befand, möchte das sonst nicht leicht unterzubringende undatirte Billet Goethe's an Knebel angehören, das Guhrauer (I, 10) höchstunglücklich dem Jahre 1775 zuschreibt: „Frau von Stein hat jetzt schon Antwort von mir. Heut thun wir alle wohl, in unseren Höhlen zu bleiben. Es geht eins nach dem andern hin, singt die christliche Kirche.[4]) Unser Dichter von der Ostsee (Gerstenberg?) ist zu diesen trüben und kurzen Tagen recht erwünscht gekommen. Lebe recht wohl!" Zu Knebel's diesmaligem Geburtstage, dem 30. November, sandte Goethe ihm die Geschenke seiner Freundinnen und Freunde, die er durch ein begleitendes Gedicht zusammenzubinden gedacht hatte, doch fand er zu seinem Bedauern kaum zu einem prosaischen Wunsche Zeit.[5]) Höchst anziehend sind die Bemerkungen, welche Goethe am Ende des Jahres über den Herzog, Knebel und die Gesellschaft in sein Tagebuch eintrug.[6]) „Knebel ist gut", schreibt er, „aber schwankend und zu gespannt, bei Faulenzerei und Wollen, ohne etwas anzugreifen." Dieser Mangel an energischer Kraft war es, der den sonst so tüchtigen und braven Knebel zu jeder folgerechten, nach außen wirkenden Thätigkeit unfähig machte, und unsern ihm so wohlwollenden Dichter innigst bekümmerte, der seine Einsicht und Auffassung der Verhältnisse, wie sein reines Wohlwollen höchlich schätzte. „Mit Knebel'n über die Schiefheiten der Sozietät", fährt er fort. „Er kam

---

1) Vgl. oben S. 336 Note 2.

2) Die Vermuthung, es sei auf Goethe's Geburtstag geschrieben, hat gar keine Wahrscheinlichkeit.

3) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 182 f.

4) Eine Strophe des Liedes von Joh. Pappus: „Ich hab' mein Sach' Gott heimgestellt" beginnt: „Man trägt eins nach dem andern hin." Wäre das Billet vielleicht am Allerseelentag geschrieben? Vgl. im „Divan" (B. 4, 44) die mit den Worten: „Es geht eins nach dem andern hin" anhebenden Verse. Nach jenem Liede ist auch Goethe's „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt" parodirt.

5) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 10.

6) Vgl. Riemer II, 76 ff.

darauf, mir zu erzählen, wie meine Situation sich von außen ausnehme. Es war sehr wohl gesagt von außen. Wenn man mit einem lebt, soll man mit allen leben, einen hört, soll man alle hören. Für sich allein ist man wohl rein, ein anderer verrückt uns die Vorstellung durch seine; hört man den dritten, so kommt man durch die Parallaxe wieder auf's erste Wahre zurück."

In dieses Jahr gehört auch wohl die Einladung Herder's an Knebel (Nro. 41) zu der von Goethe zugesagten Vorlesung des „Faust":

„Nicht auf geglättetem grünen Papier, wo der zierliche Weichling
Wie auf smaragdener Au Blumen, die Worte pflanzt,
Sondern auf weißem Grunde, wie solches den Frommen geziemet,
Sag' ich für deinen Properz [1]) dir den elegischsten Dank.
Morgen am Abend lassen bei uns sich hinter der Kirche
Faustus' Teufel zur Lehr' böser Verruchter sehn,
Oder hören vielmehr; sei auch von der heiligen Anzahl
Oder willt du etwa selbst Mephistopheles sein?

Ich bitte aber, es weiter niemand zu sagen, weil der Zauberer nur einen kleinen Kreis will. Vale! Ein Wörtlein Antwort, ob es Ihnen recht ist." Goethe hatte Herder wohl gebeten, auch Knebel einzuladen — ein Auftrag, dessen sich dieser nicht ohne seinen bekannten stechenden Humor entledigen konnte; denn die ersten Verse deuten wohl auf die auch einmal vom Herzog (Nachlaß I, 125) hervorgehobene äußere Zierlichkeit von Knebel's Briefen hin. Auch Nro 40 und 44 möchten hierher gehören. [2])

Je größern Widerwillen Goethe um diese Zeit an den Weimarer Gesellschaftsverhältnissen empfand, und je tiefer der Wunsch nach reiner Beruhigung seine Seele durchdrang, um so näher und zutraulicher schloß er sich an Knebel an, der an seiner um diese Zeit sich bildenden „Iphigenie", die gleichsam zum Symbol seiner eigenen Befreiung von wildem Jugendungestüm ward, den innigsten Antheil nahm. „Den ganzen Tag brüt' ich über „Iphigenien",

---

1) Die Erwähnung des Properz könnte freilich auf eine viel spätere Zeit hinzudeuten scheinen, aber dazu stimmen die übrigen Verhältnisse nicht, und der Annahme, daß Knebel sich schon frühe auch an Properz versucht habe, steht nichts entgegen.

2) Der im erstern Briefe erwähnte Lukrez würde etwa auf das Jahr 1784 hindeuten (vgl. „Nachlaß" II, 233), aber dagegen spricht die Bezeichnung Knebel's als fidus Achates des Prinzen. Herder scheint ihm schon frühe den Lukrez zur Uebersetzung empfohlen zu haben. Auch in Nro. 44 spricht die Art, wie des Prinzen Erwähnung geschieht, für eine frühe Zeit. Die hier gemeinte Römerin ist ohne Zweifel die Herzogin Luise; denn wenn auch die bestimmten Zeugnisse von ihrer ernstlichen Beschäftigung mit der römischen Geschichte mehrere Jahre später fallen (vgl. Knebel's „Nachlaß" II, 235. 308), so scheint sie sich doch schon früher unter Herder's Anleitung mit der Sprache der Römer bekannt gemacht und dieses Volk besonders geliebt zu haben. Vgl. Erinnerungen aus Herder's Leben II, 229.

schreibt er am 14. Februar[1]) an Frau von Stein, „daß mir der Kopf ganz wüst ist, ob ich gleich zur schönen Vorbereitung letzte Nacht zehn Stunden geschlafen habe. So ganz ohne Sammlung, nur den einen Fuß im Steigriemen des Dichterhippogryphs, will's sehr schwer sein, etwas zu bringen, das nicht ganz mit Glanzleinwandlumpen bekleidet ist. Gute Nacht, Liebste! Musik hab' ich mir kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden." Und acht Tage später ruft er wiederum die Töne der Musik zu Hülfe. „Meine Seele löst sich", bemerkt er, „nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatro (Quartett) in der grünen Stube, sitz' ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber. Eine Szene soll sich heute absondern, denk' ich, drum komm' ich schwerlich." Von Jena aus meldet er am 1. März nach Beendigung der Rekrutenaushebung, das Stück rücke, und am folgenden Tage bittet er die Freundin vom herzoglichen Schlosse Dornburg aus, sie möge Knebel sagen, das Stück forme sich und kriege Glieder. „Noch hab' ich Hoffnung", berichtet er am 4. März ebendaher, „daß wenn ich den 11. oder 12. nach Hause komme, mein Stück fertig sein soll. Es wird immer nur Skizze; wir wollen dann sehn, was wir ihm für Farben auflegen." Die Aufführung auf Osterdinstag scheint schon damals im Plane gelegen zu haben. Von Apolda aus richtet er am Abend des 5. März folgenden herzlich freundlichen Brief an Knebel: „Ehrlicher, alter Herr König![2]) Ich muß dir gestehn, daß ich als ambulirender Poeta sehr geschunden bin, und hätt' ich die paar schönen Tage in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ei, halb angebrütet, verfault. Denn von hier seh' ich keine gute Hoffnung; vielleicht in Allstedt! Doch sind die guten Geister oft zu Hause, wo man sie nicht vermuthet. Hier machen mich den ganzen Abend ein paar Hunde toll, die ich mit Befehlen und Trinkgeldern nicht stillen kann.[3]) Laß etwas von dir hören![4]) Montags den 8. bin ich in Buttstedt. Sage es der Stein! viel-

---

1) Daß er an diesem Tage angefangen habe, die „Iphigenie" zu diktiren, sagt Goethe selbst in einer Angabe in Riemer's Nachlaß.

2) So nennt er ihn mit Anspielung auf Gozzi's „glückliche Bettler", worin Knebel den König gespielt hatte. Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein I, 293 Note 1.

3) „Kinder und Hunde, alles lärmt durcheinander", schreibt er an demselben Abend, wohl kurz vorher, an Frau von Stein.

4) Riemer hat in der Abschrift dieses Briefes vor den Worten: „Laß etwas von dir hören!" folgende Stelle eingefügt, die wohl aus einem andern Billet Goethe's an Knebel stammt: „Es kommt mir närrisch vor, daß, da ich sonst in der Welt alles einzeln zu nehmen und zu besehn pflege, ich nun nach der Physiognomik des Rheinischen Streichmaßes alle jungen Bursche des Landes klassifizire. Doch muß ich sagen, daß nichts vortheilhafter ist, als in solchem Zeug zu kramen. Von oben herein sieht man alles falsch, und die Dinge gehen so menschlich, daß man, um etwas zu nützen, sich nicht genug im mensch-

leicht gibt sie was mit.[1]) Dahin schick' mir etwa einen Boten mit irgend einer Narrenspoffe, daß meine Seele ergötzt werde. Dafür bring' ich euch auch was mit, daß der König und die Königin sagen sollen: „Mein liebes Löwchen, brülle noch einmal!"[2]) Knebel kam selbst nach Buttstedt[3]), wie wir aus dem Briefe vom 8. an Frau von Stein ersehn, wo es heißt: „Knebel war gar brav, daß er kam. — Lassen Sie sich von Knebel'n erzählen! er wird nicht viel sagen. Morgen geh' ich nach Allstedt." Nach der Rückkehr meldet er der Freundin: „Hab' auch an meiner „Iphigenie" geschrieben, und hoffe immer mehr damit zu Stande zu kommen", und ehe er nach Ilmenau geht, am 15. März, wendet er sich an Knebel mit den Worten: „Hier sind die drei Akte der „Iphigenia"[4]); lies sie Herder'n und Seckendorffen. Letzterm gib sie mit unter der Bedingung der Stille. Nimm doch auch ja den Prinzen Konstantin vor (der den Pylades spielen sollte), und leg' ihm seine Szenen ein bißchen aus, und steh' ihm mit gutem Rathe bei. Adieu! Ich komme nicht eher von Ilmenau wieder, bis das Stück fertig ist." Dieses Versprechen aber ging nicht in Erfüllung; zwar schrieb er den vierten Akt auf dem Schwalbensteine bei Ilmenau am 10. März, aber das Ganze ward erst zu Weimar am 28. März vollendet, und am folgenden Tage bei Anwesenheit der Gothaischen Herrschaften vorgelesen.[5]) Noch vor der Vollendung des Stückes, gegen den 20., hatte Knebel wegen seines Auftretens auf der Bühne sich bedenklich geäußert, wodurch sich Goethe zu folgender brieflichen Erklärung veranlaßt fand: „Die Lust, die ich diese acht Tage her in Betrachtung und Bildung meines Stücks gehabt habe, ist in ihrem Laufe durch die Abneigung gehemmt worden, die du mir gestern gegen das Erscheinen auf dem Theater mitunter hast sehn lassen. Wenn du dich bereden kannst, mit mir auch noch dieses Abenteuer zu bestehn, einigen guten Menschen Freude zu machen und einige Hände Salz in's Publikum zu werfen, so will ich muthig an's Werk gehn. Ist aber dein Widerwille unüberwindlich, so mag es auch mit anderen ernstlicheren Planen und Hoffnungen in die stille Tiefe des Meeres versinken." Indessen über-

---

lichen Gesichtskreis halten kann. Uebrigens lasse ich mir allerlei erzählen, und alsdann steig' ich in meine alte Burg der Poesie, und koche an meinem Töchterchen (der „Iphigenie")."

1) Am 7. schreibt er an Frau von Stein: „Ich habe Knebel'n geschrieben, er soll mir etwas nach Buttstedt schicken. Geben Sie auch was mit!"

2) Vgl. oben S. 310 Note 3.

3) Zum Briefe vom 26. Februar 1782 hat Knebel angemerkt, er habe, als er Goethe bei der Rekrutenaushebung in Buttstedt besucht habe, diesen am Tische sitzend und an der „Iphigenie" schreibend gefunden, während die Rekruten um ihn her gestanden. Es kann hierbei aber nur an das Jahr 1779 gedacht werden.

4) Nach Riemer wurden diese in Allstedt „zusammengearbeitet", worunter nicht die letzte Vollendung zu verstehn sein möchte.

5) Letzteres nach Goethe's Angabe in Riemer's Nachlaß.

wand Knebel aus Liebe zu Goethe und dem vortrefflichen Drama, dessen Vollendung er nicht hemmen wollte, seinen Widerwillen. „Iphigenie" wurde zuerst am Osterdinstag den 6. April mit allgemeinstem Beifall aufgeführt und sechs Tage später wiederholt.[1])

Am 12. und am Morgen des 13. Mai finden wir Goethe in Tiefurt bei Knebel. „Blumen schick' ich Ihnen und einige Früchte", schreibt er am 12. von Tiefurt aus an Frau von Stein. „Knebel liest im Pindar, der Herzog will fortreiten und ich bleiben", und am folgenden Tage: „Ihr Frühstück habe ich noch in Tiefurt genossen. Knebel dankt für's Andenken (ein Herz von Zucker). Daß Sie's durch mich gegeben haben, war auch freundlich; denn ich hätte doch sonst einige Eifersucht gehabt, ob ich schon das größere Herz gekriegt habe." Darauf scheint Knebel sich einige Zeit von Tiefurt entfernt zu haben; denn das undatirte Billet Herder's an Knebel Nro. 46, worin dieser bemerkt, es sei ihm auch für den Weimarer durchlauchtigsten Hof lieb, daß Knebel wieder da sei, damit er nicht „den großen Merck" zu fliehen scheine, muß während Merck's Anwesenheit fallen, der am 1. Juni nach Weimar kam. Die Nacht vom 10. auf den 11. Juli brachte Goethe wieder bei Knebel in Tiefurt zu, von wo er Frau von Stein bittet, sie möge machen, daß Knebel am folgenden Tage nach Ettersburg komme; denn dort wurde am 12. Juli „Iphigenie" wieder aufgeführt, worin Knebel den Thoas spielen sollte. Der Herzog gab damals den Pylades.[2]) Das Schwankende in Knebel's Wesen scheint Goethe unangenehm berührt zu haben, woher er nach der Abreise von Merck, dem zu Ehren gerade am Tage vor seiner Abreise „Iphigenie" zu Ettersburg gegeben wurde, in sein Tagebuch bemerkt[3]): „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart. — Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderm Standort, so gibt das schöne Gewißheit. — Aber auch außer dem Herzog ist niemand im Werden; die andern sind fertig, wie Dreßlerpuppen, wo höchstens noch der Anstrich fehlt."

Im August, während der Abwesenheit der Frau von Stein, besuchte er manchmal Knebel, wogegen er von Herder gar nichts hörte.[4]) Am Geburtstage des Herzogs, dem 3. September, betheiligte Knebel sich bei der zu Ettersburg stattfindenden Aufführung der Karrikaturoper „Orpheus und Eury-

---

1) Damals war es wohl, daß Goethe das jetzt auf der Berliner Bibliothek befindliche, zum Theil selbstgeschriebene Exemplar der „Iphigenie" Knebel zum Geschenk machte, wie seine Gattin, nach der Mittheilung seines Sohnes, des Major K. W. von Knebel, bezeugte.

2) Vgl. Riemer II, 86.

3) Vgl. Riemer II, 87.

4) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 234.

dice" von Einsiedel, wo er im Chor der Seelen auftrat.[1]) Eine Woche darauf begann Goethe mit dem Herzog und dem Oberforstmeister von Wedel die so sorgfältig allen, auch den vertrautesten Freunden, verheimlichte Schweizerreise. Von seinem innigen Gefühl für Knebel zeugt der am 30. November von Zürich aus an diesen gerichtete Brief. „Lieber Bruder!" beginnt er. „Ich hatte gehofft, du würdest aus deiner Einsamkeit einmal ein Wörtchen zu mir herüber reden.[2]) So aber seh' ich wohl, ich muß anklopfen, und aus meiner Zerstreuung dir zurufen. So schön und glücklich, daß man sich nicht unterstehn darf zu preisen, ist unsere Reise bisher gewesen. Helfe die willige Glücksluft weiter und führe uns gesund wieder zu euch! So wohl mir's geht, so mannigfaltig das Leben ist, sehn' ich mich wieder nach Hause, und ausdrücken kann ich dir nicht, wie lieb ihr mir täglich werdet, und wie ich Gott bitte, daß er uns, auch wenn wir wieder näher rücken, immerfort möge fühlen und genießen lassen, was wir aneinander haben, daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig in's höllische Feuer geworfen werden. Wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entschlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Momente an's Herz legen! Hebe diesen Brief auf, ich bitte dich, und wenn ich unhold werde, zeig' mir ihn vor, daß ich in mich kehre!" Die Gunst des Schicksals, die ihn so offenbar auf der ganzen Reise begleitet hat, und Lavater's Gegenwart haben ihn so mild und rein gestimmt, daß seine ganze Seele sich in vollster Liebe enthüllt und ein neues, von allen leidenschaftlichen Schroffheiten ganz freies, Herz an Herz unmittelbar anschließendes Leben dem Freunde verspricht. Nachdem er der unendlichen Liebenswürdigkeit und Reinheit Lavater's und einiger anderer weniger bedeutenden Punkte gedacht hat, schließt er den Brief mit den Worten: „Grüß' Herder'n und gib ihm seinen Theil von diesem Briefe. Leb' wohl und vergnügt, und thut das Eurige, wenn wir zurückkommen, daß es uns wohl bleibe, wie wir ganz in der Stimmung sind, euch freundlicher als jemals entgegenzugehn! Adieu, Alter! Laß mir nach Frankfurt etwas hören!"

Nach der um Mitte Januar erfolgten Rückkunft fand man allgemein, daß Goethe und der Herzog sich sehr zu ihrem Vortheile verändert; eine gewisse stille Ruhe und Milde, ein würdiger

---

1) Vgl. Weimar's Album S. 72. Briefe an Frau von Stein I, 236.

2) Der Herzog hatte einen Brief Knebel's am 28. Oktober erhalten und an demselben Tage beantwortet („Nachlaß" I, 110 f.). Der Schluß der Antwort lautet im Original, das mehrfach vom Abdrucke abweicht: „Ich hoffe, ihr seid jetzt in eurem neuen Haus; laßt es euch wohl bekommen; grüßt die kleine Werthern, Schardten und alles, was klein und artig ist, Oerteln (vgl. Briefe an Frau von Stein I, 386) aber nicht. Lebe wohl, lieber Knebel, und laß bald wieder was ex infimo, da du die Höhe (vielleicht Ettersburg oder Ilmenau) wirst verlassen haben, hören."

Ernst, eine tiefere Innigkeit des Lebens war über sie gekommen. Auch Knebel wird diese wohlthätige Aenderung empfunden haben, wenn auch die Verstimmung, in welche er während der Abwesenheit seines ihm stets mit Rath und freundlicher Theilnahme beistehenden Freundes verfallen zu sein scheint, ihm den ungetrübten Genuß seiner ganzen Liebenswürdigkeit verkümmert haben mag. Prinz Konstantin scheint sich von Knebel und dem Hofe grollend entfernt und sich ganz an den ernsten Hofrath Albrecht, einen Stiefsohn Jerusalem's, angeschlossen zu haben, der, erst vor kurzem zum mathematischen und physikalischen Unterricht nach Tiefurt berufen, ihn von seiner nach England gemachten Reise unterhalten haben wird. Die ernste Natur des Prinzen dürfte das bisherige dilettantische Treiben wenig befriedigt, und ihn zu tieferen Studien und einem weniger zerstreuten Leben hingetrieben haben.

Ende März und Anfangs des folgenden Monates beschäftigte man sich wieder einmal mit einer Aufführung der „Iphigenie", welche als ein wahres Fest immer von neuem verlangt ward. Gleich nach Ostern, wenn Schöll's Anordnung richtig ist, schreibt Goethe an Frau von Stein (I, 292): „Ich habe die Rolle mit meinem Stück und anderen Papieren liegen lassen. Bitte drum," und bald darauf (I, 293): „Auf Ihr schönes Gebet kann ich nichts erwiedern, als daß ich heut früh (nach Tiefurt?) spazieren gelaufen bin, daß ich mich über Knebel'n geärgert habe, der Gott weiß was für eine Konfusion angefangen hat, als ob heut nicht Probe sein sollte. Ich probire heut gewiß, und sollten die Helden (Thoas und Pylades) fehlen mit den Vertrauten (Arkas und Iphigenie); ich habe alsdann (ihn selbst als Orest eingeschlossen) ihrer drei zu meiner Disposition. — Der Prinz ist mir im Webicht (auf dem Wege vom Schießhause nach Tiefurt) begegnet; wenn er artig gewesen wäre, hätt' er mich zu Gaste gebeten." Am 30. März berichtet er, gestern Abend sei viel übler Humor in der Probe gewesen. „Besonders der Autor (Goethe) und die Heldin (Korona Schröter als Iphigenie) schienen zusammen nicht zufrieden zu sein. Ich habe den Aeolischen Schlauch [1]) der Leidenschaften halb geöffnet und einige herauspipsen lassen, die stärksten aber zur Aufführung bewahrt. Ich will diesen Morgen fleißig sein, um zu Mittag ein freundlich Wort in Tiefurt von Ihnen zu verdienen." Auch vier Tage später ging er nach Tiefurt; denn am 3. April schreibt er an Frau von Stein: „Knebel läßt Sie recht inständig ersuchen, heut sich nicht nach Belvedere zu versprechen, und wenn Sie's gethan haben, eine Wendung zu nehmen und sich loszusagen. Ich bitte mich bei Sie zu Gast." Vielleicht wollte Knebel seine Noth mit dem Prinzen der edlen Frau vertrauen. Die Aufführung der

---

1) Anspielung auf den Schlauch, in welchem Aeolus die eingeschlossenen Winde dem Odysseus übergeben hatte, nach Odyssee X, 19 ff. 47 ff.

„Iphigenie" hatte vielleicht an demselben 6. April statt, an welchem das Stück im vorigen Jahre gegeben worden war. Hierauf scheint auch das Billet an Frau von Stein vom folgenden Tage hinzuweisen: „Hier schick' ich Band und Handschuhe zurück; gegen Mittag folg' ich. Danke für's Frühstück. Umgeben von Pylades, dem Unfurm." [1]) Wahrscheinlich hatte sich der Prinz als Pylades ungeschickt benommen, und beim Dichter, wohl zum Theil um sich zu entschuldigen, am andern Morgen vorgesprochen. Am 28. April sehen wir Goethe nach der Rückkehr vom Besuche der Leipziger Messe in Tiefurt, wo an diesem Tage große Tafel war. [2])

Während einer kurzen Abwesenheit Knebel's scheint der Prinz den Wunsch ausgesprochen zu haben, mit Albrecht eine Reise nach Frankreich, Italien und England zu machen, wodurch Knebel, der eine gewisse Heftigkeit vom Vater geerbt hatte, sich tief verletzt fühlen mußte. Goethe suchte den Freund möglichst zu besänftigen, indem er denselben über die wahre Sachlage aufklärte. [3]) Am Abend des ersten Mai, vor seiner Abreise nach Erfurt, schreibt er an Frau von Stein: „Morgen früh um achte, wenn's Ihnen nicht zu früh ist, will ich einen Augenblick kommen, um über des Prinzen und Knebel's Sache mit Ihnen zu sprechen. Knebel ist nicht hier. Wenn er wiederkommt, reden Sie wohl ein beruhigend Wort mit ihm, bis ich zurück bin." Und von Erfurt aus wiederholt er am 3. Mai dieselbe Bitte. „Daß nur nicht etwa Knebel im Unmuth gegen den Prinzen herausfährt! Ich möchte nicht gern, daß ich (es?) Gelegenheit zu einer Szene gäbe. Suchen Sie's ruhig zu halten, bis ich komme!" Gleich nach der Rückkehr, am 6. Mai, aß er mit Knebel bei Frau von Stein, welche diesen auf Goethe's Wunsch eingeladen hatte. [4]) Beide werden, indem sie ihm seine schwierige Stellung bei dem wenig freundlichen Prinzen vorhielten,

---

1) Thüringische Aussprache von **Unform**.

2) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 297. Die Worte: „Fahren Sie wohl! Ich kann's doch nicht lassen, und folg' Ihnen nach Tiefurt", scheinen an demselben Tage mit dem vorhergehenden Billet geschrieben.

3) In der überhaupt ungenauen Skizze zu seiner Lebensbeschreibung hat Knebel die Sache nicht richtig dargestellt. „Dieser Aufenthalt in Tiefurt währte drei (?) Jahre," schreibt er („Nachlaß" I, XXXII). „— Nach der Zeit sollte der Prinz auf Reisen gehn. Es waren viele, die mir mein scheinbares Glück beneideten und sich heimlich hinter den Prinzen steckten, um ihn zur Reise zu bereden. Diese wurde bei Hofe beschlossen, und mir nur wenige Tage zuvor Nachricht davon gegeben, und daß sich der Prinz einen Begleiter wählen würde. Ich erstaunte über das aufgedeckte Geheimniß, konnte den Charakter des Prinzen nicht dabei errathen, doch, zumal da ich meiner Aufwartsdienste schon ziemlich müde war, gab ich mich sehr willig darein und verzichtete auf meinen Antheil an dem Prinzen. Wundern that es mich doch, daß auch Goethe schon länger von dem Geheimniß wußte, und mir nichts davon entdeckt hatte. Zur Verwunderung aller aber wurde von dem Prinzen statt der Herren, die es ambirt hatten, der Hofrath Albrecht zum Reisegefährten erwählt. — Ich ward nun auf Pension gesetzt und brachte noch einige Zeit in Weimar zu."

4) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 302.

ihn beruhigt und ihm eine kurze Schweizerreise angerathen haben, zu welcher auch der Herzog ihn gern unterstützte, damit er, in fremde Verhältnisse versetzt, seinen Unmuth zerstreue und dem klatschsüchtigen Gerede ausweiche. In diese Zeit fällt wohl das undatirte Billet Herder's Nro. 11 („Nachlaß" II, 249) an den „ancien gouverneur", mit welchem er die Sendung der Hamannischen Bogen über die Klopstockische Orthographiereformation (Zwei Scherflein zur neuesten deutschen Litteratur 1780) begleitet. Vgl. oben S. 68 Note 1. „Lebt wohl, lieber Capriccio," schließt er, „in eurer Burg der Trägheit!" Wenige Tage darauf finden wir Goethe wieder mit theatralischen Aufführungen beschäftigt. „Die Probe ging so ziemlich", schreibt er am 11. an Frau von Stein. „Knebel ist am unwilligsten, sich in's dramatische Joch zu schmiegen." Es wurde damals von Seckendorff's Trauerspiel „Kallisto" eingeübt, dessen Aufführung nach Knebel's Abschied fällt. Der Herzog hatte Knebel mit Goethe und dem Prinzen am 17. nach Neunheiligen, wo er sich bei Graf Werthern aufhielt, zu sich kommen lassen.[1]) Gleich darauf fällt Knebel's Abreise, der zuerst in seine Heimat und von da in die Schweiz ging.[2])

In der mehrfach angeführten Skizze bemerkt Knebel, er habe auf seine Kosten eine Reise in die Schweiz gemacht; von Goethe und dem Herzog sei er mit Briefen an Lavater und mehrere andere unterstützt worden, ersterer habe seine Geldbesorgnisse übernommen. Aber aus den Briefen Goethe's ergibt sich, daß er zu dieser Reise unterstützt wurde. Der Herzog und die Herzogin Mutter blieben während dieser Reise in ununterbrochener brieflicher Verbindung mit Knebel, und letztere meinte, Prinz Konstantin werde ihn wohl von den Weimarischen Neuigkeiten unterhalten.[3]) Die innig freundliche Theilnahme, welche sich in diesen Briefen ausspricht, ist höchst wohlthuend. Ueber den Prinzen Konstantin berichtet der Herzog mehrmals, im ganzen sehr zufrieden; einmal schreibt er, er sei ziemlich gut, seine Frau schinde ihn zuweilen etwas.[4]) Goethe's erster Brief an Knebel ist vom 4. Juni. „Spät wirst du diesen Brief erhalten", schreibt er, „doch zur guten Zeit; denn du wirst bei Lavater'n sein. Es geht alles hier ruhig und gemein fort." Nach Mittheilung einiger Hofneuigkeiten fährt er fort: „Den ersten Akt der „Vögel", aber ganz neu, werden wir ehestens in Ettersburg geben.[5]) Sobald er fertig ist, schick' ich eine Abschrift an dich; er ist voller Muthwillen, Ausgelassenheit und Thorheit. Der Prinz beträgt sich recht gut. Ich hab' schon

---

1) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 305.
2) Schöll bezieht auf Knebel's Angelegenheit auch das Billet Goethe's vom 21. Mai an Frau von Stein.
3) Vgl. Knebel's „Nachlaß" I, 186.
4) Vgl. daselbst I, 111. 117. 122 f.
5) Vgl. Merck's Briefe I, 168. 254. Briefe an Frau von Stein I, 313. 316. 319. 322.

einiges gethan, seiner Haushaltung eine gute Richtung zu geben Gustel (des Prinzen Diener) hat einen Dienst; den wäre er also los, und braucht keinen neuen vor der Hand. Wir wollen eins nach dem andern in's Beste zu bringen suchen."[1]) Am folgenden Tage meldet er an Lavater: „In weniger Zeit wird Herr von Knebel, der bei dem Prinzen Konstantin ist, und nun eine kleine Reise für sich macht, zu dir kommen. Du wirst viel Vergnügen in seinem Umgange haben, und begegne ihm wohl." Knebel's Antwort empfing Goethe gegen Mitte Juni.[2]) Bei seiner Ankunft in Zürich Anfangs Juli wurde Knebel auf Goethe's und des Herzogs Empfehlung von Lavater freundlichst aufgenommen; die reinen Seelen erschlossen sich bald in innigster Liebe. Vgl. oben S. 69. Am 3. Juli vertraute Goethe dem Freunde: „Ich bin allein, und mitunter geplagt; man kann sich weder auf Holz, Stein, Erz, Feuer, Wasser, noch Menschen verlassen", und er ermahnt ihn: „Laß dir's ja wohl sein in der Fremde! Man nimmt von den Vortheilen der Erdbewohner sein Stückchen und läßt ihnen ihre Beschwerden. Ich hoffe von dir zu hören." Leider ist uns Knebel's Brief, worin er sein Zusammenleben mit Lavater schilderte, verloren gegangen. „Knebel schreibt mir", äußert Goethe am 24. Juli an Frau von Stein, „daß er auch einige Worte von Ihnen zu sehn wünscht. Hier ist sein Brief." An demselben Tage erwiederte er an Lavater, gegen den Knebel sich über die Weimarer Verhältnisse etwas mißmuthig ausgesprochen hatte: „Mir ist herzlich lieb, daß du uns durch Knebel näher kommst. Gewiß ist, daß an so einem kleinen Orte, wo eine Anzahl wunderbarer moralischer Existenzen sich aneinander reiben, eine Art von Gährung entstehn müsse, die einen lieblich säuerlichen Geruch hat; nur geht's uns manchmal, wie einem, der den Sauerteig selbst essen sollte. Es ist eine böse Kost, aber wenn es in kleiner Portion zu anderm Mahl gebracht wird, gar schmackhaft und heilsam." Ein Zettelchen an Knebel legt er dem Schreiben an Lavater bei. Von Richterswyl aus erhielt Goethe am 27. Juli einen Brief Knebel's, worauf er am folgenden Tage erwiederte: „Du erhältst einen Brief auf die Herren Morin, Lombard und Borel nach Genf mit der Ordre, dir hundert Karolin auszuzahlen. Deinen Brief von Richtensweyer erhielt ich gestern, und das, was du drine begehrst, ist

---

1) In seinem Tagebuche führt er um diese Zeit unter seinen vielen Beschäftigungen auch „die Wirthschaftseinrichtung des Prinzen Konstantin" an (Riemer II, 123). An Frau von Stein schreibt er von den zu Ettersburg aufzuführenden „Vögeln", der Prinz, dem er eine große Rolle darin zugedacht habe, werde dadurch unterhalten und von Tiefurt weggebracht. „Von weitem hab' ich schon meine Maßregeln genommen, seine Wirthschaft zu ordnen." Man suchte ihn, wie es scheint, seiner bisherigen Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit zu entziehen.

2) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 315. Der daselbst S. 319 genannte „alte moralische Verehrer" der We..... (Frau von Werther) ist ohne Zweifel Knebel Die Werther ist auch im Briefe Goethe's an Knebel Nro. 28 gemeint.

ziemlich durch diese Anweisung erfüllt. Brauchst du gegen das Ende deiner Reise noch etwas, wird sich auch Rath finden. Hoze ist ein gar guter Mann, und muß dir besonders wohlgethan haben. Ein Büstchen und auch den Sattel für ihn will ich besorgen. — Daß du mit Genf schließen willst, ist gar wohl gethan; du kommst zur rechten Zeit wieder, hast eine schöne ganze Tour gemacht. Nur hüte dich vor dem Winter! man verdirbt sich das genossene Gute, indem man in der bösen Jahreszeit reist. Gebe Gott, daß du alsdann gerne und zufrieden in deinem Zustande mit uns leben magst! Hier leben wir einige Zeit her ruhig nebeneinander; was sich aneinander geschlossen hat, bleibt, und das andere stört sich wenigstens nicht. — Es grüßt dich alles. Der erste Akt meiner „Vögel" ist fertig und wird nächstens aufgeführt. Ich habe viel guten Humor, bin aber dabei immer Hypochonder selon Mdm. de Fr....."[1]) In einer Nachschrift bittet er ihn, wenn er nach Emmendingen komme, Schlosser und seiner Gattin die „Iphigenie" vorzulesen, wie er diese bereits an Lavater mitgetheilt hatte. Vgl. oben S. 72. Bald darauf erhielt Goethe Knebel's uns erhaltenen Reisebericht („Nachlaß" III, 113—135), der von der Herzogin Mutter und vom Herzog mit Beifall aufgenommen wurde.[2]) Am 13. August antwortet ihm Goethe mit herzlichster Freundlichkeit: „Lieber Bruder, deine glückliche Reise freut mich sehr; komm', ich bitte dich, zurück, wenn dir's das Herz sagt. Du wirst nichts hier verändert finden, Gott sei Dank und leider, wie du's nehmen willst. Ich bin der alte Hoffer, und hoffe immer, es soll auch mit dir gut gehn. — Adieu! genieße der freien Luft; denn zu Hause hängt immer ein leichtes sorgliches Gewebe über den Menschen." Man vergleiche hiermit die innig theilnehmende Aeußerung des Herzogs im Briefe vom 26. August: „Wenn du dich lange genug herumgetrieben, so komme wieder. Beobachte doch eins! Wenn du Bedürfniß spürst zurückzukehren, so halte an dir, folge nicht gleich deiner Neigung, sondern streiche noch etwas in der Welt herum, so daß das Bedürfniß äußerst werde. Zweitens hüte dich, dir etwas vorzusetzen, was du treiben wolltest, wenn du zurückkehrest; lasse dich dem Schicksal über und mache dir keinen Plan vom Leben noch Verhalten. Das Schicksal ist bei großen Veränderungen Feind von Planen und macht sie mit unseren Schmerzen eitel." Man sieht, welchen warmen Antheil der Herzog und Goethe am Glücke des edeln, leider sehr launischen Freundes nahmen. Der letztere sendet an seinem Geburtstage, dem 28. August, vor einer längern Reise an Lavater einen Brief für Knebel, den er sorgfältig bestellen möge, da Geldeswerth (eine Anweisung) darin sei. Wenige Tage darauf, am 1. September, gibt Knebel,

---

1) Etwa Fritzsch oder Frankenberg? Stände nicht Fr.... ganz deutlich im Briefe, so würde man an die Branconi denken.

2) Vgl. Knebel's „Nachlaß" I, 123. 185. An der letztern Stelle ist das Datum irrig. S. oben S. 175. Note 2. Goethe's Briefe an Lavater S. 99 f.

durch einen unschuldigen Schreibfehler Lavater's veranlaßt (vgl. oben S. 75), ein herrliches Zeugniß für Goethe ab. „Ich weiß es wohl, er ist nicht allezeit liebenswürdig", schreibt er; „er hat widrige Seiten, ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen zusammengenommen ist unendlich gut. Er ist mir ein Erstaunen auch selbst von Güte. — Er ist selbst ein wunderbares Gemisch oder eine Doppelnatur von Held und Komödiant, doch prävalirt die erste. Er ist so biegsam, als einer von uns; aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwächen nicht zu zeigen." Auf der Rückreise sah Knebel zu Frankfurt Goethe's Eltern, in Thalehrenbreitstein Frau von la Roche und in Düsseldorf Goethe's damals auf ihn grollenden Freund Jacobi, der seine innige Verehrung für Goethe nicht zu erschüttern vermochte, wenn er selbst auch Jacobi's Klagen nicht für ganz ungegründet halten konnte.

Ende September kehrte Knebel nach Tiefurt zurück. Schon am 1. Oktober schreibt der Herzog von Meiningen aus an Knebel, dem er von Herzen wohl wollte: „Da ich vor zwei Tagen in Eisenach war, erfuhr ich von Gusteln (dem frühern Diener des Prinzen Konstantin), daß du zurück wärest, lieber Knebel. Aus meinem Briefe an meinen Bruder siehst du, was ich wünsche (daß sie zusammen nach Meiningen kommen möchten). Berede meinen Bruder, daß er komme, oder komm' allein. Du aber komm' gewiß. Ich sähe dich gar zu gern zuerst etwas in der Stille. Leb' wohl!" Der Prinz ließ sich, wie es scheint, nicht bereden, dagegen wird Knebel dem Wunsche des Herzogs entsprochen haben. In Meiningen traf er auch aller Wahrscheinlichkeit nach Goethe, der erst am 10. Oktober Abends, nach einem Besuche bei Frau von Stein in Kochberg, nach Weimar zurückkehrte. Der Herzog und Knebel kamen gleichfalls nach Kochberg, blieben aber einen Tag länger. Frau von Stein hatte Goethe Eröffnungen über ihr Verhältniß gemacht, welche diesen tief ergriffen und seine ganze Natur erschütterten. Am folgenden Tage kam Knebel zu Goethe, ohne ihm aber irgend etwas von der Freundin mitzubringen. „Er hat mit mir (zu Abend) gegessen", schreibt Goethe an Frau von Stein, „die Schrötern (Korona Schröter) auch; wir haben in Steinen gelebt[1]), und zuletzt war der Mondschein sehr schön." Vier Tage später berichtet er derselben Freundin, Knebel sei recht gut, und diese Bemerkung kehrt in einem Briefe vom 25. Oktober fast mit denselben Worten wieder. Goethe vertraute ihm, was ihn quälte, und fand an der Brust des Freundes Trost und Beruhigung. Einem mit ihm verabredeten Besuche der Frau von Stein entsagte er. „Lieber Bruder!" schreibt

1) Schon damals war Goethe mit mineralogischen Studien beschäftigt (Briefe an Frau von Stein I, 336. Merck's Briefe I, 230. 253. 267), worin Knebel, wie Herder bei Böttiger (I, 22) spottend sagt, sein Schildknappe war.

er am 28. Oktober[1]) an diesen. „Ich will tugendhaft sein, und morgen (der 29. war ein Sonntag) nicht nach Kochberg gehn. Ein gut Werk, das auch euch nutze ist, lockt mich an. Es sind gewisse Dinge in Gährung, denen ich abhelfen muß, und morgen der Tag ist mir von Bedeutung. Gehst du noch, so grüße die Stein recht herzlich. Montags kriegt sie einen Brief von mir. Ich bin wie der Bock, der für die Sünden der Gesellschaft in der Wüste spazieren muß. Adieu! behalte mich lieb! Grüße auch Linchen[2]) und Fritzen (von Stein) und bring' mir etwas mit." Im hier versprochenen Briefe an Frau von Stein (vom 29. Oktober) heißt es: „Um diese Stunde hofft' ich bei Ihnen zu sein. Knebel ist allein weg, weil mein alter Beruf mich hält. Ich will heute den Tag in Tiefurt zubringen; es sind gewisse Dinge in Gährung, denen Luft muß gemacht werden. Knebel ist gar brav, und wenn er beharrt, kann er uns unendlich nutzen. Gebe Gott sein Gedeihen dazu! Die Mittlerschaft kleidet ihn gar gut. Er sieht alles reiner und wirkt nur zu wahren Zwecken." Aber die Erwiederung der Freundin war für ihn sehr niederschlagend. „So einen bösen Vorhang mir Ihr Brief herunterwirft und neue Nebel meine schönsten Aussichten decken", schreibt er am 2. November,[3]) „so ist mir's doch willkommener, als Ihr anfänglich Gleichgültigthun, da Sie mir's ausreden und mich beruhigen wollten. Möge es Ihnen recht wohl sein! Knebel hat mir gesagt, daß Sie recht vergnügt sind."[4])

Die Freundlichkeit und Innigkeit des Verhältnisses zu Knebel erhielt sich in beständigem nähern Zusammensein; meist finden wir Knebel bei Goethe auf Besuch, dann auch wohl diesen bei jenem zu Tiefurt, oder beide zusammen ausreitend.[5]) An dem sich damals bildenden „Tasso" nahm Knebel lebhaftesten Antheil.[6]) Auch der Herzog und Frau von Stein zeigten sich gegen Knebel sehr zutraulich.[7]) Damals war es wohl, daß Knebel an Goethe eine

1) Bei Guhrauer I, 11 steht das unmögliche Datum „den 13. Februar (1779)". Auf der Berliner Bibliothek fehlt dieser Brief.

2) Linchen, die Goethe in den Briefen an Frau von Stein mehrfach grüßen läßt, ist ohne Zweifel Karoline von Ilten (vgl. daselbst I, 38. 61. 309), die häufig bei Frau von Stein, auch oft in Kochberg war. Frau von Stein hatte keine Tochter, da alle in frühester Jugend gestorben waren.

3) Oktober im Datum des Briefes ist ein Schreibfehler, wie er am Anfange eines neuen Monates in der Datirung so häufig ist. Schöll (I, 356) hat dies übersehen.

4) Unter seinem „Bruder nicht in Christo, sondern in der Unart und Unbethulichkeit", wie es im folgenden heißt, ist offenbar der junge Fritz von Stein zu verstehn, unmöglich Knebel, an den Schöll denkt.

5) Vgl. Briefe an Frau von Stein I, 367. 370f. 372. II, 19f. 21. 29. 32. 59. 63. 79.

6) Vgl. daselbst I, 367. 372. II, 78. Unzweifelhaft gehören in diese Zeit, vom November 1780 bis in das Frühjahr 1781, auch die drei Billette Goethe's an Knebel Nro. 85—87, welche Guhrauer wunderlich genug dem Jahre 1789 zuweist. Das mittlere derselben ist offenbar das späteste.

7) Vgl. daselbst II, 23. 33. 53. 63.

große Anzahl Albrecht-Dürerische Handzeichnungen überließ[1]), da dieser für den Herzog, Lavater und sich selbst zu komplettiren suchte. Vgl. oben S. 67. 79. Von einem besondern Glücke Knebel's ist in einem Briefe Goethe's an Frau von Stein vom 13. März 1781 die Rede, ohne daß wir die nähere Beziehung bestimmt zu errathen vermöchten. „Hier ist ein Brief von Lavater'n an Knebel'n[2])“, lesen wir dort; „er steht ganz von der Idee ab und kündigt's ihm an. Durch Ihre Hand soll er die Nachricht seines Glücks erhalten. — Grüßen Sie Knebel'n und genießen mit ihm die Erstlinge der Freude über seinen Gewinnst.“[3]) Anfangs Mai kam der von Lavater gesandte Tobler (vgl. oben S. 83) nach Weimar, dem Knebel zu Tiefurt Quartier gab.[4]) Pfingstmontag, den 4. Juni, finden wir Goethe mit Knebel auf dem herzoglichen Schlosse Dornburg.[5]) Eine Woche später fällt die Abreise des Prinzen Konstantin mit dem Hofrath Albrecht, womit Knebel's eigentliche Berufsgeschäfte ganz aufhörten. Er erhielt von jetzt an die festgesetzte Pension von 600 Thaler; die Belassung seines ganzen Gehaltes, deren sich Wieland erfreute, konnte er unmöglich erwarten; zugleich ward ihm der Charakter eines Majors beigelegt. Ende Juni begleitete er Goethe nach Ilmenau zu den Bergwerksgeschäften; von dort gingen sie in die Gebirge und nach Rudolstadt, kehrten dann am 4. Juli Abends nach Ilmenau zurück, von wo Goethe am folgenden Tage an Frau von Stein berichtet: „Knebel ist sehr brav und unterhaltend“, und am 6.: „Knebel ist gar gut und brav. — Wir haben (Knebel und ich) schöne Dialogen über das Himmelreich gehalten, und sind einig und vergnügt.“ Knebel kehrte ein paar Tage vor Goethe mit einem Briefe an Frau von Stein nach Weimar zurück,[6]) wo er darauf das innigste Zusammenleben mit Goethe heiter fortsetzte.[7]) Indessen wollte doch sein geschäftsloses Leben ihm auf die Dauer nicht zusagen, besonders da er sich um seine Pension von vielen Seiten beneidet wußte. Am 22. September ging Goethe auf acht Tage nach Dessau und Leipzig, was er Knebel in einem freundlichen Billet anzeigt. Gleich nach der

---

1) In dem Vorbericht zu Knebel's „Nachlaß“ S. XXXVIII heißt es, Goethe habe dem gutmüthigen Knebel einmal mehr als hundert dieser Handzeichnungen von der Stube geholt, um sie nie wiederzubringen. Dagegen lesen wir in Knebel's Nekrolog (S. 170): „So überließ er zum Beispiel einem seiner bedeutenden Freunde einen großen Theil seiner mit Liebe, Eifer und Aufopferungen gesammelten Kunstschätze, so ungern er sich auch von denselben trennte, nur weil er jenem die Bitte nicht abschlagen wollte.“

2) Dieser Brief fehlt unter denen im „Nachlaß“ II, 399 ff. mitgetheilten Briefen Lavater's an Knebel.

3) Fast scheint es, als ob von einem Lotteriegewinne die Rede wäre, den Lavater zuerst zu guten Zwecken verwandt wissen wollte.

4) Vgl. Briefe von Goethe an Lavater S. 123.

5) Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 77.

6) Vgl. daselbst II, 88.

7) Vgl. daselbst II, 95. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 22.

Rückkunft, am 1. Oktober, verplaudert er mit ihm eine Stunde[1]), und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Knebel's Stellung zu Weimar damals zur Sprache gekommen. Schon am Abend des folgenden Tages muß Goethe wieder von Weimar fort, doch läßt er für Knebel den wunderlichen von Lavater ihm mitgetheilten „Gablidone“ zurück, den er selbst lesen und zeigen möge, wem er wolle. Vgl. oben S. 88. Vielleicht fällt um diese Zeit Knebel's Streit mit Herder, zu dessen Ausgleichung letzterer in dem undatirten Billet Nro. 52 die Hand der Versöhnung bietet. „Seid gut, Lieber!“ schreibt er. „Der gestrige Tag hat mich gequälet. Ich ging mit friedsamem Herzen in die Gesellschaft, und machte mir nachher Vorwürfe, um ein Nichts gezankt zu haben: denn gewiß, wenn wir uns verstehn wollen, so wünschen wir beide eins und dasselbe. Und wollten wir uns nicht verstehn, wer sollte sich denn? Ich habe mir das Wort gegeben, über die mir äußerst verhaßte Materie nie mehr (es ist doch unnütz) zu disputiren. Nur lassen Sie keine bittere Wurzel in sich gegen mich aufschießen! sie ist aller Umgänglichkeit und des letzten Lebens unter uns Tod. Seid gut, Lieber! Wir sind ja Brüder, und ich einen Monat älter. Guten Morgen!“ Der Streitpunkt betraf vielleicht Knebel's Mißmuth, den Herder auf seine leicht verletzende Weise angegriffen haben mag. Bei der Gesellschaft könnte man an den am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gegründeten Club denken, wo man zum Spiel, Lesen und Gespräche sich versammelte. Im Schiller-Goethe'schen und Schiller-Körner'schen Briefwechsel wird desselben mehrfach gedacht. Vgl. auch Böttiger I, 60. 144. 146. 151. Die jetzige Gesellschaft „Erholung“ bildete sich am 16. October 1799, und führte anfangs den Namen „Ressource“.

Während Goethe's Abwesenheit scheint Knebel dem Herzog seinen Entschluß mitgetheilt zu haben, die Weimarischen Dienste zu verlassen und einen andern Wirkungskreis zu suchen, wo er nicht ein nutzloses, bloß verzehrendes, dem allgemeinen Neide ausgesetztes Glied sei.[2]) Die herrliche Erwiederung des Herzogs vom 4. Oktober, welche uns diese hohe, edle Seele in wahrhaft fürstlichem Glanze zeigt, ist glücklich erhalten. Wir glauben dieses strahlende Kleinod hier ganz in seiner ursprünglichen, im Abdruck mehrfach geänderten Fassung mittheilen zu müssen.

„Ist's möglich, daß eine Seele, wie du bist, mein lieber Knebel, der so wohl und so scharf die einzelnen guten und lieben versteckten Eigenschaften, die in anderen eingewickelt liegen, herausklauben, an's Licht bringen und sich daran erfreuen kann, so dunkel

---

1) Vgl. Briefe an Frau von Stein II, 105.

2) Die im „Nachlaß“ I, XXXV, ohne Zweifel nach Knebel's eigenem Bericht, gemachte Angabe, man habe ihm verschiedene Anerbietungen zum Eintritte in Preußische oder Ansbach-Baireuthische Civildienste gethan, beruht wohl auf einer Verwechselung mit einer spätern Zeit, dem Jahre 1797.

über sich selbst, über das, was er hat, besitzt und wirkt, immerfort bleibt? — Das Schicksal kann doch einen Menschen nicht mehr quälen, als wenn es ihm die Augen vor sich her blendet, daß er nicht den Zweck sieht, wohin er geradewegs treibt, da ihn doch andere geradehin gehn sehen, und er immer wähnt, er liefe zwecklos. Er sieht von der Seite die andern nach ihrem Ziele kommen, und möchte endlich mit dem und jenem laufen, glaubend, wählte er selbst das Ziel, es wäre leichter und gewisser zu erlangen. Warum das Schicksal so schändliche Spiele treibt, weiß ich nicht, auch mag ich darum nichts mit ihm zu thun haben. — Nicht allein mit diesem Elende zufrieden, wirft's uns oft in ein anderes; es läßt uns nämlich glauben, daß, wenn wir auf gebahntem Wege gehen, es wäre rühmlich und besser, wir gingen daneben im Graben mit Kindern und armen Bettlern und Krüppeln im Schlamm bis an die Knie, und trügen Lasten, die nur für Rücken von Saumpferden gemacht sind. Durch dieses glauben wir dann unsere Existenz zu erfüllen und unseren Freunden die Annehmlichkeiten zu vermehren, wenn man sie allein auf dem ebenen Wege fortgehn läßt, oder ihnen nützlich zu werden, müssen sie etwa auch tragen und baden, wenn man zu ihnen in den Schlamm hinein springt, statt sich selbst wohl zu erhalten, um jenen durch fröhlichen Zuruf des guten Muthes oder Reichung der Hand vom festen Boden fortzuhelfen. — Keiner mag dann seine Natur noch ihre Bestimmung erkennen; der eine, (als?) fröhlicher Zurufer bestimmt, will in den Schlamm, und das Lastthier auf den festen Weg, um sich zu sonnen. Ersterer, indem er tragen will, wozu seine Schultern nicht gewöhnt sind, statt sich seiner Vortheile nutzverbreitend zu bedienen, bleibt stecken, und verdörrt unnütz und leidend, während das letztere, den Platz des ersten erhaltend, vor Wohlsein und Nichtsthun verfault. Sind denn die, die sich deiner Freundschaft und Umgangs freuen, so sklavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Aktenverschmieren ihnen nützen kannst? Ist denn das Rezeptakulum ihrer Seelen so gering, daß du nirgends ein Plätzchen findest, wo du irgend etwas von dem, was die deine Schönes, Gutes und Großes, die innere Existenz verbessernd, veredelnd, gesammelt hat, ausschütten kannst? Sind wir denn so hungrig, daß du für unser Brot, so furchtsam und unstet, daß du für unsere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden, als der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn du, von dem Dreck und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden uns vorhältst? Sind unsere Klüfte so quellenlos, daß wir nicht eines schönen Brunnens brauchen, uns selbst unserer Ausflüsse freuend, wenn sie schön in demselben aufgefaßt sind? — Sind wir bloß zu Amboßen

der Zeit und des Schicksals gut genug, und können wir nichts neben uns leiden, als Klötze, die uns gleichen, und die nur von harter, aushaltender Masse sind? Ist's denn ein so geringes Loos, die Hebamme guter Gedanken und in der Mutter zusammengelegter Begriffe zu sein? Ist das Kind dieser Wohlthäterin nicht beinahe eben so sehr sein Dasein schuldig, als der Mutter, die es gebar? Die Seelen der Menschen sind wie immer gepflügtes Land; ist's erniedrigend, der vorsichtige Gärtner zu sein, der seine Zeit zubringt, aus fremden Landen Sämereien holen zu lassen, sie auszulesen und zu säen? Ist's so geschwind geschehen, diesen Samen zu bekommen und auszulesen? Muß er nicht etwa auch das Schmiedehandwerk daneben treiben, um seine Existenz recht auszufüllen? Bist du nun so im Bösen, so über dich selbst verblendet, daß du dir läugnen könnest, du habest uns nie dergleichen Nutzen geschafft, und achtest du uns gering genug, daß du glauben könntest, wir würden dich so lieben, wie wir dich thun, wärest du uns hierinnen unnütz, überflüssig oder entbehrlich gewesen? Willst du nun diese schöne Laufbahn, dieses würdige Geschäft aufgeben, alle eingewachsenen Bande ausreißen, gleich einem Anfänger eine neue Existenz ergreifen, und dich, Gott weiß wohin, unter Menschen, die dich nichts mehr angehen oder mit denen du kein reines und dir gewohntes Verhältniß hast, hinwerfen? neuen Antheil ergreifen oder dir machen, mehr Gute, mehr Böse kennen lernen, sehn, wie die Abscheulichkeiten so überall zu Hause, das Gute überall so befleckt ist? — Und warum? um etwa ein paar Kanzellistenseelen aus dem Wege zu gehn, die dir deine Semmel, die du mehr hast, als Sie, beneiden, weil du nicht gleich ihnen Maulthierhandwerk treibst? Und wohin willst du dich flüchten? nimmst du nicht überall deine paar Semmlein mit, die du mehr und leichter hast, als andere? Sind nicht überall Knechte, die es entbehren, deine sehn und sie beneiden werden? Wirst du deren ihren Neid besser aushalten? dich, weil du dort ein paar Monate fremd bist, von ihnen mehr geachtet halten, als du es hier sein möchtest? Siehst du etwas Erreichbares vor dir, das dir das, was du entbehrst, ersetze? Ist dieses Erreichbare so gewiß? Schlägt's fehl, kann's deine Existenz dann ertragen, immer neue Zwecke zu machen, oft abgeschlagen zu werden und so herumzuirren? Willst du also das Beständige für's Unbeständige hingeben? Ist eine Natur, die gut und fühlbar ist, die dieses ertrüge? Muß sie nicht auf eine oder die andere Art zu Grunde, oder noch schlimmer als zu Grunde gehn? Dieses nur ferner befürchten können, ist's dann weiser, auszuhalten, als auf's Ungewisse und auf's nicht in die Ferne zu Uebersehende zu wagen? Wem bist du mehr Nutzbarkeit schuldig, als denen, die dich lieben, und wem nützest du dann weniger, wenn du alles zerreißest, was dich mit ihnen bindet, aufhörst zu thun, und sei es, was es wolle, was du für sie thatst, und dich ihnen fremd und abgebunden machst? — Achtest du dich denn so wenig, oder

hältst dich so für allein, daß du glaubst, höchstens etwas für dich zu entbehren, wenn du die engen Bande lösest, die uns mit dir binden? Wird der Baum allein verwundet, wenn man ihn aus der Erde reißt, an die er mit seinen Wurzeln verwachsen? Und wie hängt so ein zweckloses Schmerzerwecken mit irgend einer Nutzbarkeit zusammen? Laß uns also die Sache nicht so feierlich und das Uebel nicht für so unheilbar halten. Ist's deiner Natur gut, sich zu verändern, so reise! Da du nicht am Wege zum Steinklopfen gestellt bist, so bindet dich, Glücklicher, keine Stunde; gehe also deiner Phantasie, dem geistigen und leiblichen Bedürfniß von Bewegung und Luftwechsel nach, kehre dann rekonvaleszirend wieder zu uns, sättige uns, die wir dich mit offenem Munde, Ohren und Herzen zurückerwarten, und erzähle, gleich Ulyssen dem Schweinehirten beim Feuer, hinter einer Schüssel des fettesten Schweinefleisches oder eines schön in Essig gebeizten kalten Auerhahns deine Abenteuer und Begebenheiten! — Warum sich immer ersäufen wollen, wenn's mit einem schönen Bade gethan ist?"

Man erkennt hier auf das schönste, welchen ganz besondern Werth der Herzog, der ohne Zweifel in seiner Beurtheilung völlig mit Goethe übereinstimmte, auf Knebel legte, in welchem sie einen der edelsten Vermittler und Verbreiter schönster Bildung in ihrem Kreise verehrten. Zugleich aber gibt der Brief uns ein Bild wahrster Hoheit der Gesinnung eines Fürsten, der jede Krone geehrt haben würde, weil reinster Seelenadel seine ganze Natur gleich göttlichem Lebensodem durchströmte. Knebel mußte sich durch eine solche erhebende, von reinster Menschlichkeit und großherzigster Fürstlichkeit eingegebene Anerkennung ganz hingerissen fühlen, wenn er auch eine zeitweilige Entfernung für gerathen hielt. Gleich am Abend der Rückkehr traf Goethe mit Knebel und dem Herzog zusammen; denn am 14. Oktober [1]) schreibt er an Frau von Stein: „Noch eine gute Nacht sollen Sie zum Morgengruß haben. Ich bin glücklich mit wenigem Regen gegen neun angekommen, und fand den Herzog mit Grothausen und Knebel'n auf der Wiese. Es ist Grothausen eine edle, reine, brave Figur. Und es war in manchem Betracht gut, daß ich herkam." Wenige Tage darauf wird Knebel die Reise nach der Heimat angetreten haben. „Knebel ist hier weg, und wird sich diesen Winter bei den Seinigen aufhalten", schreibt Goethe am 14. November an Lavater.

Die Hoffnung, Knebel werde von seiner „Hegire", wie Goethe seine Entfernung einmal an Lavater (S. 142) nennt, bald zurückkehren, ging nicht in Erfüllung; erst nach fast drei Jahren entschloß er sich, da sein Herz sich nicht länger zurückhalten ließ, an

---

1) Schöll setzt dieses undatirte Billet Ende September 1780, wo es schon deshalb nicht hinpaßt, weil der Herzog am 1. Oktober 1780 Knebel noch nicht gesehen hatte. Auch zeigen die Briefe an Frau von Stein deutlich, daß Goethe erst am 10. Oktober 1780 nach Weimar zurückkehrte.

die verlassene Stätte zurückzukehren. Während dieser Zeit stand er besonders mit dem Herzog, der Herzogin Mutter, Fräulein von Göchhausen [1]) und Goethe in genauester brieflicher Verbindung [2]). Diese unterhielten ihn von den Weimarer Neuigkeiten, die Herzogin Mutter auch besonders von Prinz Konstantin, dessen Reisen ein so merkwürdiges Ende nehmen sollten [3]); auch gaben sie ihm

---

1) Die betreffenden Briefe derselben finden sich in Lewald's „Europa" 1840 II, 578 ff.

2) Goethe's erste Antwort ist vom 3. Dezember 1781. Der Herzog erwiedert zuerst in einem in der Urschrift „Wilhelmsbad, den 24. Dezember" datirten Brief, der im Abdruck („Nachlaß" I, 141 f.) seltsam genug die Ueberschrift trägt „Eisenach 1784". Daß der Brief im Jahre 1781 geschrieben sein müsse, bemerkte schon Schöll zu den Briefen an Frau von Stein II, 129. In demselben Briefe steht irrig „Deinen Raphael's" statt „denen (den) Raphael's". Die Herzogin Mutter antwortet schon am 7. Dezember.

3) Man vergleiche über ihn die Aeußerungen der Herzogin Mutter in Knebel's „Nachlaß" I, 188—192 und des Herzogs daselbst I, 131. 133. 139 f. Den Brief vom 14. Oktober 1782 (Brief 14 und 15 tragen irrig das Datum 1783) schließt der Herzog mit den Worten: „Mein Bruder hat mir von London einen Brief in seinem gewöhnlichen Format, bien recommandée, geschickt, wo er nicht ein Wort schreibt, als daß er mir zum Geburtstag Glück wünscht." Am Ende des Briefes vom 17 August 1783 sind die Worte ausgefallen: „An meinem Bruder finde ich wirklich auf der ganzen Reise (von Weimar nach Würzburg und zurück) nichts besonders auszusetzen, als daß er überall und in allen Stücken so wenig verlangt." Die Stelle im Briefe vom 15. Januar 1784 ist im Abdruck wesentlich verändert und verkürzt worden. Wir geben sie um so unbedenklicher, als sie des Herzogs ehrendes Zutrauen gegen Knebel und seinen fürstlichen Adel zeigt, und Prinz Konstantin die Befürchtungen seines edlen Bruders später so glücklich täuschte. „Die letzte Katastrophe", schreibt Karl August, „welche meinen Bruder betraf, hat ihm, wenigstens im Aeußerlichen, Nutzen geschafft. Die hiesige Gesellschaft suchte mir ihre Treue zu beweisen, da sie öffentlich meines Bruders treulose Aufführung tadelte, ihn vermied und ihn der genauesten Einsamkeit überließ. Dieser bestimmte Tadel der Zuschauer fiel ihm sehr auf die Nerven und machte ihn fühlen, wie sehr er eines äußerlich guten Anstriches bedürfe, um wieder in Gesellschaft gut gelitten zu werden, und wie wenig sein Stand ihn selbst hier vor Verachtung schütze. Dieses bewirkte, daß er zwar anfänglich lächerliche Mittel gebrauchte, um sich die Gunst des Parterre's zu erwerben (denn er machte bei Krethi und Plethi Visiten), doch aber sich eine äußerlich anständige Form gab, exakter in der Beobachtung der gemeinen gesellschaftlichen Pflichten wurde, und nun seine Rolle spielt, so daß er überall als ein wohlgezogener Mensch nicht mißfallen wird. Ich arbeite daran, ihm im Sächsischen Dienste einen Platz zu verschaffen, welcher ihn beschäftigen wird, ihn in der ersten Zeit nicht zu frei läßt, und ihm doch Aussichten zu einer ziemlich brillanten Carriere, wenn er sie zu gehn lernt, macht. Ein eigenes Regiment wäre ihm am Anfange nichts nütze gewesen, weil er sein häusliches so übel führt. Ein Stabsoffiziersplatz aber, welcher ihn etwas mehr, als er ist, noch unterordnet, schien mir für sein Bestes schicklich zu sein; moralisches Zutrauen hat er bei mir auf lange Zeit, ich fürchte, auf immer, verscherzt; er ist und bleibt immer ein halber, unzuverlässiger, unaufrichtiger Mensch; ein Pferd, das stolpert, kann es aus Versehen oder Zufall thun, knicken aber ist ein unheilbares Uebel." Ueber die Reise- und Liebesabenteuer des Prinzen vgl. meine „Studien zu Goethe's Werken" S. 264 f. Auf den Prinzen, der zuerst als Rittmeister in die Kursächsische Kavallerie eintrat, bezieht sich auch Herder's Aeußerung im Briefe an Knebel vom 2. März 1785: „Auch der princeps-miles ist hier, mit seinem Obersten,

mancherlei Aufträge, nicht weniger wanderten kleine Geschenke und Sendungen hin und her. So erfreute Knebel die Herzogin Mutter im Jahre 1783 zu ihrem Geburtstage, dem 23. Oktober, mit einer wunderschönen Majolika [1]). An die Göchhausen und Goethe sandte er im vorhergehenden Jahre ein ABC-Buch, dessen Bonmot's gleich in Umlauf kamen. „Goethe meint", äußert die lustige Freundin [2]), „bei dem Buche käme einem vor, als wär' man schon im vollen Sommer, und doch keimten erst die Rapünzchen." Von Goethe und dem Hofe erfolgten keine bestimmte Aufforderungen, nach Weimar zurückzukehren, da man dieses seinem eigenen Entschlusse und seinem innern Drange überlassen wollte, überzeugt, daß nur das Gefühl anderweitigen Unbehagens ihm in Weimar Ruhe und Zufriedenheit, so weit diese für ihn möglich seien, gewähren könne; nur Lavater äußerte einmal, am 16. Januar 1782: „Ich hoffe doch, Weimar wird Nürnberg (wohin Knebel sich zuweilen von Ansbach aus begab) wieder einmal überwiegen. Trennen Sie sich nicht! Nirgend ist volle Harmonie!" und die muntere, witzige Göchhausen, welche dem ernsten, stattlichen, durch geistreiche Unterhaltung glänzenden Manne besonders zugethan war, unterließ nicht, die Sehnsucht der Rückkehr in ihm wach zu rufen. So schreibt sie von Tiefurt aus, dessen Park Knebel's Schöpfung war, am 26. Juni 1782 „unter der großen Buche am steinernen Tisch": „Diesen Gedanken (an Tiefurt) möcht' ich zum Entschluß, und diesen Entschluß zur That zaubern. — O Knebel, Sie setzten sich auf's erste beste Pferd, und erfreuten uns irgend einen guten Abend mit Ihrer Erscheinung! — Dies ist der Herzogin, Goethens und mein liebster Traum, wenn wir in diesem lieben, lieben Tempe die Sonne untergehn oder den Mond in seiner stillen Pracht aufgehn sehen. Lieber, überlegen Sie's! oder vielmehr überlegen Sie nicht, und kommen Sie! So schön, wie dies Jahr, war's noch nie. Die Akazien blühen wie überschüttet mit Blumen. Rosen, Jasminen und Jelängerjelieber sind wie ausgelassen, und können gar nicht erwarten, bis sie alle da sind. Ihr Stübchen! — ach Gott! wie gut ist's da! Die Herzogin (Mutter) verspricht, Sie sollen gar nicht herauskommen. Wer Sie sehn will, soll zu Ihnen wandern. Weimar soll Sie nicht zu sehn kriegen. Sie sollen nur kommen, genießen und dann gehn — wenn Sie können." Und auf Knebel's Erklärung, was ihn von Weimar zurückhalte, erwiedert sie am 13. Juli: „Für Ihren letzten Brief danke ich Ihnen tausendmal, obschon mir mehr als einmal Thränen dabei in die Augen kamen.

---

der, wie ich höre, im Vorzimmer Taback raucht, weil es ihm sonst nicht heimlich wird. Eine schöne Gesellschaft!" Der stets schwächliche Prinz starb am 6. September 1793 in Folge der Ruhr als Kursächsischer Generalmajor und Chef eines Kavallerieregiments während des Feldzuges.

1) Vgl. Lewald's „Europa" a. a. O. S. 585.

2) A. a. O. S. 578.

O! könnt' ich doch durch irgend eine Büßung alle unangenehme Erinnerungen aus Ihrer Seele trennen, und Ihnen den Weg zu uns eben so freundlich lieb, als uns den Gedanken an Ihre Gegenwart machen! — Wir haben die Freude an diesem Gedanken noch nicht aufgegeben, und schmeicheln uns noch immer, daß irgend ein guter Geist Sie uns noch zuführt. Nur versäumen Sie die Blumen- und Blüthezeit nicht!" Ihr theilte Knebel auch später die erste Nachricht von seiner Rückkunft mit.[1])

Der Herzog zeigte in allen Briefen die vollste, fast brüderliche Zutraulichkeit, wobei es auch an Ausbrüchen seines oft derb genialen Witzes nicht fehlte, von denen einer im Abdrucke ausgefallen ist, aber auch jetzt nicht zur Mittheilung sich eignet. Er sucht Knebel auf alle Weise zu ermuntern, wie er denn einmal bedauert, daß der Freund keinem bestimmten Talente nachhänge, und ihn zu Bekenntnissen in der Weise von Rousseau's Confessions auffordert[2]), von dessen Wege[3]) er viel bekomme (I, 134). Für das von Knebel ihm geschenkte Fohlen spricht er seinen schönsten Dank aus, und gibt ihm seine höchste Freude kund, womit er jedes freundschaftliche Andenken von ihm aufnehme (I, 138 f.).

Goethe vertraut seinem herzlich geliebten Freunde alle geheimsten Tiefen seiner Seele, und theilt ihm sein oft nichts weniger als mildes Urtheil über manche Weimarer Ereignisse und Zustände mit, fordert ihn aber auch dringend auf, ihm seinerseits alles Merkwürdige, was ihm begegne, seine äußern und innern Zustände, zu eröffnen. Auf diese Weise suchte er Knebel immer fester an sich zu schließen, und gewann so die beste Gelegenheit, irrige Vorstellungen, die sich bei ihm bilden mochten, zu verscheuchen; dabei aber wollte er durch die Darstellung seiner eigenen unermüdlichen, dem fest bestimmten Ziele beharrlich zustrebenden Thätigkeit und durch sein frisches Selbstvertrauen auf dasjenige, was Knebel's schwankendem Wesen Noth thue, aufmunternd hindeuten. „Daß du über den neuen Beweis meiner Unermüdlichkeit lächeln würdest," schreibt er am Anfange von Knebel's Abwesenheit, „konnte ich mir wohl vorstellen; doch ist sie bei mir wenig Verdienst. Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Thätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Sind dann auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht

---

1) Aus dem Jahre 1783 ist nur ein Brief von Fräulein von Göchhausen erhalten, vom 10. November, wo sie die Hoffnung ausspricht, Knebel werde bald das „holdselige" Tiefurt wiedersehn, aus dem folgenden Jahre nur ein nach Knebel's Rückkehr geschriebener.

2) Fräulein Göchhausen, welche sich glücklich schätzte, in einer Zeit geboren zu sein, wo die Confessions geschrieben worden, empfahl diese Knebel auf das dringendste an, vernahm aber von Goethe, daß jener sich darüber schon sehr gut geäußert habe. Vgl. Lewald's „Europa" a. a. O. S. 584.

3) So steht in dem Briefe, nicht Wesen, was der Abdruck bietet.

weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höhern Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig." Und zwei Monate später bemerkt er, seine Tenazität sei unüberwindlich, und da es ihm gelinge, sich täglich mehr einzurichten und zu schicken, so werde er auch täglich zufriedener in sich selbst; er danke Gott, daß er ihn bei seiner Natur in eine so engweite Situation gesetzt habe, wo die mannigfaltigen Fasern seiner Existenz alle durchgebeizt werden könnten und müßten. Knebel scheint durch diese Aeußerung zu einer Erklärung über das, was ihn von Weimar weggetrieben habe, veranlaßt worden zu sein; denn Goethe schreibt im folgenden Briefe: „Du hast recht wohl gethan, deinem letzten Brief jene lange Rechtfertigung einzurücken. Es ist immer gut, wenn man dergleichen Gegenstände unter sich abhandelt; denn gewöhnlich setzt man sich etwas in den Kopf, und je länger es treibt und Wurzel schlägt, desto schwerer ist es auszurotten." Auf die Sache selbst scheint er mit Absicht nicht einzugehn, da er den Freund nicht verletzen wollte, ihm aber auch nicht Recht geben konnte. An litterarischen und sonstigen Sendungen fehlte es nicht; besonders erfreute Goethe den Freund durch Mittheilung seiner neuen Sachen, vor allem des herrlichen Gedichtes auf Mieding, der „Fischerin", des „Tasso" und der vier ersten hintereinander zugesandten Bücher des „Wilhelm Meister" in erster Bearbeitung [1]), worüber er sein Urtheil zu vernehmen wünschte, auf das er ganz besondern Werth legte.[2]) Im Jahre 1782 nahm Goethe, der eben seine Wohnung in der Stadt bezogen hatte, die von Knebel zu Tiefurt zurückgelassenen Sachen in seine Obhut. „Hier folgt endlich dein „Tibull", schreibt er am 20. Oktober. „Bisher war mit deinen wenigen Sachen nicht in Ordnung zu kommen; nun habe ich sie, Bücher und alles, nach einem Inventario übernommen, und bewahre sie in meinem neuen Hause, wo ich Platz genug habe, und wo du

---

1) Das erste Buch kannte Knebel bereits, doch schickte Goethe die beiden ersten zusammen, damit auch Knebel's Schwester den Roman von Anfang an lese.

2) Auch drei der für den Tiefurter Park bestimmten Inschriften sendet ihm Goethe am 5. Mai 1782, nämlich die Epigramme „Einsamkeit", „Erwählter Fels", „Ländliches Glück", mit ein paar unbedeutenden Abweichungen von der in Goethe's erster Ausgabe erhaltenen, später vielfach geänderten Form. Der Anfang des zweiten bezieht sich auf Knebel und den Prinzen Konstantin:

> Seid, o Nymphen des Hains, seid, o ihr Nymphen des Flusses,
> Eurer Entfernten gedenk und euren Nahen zur Lust!
> Jene feierten erst hier still die ländlichen Feste.

Fräulein von Göchhausen schreibt am 30. Mai 1782 an Knebel: „Goethe ist sehr fleißig. — Vorzüglich beschäftigt er sich jetzt mit Inschriften; eine auf Ihren Schreibtisch, den er sich jetzt zugeeignet hat, wird er nächstens schicken, wenn es noch nicht geschehen."

wohl auch gelegentlich ein Absteigequartier finden könntest." Als Knebel darauf die Einsamkeit, worin er sich jetzt befinde, lebhaft beklagte, antwortete Goethe: „Ich bedaure sehr deinen Zustand; es ist gar übel, ganz allein zu sein, und selbst die Gegenwart deiner guten Schwester macht dich noch einsamer. Wie traurig ist's, seine Freunde so zu sehn! da fühlt man erst, wie ohnmächtig man ist." Im weitern Verlauf des Briefes aber führt er aus, wie er seit einiger Zeit sehr glücklich sei, da er anfange, sich selber wieder zu leben und sich wieder zu erkennen. „Nur im Innersten meiner Plane und Vorsätze und Unternehmungen bleib' ich mir geheimnißvoll selbst getreu, und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen. Sapienti sat! Ich sage dir viel von mir, weil du mich liebst, und es magst, und um dich zum Gleichen einzuladen." Der Brief schließt mit den Worten: „Leb' wohl! Wenn du nicht eher wiederkommen willst, bis Harmonie im Ganzen ist, und du eine Uniform (von einer neuen Hof- und Jagduniform, die alle Gemüther in Bewegung setze, hatte Goethe ihm im vorigen Briefe gemeldet) nicht für Harmonie nehmen kannst, so werd' ich dich ewig entbehren müssen. Adieu, Guter!" Offenbar soll der ganze Brief dem Freunde zu verstehn geben, daß man, wenn man in sich selbst sicher und fest stehe, auch im buntesten Gewirre der Menschen glücklich und zufrieden leben könne; nur müsse man darauf verzichten, überall Harmonie finden zu wollen, die man vielmehr in sich selbst gründen müsse. Das leidenschaftslose Hinnehmen der Welt, wie sie einmal ist, das ist es, was Goethe dem Freunde nicht geben kann; dies war es auch, was es ihm zu Ansbach nicht wohl sein ließ, wie es ihn von Weimar vertrieben hatte. Man sieht, wie Goethe als linder Arzt den reizbaren Kranken behandelt, dessen Verstimmung er nicht noch vermehren will, weshalb er ihm das, was Noth thut, in möglichst angenehmer Form beizubringen sucht. Einem Lavater durfte und mußte er wohl in offensten, oft brüderlich derben Worten seine Schwachheiten und Irrthümer vorhalten, wodurch er den zarter geschaffenen Knebel sich auf immer entfremdet und noch mehr verstockt haben würde.

Als dieser im folgenden Mai (1783) den Wunsch nach dem Besitze eines kleinen Gutes geäußert hatte, erwiederte Goethe: „Was du mir von einem kleinen Besitzthum sagst, das du dir wünschest, versteh' ich nicht ganz. Auch werde ich niemand, der nicht von der Erde geboren ist, rathen, sich mit der Erde einzulassen." Anfangs Juli schreibt er ihm: „Lebe wohl und genieße der Ruhe, die dir geschenkt ist! Zu uns zu kommen, würde ich dir jetzt noch nicht rathen; vielleicht kommt eine Zeit, da du mit denen Menschen leben kannst, die dir so nahe verwandt sind, ohne sie nnd dich unglücklich zu machen." Daß Knebel noch immer nicht zu einer ruhigen, jede Eigenthümlichkeit in ihrer Weise aner-

kennenden Betrachtung gekommen, daß seine zartere Natur sich noch immer zu sehr von den mancherlei Mißtönen des gesellschaftlichen Lebens verstimmen lasse, erkannte Goethe gar wohl. Hatte schon ein Besuch zu Ilmenau im April 1782 unsern Dichter durch die Erinnerung der guten Zeiten, die, mit bösen Stunden vermischt, er mit Knebel hier genossen, zu einer brieflichen Ansprache desselben veranlaßt, so sollten beim dortigen Aufenthalt in den ersten Tagen des September 1783 die Jagdabenteuer, welche er mit Knebel und dem Herzog vor Jahren hier erlebt, in dichterischer Vision vor seine Seele treten. Daß hierauf sich das Gedicht „Ilmenau am 3. September 1783" beziehe, ward bereits oben S. 427 bemerkt. Ob Goethe das Gedicht, welches wegen der Beziehung auf den Herzog zur Veröffentlichung nicht bestimmt sein konnte, damals an Knebel mittheilte, ist nicht sicher zu entscheiden. Am 14. November schreibt dieser, bei der bevorstehenden Feier der Novembergeburtstage [1]) solle auch Knebel's, dessen Geburtstag auf den letzten Monatstag fällt, in Ehren gedacht werden, und er spricht den Wunsch aus, dem Freunde im künftigen Jahre bei einem mineralogischen Ausfluge auf dem Fichtelgebirge zu begegnen. „Noch habe ich auf die Reise nach dem Fichtelberg nicht renunzirt", schreibt er am 16. Februar 1784, „obgleich ein schöner Theil des Sommers dem Eisenacher Ausschußtag gewidmet werden muß." Aber Knebel vermochte dem Verlangen, die Weimarer Freunde wiederzusehn, nicht länger zu widerstehn. „Aus einem Briefe von dir an die Fräulein Göchhausen sehe ich", äußert Goethe am 24. April an Knebel, „daß du Lust hast, uns auf den Sommer zu besuchen. Ich wünsche, wenn du es ausführst, daß es dir zur Freude gereichen möge, wie ich beinah fürchte, daß es nicht geschehn wird: denn du findest zu viel verändert, um dein altes Leben anzuknüpfen (die Herzogin Mutter hatte Tiefurt zu ihrem Sommersitze gewählt, und es ganz umgestaltet), und zu wenig verändert, um von vorne anfangen zu können." Wie wenig Goethe aber auch von diesem Besuche wahre Befriedigung für Knebel selbst erwarten konnte, da er fürchten mußte, dieser werde sich zu Weimar bald wieder unbehaglich fühlen, so freute er sich doch, sobald der Entschluß fest stand, den alten Freund wieder auf längere Zeit in persönlichem Umgange ganz genießen zu können, und er bot ihm freundliche Aufnahme an. „Schreibe mir doch, wenn du kommen wirst", äußert er am 9. Mai. „Den ganzen Juni bin ich nicht zu Hause, und möchte doch gern einen Theil deiner Zeit hier mit dir sein. Ich biete dir eine artige Wohnung bei mir an, wo du frei und ungestört sein kannst. Wirst du auch manchmal in Tiefurt sein, so ist es doch besser, du hast eine Burg im Rücken, in die du dich Nothfalls werfen kannst.

---

1) Jedenfalls ist der Geburtstag Fr. Sigismund von Seckendorff's gemeint, der vier Tage älter, als Knebel war. Welche Geburtstage sonst verstanden sein dürften, weiß ich nicht sicher anzugeben.

Uebrigens sage ich dir nichts und freue mich auf dich. Wenn ich noch in Eisenach wäre (wohin der Hof sich Ende Mai begab), könntest du doch recht bequem in meinem Hause sein. Richte dich also ja darauf! es wird dir doch nirgends besser." Den einmal gefaßten Entschluß mochte er Knebel am wenigsten verleiden, wie weit er auch entfernt war, seine Hoffnungen zu spannen.

Am 30. Juni reiste Knebel von Ansbach nach Waltershausen, wo er auf dem Gute des Herrn von Kalb vierzehn, im ganzen sehr stille Tage verlebte, „und von solcher Heiterkeit und Ungetrübtheit, wie sie die Lage des Orts und die Stimmung friedlicher Menschen mit sich bringt". Besonders wohlthuend wirkten auf ihn die Achtung und das Wohlwollen der Frau von Kalb und ihrer Schwägerin, welche die Empfindungen des Dankes und die Beobachtung des reinsten Verhältnisses in ihm erregten. Am 14. Juni fuhr er, von seinen freundlichen Wirthen bis Römhild begleitet, von Waltershausen ab, und gelangte über Schleusingen und Frauenwalde am Abend gegen acht Uhr nach Ilmenau. „Unterwegs gegen Ende der Fahrt", berichtet er selbst an seine Schwester [1], „fand ich wenig vergnügte Rückerinnerungen der Zeiten, die ich hier auf der Jagd und sonst zugebracht. — Endlich wurde ich etwas ungeduldig, Weimar zu erreichen. Wir kamen (am 15. Juni) nach acht Uhr vor dem Thore an, nachdem ich wenig Trost aus den kahlen, steinigten Bergen geschöpft hatte; nur lud mich das Thal und die öfter in der Einsamkeit besuchte Gegend gefälliger ein. Ich stieg ab, eilte hinterwärts nach dem Stern (einem Theile des Weimarer Parks), wo ich vieles verändert fand, und die Seele, in sonderbarer Vereinigung des Gegenwärtigen und Vergangenen, in dem Zukünftigen gleichsam pausirte. Ich suchte vergebens jemand in den oberen und unteren Gängen zu erkennen, und begab mich endlich in den Garten von Goethe, wo mir nach einigem Umgehen Frau von Schardt und ihr Mann entgegenkamen. Ihr Empfang war innig und gut. Den Abend blieb ich verborgen, und gestern (den 16.) Morgens eilte ich beim schönsten Wetter und ziemlich früh nach Tiefurt. Die Veränderungen daselbst erregten mir Gefallen. Die Lage ist und bleibt immer noch die schönste. Zauberndes Wohlgefallen und Weichheit — fast zu weich für die gegenwärtige Lage meiner Seele —, dazu der Tisch und die Lebensart der Fürstin (der Herzogin Mutter) würden mich bald wieder aus diesen Gegenden verjagen, die zu irdisch glücklich für mein Herz und für die Umstände sind. Wieland, die Frau von Seckendorff und Einsiedel kamen Mittags. Von allen wurde ich mit einer besondern Güte empfangen, einer Aufbewahrung wohlmeinender, günstiger Gesinnungen, denen nichts gleich kommt. Ueberhaupt ist die hiesige Welt in einer Abwesenheit von zwei Jahren und acht

---

1) „Nachlaß" III, 369 f.

Monaten zu einem kritischen Zeitpunkte um nichts schlechter geworden, hat sich zum Theil noch, so viel ich sehe, gebessert — und das will viel sagen. Abends ging ich zu Fuß nach Hause. Auf der Straße begegnete mir (Rittmeister von) Lichtenberg mit seiner Frau (einer gebornen von Ilten), die mich in meinem Quartier suchen wollten, und ich ging noch auf eine Stunde mit ihnen in das ihrige." Am 18. Juli fuhr Knebel mit Herder, seiner Gattin und Einsiedel nach Tiefurt zur Herzogin Mutter. „Herder's erneuerte Bekanntschaft", schreibt Knebel an seine Schwester[1]), „war sehr wohlthätig für mich. Es wischten sich alle Flecken der Vergangenheit, die schon seit seiner letzten Schrift (dem ersten Bande seiner „Ideen") keinen Halt mehr hatten, gänzlich von meinem Herzen, und ich erkannte den edlen, vollen Mann in der Wärme seines Daseins und seines Herzens. Seine Frau ist nicht minder lieblich, und vereint Zartheit des Gefühles und Verstandes mit Wärme. Wir sonderten uns Nachmittags einmal zu wohlthuender Unterhaltung ab; der Gegenstand betraf sein neues Werk und die Folge desselben. Ich fand bei jedem Umstande die zugenommene Kultur und die vollkommenere Kraft und Richtung in Herder's Geist."

Am Abend des 19. Juli kehrte Goethe vom Gute der Frau von Stein nach Weimar zurück, und gleich am folgenden Morgen ließ er Knebel zu sich bitten. „Die Zeit im Wirthshause", erzählt dieser seiner Schwester[2]), „wurde mir in der That schon lang, und ich wünschte, daraus errettet zu sein — zumal da es sehr schlecht ist. Ich ging zu ihm, fand ihn äußerlich wenig geändert, und bestellte, meine Sachen in sein Haus zu bringen. Mittags fuhr ich mit Einsiedel nach Tiefurt. — Wir brachten den Nachmittag so zu: ich las etwas vor, und gegen Abend kam Goethe. Wir soupirten, und ich ging zu Fuß mit Einsiedel zurück. Gestern (den 21.) las ich Mémoires pour servir à la vie de Mr. de Voltaire[3]), aß zu Mittag mit Goethen, besuchte Wieland und Herder, welchen erstern ich etwas unpäßlich fand, und soupirte in Goethe's Garten." An demselben Tage schreibt Goethe an Frau von Stein: „Knebel wird heut Nacht zum erstenmale bei mir schlafen; sein Umgang ist gar angenehm; wenn ich dir ihn schicke, vergiß nicht deines Freundes, deines Geliebten, der sich dir auf ewig übergeben hat!" Wie sehr Knebel den Umgang mit Herder und Goethe schätzte, ergibt sich aus seiner auf diese bezüglichen Aeußerung: „Die Aufmerksamkeit, die wir auf höhere Existenzen wenden, erhöht unser Dasein, und macht uns so viel weiter fortrücken, indem wir die Schritte, die wir thun, vergessen."[4]) Daß ihm selbst

1) „Nachlaß" III, 370 f.
2) Daselbst III, 371.
3) Am 17. Juni sandte Goethe diese Schrift, die ihn „unendlich unterhalten" hatte, an Frau von Stein.
4) „Nachlaß" III, 370.

aber noch immer jedes sichere Selbstgefühl abging, zeigt der fromme Stoßseufzer vom 24. Juli[1]): „Führe mich, Herr, deine Wege und lehre mich deine Steige! Lehre mich deine Wahrheit und erhalte mich! Das Leben rennt leicht auf eine unbedeutende Bahn hin, auf seichte Tiefen und Sandbänke. Halte es, du Einziger, der du dich an menschlicher Tugend ergötzest, und die Tugend zum Element der Freude besserer Sterblichen bestimmt hast! — Mein Leben fährt fort wichtiger zu werden durch Erkenntniß und Umgang, und nimmt zu gleicher Zeit ab an innerm Trieb und Beschäftigung. Dies ist eine böse Klippe. Laß uns wachsen in der Wahrheit!" An demselben Tage ging Goethe, wohl ohne Knebel, nach Jena, wohin dieser am 1. August mit Goethe den Herzog begleitete.[2]) Zwei Tage später spricht er wieder das Gefühl der Unbehaglichkeit, bei aller schönen Anerkennung, scharf aus:[3]) „Nicht stumm ist's in meiner Seele, noch finster, aber wie von zu vielem Lebensglanz übergossen, richtet sich der Zeiger nach keinem bestimmten Flecke, und sehnt sich nach schrägeren und gelinderen Strahlen, um eine richtigere Bestimmung zu nehmen, da er die volle Mittagshöhe nicht ertragen kann. Was habe ich, seit ich hier bin, gesehen, was gehört? — Und das Größte neben dem Kleinsten, das Volle neben dem Leeren — beides, ohne daß es konnte mitgetheilt oder daran Theil genommen werden! Jenes zog meine Seele empor, daß sie beinahe das Gleichgewicht verlieren konnte, das sie ihrer eigenen Natur nach an dies Irdische bindet; jenes (?) demüthigte sie, indem es ihr zugleich die eigene Unvollkommenheit und Schwäche zeigte, wodurch sie noch mit den Dingen dieser Welt zusammenhinge. Rath und That ist immer noch so getrennt — was zu thun ist und was kann vollbracht werden."

Am 8. August geht Goethe wieder von Weimar weg, zunächst nach dem Harz[4]); seine Rückkehr erfolgt erst gegen Mitte September. Während dieser Abwesenheit des Freundes befand sich Knebel in sehr schwankendem Zustande. Den 18. August schreibt er, er habe seither einige glückliche Abende der Gesellschaft genossen; so jüngst bei Herder, wo ein eben von Reisen zurückgekehrter Herr Moldenhauer und Frau von Berlepsch ihn besonders anzogen. Auch zu Tiefurt bei der Herzogin Mutter habe er heitere Abende zugebracht, wozu außer der Persönlichkeit der Fürstin noch besonders der eben anwesende alte Maler Oeser von Leipzig und die lustige von Göchhausen beitrugen.[5]) Aber bereits vier Tage darauf ge-

---

1) „Nachlaß" III, 371 f.
2) Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 78 Note 3.
3) „Nachlaß" III, 372.
4) Von dieser Reise aus schreibt er am 13. August an Frau von Stein: „Ich kann dir versichern, daß außer dir, Herder's und Knebel ich jetzt gar kein Publikum habe."
5) „Nachlaß" III, 372 f.

steht er[1]: „Ich bin des hiesigen Lebens schon müde. Nicht ausgerüstet von der Natur, noch stark genug, die Kräfte in immer gleicher Wage zu erhalten, legt sich in die schon sinkende Schale leicht ein Körnchen Ueberdruß, und ich hänge zu Boden. Selige Innigkeit, dich verliert mein Herz, oder es erwächst dir daraus bitterer Schmerz! — Nein, dies Leben ist nicht für mich. Und welches denn? — Laß mich im stillen Genuß, mit wenigen Freunden, mit treuer Innigkeit umgeben, mein Leben verleben, du gütiger Himmel!" Und dieses Wunsches Erfüllung hat ihm das Schicksal später in reichster Fülle gewährt, wenn es auch von einer gewissen Grämlichkeit und Unbehaglichkeit seinen Geist nicht ganz befreien konnte.

Zu Herder's am 25. August eintreffendem Geburtstag wünscht Knebel diesem von Herzen Glück, und beschenkt seinen an demselben Tage geborenen Knaben Adalbert.[2] Herder erwiedert gleich darauf mit folgender Einladung[3]: „Ich danke Ihnen, liebster Guter, für Ihren Herzenswunsch und das Geschenk Ihrer Liebe an den kleinen Jungen. Er stand gerührt da, und ward blaß und roth, da ich's ihm zeigte, und ebenso ist mir's, wenn ich Ihren Wunsch lese, die Kränze meiner Kinder sehe, und mich dem Gedanken überlasse, was ich für sie und für andere sein soll, und nicht bin. Gebe uns Gott, was wir uns nur wünschen können, und insonderheit gebe er mir den ängstlichsten Wunsch dieses meines Tages, meiner Frau Gesundheit und Zufriedenheit, und uns beiden, was auch Sie uns wünschen, an unseren Kindern Freude, von unseren Freunden Liebe, vom guten Schicksal Ruhe und das Nöthige unseres kurzen Lebens! Ich reiche Ihnen meine Hand, Lieber! unsere Herzen werden nie mehr voneinander geschieden. Die (Frau von) Werther und wahrscheinlich auch die Schardt wollen heute Abend hier sein; doch weiß ich's nicht von der letzten. Treibt Sie auch ein guter Geist zu uns, so sehen Sie wenigstens die Kränze meiner Kinder. Ich hoffe, er wird Sie treiben." Daß Knebel diesen Abend wirklich mit von Einsiedel und Frau von Werther in heiterm Genusse bei Herder zubrachte, ersehen wir aus einer andern Briefstelle.[4]

Bald darauf ging Knebel, da es ihm zu Weimar nicht gefallen wollte, nach Jena, wo er eine kleine Wohnung im alten Schlosse bezog, die erste Stube auf dem ersten Stocke links nebst ein paar Nebengemächern, wo sich jetzt ein Theil des Mineralienkabinets befindet. Hier lebte er in stiller Ruhe, im Umgange mit den Meistern der Dichtung und Lebensweisheit, und in sinniger Beschaulichkeit, freilich auch hier von Mißmuth und Grämlichkeit nicht ganz frei. Ein besonders freundliches Verhältniß erhielt er zu Herder, der ihm auf zwei Briefe am 11. September erwiedert:

1) „Nachlaß" III, 373 f.
2) Vgl. Hamann's Werke VI, 94 f.
3) Der undatirte Brief steht im „Nachlaß" II, 238 f.
4) „Nachlaß" II, 251.

„Liebster Knebel! Ihr doppeltes Andenken an uns hat mich sehr gefreut, und wenn Sie so oft an mich, als ich an Sie, gedacht haben, so haben sich unsere Geister im Abendroth und im Schatten der Bäume oft vereinigt. — O Knebel, welch ein Glück haben Sie bei allen Ihren moralischen Mißfällen des Lebens! Sie haben doch immer die schätzbarste Beute davon getragen, Freiheit und einen selbständigen ruhigen Genuß der Güter dieses Lebens, so viel Sie brauchen. Sie sind von außen Herr über sich selbst geworden (unter tausenden in Europa kann dies nur einer von sich sagen), und Sie haben in den wenigen Jahren Ihrer Entfernung so große Schritte gethan, es auch von innen über sich zu werden! Männer schmeicheln einander nicht, und warum sollte ich Ihnen schmeicheln? Aber die Theilnehmerin meines Herzens, meine Frau, weiß, was ich von Ihnen gesagt, und was mir ihr lieber Anblick gewesen. Genießen Sie diese Ruhe, oder vielmehr kämpfen Sie diesen akademischen Kampf mit sich selbst im schönen Thal der Saale weiter! Eine unsterbliche Hand wird Sie krönen. Auf eine Ewigkeit, glaube ich, wird Ihr dortiger Aufenthalt nicht sein, aber auf eine schöne, reich und vielfach genossene Zeit, in der Sie Ihre zweite Jugend durchleben." Tags vorher, am 10. September, hatte Fräulein von Göchhausen ihm zutraulichst geschrieben[1]): „Wie leben Sie? Wir denken fleißig, sehr fleißig an Sie. Der alte Oeser erzählt Geschichten von Ihnen, indessen Sie den Kalmüken gegen uns machen und nichts von sich hören lassen, da Sie doch in dem schönen Wetter wohl einmal herüber reiten konnten. Der Herzogin haben Sie durch den Palladio[2]) große Freude gemacht. Ich wollte, Sie wären dabei, wenn der alte Oeser, mit der Brille auf der Nase, dem Buche gegenüber sitzt und seine Erscheinungen darüber deutet." Nachdem sie von Goethe's und des Herzogs noch fortdauernder Abwesenheit berichtet, und ihn an die Sachen, welche er ihr von Nürnberg habe besorgen wollen, erinnert hat, theilt sie ihm den Wunsch der Herzogin mit, er möge den nächsten Montag, den 13., nach Erfurt kommen, wo ganz wunderbare Dinge seiner warteten. Am 19. mußte Goethe auf einige Stunden nach Jena hinüber, wo er sich mit Knebel freundlichst zusammengefunden und dessen Zustände angelegentlichst besprochen haben wird. Acht Tage später kehrte er, nachdem er sich vorher angemeldet hatte, mit Jacobi und dessen Schwester, Claudius, Herder nebst Gattin und Fritz von Stein bei Knebel ein, wo man sich diesen Tag über eines anmuthigen, durch Geist und Freundschaft gewürzten Zusammenlebens erfreute. Vgl. oben S. 188 f.[3]) „Meine

---

1) In Lewald's „Europa" 1840 II, 581, wo der Brief irrig unter dem Jahre 1782 steht. Im Datum fehlt die Angabe des Jahres.

2) Sein Werk über die Baukunst.

3) Der Brief an Frau von Stein III, 107 ist nicht am 27., sondern am 25. geschrieben, an demselben Tage mit den vorhergehenden Zeilen, die zugleich mit den Berichten vom 20. und 21. abgesandt wurden.

Frau grüßt Sie herzlich", schreibt Herder am 5. Oktober, „und dankt für die Trauben; die Kinder werden es gleichsam thun, wenn sie sie kosten. Beide danken wir Ihnen für den schönen Tag, den Sie uns trotz des Windes in Jena machten." Und seine Gattin fügt hinzu: „Wenn ich Ihnen nur sagen könnte, wie wohl es mir bei Ihnen gewesen ist! — Ich habe Ihnen täglich schreiben wollen, um Ihnen ein herzlich Wort für die süßen Stunden zu sagen — aber es läßt sich ja nicht *sagen*. Der Geist Ihrer herrlichen Gegend erquicke Sie dafür!" Knebel machte darauf einen sehr kurzen Besuch in Weimar, wo er Herder kaum sah, da er gar zu rasch nach Jena zurückeilte. Um diese Zeit, Hälfte Oktober, muß auch folgendes undatirte Billet Herder's (Nro. 48) fallen: „Viel Glück zu Ihrem Bacchusfeste unter dem kalten nordischen, regnerischen Himmel! Vergessen Sie auch uns dort nicht! Wenn Sie den alten Büttner etwas vernehmen wollten, was er in seiner Bibliothek über den Magnetismus der Erde, letztern in großem Sinn genommen, seine Gesetze und Ursache Vorzügliches habe, und mir solches, wenn es klein ist, oder eine Notiz davon mitbringen wollten, verbänden Sie mich sehr. Leben Sie wohl, Lieber! Nicht ganz recht ist's doch, daß Sie uns auch keinen Augenblick geschenkt haben."

Gleich darauf, während Goethe's Abwesenheit von Weimar, erregte Knebel einen Augenblick den Mißmuth des Freundes. Der Herzog hatte gegen diesen den Wunsch ausgesprochen, er möge ihn auf einer Reise begleiten, die er in Sachen des deutschen Fürstenbundes nach Zweibrücken und anderen kleineren deutschen Höfen zu machen beabsichtige[1]); vielleicht war es Goethe, der, da er selbst seine Begleitung abgelehnt, auf Knebel hingewiesen hatte, in der Hoffnung, daß sich so allmählich eine wünschenswerthe äußere Thätigkeit für den Freund bilden werde. Dieser aber entschuldigte sich mit seinem Bedürfnisse nach Ruhe, worauf der Herzog mit liebevoller Schonung erwiederte[2]): „Du scheinst dich beobachtet zu haben, wie einer, der dreißig Jahre alt ist, und dem einen Arzt zu gebrauchen nicht mehr verstattet ist. Du bist durch Krankheit und Wohlsein so oft in den Fall gebracht worden, die feinsten Verbindungen, Stärken und Mängel deiner Natur zu bemerken, daß du mit Sinn wohl hinter das, was dir nützen oder schaden kann, gekommen sein kannst. Es ist unweise, einen Arzt in der Behandlung eines Kranken, den er lange bemerkt hat, durch win=

---

1) Während der Anwesenheit Goethe's und des Herzogs zu Braunschweig war die Angelegenheit des deutschen Fürstenbundes vielfach verhandelt worden, und der Herzog, der sich von Braunschweig nach Dessau begab, hatte diese Sendung übernommen. Auch Herder's Ansichten über das, was Deutschland Noth thue, hatte der Herzog in Anspruch genommen; denn der undatirte Brief des Herzogs im „Herder=Album" S. 37 f. muß in diese Zeit gehören.

2) Der undatirte, schon von Schöll III, 110 Note 1 richtig bezogene Brief steht im „Nachlaß" I, 182.

digten Rath zu behindern. Handle du also mit dir selber, wie der verpflichtete Physikus in seinem Amte, impfe dir ein, purgire dich, schreibe dir Bewegung vor oder Ruhe! Der Zweck meiner Reise ist nicht wichtig genug, die mindeste Gesundheit eines Menschen zu verlangen. Ich dachte, dir in vielerlei dadurch wohl zu thun; geschieht's aber damit nicht, so treibe dich selber, wie du willst, nur sei und lebe froh und wohl!"[1]) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Knebel sich gleich darauf durch Goethe zur Annahme dieses zuerst abgelehnten Antrages erbieten wollte, und daß hierauf Goethe's Aeußerung im Briefe an Frau von Stein vom 16. Oktober zu beziehen ist: „Schreibe Knebel'n nur einfach, daß ich die Sache nicht redressiren könnte, sag' ihm aber nicht, daß ich einen Augenblick böse war." Gleich darauf kam Knebel selbst nach Weimar, wo er bei Goethe wohnte. „Knebel wird heute deine Stube beziehen", schreibt Goethe am 18. Oktober an Jacobi, „und er soll mit dem Mineralgeist (Goethe lebte damals ganz in seinen mineralogischen Studien) getauft werden." Am folgenden Tage bemerkt er bei einer Einladung der Frau von Stein zum Essen, Knebel werde bei ihnen bleiben. Drei Tage später klagt letzterer, der sich immer mehr zu stiller Beschaulichkeit hingetrieben fühlte[2]): „Wie viel fällt fast täglich von der Seele ab, und wie wenig wächst ihr dagegen zu! Sollen Zärtlichkeit und Liebe wie leichte Blumendecken von dem Stiele des Lebens abfallen, was bleibt noch dem Leben? Eine saure, unreife Frucht, die der Himmel nicht begünstigt hat, und die von Menschenhänden schlecht erzogen worden!" Gar bald fühlte er sich wieder nach seinem stillen Jena hingetrieben. „Knebel geht morgen wieder weg", meldet Goethe am 26. Oktober der Frau von Stein; „er hat nur einmal sich etwas von mir vorsagen lassen; das Steinreich lockt ihn nicht, er ist ein Freund des menschlichen Wesens, und ich kann es ihm nicht verdenken." Aber auch von Jena aus dauerte die freundlichste Verbindung mit Goethe und Herder fort. Aus einem Briefe des letztern vom 6. November ersehen wir, wie unbehaglich und unbefriedigt er sich noch immer fühlte. „Dank Ihnen, Lieber, für Ihr doppeltes gutes Andenken!" schreibt Herder. „So sehr Sie es aber auch verbergen mögen, so sitzt eine geheime Unruhe in Ihnen, wie das Küchlein im Ei, und um Gottes willen machen Sie nicht, daß es Wärme gewinne! Nehmen Sie sich etwas Bestimmtes zu thun vor! Dies ist der einzige Weg, die Gedanken sowohl als Begierden abzuthun oder wenigstens zur Form unserer selbst zurückzuzwingen. Gleichviel, was es sei, aber der Mensch muß Tagarbeit haben; sein inneres Wesen ist zu weit und zu unbestimmt

---

1) Gegen Herder äußert der Herzog um diese Zeit (Herder-Album S. 38. vgl. oben S. 459 Note 1): „Knebel'n muß es übel gehn; auch mir schrieb er eine Jeremiade."

2) Vgl. „Nachlaß" III, 374.

zum Kreise seines äußern Daseins. — Goethe hat uns seine Abhandlung vom Knochen (über den Zwischenknochen der obern Kinnlade) vorgelesen, die sehr einfach und schön ist; der Mensch geht auf dem wahren Naturwege, und das Glü.. geht ihm entgegen. Wir haben indeß neulich ausgemacht, daß er, alten Münzen nach, einmal in Rom Dictator perpetuus und Imperator unter dem Namen Julius Caesar gewesen, zur Strafe aber, nach beinahe achtzehnhundert Jahren zum Geheimerath in Weimar avanzirt und promovirt sei. — Lasset uns also Fleiß anwenden, daß wir nicht noch ärger promovirt werden! Mit Ihnen muß etwas Aehnliches vorgefallen sein; darum sitzen Sie jetzt auf dem Schloß zu Jena." Schließlich muntert er ihn zur Uebersetzung des Lukrez auf, den er ihm schon am 11. September übersandt hatte. An Goethe hatte sich Knebel damals wegen einer Angelegenheit gewandt, welche diesem zu wichtig schien, als daß er ihm aus dem Stegreife antworten könnte. „Ich will, wenn's möglich ist, morgen (an einem Sonntag) zu dir hinüber kommen", schreibt er am 6. November. „Vielleicht bring' ich einige Freunde mit. Kommen wir mehrere, so erfährst du es bei Zeiten. Mache nur ja wenig, damit wir nicht überfüttert werden!" Fünf Tage später dankt er ihm für die überschickten schönen Aepfel, und wünscht, daß ihm dafür jeder ungeschlachte Stein zu Marzipan werden möge. Kurz darauf sendet er ihm seine Abhandlung über den Zwischenknochen, mit der Bitte, ihm seine Gedanken darüber mitzutheilen, wobei er den Gesichtspunkt der kleinen Schrift und das darin verborgen liegende Prinzip hervorhebt. „Eben erhalte ich deinen Brief", heißt es weiter, „und danke dir für deine Vorsorge und Liebe. Es freut mich, daß von fremden Orten her etwas Menschliches gekommen ist, und wünsche dir immer mehr Lust und Liebe zur Erkenntniß natürlicher Dinge. Wie es vor alten Zeiten, da die Menschen an der Erde lagen, eine Wohlthat war, ihnen auf den Himmel zu deuten und sie auf's Geistige aufmerksam zu machen, so ist's jetzt eine größere, sie nach der Erde zurückzuführen, um die Elastizität ihrer angesessenen Ballon's ein wenig zu vermindern. Lebe wohl und liebe!" [1]) Vom 17. bis 19. November war Goethe wieder in Jena bei Knebel, wo er besonders mit dem gleichfalls im Schlosse wohnenden Loder wegen seiner osteologischen Schrift und deren Uebersetzung verhandelte. Zu seinem Geburtstage erhielt Knebel herzliche Glückwünsche von Herder und seiner Gattin; auch Goethe dürfte damit nicht zurückgeblieben sein.

Knebel hatte unterdessen eine Uebersetzung von Sallust's „Catilina" begonnen, wovon er eine Probe im Anfange des Dezember

---

1) Wenn es darauf heißt: „Herder ist über der (griechischen) Anthologie, und ist im Uebersetzen sehr glücklich und übersetzt glücklich", so zeigt Guhrauer durch sein beigefügtes sic, daß er den Sinn dieser Worte nicht verstanden. Herder fühlt sich glücklich beim Uebersetzen, will Goethe offenbar sagen, und seine Uebersetzung gelingt ihm.

an Herder sandte, der sie weiter an Goethe mittheilen sollte.[1]) Herder wünschte durch seine Vermittelung, da er am Orte, wo nicht der Weisheit, doch der Büchergelehrsamkeit lebe, einige Bücher zu erhalten, unter anderen Kaspar Friedrich Wolf's Theoria generationis. Da das letztere Buch nicht in Jena aufzutreiben war, so bestellte es Knebel beim Buchhändler, was indessen auch Herder gethan hatte. „Es kommt nun darauf an", schreibt Herder, als er von Knebel's Bestellung vernommen, „wessen Brief zuerst ankommt. Verloren ist indessen keins: denn ich hatte dem Goethe damit ein Geschenk auf den Frühling zugedacht, da ich viele seiner Lieblingsideen in der rohen Anlage dieses Buchs gefunden, und entweder Sie oder ich können ihn sodann damit beschenken.[2]) Sagen Sie ihm aber, wenn er zu Ihnen kommt, nichts davon; ich habe ihm mit Fleiß den Namen verschwiegen. Erhalten Sie das Buch, so senden Sie mir's gütig, ob ich gleich den Abschnitt seiner Materie schon ausgearbeitet habe (im siebenten Buche der „Ideen", deren sechstes er Knebel schon mitgetheilt hatte), und Sie nächstens damit, wenn Goethe ihn gelesen hat (ich bin eben jetzt bei Durchsicht desselben), heimsuchen werde."

„Ich habe schon längst verlangt, von dir zu hören, und danke dir, daß du mir Nachricht gibst", schreibt Goethe am 15. Dezember an Knebel. „Ich denke oft an dich, und wünschte zu Zeiten, deine Abgeschiedenheit theilen zu können, ob ich gleich außer den Geschäften fast eben so einsam lebe. Die Stein und Herder sind mir vom größten Werth, und sind beinahe meine beiden einzigen hiesigen Kapitale, von denen ich Zinsen ziehe. — Herder ist fleißig; es ist unglaublich, was er arbeiten kann. Mich hat der Dezember diesmal weniger, als sonst, geplagt; doch hab' ich nichts als Geschäfte bei Seite gebracht. Eine Operette („Scherz, List und Rache") in Zwischenstunden, das ist alles. Lebe wohl! Ich lade dich nicht zum Besuch. Dein Zimmer steht bereit. Wenn Oeser auf die Feiertage nicht kommt, besuche ich dich vielleicht." Sowohl Herder, der ihn auf die Feiertage zu sich einlud, als Goethe suchte ihn zur Vollendung der Uebersetzung des Sallust, wenigstens des „Catilina", zu bestimmen. Letzterer bemerkt am 6. Januar 1785: „Hier schicke ich deine Uebersetzung[3]) zurück; sie ist sehr lesbar und schön. Fahre ja fort, daß du wenigstens den „Catilina" vollendest! Gegen das Original konnte ich sie nicht vergleichen." In demselben Briefe heißt es: „Die schöne Schlittenbahn hätte uns

---

1) In den Dezember 1784 gehören die undatirten Briefe Herder's an Knebel Nro. 20. 36 und 39, von denen der Zeitfolge nach der erste an die letzte Stelle gehört.

2) Nach den angeführten Briefen Herder's muß Goethe schon damals mit dieser Schrift bekannt geworden sein, nicht erst durch Fr. Aug. Wolf, wie er B. 36, 105 (vgl. B. 27, 231) angibt.

3) Er hatte sie auch an Frau von Stein gegeben. Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 127. Knebel's „Nachlaß" II, 297.

zu dir hinübergelockt, wenn nicht Frau von Stein Gäste von Rudolstadt (Frau von Lengefeld mit ihren Töchtern) gehabt hätte. — Schreibe mir doch manchmal, und verzeihe, wenn ich nicht antworte, wenigstens nicht gleich! — Da mich der Frost nicht zu dir gebracht hat, bringt mich vielleicht das Thauwetter." Diese Hoffnung scheint sich indessen nicht verwirklicht zu haben. [1])

Am 2. März 1785 schreibt Herder an Knebel: „Ich lese jetzt die Mémoires de Scott, die trotz aller Merkwürdigkeiten der Authentizität selbst für mich etwas langweilig sind. Haben Sie sie noch nicht, so will ich Goethe, von dem ich das Buch habe [2]), an Sie erinnern, ob er wohl meine Erinnerung nicht braucht. Er hat Sie sehr lieb, und hat Ihnen einen Besuch zugedacht, der für euch beide erfreulich sein wird. Er trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle, und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele gibt's solcher?" Goethe selbst äußert an demselben Tage: „Der Herzog von Gotha, der hier ist, geht morgen weg. [3]) Wenn du also kommen wolltest, fändest du von der Seite kein Hinderniß. Doch wollte ich dir fast rathen, diesmal nicht zu kommen. Die Ursachen mündlich. Du wirst meinen Brief haben, worin ich mich auf den Sonnabend anmelde; noch sehe ich nicht, daß mich etwas abhalten könnte, als daß die Frau von Stein seit einigen Tagen übler ist. Kommst du Donnerstag oder Freitag, so bleibe ich hier, und wir gehen nachher zusammen. — Lebe wohl! Ich sehe dich auf eine oder die andere Weise bald." Am 6. März kam Goethe nach Jena [4]), wo er bis zum 12. verweilte, sich des engsten Zusammenlebens mit Knebel erfreute und osteologische und botanische Untersuchungen mit dessen Hausgenossen Loder und Büttner anstellte. Wie gar wohl er sich diese Tage über mit Knebel zusammenfühlte, zeigen die Briefe an Frau von Stein. „Bei Knebel'n ist recht gut sein", schreibt er. „Ich habe ein arti-

---

1) Um dieselbe Zeit möchte der undatirte Brief Herder's an Knebel (Nro. 50) fallen; denn die Abhandlung Kant's, welche Herder hier wünscht, ist ohne Zweifel die im Novemberheft 1784 der „Berliner Monatschrift" erschienene „Idee einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht" (Kant's Werke VII, 316—335). Die sechs Bändchen, welche Herder ihm mit diesem Briefe sendet, und wovon er drei behalten, die übrigen an die Professores abgeben soll, beziehen wir auf die erste Sammlung der „zerstreuten Blätter", so daß Knebel drei Exemplare für sich erhielt. Aehnlich ist es wohl zu verstehn, wenn Herder Nro. 40 „neun sauber gebundene Bücher" sendet, wohl drei Exemplare vom ersten Theile der „Volkslieder", von den „Liedern der Liebe" und von der „Plastik". Vgl. oben S. 431.

2) In Goethe's Brief an Knebel vom 28. März 1785 dürften diese Mémoires schwerlich gemeint sein, da ja Goethe die dort gemeinte Schrift von Knebel geliehen hatte.

3) Der Herzog Karl August scheint ihn nach Gotha begleitet zu haben. Hierauf dürfte die „Rückkehr" in dem Briefe des Herzogs an Knebel vom 11. März zu beziehen sein.

4) Das Ankündigungsbillet ist bei Guhrauer (I, 63) irrig in den April gesetzt.

ges Stübchen, das eine freie, muntere Aussicht hat. Außer meinen Geschäften erkundige ich mich nach mancherlei Verhältnissen der natürlichen Dinge, an denen mir gelegen ist. — Knebel hat allerlei Neues von Journalen und sonst, und es ist ganz anmuthig hier sein." Und am nächsten Tage[1]): „Büttner ist gar gut und brauchbar. Knebel grüßt dich; er ist ein eifriger Schüler, und es wird ihm Licht." Besondern Antheil nahm Knebel an dem Gedicht: „Die Geheimnisse", dessen Vollendung Goethe sich seit dem Anfang des Jahres fest vorgesetzt hatte[2]), und an seinen botanischen Ansichten. In diese Zeit fällt auch der undatirte Brief Herder's an Knebel (Nro. 57), der also beginnt: „Ich danke Ihnen tausendmal, Lieber, für Ihre freundschaftliche Einladung, die ich zum Unglück aber wieder nicht genießen, noch mein Wort an Goethe wahr machen kann. Die Veränderung in der Witterung hat meine Wintersäfte wie einen gefrorenen Bach aufgerüttelt und trübe gemacht, daß ich mir selbst nicht gleiche. Ich stecke voll Schnupfen und Schwere, daß ich euch nichts bin, und euren guten Muth nur stören würde. Dem Sitz der Musen muß man sich hell wie die azurne Bläue nähern, damit sie sodann ihre goldenen Strahlen auf uns malen. Jetzt im Ernst. Mich freut's innig, daß Goethe bei Ihnen, und es euch beiden so wohl ist. Ihr bedürft's und genießet's beide." Nachdem er bemerkt, daß seine leidigen „Ideen" wieder stocken (vgl. Herder's Brief vom 2. März), weil die Rücksichten auf die Regierungen ihn auf unerhörte Weise placken, fährt er fort: „Lügen will und kann ich nicht; darum wende und drehe ich mich, und ihr Faden durch die ganze Geschichte bleibt doch, was er ist, für die beeinträchtigte Menschheit. Der Pontifex maximus, zu deutsch oberste Wegaufseher und Straßenkehrer[3]), Goethe, soll den Ausschlag geben. Grüßen Sie ihn bestens! Ich freue mich auf seine Zurückkunft, wie auf Ihren Besuch in besseren Zeiten. — Viel Gruß von meiner Frau an beide!"

Bei Rücksendung eines von Knebel geliehenen Büchleins schreibt Goethe am 28. März: „Auch bin ich wieder fleißig an meinem großen Gedichte gewesen, und bin bis zur vierzigsten Strophe gelangt. Das ist wohl noch sehr im Vorhofe. Das Unternehmen ist zu ungeheuer für meine Lage; indeß will ich fortfahren, und sehn, wie weit ich komme. Der Herzog ist nach Leipzig. Und wir sind still. Lebe wohl und sei fein fleißig, damit das Frühjahr uns bereit finde!" Die letztern Worte deuten auf eine kleine mineralogische Wanderung, welche sie auf die schöne Jahreszeit verabredet hatten.

1) Das Billet, welches Schöll auf den 7. März verlegt, ist höchst wahrscheinlich am Morgen des 9. geschrieben, von welchem Tage auch ein anderes, späteres erhalten ist.

2) Vgl. meinen Aufsatz über dieses Gedicht im „Morgenblatt" 1852 Nro. 10 S. 223 f.

3) Vgl. Riemer II, 81.

Am Morgen des 2. April äußert Goethe gegen Frau von Stein: „Heute Abend schreiben wir vielleicht (er gedachte, wie nicht selten, der Freundin zu diktiren) an der kleinen botanischen Abhandlung für Knebel", und diesem selbst bemerkt er an demselben Tage: „Gerne schickte ich dir eine kleine botanische Lektion, wenn sie nur schon geschrieben wäre." Im letztgenannten Briefe bittet er auch um die Besorgung zweier botanischen Bücher. „Ich mag am liebsten meine freien Augenblicke zu diesen Betrachtungen anwenden", heißt es weiter; „die Konsequenz der Natur tröstet schön über die Inkonsequenz der Menschen." Nach einer scharfen Aeußerung über die Kriegslust, die wie eine Art Krätze den Prinzen unter der Haut sitze [1]), berichtet er, Herder sei ganz vergnügt, und er selbst habe an seinen „Geheimnissen" acht weitere Stanzen gewonnen, worauf er den Brief mit den Worten schließt: „Lebe wohl, gedenke mein! Ich freue mich auf unsere Frühjahr- und Sommerwanderungen." Daß er sich diesmal mehr als jemals auf den Sommer freue, spricht er im weitern Briefe vom 20. April aus, wo er Knebel unter anderm wiederholt auffordert, fein fleißig zu sein. Vgl. oben S. 464.

Bei einem kurzen Aufenthalte Goethe's zu Jena, Ende April, kam es zu sehr vertraulichen, höchst förderlichen Mittheilungen. „Wie gut es ist", beginnt Goethe am 30. April seinen Brief an den alten Freund, „vertraulich über seinen Zustand mit Freunden hin und wieder reden! Ich ging mit viel freierm Muthe von dir weg, und habe meine Arbeiten wieder angegriffen, als wenn es für ewig sein sollte. Ich danke dir, daß du mich hast fühlen lassen, daß ich so nah in dein Dasein verwebt bin; fern sei es von mir, solche Bande vorsätzlich zu trennen!" Ein gewaltiger Mißmuth über die Regierung, welche seine schönen Plane zur Förderung des Landes arg durchkreuzte, scheint den Dichter damals ergriffen, und er einen Augenblick ernstlich daran gedacht zu haben, den Weimarischen Dienst ganz zu verlassen [2]); aber Knebel, der sonst so zaghafte, ermuthigte ihn diesmal, und bestärkte ihn zu allem Guten, was er in den Weimarischen Landen noch immer zu wirken vermöge, wobei er nicht unterließ, den großen Verlust hervorzuheben, den er selbst durch die Entfernung des Freundes erleiden würde. Die gemeinschaftliche Reise nach Karlsbad, verbunden mit einer mineralogischen Wanderung, ward damals festgesetzt. „Ich schicke dir nebst einigen Büchern wenige Steine, Harzer Produkte, die ich von meiner letzten Reise (des vorigen Jahres) mitbrachte", schreibt er

---

1) Man dachte damals an einen Krieg gegen Oestreich, da die Spannung mit Preußen immer stieg. Die eigenthümlich derbe Aeußerung Goethe's über die Kriegslust des Herzogs ist von Guhrauer unterdrückt, und ihre Mittheilung versagt.

2) Hieraus erklärt sich auch die Aeußerung an Frau von Stein (III, 160) in Betreff der „Gewissensreinigung", die der Herzog durch ein ansehnliches Geschenk gegen ihn geübt habe.

am 7. Mai. „Ehe wir nach dem Karlsbade gehen, kommst du noch einmal auf einige Tage herüber, damit wir die Gebirgslehre durchsprechen und uns vorbereiten können. — Behalte mich lieb! Ich flicke an dem Bettlermantel, der mir von den Schultern fallen will.[1]) Auf oder nach Pfingsten geht's nach Ilmenau. Du kommst doch mit?" Und am folgenden Tage wiederholt er seine Einladung. „Die ersten warmen Tage", äußert er, „habe ich angewendet, meine Eroberungen vom vorigen Jahre (wo er den Harz besuchte) zu ordnen, und schicke dir deinen Theil. Es ist nicht alles gleich interessant. Einiges Ilmenauische liegt dabei, damit du zum voraus etwas von dorther in Besitz habest, und sich die Lust mehre, das Vollständige selbst zu holen. Wenn du herüberkommst, bringe doch deinen (mineralogischen) Katalogus mit! ich kann dir manches noch abgeben. — Nach Pfingsten wollten wir nach Ilmenau. Wenn du dich einrichtetest, wäre es gut. Vielleicht hole ich dich ab, und wir gehen den Saalgrund hinauf. Den Ilmgrund habe ich so satt, daß ich nicht daran denken mag. Auch über Ohrdruf habe ich den Weg schon so oft gemacht." Aber erst am 2. Juni, mehr als zwei Wochen nach Pfingsten, fuhr er mit Knebel nach Ilmenau, von wo er noch an demselben Abend durch den zurückkehrenden Postillon an Frau von Stein schreibt: „Knebel freut sich auf die Berge und in den Bergen; er ist ein gar guter Gesellschafter." Und einige Tage später bemerkt er, sie seien fleißig hinter den Steinen her, Knebel werde recht wacker.

Am 16. Juni kehrten sie nach Weimar zurück, doch bereits am 23. traten sie von Jena aus die größere Reise über das Fichtelgebirge nach Karlsbad an. Aber zu Neustadt an der Orla, wo sie am Abend einkehrten, wurde Goethe, nachdem er eben eine auf dem Wege entworfene Zeichnung mit der Feder in's Reine gebracht hatte, von einem Uebelbefinden ergriffen. „Bei Gelegenheit einer Pfeife Taback, die ich auf's neue anstecken wollte", berichtet Knebel[2]), „bat er mich, solches zu unterlassen, weil er von dem Tabacksrauche Erhitzung spüre. Ich unterließ es, wunderte mich aber über die leichte Reizbarkeit seiner Nerven von einer so geringen Ursache. Das Uebel nahm bei ihm zu, und er mußte sich wirklich mit Frost und einem besonders krampfhaften Zustande, der ihm starken Schmerz erregte, zu Bette legen. — Ich bemerkte, wie Goethe's Natur leicht bis auf den letzten Augenblick sich unverändert erhält, dann von dem leichtesten Umstande Gelegenheit sich nimmt, und ihn gänzlich zu Boden wirft. Dies trifft in vielen Stücken bei ihm ein." Goethe's Unwohlsein hielt sie die fünf folgenden Tage in Neustadt zurück, während welcher Zeit Knebel die Basaltberge bei der Stadt untersuchte, sich mit Lesen und in Gesprächen mit Goethe unterhielt,

1) Diese Aeußerung kann nur auf die vielfachen ihm obliegenden Verwaltungs- und Regierungsgeschäfte bezogen werden, die ihm jetzt beschwerlich geworden, da er seine Wünsche und Zwecke häufig vereitelt sehn mußte.

2) In seinem Tagebuch an die Schwester, im „Nachlaß" III, 375.

ohne jedoch der Langweile ganz zu entgehn. Am Nachmittag des 25. wurden sie durch die zufällige Ankunft von Frau von Seckendorff und Fräulein Karoline von Ilten erheitert, die auf der Reise nach Schleiz begriffen waren. Erst am folgenden Tage kam Goethe's Uebel zum Ausbruche, indem der rechte Backen anschwoll, und er mußte den Tag über im Bette bleiben. Am 27. Morgens meldet Knebel seiner Schwester: „Goethe's Befinden ist immer noch zu unserer Weiterreise mißlich. Ich habe dem Hofrath Loder (in Jena) gestern geschrieben, und ich hoffe, daß er diesen Morgen kommt. — Goethe war gestern Abends sehr munter im Gespräch, hat aber diese Nacht desto schlimmer zugebracht. Wir lasen und sprachen viel vom „Hamlet" des Shakespeare, den wir zugegen hatten." „Ich schreibe dir gleich, um dich aus der Sorge zu bringen, in der du meinetwegen sein mußt", beginnt Goethe denselben Nachmittag einen Brief an die in Karlsbad weilende Frau von Stein. „Leider sind wir noch hier, und verpassen die schönen Tage. Du kannst denken, wie wehe es uns anfangs that, die so lang gesparten und so glücklich herbeigekommenen Stunden so schlecht zuzubringen." Nach Beschreibung seines Uebels, wogegen ihm Loder manches zurückgelassen habe, fährt er fort: „Alles kommt drauf an, sagt Hamlet, daß man gefaßt ist. Es waren böse Tage, an sich selbst und durch den Gegensatz des, was wir hofften. — Knebel hält gar treulich aus. Er sagt: Unsere Reise konnte nicht ganz gut ablaufen; sie war gar zu vorsichtig und klug ausgedacht. — Diese Tage sind fast ganz für mich verloren, außer daß ich „Hamlet" viel studirt habe. — Knebel hat schon einen ganzen Kasten Steine zusammengebracht." Am folgenden Morgen bemerkt Knebel: „Gestern kamen Hofrath Loder und Büttner von Jena herüber. Ich freute mich, den Alten (Büttner) wiederzusehn, und nachdem wir erstern konsultirt hatten, stiegen wir zusammen zu den Basaltbergen. Nachmittags fuhren sie wieder fort, und Goethe machte nachher mikroskopische Belustigungen. Er wird besser, und vielleicht können wir morgen reisen." Diese Hoffnung täuschte ihn nicht. Ueber Schleiz und Hof kamen Goethe und Knebel unter aufmerksamster Beobachtung der verschiedenartigen Gebirgsbildungen am letzten Juni nach Wunsiedel, von wo sie Ausflüge in's Gebirge machten. Am 2. Juli, einem Regentage, blieben sie zu Hause, wo Goethe denn dem Freunde die neuesten Kapitel seines „Wilhelm Meister" vorlas. Zwei Tage später Morgens um sieben Uhr brachen sie von Wunsiedel auf, und kamen über Eger, wo Knebel ihre mineralogische Wanderung aufschrieb, und Zwota am folgenden Nachmittag gegen ein Uhr bei schwüler Gewitterluft zu Karlsbad an, wo sie gleich ihre Besuche machten. Auch bei Karlsbad bestieg Goethe mit Knebel sehr fleißig die Berge, und sie brachten beiderseits mancherlei Steine und Stufen zusammen.[1] Knebel

1) Vgl. Goethe's Brief an Fritz von Stein vom 13. Juli.

scheint aber schon bald nach der Hälfte des Monates Karlsbad verlassen zu haben, um nach einer Reise durch Tyrol einige Zeit in seiner Heimat zuzubringen. „Nach Ihrer Abreise", schreibt Herder, der mit seiner Gattin längere Zeit vor Goethe und Knebel in Karlsbad eingetroffen war, als er am 28. August, an Goethe's Geburtstag, den zweiten Band seiner „Ideen" Knebel übersendet[1]), „nach Ihrer Abreise ist in Karlsbad nicht so gar Merkwürdiges vorgefallen; die Alten zogen allmählich fort, und mit den Neuen machten wir uns wenig zu schaffen. Es war wie im Leben der Menschen, wenn man zu Jahren gelangt. Goethe blieb noch da (wir zogen den 1. August), und er hat tapfer ausgehalten, die Fürstin (die Herzogin Luise) noch überlebt, und überhaupt die Kur wie ein vernünftiger Mensch gebraucht und abgewartet. Wir haben sie nur durchjagt, zumal Sie, und überhaupt haben wir die Hauptlektion des Lebens, warten zu lernen, noch nicht gelernt. Dafür sieht er auch sehr wohl aus."

Auf einen Brief Knebel's aus Mörbach bei Nürnberg, wo Herr von Imhof, der Schwager der Frau von Stein, seine Wohnung genommen hatte, erwiedert Goethe etwa zehn Tage nach seiner Rückkunft, am 1. September.[2]) Von seinem verlängerten Karlsbader Aufenthalt, der ihm recht gut gethan, theilt er ihm näheres mit. „Die schöne Tina (Gräfin Brühl[3]))", bemerkt er, „war auch von der Gesellschaft, und schien am Ende mehr Antheil an mir zu nehmen, als ich um sie verdient habe. Dich grüßt sie, und ist voller Dankbarkeit für deine Gutheit gegen sie. — Für deine Sorgfalt, mich vom Wege noch mit Gebirgsarten zu versehn, danke ich dir; du sollst auch von dem Meinigen etwas erhalten. Meine Hypothese[4]) freut mich immer mehr; es folgt gar

---

1) Nachlaß II, 250. Daß der undatirte Brief in das Jahr 1785 gehöre, bemerkt schon Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 172 Note.

2) Gleich nach der Rückkehr aus dem Bade war es wohl, daß Goethe mit dem Preußischen Gesandten Geheimrath von Böhmer wegen des Fürstenbundes unterhandelte, der am 23. Juli zwischen Preußen, Sachsen und Hannover geschlossen worden war. Vgl. Pertz „Stein's Leben" I, 60. Der Herzog von Weimar trat nämlich am 29. August dem Fürstenbunde bei, den geheimen Artikeln desselben freilich erst am folgenden 10. März. Schon im Februar dieses Jahres, wo Sigmund von Seckendorff als Preußischer Gesandter nach Weimar kam, hatte der Herzog sich seiner Hülfe in dieser Angelegenheit bedient. Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 144 Note 1. In Karlsbad dürfte er mit dem Badenschen Geheimrath von Edelsheim sich besprochen haben, der auch später nach Weimar kam (vgl. daselbst III, 174. 186). Edelsheim hatte schon im Jahre 1783 den ersten Plan zu einem Bündnisse zwischen Baden, Weimar, Gotha und Zweibrücken gemacht und den Herzog von Weimar lebhaft für diese Sache interessirt. Vgl. A. Schmid „Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrich's des Großen" I, 17 ff. Auch der Besuch des Geheimerath von Frankenberg (vgl. daselbst 179) scheint damit in Verbindung zu stehn. Im Dezember begleitete Goethe den Herzog in derselben Angelegenheit nach Gotha (vgl. daselbst 211).

3) Vgl. oben S. 358 Note 2.

4) Ueber die Entstehung der verschiedenen Gebirgsarten.

leicht und gut alles daraus, und ich bin gewiß, daß man auf diesem Wege zu schönen Entdeckungen kommen kann." Knebel hatte auch wegen der Angelegenheit des Herrn von Imhof geschrieben, worauf Goethe erwiedert: „Der Herzog will gern etwas thun, um Imhofen herzuziehen. Ich glaube, das Beste wäre, er gäbe ihm ein Gewisses in der Stille, um den Leuten nicht das Maul aufzusperren." Mit dem Treiben in der Regierung und am Hofe zeigt er sich noch immer unzufrieden. „Hier geht's übrigens im Alten. Schade für das schöne Gebäude, das stehn könnte, erhöht und erweitert werden könnte, und leider keinen Grund hat. Doch was hat Grund auf der beweglichen Erde!" Zwei weitere Briefe Knebel's von Baireuth beantwortet Goethe am 11. September. „Möge es dir doch recht wohl gehn, und du immer der Freiheit genießen können!" wünscht er. Mit der versprochenen Ausführung des „Wilhelm Meister" bis zum sechsten Buche gedenkt er im November fertig zu werden. Für die von Knebel überschickten Steine nebst Beschreibung spricht er seinen Dank aus, und bittet ihn, bei jeder Gelegenheit auf diese Weise fortzufahren. „Wegen Imhof hab' ich mit dem Herzog gesprochen", äußert er; „er ist gar nicht abgeneigt, ihm einen Zuschuß in der Stille zu geben; wie viel, hat er sich nicht gleich entschlossen, wie es geht. Sprich noch einmal mit Imhof, und schreibe mir etwas Bestimmtes, ob und unter welchen Bedingungen er kommen möchte, nur daß nicht wieder Schwiegermutter und alles drein gemischt wird. Oder schreibe dem Herzog selbst; er spricht mir doch davon alsdann, und ich will es betreiben." Letzteres geschah auch wirklich, wie sich aus dem etwas verspäteten Antwortschreiben des Herzogs an Knebel, vom 9. Oktober, ergibt, wo es heißt: „Die Frau von Imhof ist gestern (von Kochberg, wo sie ihre Schwester besucht hatte) hier angelangt. Ich danke dir, mein Lieber, für deine Bemühungen, uns mehrere Gesellschaft hier zu verschaffen; dein Geschmack ist gut, und ich bin sicher, daß du niemanden, als der uns Ehre macht und moralischen Werth bringt, anwerben wirst. Dem Herrn von Imhof bin ich bereit, die gewünschten dreihundert Thaler so lange zu geben, als er in Weimar oder sonst irgendwo in meinem Lande leben wird; nur mache ich mir es zur Bedingung, daß er es niemanden sage, daß er diesen Gehalt von mir habe, und daß diese Ablage also ein unverbrüchliches Geheimniß bleibe. Mit Freuden erwarte ich ihn bei uns." Knebel's vom Herzoge in demselben Briefe bald gewünschte Rückkehr verzögerte sich immer mehr, und unterblieb endlich für den Winter ganz und gar. „Liebster Freund!" redet ihn Herder's Gattin am 7. November an. „Sie haben mich durch das schöne häusliche Geschenk recht überrascht. Wir erwarteten Sie täglich selbst, und hofften auf Nachricht von Ihnen — und jetzt sollen wir zum Ersatz Kuchen essen? Nun, haben Sie auch für dies Andenken herzlich Dank! Es soll jedes Stückchen mit Andenken an Sie gewürzt sein, und

die Freude der Kinder darüber ist Ihnen der beste Dank. Die Frau von Imhof ist uns eine schöne Perle von weiblicher Gutmüthigkeit und Verstand. — Sie war in einer Abendstunde bei uns, wir hatten viel von Ihnen gesprochen, sie verlangte sehr nach Briefen von Ihnen, und wir hatten uns das Wort gegeben, die nächsten Nachrichten von Ihnen einander mitzutheilen. Möge Ihr guter Geist Ihnen oft sagen, wie lieb wir Sie haben! Es herrscht eine allgemeine Stille hier, oder, wie die Herzogin Mutter letzt sagte, sie schlafen alle. Goethe besucht uns oft, wie ein Stern in der Nacht." Herder fügt in der Nachschrift mit seiner derbscharfen Laune hinzu: „Und auch von mir das beste *Χαῖρε* (Lebewohl), lieber Alter, mein Kollege mit der nackten Scheitel! Wo irrst du fliegender Hirsch auf den Bergen umher! Komm' zurück und lerne, wie wir guten Schafe und Rinder in den Ställen unserer landesherrlichen sich vereinenden Wächter wohnen. Aber es scheint, Sie haben nicht Lust, in Goethe's verlassenem Gartenhause[1]), das einmal eine Reliquie sein wird, eher zu sein, als bis die Hasen im Schnee Ihre Gefährten sind; und auch das ist nicht übel, wenn Sie sich dort nur wohl befinden." Goethe bezeigt am 18. November seine Freude über einen wieder einmal vom alten Freunde erhaltenen Brief, aus welchem er gern ersehe, daß es ihm in den Tyroler Bergen wohl gewesen und er noch vor dem Winter sich die Bilder so großer und schöner Gegenstände eigen gemacht habe. „Deine Beschreibungen haben mir große Lust gemacht, auch Tyrol einmal zu sehn; wie anders würden mir jetzt die Massen, als sonst, erscheinen!" Außer einzelnen Weimarer Neuigkeiten theilt er ihm mit, daß er das sechste Buch des „Wilhelm Meister" vollendet habe, womit er ihn bei seiner Rückkehr zu bewirthen gedenke. Da Knebel München besuchen wollte, so bittet er, er möge ihn diese bedeutende Stadt wie im Schattenriß erblicken lassen; vor allem wünscht er über den Zustand des Münchener Theaters, besonders der Operette, unterrichtet zu werden, da er sein von Kayser größtentheils schon in Musik gesetztes Singspiel „Scherz, List und Rache" daselbst zur Aufführung bringen lassen möchte. „Ich weiche nun nicht vom Platze", schreibt er, „bis mich die gute Jahreszeit in's Karlsbad führt. Verschmähe uns nicht ganz! denn wir lieben dich herzlich und wünschen dich bei uns zu sehn." Knebel's Antwort traf erst gegen Ende Dezember ein, worauf denn Goethe am vorletzten Tage des Jahres erwiedert[2]): „Mit vieler Freude hab' ich deinen langen Brief erhalten, der mich München näher bringt, und mir dein Leben dort gleichsam im Spiegel sehn läßt. Deine Briefe an unsere Freunde[3]) hab'

1) Knebel scheint dieses sich von Goethe zur Wohnung erbeten zu haben.

2) An demselben Tage schreibt er an Frau von Stein: „Hier ein Brief von Knebel!"

3) Es sind Briefe an Herder, den Herzog und die Herzogin Mutter gemeint; die Antworten der beiden letztern sind erhalten. Daß der Brief der

ich auch gelesen, mir auch das Meinige daraus genommen, und lebe so auch in der Entfernung mit dir fort. Deine mineralogischen Bemerkungen durch Tyrol waren mir werth; du bist auf dem rechten Wege, und siehst auch, wie nothwendig jene ersten großen Begriffe sind, auf denen ich ruhe und zu ruhen empfehle, um über große und neue Gegenstände der Natur und Kultur richtig und leicht zu urtheilen. Der Mensch ist mit seinem Wohnorte so nah verwandt, daß die Betrachtung über diesen auch uns über den Bewohner aufklären muß." In Bezug auf die Operette hatte Knebel ihm wenig Hoffnung gemacht; doch legt Goethe seine Plane mit Kayser dem Freunde sehr dringend an's Herz. Weiter heißt es denn hier: „Der Kasten mit Mineralien ist an dich schon abgegangen; ich wünsche guten Tausch. Wir können mehr schicken. Verschreibe auch die Turmalinstufe. Ich will das Geld an Ludekus zahlen. Was mit mir das nächste Jahr werden wird, weiß ich noch nicht. Großen und weiten Aussichten mag ich den Blick nicht zuwenden. In's Karlsbad geh' ich auf alle Fälle; ich bin dieser Quelle eine ganz andere Existenz schuldig. Uebrigens bin ich fleißig. Meine Geschäfte gehen ihren Gang; sie bilden mich, indem ich sie bilde. — Ich habe wieder ein Singspiel [1]) angefangen, das aber leider auch nicht für München ist." Die Briefe des Herzogs und der Herzogin Mutter kamen zu gleicher Zeit in Knebel's Hände. Im erstern finden sich sehr starke Aeußerungen über Baiern; eine der stärksten über den Aberglauben ist ausgefallen. Die Stelle über seine Reise nach Berlin lautet ursprünglich also: „Auch ich trete bald einen Weg an, welcher mich aber, statt freier zu machen, auf einige Zeit meiner häuslichen und Partikularfreiheit berauben wird; ich gehe heute über acht Tage nach Berlin. So bald, als möglich, werde ich mich des Anblicks der vielen blauen Sklaven entziehen, und gewiß vor Ende Januar wieder zu Hause sein. Ein verunglückter Versuch legt meine Flucht im Winter [2]); ich hoffte zu den Frühjahrsrevüen bestellt zu werden, und wurde dafür zum Karneval invitirt. Der König wird sehr kurze Zeit demselben beiwohnen; das zusammengeschmolzene Licht fängt an, seinen Leuchter glühend zu machen; einzelne aufschlagende Strahlen, und — eine große Schnuppe kündigt die nahe Verlöschung an." Auch über die „insipide" öffentliche Gesellschaft zu Weimar urtheilt der Herzog äußerst scharf. Dagegen spricht sich die Herzogin Mutter mit offenster Heiterkeit aus; auch die regierende Herzogin läßt durch diese ihm viel Schönes sagen.

Aus den beiden ersten Monaten des folgenden Jahres (1786)

Herzogin Mutter im „Nachlaß" I, 196 f. vom 30. Dezember statt vom 30. November zu datiren sei, lehrt der erste Blick.

1) Unzweifelhaft „die ungleichen Hausgenossen". Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 198. 210 f. 234 f. 247.

2) Ueber die biblische Anspielung vgl. meine „Frauenbilder" S. 362.

sind uns keine Briefe an Knebel erhalten. Einen Brief desselben an die Herzogin Mutter theilt Goethe am 17. Januar der Frau von Stein mit, und am 19. Februar schreibt derselbe: „Hier sind Knebel's Briefe!“ [1]) Knebel's Rückkehr nach Weimar scheint am letzten Februar erfolgt zu sein; am 1. und 2., wie auch am 6. [2]) und 7. März, speiste er bei Hofe, und Goethe schreibt am 1. März an Frau von Stein: „Knebel hat mir sehr schöne Zeichnungen von Kobell [3]) mitgebracht.“ Bald darauf ging Knebel nach Jena, wo Goethe ihn am 24. März auf ein paar Tage (am 28. war er wieder an der Hoftafel) besuchte, und sich seines Wesens herzlich freute. „Ich bin glücklich angekommen“, meldet er am 24. an Frau von Stein; „der Abend war gar schön, und ich fand Knebel'n unter den Steinen. Er grüßt dich recht sehr. Wir schwatzen viel.“ Vom 21. bis 25. April finden wir Knebel wieder in Weimar, wo er an den genannten beiden Tagen und am 22. an der Hoftafel war. Dagegen ging Goethe bereits am 25. nach Jena, wohin Knebel Tags drauf zurückgekehrt zu sein scheint [4]), um sich noch ein paar Tage seines werthen Gastes zu erfreuen. Am Abend des 25. April nach der Rückkehr in Knebel's Stübchen scheint das Billet geschrieben, welches Schöll (III, 262 f.) nicht recht einzuordnen weiß: „Der Tag war unendlich schön, besonders der Abend. Wie sehr wünschte ich dich bei mir! — In Knebel's Stübchen ist's gar angenehm. Wüßte ich dich nicht drüben, ich möchte wohl hier eine Weile bleiben.“ [5]) Kurz nach der Rückkehr, am 30. April, schreibt Goethe, bei Uebersendung eines Mikroskops — zu mikroskopischen Belustigungen war Knebel durch ihn angeregt worden —: „Ich danke für deine Liebe und Bewirthung. Morgen geht es im Regen nach Ilmenau, damit ich der schönen Jenaischen Tage in Ehren eingedenk bleibe. Ich fürchte die Maikur. Lebe wohl! Liebe mich!“ Am 6. Mai kehrte er nach Weimar zurück, von wo er sich sechs Tage drauf nach Jena begeben wollte, als er durch einen fürstlichen Besuch zurückgehalten wurde. „Schon war gepackt und gesattelt“, meldet er dem Jenaer Freunde am 12. Mai [6]), „wie dir Suter [7]) sagen wird, als der Fürst von Dessau kam. Ich bleibe

1) Schöll hat (III, 144) das betreffende Billet irrig in das vorhergehende Jahr verlegt, wo, bei Knebel's Anwesenheit in Jena, an so bedeutende Briefe nicht zu denken ist. Von demselben 19. Februar, aber zu späterer Tageszeit geschrieben, ist das III, 240 f. mitgetheilte Briefchen.

2) An dem letztern Tage schreibt Goethe an Frau von Stein, Knebel wolle gern (wohl nach Tiefurt) mitfahren, und er wünscht, sie möge ihm selbst auch einen Platz leer halten, damit er sich etwa einschieben könnte.

3) Vgl. oben S. 192 Note 4.

4) Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 254 mit Note 1.

5) Das Billet III, 254 gehört wohl dem 26., die von Schöll auf den 26. Mai verlegten Zeilen dem 27. April an.

6) Guhrauer gibt irrig März statt Mai, was deutlich zu lesen steht. Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 257.

7) So steht deutlich im Briefe, nicht Seter, wie Guhrauer, freilich mit Beifügung eines Fragezeichens, gibt. Suter war damals Goethe's Sekretär.

also hier. Der Fürst bezeigte ein Verlangen, dich zu sehn, und der Herzog sagte mir, ich sollte dir's zu vernehmen geben. Thu' also, wie du kannst! Gern hätt' ich diese paar Tage bei dir zugebracht. Lebe wohl! Mündlich mehr. Der Fürst geht Montags (den 15.) weg." Knebel kam wirklich, wie sehr er auch die Einsamkeit liebte, zur Begrüßung des edlen, gemüthvollen, Freiheit und Recht liebenden Fürsten [1]) nach Weimar. Am 15. und 17. finden wir ihn mit Goethe an der Hoftafel. [2]) Gleich darauf ist Goethe wieder bei Knebel in Jena, wo er außer seinen Geschäften dem Studium der Algebra und dem „Wilhelm Meister" bis zum 26. seine Zeit widmet, auch den Umgang der mit Knebel befreundeten englischen Offiziere Mr. Heron und Lord Inverary genießt. Knebel, der um diese Zeit mit dem Italiänischen beschäftigt war, zeigte ganz besonders gute Laune. [3]) In der zweiten Woche des Juni kam er nach Weimar, wo wir ihn am 9. und 11. mit seinen englischen Freunden an der Hoftafel finden. Goethe aber ging gegen den 10. Juni nach Ilmenau, von wo er am Abend des 20. über Gotha nach Hause zurückkam. Am folgenden Tage sendet der Herzog an Knebel, dem er zugleich Goethe's Rückkunft meldet, einen Erlaubnißschein für die beiden englischen Offiziere zur freien Ausübung der Jagd in Waldeck. Er freut sich, daß Knebel an den Dichtungen des „Vater Rosen" Gefallen finde. Es ist hier die 1786 mit einer Vorrede von Herder erschienene Uebersetzung der Dichtungen von Johann Valentin Andreä gemeint, welcher als Stifter der Rosenkreuzer galt. „So abgedroschen einem hie und da Narrheiten darin vorkommen mögen", bemerkt er, „so ist's doch gewiß, daß man die allersimpelsten, bekanntesten Sätze nicht genug wiederholen, bewundern und stets anders eingekleidet vortragen kann: denn diese werden beständig im gemeinen Leben aus der Acht gelassen; indem man die feinste Moralität ausspintisirt, so überstolpert man beständig die einzigen Grundfesten der menschlichen Güte. Der Mensch hat einen fürchterlichen Hang zu Ausnahmen in sich, welche ihn unvermerkt recht scheusliche Handlungen begehn machen, betreffen sie auch oft nur ein Schnitzel Papier. Dergleichen verborgene und doch abgedroschene Wahrheiten kommen mir leider täglich vor's Gesicht, und verbittern das Blut. Als Dichter erscheint Vater Andreä mehr in seiner „chymischen Hochzeit"; es ist

---

Vgl. den Brief von Fräulein von Göchhausen an Knebel vom 10. November 1782 (Lewald's „Europa" 1840 II, 587): „Als der Wagen, in welchem ich war, (in Halberstadt) in's Thor fuhr, sah ich Suder'n (sic), und als ich in's Zimmer trat, den Herrn Geheimerath (Goethe) selbst."

1) Der Herzog von Weimar schätzte ihn ungemein und hielt ihn für den tugendhaftesten Mann, der irgendwo auf einem Throne sitze. Vgl. Knebel's „Nachlaß" I, 135. Auch Goethe verehrte diesen „merkwürdigen Sterblichen", wie er ihn in einem Briefe an Lavater (S. 143) nennt.

2) Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 257 mit Note 3.

3) Vgl. daselbst III, 258—261.

eine unmäßige und zu wenig geordnete Einbildungskraft in diesem prosaischen Gedichte, aber man findet Michel-Angelo'sche Pinselstriche." In demselben Briefe macht er ihm Mittheilung aus einem Schreiben Lavater's, und bemerkt, dem Grafen Brühl habe das Mühlthal so mißfallen, daß ihm auch Knebel's gute Bewirthung Jena nicht habe versüßen können. Vgl. oben S. 358. Note 3.

Im folgenden Monat kam Knebel mit seinen englischen Freunden wieder nach Weimar, wo er mit ihnen am 5. und 6. zur Hoftafel gezogen ward.[1] „Knebel mit den Engländern ist hier; sie thun ihm wohl", schreibt Goethe am 6. an Frau von Stein, erfreut, daß sich für den alten Freund, dem eine bestimmte, ihn seinem düstern Ernst entziehende Thätigkeit Noth that, eine so anziehende Unterhaltung gefunden hatte. Am 17. geht Goethe auf einen Tag nach Jena, um noch einige Sachen bei Seite zu schaffen und Knebel zu besuchen. „Knebel ist nicht recht wohl", äußert er gegen Frau von Stein; „ich habe lange nichts von ihm gehört." Den 18. ward die Prinzessin Karoline geboren, und zu gleicher Zeit kam Lavater an. Goethe, wider Willen ungebührlich lange in Weimar zurückgehalten, reiste endlich am 24. über Jena, wo er den Freund noch einmal herzlich begrüßt haben wird, nach Karlsbad. Der Herzog hatte beabsichtigt, Goethe nach Jena zu begleiten, um Knebel seinen Dank für den Glückwunsch zur Geburt der Prinzessin persönlich abzustatten, war jedoch durch Besuch abgehalten worden; indessen hoffte er, da sie jetzt ganz ruhig seien, bald bei gutem Genusse sein Vergnügen mit ihm zu theilen. Er bittet ihn, die Zeit des Rehblattens, die mit dem Juli ende, in Waldeck nicht zu versäumen, und sendet ihm Cagliostro's Memoiren, sowie eine andere von scheuslichen, durch die Mönche begangenen Handlungen berichtende Schrift zum Durchlesen. Goethe konnte bei der Durchreise seinen Entschluß, von Karlsbad in die hesperischen Gefilde zu flüchten, um als ein neuer Mensch den Seinigen wieder zu erscheinen, Knebel eben so wenig, als Frau von Stein und Herder anvertrauen; nur der Herzog mußte ihn wissen. Von Karlsbad aus richtete er an ihn am 13. August noch einen kurzen, aber liebevollen Brief, worin er ihm meldet, daß er von Dresden die Erlaubniß habe, in die Grube zu Schneeberg einzufahren, wovon er am 16. Gebrauch machte. „Ich bin wohl", schreibt er, „und werde nach dem Bade noch eine Zeit lang der freien Luft und Welt genießen, mich geistig und leiblich zu stärken. — Lebe dein Leben wohl! Will's Gott, komme ich nicht zurück, als mit gutem Gewinnst." Mit einer ähnlichen unbestimmten Aeußerung nimmt er von Frau von Stein Abschied.

Bei einem Besuche, den der Herzog kurz vor seiner am 1. August begonnenen Reise nach Karlsbad in Jena machte, verfehlte

---

1) Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 258 Note 2. 267 Note 1.

er Knebel. „Du warst in Weimar, wie ich nach Jena kam“, schreibt er ihm später, „und ein anderer Weg, als der gewöhnliche, führte dich wieder nach Hause, in der Zeit, daß ich, meine Heimat zu erreichen, die Straße ging, die du eigentlich hättest fahren sollen.“ Aber auch während der Abwesenheit des Herzogs kam Knebel wohl mehrfach nach Weimar und sprach in Goethe's Hause ein, wo sich noch Fritz von Stein und seine Diener befanden. Am 20. und 23. August speiste er mit seinen englischen Freunden bei den Herzoginnen. Der Herzog kehrte am 7. September nach Weimar zurück. Zehn Tage später richtet er von dort einen freundlichen Brief an Knebel, der sich damals körperlich leidend befand. „Dein Gesundheits- oder vielmehr Krankheitszustand“, schreibt er, „ist mir recht kläglich beschrieben worden; ich begreife nicht, wie du jetzunder zu allen denen Schärfen und skorbutischen Säften kommst, welche auf eine so unangenehme Art ihr Dasein zu beweisen suchen. Wäre dir dieser Zufall vor zehn oder fünfzehn Jahren zugestoßen, so hätte man sich leichter eine Ursache deines Uebelbefindens denken können; jetzt aber, da dein Geist die Lebenskräfte wahrscheinlich stärker an sich zieht, als daß der Körper sehr verschwenderisch damit umgehn könnte, ist es nicht zu vermuthen, daß deine Leiden von einer gefährlichen Bekanntschaft entstanden wären; ich spreche dich auch völlig dieses Verdachtes frei, und schiebe die Schuld auf einen Mangel an Bewegung. Alle sitzende Lebensart ist beim Gebrauche des Brunnens höchst schädlich. — Hoffentlich sollst du bald wieder hergestellt sein, wenn du zumal eine entgegengesetzte Lebensart von derjenigen führst, welche du bis jetzt beim Pyrmonter gewählt hast.“ Nach einigen anderen Mittheilungen schließt er mit den Worten: „Komm' bald zu mir und heile dich von deinem Uebel! Leb' wohl!“

Am Abend des 29. Oktober kam Goethe zu Rom an, von wo er am 17. November, bei der Absendung seines Tagesbuches, an seine bedeutendern Weimarer Freunde besondere Briefe richtete; so an Wieland und Knebel. „Auch dich, mein Lieber“, schreibt er an letztern, „muß ich aus Abraham's Schoße besonders begrüßen. Wie vielmal denk' ich an dich, und wie manches möcht' ich dir mittheilen! Ich bin wie zu Hause. Tischbein's Liebe und Vorsorge erleichtert und befördert mir alles; es ist ein gar guter und kluger Mensch.“[1]) Nach einigen Bemerkungen über die wunderbaren Reste des alten Rom's fährt er fort: „Ich bin nun drei Wochen da, und ich sage selbst, wenn es einem Ernst ist, kann man ein halb Jahr bleiben, um nur erst gewahr zu werden, wo man ist. Und solch ein Stückwerk ist mein Brief auch, sind alle Briefe, die ich von hier aus schreibe. Wenn ich wiederkomme, soll mein Mund etwas Ganzeres bringen. So spät die Jahreszeit ist, so freut mich doch mein bißchen Botanik erst recht in diesem Lande, wo

1) Vgl. oben S. 106 f.

eine frohere, weniger unterbrochene Vegetation zu Hause ist. Ich habe schon recht artige, in's allgemeine gehende Bemerkungen gemacht, die auch dir in der Folge angenehm sein werden. Das Steinreich hat hier seinen Thron, wo von allen Enden der Welt das Kostbarste zusammengebracht wird. Wie ein Granitfreund die Obelisken und Säulen ansieht, kannst du denken. — Wie viel ich auf deinen Spuren durch Tyrol an dich gedacht habe[1]), sag' ich dir nicht; auf dem Brenner bin ich einige Tage geblieben. — Liebe mich, und hilf, die gute Stätte einer Rückkehr für mich bereiten!"

Während Goethe's Abwesenheit blieb Knebel mit dem Herzog in innigster Verbindung. Dieser schreibt ihm am 2. Dezember von Berlin aus, wohin er in Sachen des Fürstenbundes gegangen war: „Es ist sonderbar, mein lieber Knebel, daß an eben dem Tage, wo ich deinen Brief erhielt, ich mich innerlich in meinem Gemüthe mit dem Gegenstande beschäftigte, über welchen du mir schreibst, nämlich mit dem Schicksal meines Bruders, und mit dem Einfluß, welchen dessen Bestimmung auf unser aller Wohl oder Wehe haben könnte. Diese Materie ist so wichtig, daß sie der reiflichsten Ueberlegung bedarf; die Folgen derselben sind so empfindlich, daß man auch nicht einen Schritt übereilen darf. Bei meinem jetzigen Aufenthalte kann ich noch nichts thun; einzeln darf hierinnen so nicht gehandelt werden, sondern sie muß ganz behandelt werden; sie wäre zu weitläufig, um sie in einem Briefe zu fassen; meine Zeit ist mir auch dazu zu gemessen. Mündlich aber desto ausführlicher und desto gründlicher darüber! Was du mir sagst, ist sehr wahr und gut gesehen; noch mehreres kann ich zufügen." Zu gleicher Zeit aber vertraut der Herzog ihm eine Sache, von der kein sterblicher Mensch ein Wort wissen dürfe, bis es Zeit sei, weshalb er auch niemand darüber um Rath fragen möge, als sich selbst. „Ich werde genöthigt, noch diesen Winter eine Reise von etlichen Wochen höchst wichtiger Ursachen wegen zumachen; ich wünschte, du begleitetest mich auf selbiger. Die dazu erforderliche Garderobe besteht bloß in Fracks und in einem schwarzen Hofkleide. Du kannst mir von Nutzen und Bequemlichkeit bei dieser Unternehmung sein; mehr vermag ich und darf ich darüber noch nicht sagen. Bedenke also wohl, ob du diesen Antrag annehmen kannst oder nicht, und sage mir Nachricht darüber. Wie ich schon gesagt, die Sache bleibt bis zu seiner Zeit das unverbrüchlichste Geheimniß zwischen dir und mir." Diese zur Sicherung und weitern Entwickelung des Fürstenbundes unternommene Reise ging zunächst nach einigen Rheinischen Höfen; besonders galt es, den Kurfürsten von Mainz für die Annahme Dalberg's zum Koadjutor zu bestimmen. Hatte

1) Schon in München und auf dem Wege von dort nach Benediktbeuern wird er seiner gedacht haben. Von Mittenwalde schreibt er (B. 23, 7): „In manchem Granitgeschiebe fand ich Geschwister und Verwandte meiner Kabinetsstücke, die ich Knebel'n verdanke."

Knebel vor zwei Jahren einen ähnlichen Antrag abgelehnt, was ihn später gereut zu haben scheint, so ging er jetzt auf den Vorschlag gern ein, doch ward die Reise erst Ende Dezember angetreten; denn noch am 28. Dezember finden wir Knebel mit seinen englischen Freunden an der Hoftafel. In Frankfurt blieb Goethe's Mutter nicht unbesucht;[1] zu Mannheim verlebte Knebel genußreiche Stunden mit Wolfgang Heribert von Dalberg, dem Bruder des Statthalters von Erfurt und spätern Koadjutors von Mainz, dessen nach dem Englischen des Cumberland bearbeitetes Drama: „Der Mönch von Karmel", er auf der von ihm verwalteten Mannheimer Bühne sah.[2]) Knebel scheint durch Ausfertigung mancher Briefe und Aktenstücke dem Herzoge behülflich gewesen zu sein. Noch vor diesem kehrte er, wahrscheinlich in den ersten Tagen des Februar, nach Weimar zurück; denn in diese Zeit fällt unzweifelhaft das undatirte Billet („Nachlaß" I, 181 f.): „Es ist mir unmöglich, den 10. in Jena einzutreffen. Gehe also gerade fort nach Weimar, und erzähle dort überall, daß du statt meiner einen Brief von mir in Augsburg gefunden hättest, wo ich dir schreibe, daß ich nach Frankreich gegangen und noch nicht wisse, wann ich wiederkomme. Sollte mein Schwager (Christian) mit dir sein, so sage ihm, daß er diese Lüge mit bestärke und erzähle. Meine Frau ist von allem unterrichtet; du mußt dich aber öffentlich anstellen, als ob du einen Brief von mir an sie mitbrächtest. Leb' wohl, Lieber!"

Knebel hatte vor und auf der Reise mit dem Herzog, zu welcher er Goethe's Diener Götz mitgenommen hatte, an den Freund in Rom geschrieben, worauf Goethe am 19. Februar, zwei Tage vor der Abreise nach Neapel, freundlich erwiedert. „Deine theilnehmenden Briefe, lieber Knebel", beginnt er, „habe ich erhalten. Es ist mir um deinet- und des Herzogs willen lieb, daß du mitgereist bist. Man soll sich nicht isoliren; denn man kann nicht isolirt bleiben; in Gesellschaft lernt man eher sich und andere tragen." Er sendet ihm zehn seiner Landschaftszeichnungen, verspricht ihm auch bononischen Schwerspath und Breccia silicea d'Egitto, die er in einer Kiste dem Musiker Kranz mitgegeben. „Meine Lage war sehr glücklich und erwünscht hier," fährt er fort; „ich habe die drei Monate recht radikal nutzen können, und wenn ich manches habe müssen bei Seite liegen lassen, so hab' ich dagegen andere Theile gesehen und kennen lernen, wie wenig Fremde in einer so kurzen Zeit. Rechnest du dazu, daß ich die Hälfte der neuen Arbeit an „Iphigenien" hier gethan habe, so wirst du sagen, daß ich nicht

---

1) Vgl. meine „Frauenbilder" S. 509. Der Herzog muß mit Knebel und von Lyncker am letzten Dezember oder Anfangs Januar in Frankfurt gewesen sein.

2) Sieben Briefe Dalberg's an Knebel finden sich in Knebel's „Nachlaß" I. 254 ff., wo nur die Verwechselung mit Karl Theodor von Dalberg zu berichtigen ist. Die Briefe gehören sämmtlich diesem Jahre an.

müßig war. Uebrigens ist Rom eine Welt, und es gehört ein mehrjähriger Aufenthalt dazu, um sagen zu können, ich kenne sie nur einigermaßen. Meine größte Sorge war, keinen falschen Begriff mitzunehmen." Daß Knebel seinen Diener Götz mitgenommen, findet er recht gut, und er bietet diesen, wie sein Haus, bis zu seiner Wiederkehr ihm freundlichst an. „Wie leid thut es mir", schließt er, „daß ich diese meine zweite Jugend nicht auch mit dir verleben kann!" Ein weiterer Brief Knebel's, mit welchem dieser Zeichnungen schöner Blumenbildungen auf gefrorenen Fensterscheiben, mit vergleichenden Bemerkungen über natürliche Blumen, ihm übersandte, rief eine Antwort Goethe's hervor, auf die wir weiter unten zurückkommen werden.

Auch nach der Rückkehr von der Reise benutzte der Herzog Knebel zu Entwürfen von Briefen und diplomatischen Aktenstücken, so wie zu einzelnen Abschriften, deren Inhalt geheim gehalten werden sollte. In einem ungedruckten Brief vom 23. Februar an Knebel heißt es: „Die mir gestern zugeschickten Briefe sind gar wacker und gut verfaßt; ich danke dir recht sehr dafür; einige kleine Konventionalitäten habe ich hier und da eingeschaltet, oder, was dagegen lief, ausgestrichen; es bedeutete aber fast gar nichts. Denen französischen Briefen habe ich gesucht, durch einige Versetzung der Worte einen gewöhntern Klang zu geben. Ich werde sie alle in's Reine schreiben lassen und expediren. Lebe wohl!" Eine Nachschrift besagt: „Hier schicke ich dir einen Brief, den ich gestern Abend an die Engländerin schrieb; vielleicht macht er dich lachen. Schicke ihn mir gleich wieder!" Auch die aus den Monaten März und April erhaltenen acht Briefe des Herzogs an Knebel zeigen die innigste Verbindung und das herzlichste Vertrauen, wie von Knebel's Seite die gewandteste Dienstfertigkeit. „Von Goethe", schreibt ihm der Herzog am 4. März, „erhielt ich zwei Briefe, deren einer dich mit betrifft, und dir Nachricht von fleckigem carrarischen Marmor gibt; die Stein soll dir den Brief zuschicken." Unmittelbar darauf dankt er Knebel, daß er seinen, höchst wahrscheinlich die Universität betreffenden, Auftrag besorgt habe, indem er hinzufügt: „Ich bin gewiß, daß du die Leute, die nicht an einem Strange ziehen wollen, leicht überreden kannst, daß sie besser thun, wenn sie ihre Pflicht erfüllen, als sie zu unterlassen; vermöchtest du doch auch, ihnen etwas von der Feinheit und Richtigkeit deines Geschmacks beizubringen, damit sie ihr Leben, Treiben, Wissen und Forschen danach modelten; sie empfangen aber mit stumpfer Zunge, und lernen nie, anderen ihre Speisen genießbar zu bereiten." Sieben Tage später dankt er Knebel für die aufgesetzte Antwort an B. (Böhmer? oder Beulwitz?), die sehr gut sei, und er übersendet ihm seine eigenen Antworten an den Markgrafen von Baden und den Geheimrath von Edelsheim, die er streng beurtheilen möge. „Glaube, daß, wenn ich mich bestrebe, ein wenig besser zu sein, als man im gemeinen Leben für gut passiren läßt, ich es hauptsächlich thue,

um der Liebe derjenigen meiner Freunde werth zu sein, deren wahres und seltenes Verdienst ich zu erkennen glücklich genug bin." Knebel's Urtheil über den Brief an den Markgrafen erkannte er als wohl begründet an. „Was du mir über meinen Brief gesagt hast, ist wahr und nur leider zu wahr. Ich fühle allzu lebhaft, daß im Grunde bei jetziger Lage der Sachen für's Allgemeine nicht viel zu thun sei; ich suche daher nur das wahrscheinlich Möglichste heraus, um dem Markgrafen nicht ganz roh zu sagen, daß ich alles für unmöglich halte. Herder, den ich auch um Rath fragte und ihm dein Urtheil vorlegte, stimmt dir bei."[1]) Um diese Zeit war Knebel durch die Nachricht vom Tode seines Vaters in Betrübniß gesetzt worden, worüber der Herzog, welcher dieselbe bei Frau von Stein vernommen hatte, bei diesem anfragt. „Morgen muß ich mit meinem Schwager (Christian) nach Eisenach reisen", meldet derselbe ihm am 18. März, „komme aber den Freitag (den 23.) wieder. Eine Person, die ich in dortiger Gegend sprechen muß, veranlaßt dieses. — Schreib' Goethen, er möchte mir den Sermon, den er schreiben wird, schicken." Unter diesem „Sermon" dürfte wohl eine Darstellung seiner naturwissenschaftlichen Grundsätze zu verstehn sein, die er dem Herzog versprochen. Auf einen weitern Brief Knebel's, der sich damals mit Uebersetzung Platonischer Dialoge beschäftigte, erwiedert der Herzog am 1. April. „Deine Klage, daß man sich nicht entscheiden könne, Götter zu glauben oder zu läugnen", schreibt er, „kam gerade an dem Tage bei mir an, wo wir Abends vorher uns von Wieland eine Szene aus dem Luzian hatten vorlesen lassen, wo ein Stoiker dem Epikur (?) beweist, daß es Götter geben müßte, weil doch Altäre vorhanden wären.[2]) Dein Brief kam gar gut dazu, und so wurde die Abhandlung

1) Herder schreibt: „Ew. Durchlaucht Brief an den Markgrafen dünkt mich im ganzen, bis auf einige Grundsätze, die Knebel bereits bemerkt hat, sehr patriotisch, zweckmäßig und vortrefflich. Was ich wünschte, wäre, daß Ew. Durchlaucht ihn etwas kürzer und in Absicht des Markgrafen weniger auffallend machten. — Knebel's Brief ist oder dünkt mich wenigstens lautere Wahrheit. Die Fürsten stehen wirklich nicht auf dem Punkt, die Bedürfnisse der Nation im Detail so recht sehn zu können, wie sie da liegen. Sie sehen von oben hinein, und je edler sie denken, desto mehr laufen sie Gefahr, durch Zwang und Güte gegen sich selbst zu arbeiten, bis sich endlich durch die Natur der Sache selbst das Gleichgewicht wieder herstellt. Gegen Knebel's Brief an Reichard habe ich kein Wort zu sagen. — Ich danke Ew. Durchlaucht für die Mittheilung Ihres Briefes auch deswegen, weil ich dadurch in einigen Punkten näher eingesehen habe, wohin Ew. Durchlaucht Absichten gehen, wonach ich mich denn, wenn es zu irgend einem nähern Entwurf kommen sollte, richten werde." Der Brief ist im „Herder-Album" S. 13 ff. abgedruckt, aber irrig in den Januar 1788 verlegt. Bald darauf äußert Herder: „Der Brief (an den Markgrafen) ist geschrieben, wie er je geschrieben werden könnte, mit Verstand, Wahrheit, Schonung, Güte und Würde. Ich wüßte keine Zeile zu ändern, noch weniger sie zu verbessern." So horchte also der edle Herzog während Goethe's Abwesenheit bei seinen politischen, dem großen deutschen Vaterlande gewidmeten Absichten gern dem einsichtigen Rathe Knebel's und Herder's, des eifrigen Vertreters reiner Humanität!

2) Im „tragischen Zeus" 44.

dieser Materie weiter fortgesetzt. — Dein Plato ist mir lieber, als der ganze Zwist, und was daraus entsteht. Für unsern Zustand, für unsere Beschränktheit kann es sehr gleichgültig sein, unter welchem Namen wir uns dessen erinnern können, was mächtiger ist, als wir: sehen wir aber eines unseres Gleichen, der so viel weiser und besser ist, wie wir, ach! dann hören wir gern seinen Namen und suchen in ihn zu dringen und an ihm zu saugen, so viel wir können. Sei du mir hierzu behülflich, und schicke mir zu Zeiten etwas, wenn du mit einer Uebersetzung eines Stückes zu Rande bist." Er theilt ihm ferner mit, daß er vorgestern an Goethe einen langen Brief geschrieben habe, auf dessen Beantwortung er sehr neugierig sei. „Dem Menschen scheint's gewaltig wohl zu gehn", bemerkt er, „und jetzt in seinem Alter hat er die Gewalt über sich, sich's nicht wohler werden zu lassen, als sich's geziemt." Schließlich erbittet er sich das „Kriegsbuch"[1]) zurück; es ist wohl dasselbe Buch gemeint, welches er am 18. März an Knebel gesandt hatte, mit den im Abdrucke vor dem schließenden „Leb' wohl!" ausgefallenen Worten: „Hier ein Buch für Heron, das ihm gewiß gefallen wird, wenn er es noch nicht kennt! Nach dem Gebrauch erbitt' ich es mir zurück." Außer diesem Briefe sind aus der ersten Hälfte des April noch vier Billette des Herzogs an Knebel vom 4., 6., 8. und 15. April[2]) erhalten, welche sich auf die vom Herzoge eifrigst betriebene, endlich am 1. April glücklich durchgesetzte Wahl des Statthalters Dalberg zum Koadjutor von Mainz, den Plan zum Schloßbaue und einige weniger bedeutende Dinge beziehen. Zweimal wird Knebel's Geldangelegenheit erwähnt, die Legationsrath Bertuch, des Herzogs Chatoullier, besorgen soll.

Außer dem Herzog, der in der Sache des Fürstenbundes, welche er vom ächtnationalen Standpunkte aus auffaßte, die größte Thätigkeit entwickelte[3]), verkehrte Knebel damals auch viel mit Herder, der noch mit vollster Begeisterung an Goethe hing. Dieser übergab ihm die Handschrift seiner mit besonderer Beziehung auf Spinoza gehaltenen Gespräche über Gott, die gleich darauf unter dem Titel: „Gott! einige Gespräche", zu Gotha erschienen, und bat, ihm sein Urtheil darüber mitzutheilen. Darauf bezieht sich

---

1) Im Abdruck steht irrig Königsbuch.

2) Das letztgenannte, bisher ungedruckte lautet also: „Aus Versehen sind die Zeichnungen oder Risse von Herrn Kobell (in München) alle wieder zurückgekommen; nur die sollten es sein, wo das Frontispice so weit zurücktritt und auf welche die schriftliche Note paßt. Wenn Herr Kobell an dem ausgezeichneten Riß das noch ergänzt hat, um was ich ihn bat, so bitte ich mir aus, daß er mir die Risse alle wieder schicke." In Brief 34 sind Zeile 7 nach Zeichnungen die Worte per Stück vier Dukaten ausgefallen. Knebel scheint den ihm befreundeten (vgl. S. 472) Kobell zum Entwurf des Grundrisses empfohlen zu haben.

3) Vgl. Denkwürdigkeiten des Grafen von Görtz II, 213 ff., wo die Jahreszahl 1787 herzustellen ist.

der undatirte Brief im „Nachlaß" II, 291 f., der, wie die Erwähnung des Todes von Knebel's Vater zeigt, gegen Mitte März geschrieben sein muß. „Ich danke Ihnen, Lieber, auf's beste", beginnt er, „daß Sie meinen Phantasien so viel Aufmerksamkeit gegönnt haben, in einer Zeit, wo die Natur selbst Sie mit ganz anderen, tieferen Empfindungen und Gedanken beschäftigte. Ich hörte am Dinstage von Ihres Vaters Tode bei Hofe, und mir ging's Ihrethalb tief zu Herzen. — Ihre Anmerkungen, die ich jetzt nur flüchtig lese, sind (das Schmeichelhafte, wie billig, an seinen Ort gestellt) für mich äußerst erfreuend und belehrend. Ich werde darüber, wenn ich sie tiefer erwogen, mehr sagen. Der Beweis vom Dasein ist zu kurz vorgetragen; ich werde ihm noch eine Seite geben müssen, das habe ich selbst gefühlt." Kurze Zeit darauf sendet er ihm die im Anfange der dritten Sammlung „zerstreuter Blätter" unter dem Titel „Bilder und Träume" stehenden kleinen Gedichte zu. „Ich komme noch einmal zu Ihrer freundschaftlichen Geduld, lieber Knebel", schreibt er [1]), „und bitte Sie, diese Kleinigkeiten anzusehn, die im dritten Theile der „zerstreuten Blätter" hinten einen Winkel einnehmen sollen. Sie sind nichts als Jugendträume, wie ich sie auch nennen werde, wenn mir kein besserer Name einfällt, und die meisten sehr alt. — Haben Sie die Güte, frei anzuzeichnen, was Ihnen gefällt oder mißfällt, was Sie des Drucks werth oder unwerth achten. Auch bitte ich zu bemerken, wo Ihnen etwas zu einfach und gemein vorkommt. — Eröffnen Sie mir über alles Ihr Herz und Seele, als ob ich ein Fremder wäre; denn diese trifles of youth sind alt genug, daß ich sie als Fremdlinge betrachte." Weiter bemerkt er: „Goethe hat geschrieben, und befindet sich wohl. Spinoza (die Gespräche über Gott) ist gestern (zum Druck) fort. Gott gebe ihm viel Glück auf die Reise! — Leben Sie wohl, Lieber, und verzeihen die Mühe, mit der ich Sie zutrauend beschwere!"

Knebel scheint den Sommer über in Goethe's Gartenhaus bei Weimar gewohnt und sich mit hypochondrischen Grillen geplagt zu haben. „Es ist mir leid", schreibt ihm der Herzog am 8. Juli von Eisenach aus, „daß du dich mit dem Gedanken der Auszehrung so bekannt gemacht zu haben scheinst, daß du ihr entgegenzusehn glaubst, wie dem kommenden Herbst. Laß diese Ueberzeugung nicht Wurzel greifen! Das Lebendigsein ist doch im Grunde das Solideste, Beste, was wir besitzen. Der Gedanke, dieses bald zu verlieren, benimmt schon den Genuß, und man muß sich einen Genuß so sehr, als möglich, zu verlängern suchen. Du nagst viel an dir selber; man sollte dich dir selber mit etwas Bitterm bestreichen, wie den Kindern die Finger." Besonders scheint ihn die Betrachtung über seine Familie unmuthig gestimmt zu haben; für einen seiner jüngern Brüder suchte er um diese Zeit durch den Herzog eine

1) Der Brief trägt im „Nachlaß" (II, 265) das irrige Datum 1791.

Beförderung im Preußischen Dienste. Dieser, der es unangenehm empfand, daß die Sache des Fürstenbundes so nachlässig betrieben wurde [1]), begab sich bald darauf nach Berlin, von wo er am letzten Juli an Knebel schreibt: „Für deinen Bruder habe ich hier zu Lande gethan, was ich habe thun können; ich habe seinetwegen mit dem Obersten von Geusau, dem jetzigen Generaladjutant, gesprochen, und dieser brave Mann wird gewiß für ihn thun, was er kann.“ Auch später vergaß er seiner nicht.[2]) In dem angeführten Brief heißt es weiter: „Daß ich nach Schlesien gehe, wirst du wissen; ich freue mich sehr darauf, dieses Land und hauptsächlich die leichte Kavallerie in demselbigen zu sehn. Dem König hat es sehr angenehm zu sein geschienen, daß er mich dorten sehe. In seiner Suite zu reisen, habe ich selber der Bequemlichkeit halber nicht gewünscht. Die kriegerischen Aussichten werden sich hoffentlich in kurzem in die allerfriedlichsten verwandeln; Frankreich gibt nach, ladet England und Preußen zu Mediatoren (in der holländischen Sache) ein und kontremandirt das Lager bei Givet. Eine bewaffnete Negotiation schien bei jetziger Lage der Sache nöthig zu sein, da man zumal vermuthen konnte, daß Frankreich keinen Krieg haben wolle. Die hiesigen Truppen werden in wenig Tagen manövriren. Unsere Reichsangelegenheiten fangen an, blühende Aussichten zu bekommen, die zur Reife gedeihen können, wenn wir nur noch einige Zeit Frieden behalten.“

Bald darauf machte Schiller Knebel's Bekanntschaft, der sich in seiner scharfen, einseitig beschränkten Weise im Briefe an Körner vom 12. August also vernehmen läßt: „Dieser Tage bin ich auch in Goethe's Garten gewesen, beim Major von Knebel, seinem intimen Freunde. Goethe's Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine stolze philosophische Verachtung aller Spekulation und Untersuchung, mit einem bis zur Affektation gesteigerten Attachement an die Natur und einer Resignation in seine fünf Sinne; kurz eine gewisse kindliche Einfalt der Vernunft bezeichnet ihn und seine ganze hiesige Sekte. Da sucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man sich in leeren Demonstrationen verfinge. Die Idee kann ganz gesund und gut sein, aber man kann auch viel übertreiben. Aus diesem Knebel wird hier erstaunlich viel gemacht, und unstreitig ist er auch ein Mann von Sinn und Charakter. Er hat viel Kenntnisse und einen planen, hellen Verstand — wie gesagt, er kann Recht haben; aber es ist so viel Gelebtes, so viel Sattes und grämlich Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu sein. Es wurde mir als eine nothwendige Rücksicht anempfohlen, die Bekanntschaft dieses Menschen zu machen, theils weil er hier für einen der geschei-

1) Vgl. Görtz a. a. O. II, 216 f.
2) Vgl. den Brief des Herzogs vom 22. Januar 1788.

besten Köpfe gilt, und das mit Recht, theils weil er nach Goethe den meisten Einfluß auf den Herzog hat. In beiden Fällen also wär's auffallend gewesen, ihn zu ignoriren. Daß wir nicht füreinander taugen können, wirst du aus dieser Schilderung schließen; übrigens habe ich mich in ihn zu fügen gesucht." Er erzählt darauf, wie er mit Knebel einen Spaziergang nach Tiefurt zur Herzogin Mutter gemacht habe. Am 29. August berichtet er: „Ich habe am 28. August Goethe's Geburtstag mitbegehn helfen, den Herr von Knebel in seinem Garten feierte, wo er in Goethe's Abwesenheit wohnt. Die Gesellschaft bestand aus einigen hiesigen Damen, Voigt's, Charlotte (von Kalb) und mir. Herder's beide Jungen waren auch dabei. Wir fraßen herzhaft, und Goethe's Gesundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. — Nach dem Souper fanden wir den Garten illuminirt, und ein ziemlich erträgliches Feuerwerk machte den Beschluß."

Unterdessen hatte Goethe wieder einmal seine Stimme von Rom aus vernehmen lassen. „Ich habe dir lange nicht geschrieben, lange nichts von dir gehört", beginnt er am 18. August einen Brief an Knebel. „Ich bin nun auf einem Punkte, wo ich allen meinen Fleiß auf die Gegenwart konzentriren muß. Die Frau von Stein wird dir manches von mir bei ihrer Rückkunft aus dem Karlsbade erzählt haben. Ich werde mit den Künsten und der Natur immer verwandter und mit der Nation immer fremder; ich bin ohnedies schon ein isolirtes Wesen, und mit diesem Volke hab' ich gar nichts gemein. Doch getraute ich mich, als Künstler hier zu leben, wenn ich nur einige Freunde hierher versetzen könnte; denn eigentlich ist doch der Grund und das A und O aller Kunst hier noch aufbewahrt. Man schreibt mir, es sei in Deutschland ein schöner Sommer gewesen; mögest du ihn auch genossen haben! Schreibe mir wieder einmal, wo und wie du lebst." Nachdem er seiner Naturbetrachtungen gedacht, und den Wunsch geäußert, auch Knebel möge dereinst an seiner aufgefundenen harmonia plantarum [1]) freundlichen Antheil nehmen, läßt er seine Jenaer Freunde grüßen. „Sage mir auch sonst etwas von Academicis, Politicis, wie du magst und willst", fährt er fort. „Behalte mich in gutem Andenken! Mein Herz ist bei euch. Wenn ich nach Deutschland zurückdenke, mag ich nirgends leben, als in eurer Mitte. Gebe nur der Himmel, daß ich euch gesund wiederfinde! Wo wirst du diesen Winter bleiben?" Knebel's Antwort erfreute ihn kurz vor seinem Ausfluge nach Frascati, wohin er am 25. September ging.[2]) Von hier aus schreibt er am 3. Oktober an den Freund, dem er über seine Natur- und Kunststudien die vertraulichsten Mittheilungen

1) Die Lehre von der Urpflanze und der Metamorphose der Pflanzen.

2) Er hatte Knebel's Brief wohl am 22. erhalten; denn an diesem schreibt er (B. 24, 104): „Heute war mir ein sehr merkwürdiger Tag. Briefe von vielen Freunden, von der Herzogin Mutter, Nachricht von meinem (von Knebel) gefeierten Geburtsfeste, und endlich meine Schriften (die vier ersten Bände)."

macht. Ueber seinen „Egmont", der jetzt wohl bei Herder angekommen sein werde, wünscht er die Meinung der Freunde zu vernehmen. Der Brief schließt mit den herzlichen Worten: „Lebe wohl und gebrauche des Meinigen! Empfiehl mich dem Herzoge, den Herzoginnen und guten Freunden. Und was du beitragen kannst, daß mir die Zeit meiner Entfernung friedlich hinstreiche, daß mir mein Willkommen bei euch freundlich werde, das thu'! Liebe mich!" Auf wiederholte freundliche Briefe Knebel's erwiedert Goethe am 21. Dezember mit bestem Dank. „Wie sonderbar kommt es mir vor", schreibt er, „dich in meinem Garten zu denken, in den niedrigen Zimmerchen, wohl eingepackt und kalfatert, indessen ich in einem hohen Saal, fast ohne Feuer, eines andern Himmels genieße. Möge dir es recht wohl sein! Du hast doch die Vorfenster eingesetzt und dich auch mit Teppichen verwahrt?" Von seinem Leben in Rom und seinen Studien berichtet er ihm genaueres. „Ich hoffe noch einige Zeit zu gewinnen", bemerkt er; „denn es wäre sehr schmerzlich, wenn ich jetzt abbrechen sollte, da ich so weit vorwärts gegangen bin. Auch glaube ich, vorerst mögt ihr mich und könnt mich wohl entbehren. — Nach Weimar ist die schöne (Elise) Gore gekommen, die dir doch auch wohl in die Augen gestochen hat." [1])

Von Rom aus sind keine weitere Briefe Goethe's an Knebel vorhanden; die Unruhe, welche diesen in der letzten Zeit in Rom ergriff, ließ ihn zu besonderen Briefen an die Freunde nicht gelangen; nur die Verbindung mit Herder, Frau von Stein und dem Herzog erlitt keine Unterbrechung. Knebel's vertrauliches Verhältniß zum Herzog dauerte unterdessen fort. Dieser hatte im Herbste sich als Freiwilliger bei dem Einrücken des Preußischen Heeres in Holland betheiligt. Nach Beendigung des kurzen Zuges war er zur Ausgleichung der Verhältnisse einige Wochen im Haag geblieben, dann aber nach Mainz gegangen, wo er den Kurfürsten und den Koadjutor für seine Plane betreffs der weitern Entwickelung des Fürstenbundes zu gewinnen suchte. Dem Kurfürsten legte er einen ausführlichen Antrag vor [2]), und machte ihm den Vorschlag, die verbündeten Fürsten zur Sendung von Bevollmächtigten nach Mainz einladen zu lassen, um den Plan zu berathen, und die zur Ausfüh-

---

1) Gore kam mit seinen Töchtern Elise und Emilie im Oktober 1787 nach Weimar, von wo er sich nach Dresden und Berlin begab; erst 1791 ließ er sich in Weimar nieder. Vgl. Goethe B. 30, 237. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 247 Note 1. 305 Note 2. Schon in einem Briefe an Knebel vom Januar 1788 („Nachlaß" I, 167) spricht der Herzog den Wunsch aus, daß diese Familie in Weimar ihren Sitz nehmen möge. Herder fragt Knebel am 7. Januar 1791, wie er mit Elise Gore gestanden oder vielmehr wie sein Gemüth, sein Sinn zu ihr stehe. Ihr früher Tod traf Knebel gewaltig, wie er selbst äußert („Nachlaß" II, 366). Nach allem ist eine stille Neigung Knebel's zu dem herrlich begabten, reich gebildeten Mädchen nicht zu verkennen.

2) Vgl. Görtz II, 218 ff.

rung desselben nöthigen Einrichtungen zu treffen. Dieser aber hielt es für zweckmäßiger, daß die betreffenden Höfe theils die schon in Mainz anwesenden oder zu erwartenden Gesandten, theils den Herzog bevollmächtigten; er selbst schrieb die Berathungspunkte nieder [1]), und theilte sie dem Preußischen Gesandten mit, welcher hierüber, wie über die beabsichtigte Mainzer Zusammenkunft die Ansichten seiner Regierung einholen möge. Von Mainz aus schreibt der Herzog am 22. Januar an Knebel[2]): „Auf zwei Briefe von dir will ich zu gleicher Zeit antworten; die häufigen Geschäfte, welche mir während meines Uebelbefindens nicht einmal Ruhe ließen, hinderten mich, dir auf jeden einzelnen zu erwiedern, da ich dir nicht, nach Villoison's Vorschlag, beim Frisiren auf den Knieen schreiben wollte. Mein Körper ist nun nach einer langwierigen Kur so weit wieder hergestellt, daß ich zu Ende dieser Woche abgereist sein würde, wenn nicht ein Nebenumstand einträte, der mich noch etliche Tage länger hier bindet. Zwei Prinzen, die ich nicht versäumen darf, kommen auf drei Tage hierher; mit diesen reise ich dann nach Darmstadt, wo ich nur kurze Zeit bleibe, und gleich nach Hause eile. Daß mir der König (von Preußen) das Rohrische Kürassierregiment übertragen hat, wirst du schon wissen." Von höchstem Vertrauen zeugen die Bemerkungen, welche er bei Gelegenheit der Familie Gore (vgl. S. 484 Note 1) macht, deren Niederlassung in Weimar er sehr wünscht. „Die Engländer werden endlich sicher des Herumirrens müde, und Emilie, die immer Deutschland besonders liebte, kann in ihren und meiner Frau alten Tagen vielleicht mit uns ein Bündniß knüpfen, das beiden nöthig ist, indem meine Frau ganz einsam in der Welt lebt, ohne irgend eine weibliche Kreatur zu haben — das ihr nicht entgeht —, die für sie wichtig genug wäre. Die Stein und die Herder, mit vielen Verdiensten, aber zu häuslich und zu wenig à leur aise, sind ihr zu leicht. Meine Frau, da sie selbst kein Talent besitzt, welches ihr Wesen

---

1) Vgl. Görtz II, 221 f.

2) Kurz vorher, am 11. Januar, hatte der Herzog sich höchst günstig in einem Briefe an Herder über den von diesem ihm eingesandten Plan zu einer allgemeinen Akademie ausgesprochen, wozu der erste Gedanke vom Markgrafen von Baden ausgegangen war. Vgl. das Herder-Album S. 12 f. In demselben Briefe heißt es: „Wenn meine Gesundheit mich hier nicht schon seit vier Wochen hielte, so wäre ich längst bei Ihnen. So unangenehm, schmerzhaft und mißmuthig ich meine Zeit hier zubrachte, so war doch eine wahre Hülfe und Erholung für mich, den dritten Theil Ihrer „Ideen" zu lesen, den ich immer bei mir hatte. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, welches Wohlsein diese schöne Stickerei über mein Wesen verbreitete. War mein Kopf gestärkt durch neue Gedanken und große Zusammenfügungen, so machte ich mich an die Arbeit, deren es hier einen Haufen gab; wir bauen hier emsig, und denken bald etwas Sichtbareres als den Tempel der Freimaurer aufzuführen. Der Koadjutor ist ein guter, ächter Schotte, und trägt sein Schurzfell nicht umsonst. Ich bin sehr begierig, Ihnen mündlich viel zu erzählen, und Sie dann zu fragen, ob Sie uns loben, woran nicht wenig liegt." So gute Hoffnungen hegte der Herzog noch damals von dem Fürstenbunde!

einölte und biegsam erhielte, wird steif, und verliert gänzlich das Bewußtsein von einer gewissen Lieblichkeit, die so nöthig zur Existenz ist. Gore's sind sehr mit Künsten bereichert, und haben eine Art, sie mitzutheilen, die, mit solidem Antheil verknüpft, fähig ist, die vertrocknetste Seele aufzuthauen. Da ich mich dem Dienst unseres allgemeinen Vaterlandes habe verpflichten müssen, kann ich meiner Frau nicht die Gesellschaft sein, die sie braucht."

Kaum war er nach Weimar zurückgekehrt, als an den Gesandten in Mainz die Instruction des Preußischen Kabinets einging, worin den patriotischen Gesinnungen des Kurfürsten und des Herzogs die größten Lobeserhebungen ertheilt, ihre Vorschläge aber abgelehnt wurden.[1]) An das Weimarische Ministerium richtete Graf Görtz eine Note, worin er den Vorschlag machte, daß zu Erhaltung und Befestigung des engsten Einverständnisses der verbündeten Höfe die in Mainz anwesenden Gesandten der drei Kurfürsten, welche den Bund zuerst geschlossen, mit den übrigen Mitgliedern über alle wichtigen Punkte in ununterbrochenem Briefwechsel stehn sollten. Vom Kursächsischen Ministerium, dem der Herzog seine ächtdeutschen, sein Herz und seinen Geist ehrenden Gesinnungen geäußert hatte[2]), war die Antwort noch entmuthigender. Indessen wollte sich der edle Herzog dadurch nicht abhalten lassen, seine Ansichten noch einmal kurz und bündig darzulegen, um seine Seele von aller Schuld am Verrathe einer zum wahren Heile Deutschland's gereichenden Einigung zu befreien. Die einzige uns hiervon kund gewordene Spur enthält folgender offenbar in diese Zeit gehörende ungedruckte Brief des Herzogs an Knebel, den er hierbei, besonders auch bei der französischen Uebersetzung, zu Rathe gezogen zu haben scheint[3]): „Ueber die einzelne Probe der Uebersetzung (seines an die Kabinette zu sendenden Briefes), welche schön zu werden scheint, kann ich nichts sagen; das Ganze muß zeigen, ob mein Brief meinen Sinn klar vorlegt; er besteht in kurzem in folgendem:

1) Die Union, wie sie jetzt ist, ist fester Grund, eine nicht zu erwartende Grundlage, in Deutschland gelegt, auf die ein großes, schönes Gebäude aufgeführt werden kann, welches Nationalgeist und dessen Wirkungen zu bewirthen und zu logiren vermag.

2) Weiter ist sie noch nichts, und würde fälschlich für etwas Höheres geachtet, wenn man sie für mehr als festen Grund hält.

3) Das aufzuführende Gebäude steckt just in den Köpfen verschiedener Leute, die Erfindungskraft, Baukunst und Thätigkeit ge-

---

1) Vgl. Görtz II. 223 ff.

2) Vgl. Görtz II, 226 f.

3) Hierauf bezieht sich vielleicht auch die Aeußerung Herder's in dem Briefe vom 2. April (Herder-Album S. 21): „Von der Idee Ew. Herzoglichen Durchlaucht hat Knebel mir, da er eben in den „Otto von Wittelsbach" eilte, vorerst nur ein flüchtiges Wort gesagt. Ich werde weiter mit ihm sprechen, und Ew. Durchlaucht Rechenschaft abgeben." Oder wäre hierbei an den unmittelbar vorher erwähnten „goldenen Sphinx" zu denken?

nug besitzen, das Werk aufzuführen, wenn man sie unterstützt, nicht hindert.

4) Da ein Verbindungspunkt das einzige Mittel ist, das Werk auszuführen, so gäbe die vorgeschlagene Versammlung in Mainz den Anlaß dazu.

5) Dieser heilte die Fehler der Zerstreuung de ses intérêts, vues et forces. Er verlangt aber auch gleich Thätigkeit, um bestimmt zu werden; diese abzweckend geschahen die Vorschläge, welche Sächsisches und Berlinisches Ministerium refutirt hat (und foutirt hat), nicht als ob man glaube, daß diese die besten seien, sondern man schlug vor, um etwas vorzuschlagen, damit etwas geschehe, damit man die Zeit nicht mit Wünschen zubringe.

6) Da die jetzige geschehene Arbeit des Fürstenbundes bloß Legung des Grundes ist, so würde der Defensionsstand desselben bloß en gros bestimmt; feinerer Ausarbeitung dieses Gegenstandes ist er fähig, bedarf ihrer. Mehrere Theile des Gebäudes, die Ausflüsse des aus dem Vereinigungspunkt entstehenden Nationalgeistes, kann jeder erfinderische Kopf dazu denken, sind in den Mainzer Vorschlägen angedeutet worden.

7) Unterabtheilungen in dem Fürstenbund, Ausschließungen, Absonderungen ꝛc. verhindern das Aufführen, erwecken Neid, Mißtrauen, Furcht, Unthätigkeit, Spaltung.

8) Wird der noch frei liegende Grund, der Fürstenbund als selbiger, durch das darauf aufzuführende Gebäude nicht unter Dach gebracht, so wird auch dieser, wie in der Natur, durch Unsorgsamkeit, üble Witterung, Frost ꝛc. auseinander getrieben, zerstückelt, unhaltbar, vernichtet.

Dieses ist kürzlich der Sinn, den ich durch meine ganze Schrift habe suchen durchlaufen zu lassen.

Ich komme hernach zu dir. Lebe wohl!"

In innigster Verbindung blieb Knebel auch mit Herder, der ihn zur Darstellung seiner philosophischen und wissenschaftlichen Ansichten veranlaßte. Auf seinen Antrieb ließ er im Aprilhefte des „Merkur" seine Gedanken „über Polytheismus" ohne seinen Namen erscheinen.[1]) Schiller schreibt am 7. Mai an Körner: „In dem Aprilstück des „Merkur" ist nichts von mir (ich habe nicht Zeit gehabt), aber ein Aufsatz über Polytheismus, von Herrn von Knebel und Herder zusammengestoppelt, den meine „Götter Griechenland's" veranlaßt haben sollen. Du wirst selbst sehn, mit welchem Rechte dies gesagt werden kann." Demselben Jahre gehören auch die im dritten Band des „Nachlasses" mitgetheilten Aufsätze, „des Menschen Leben und Streben", „über die Nothwendigkeit der Bil-

---

1) Wieland fügte zum Titel hinzu: „Veranlaßt durch das Gedicht: „Die Götter Griechenland's", im letzten Stücke des T. M. (teutschen Merkur's"). In Knebel's ursprünglicher Darstellung, die beim Abdrucke im „Merkur" nur wenig verändert wurde, ist dieser Aufsatz im „Nachlaß" III, 183 ff. mitgetheilt.

dung des Menschen zur Intelligenz" und „Beiträge zur Intelligenz", an, die einen tiefen Ernst der Forschung bewahrheiten, wogegen die drei „Briefe populären Inhalts", welche uns einen schönen Blick in Knebel's allen staatlichen Mißbräuchen von Grund aus abholdes Gemüth thun lassen, in's vorhergehende Jahr fallen.

Um Mitte Mai kam Gleim nach Weimar, wo er diesmal nicht bei Wieland, sondern bei Herder wohnte. Bei dieser Gelegenheit konnte sich auch Knebel mehrfachen Einladungen nicht entziehen. So war er am 16. Mai mit Gleim, Herder, Wieland, Schiller u. a. bei Bertuch, am folgenden Abend bei Wieland.[1]) Bald darauf zog er sich, durch das böse Wetter und die Gesellschaft verstimmt, nach Jena zurück, von wo er sich dann brieflich mit Herder unterhielt. „Auf's beste danke ich Ihnen, Lieber," schreibt letzterer am 24. Mai[2]), „für Ihren unverhofften und desto angenehmern Brief. Ihre stille Selbstverbannung wußte ich schon von August (Herder's Sohn), der Sie gestern Morgen vergebens suchte, und traurig zurückkam, da er Sie nicht gefunden. Seit wir uns beim *ἀρχιποιητα* (Wieland) verließen[3]), ist mir's ziemlich schlecht ergangen. Freitag (den 22.) blieb Gleim bis zwei Uhr Nachmittags, da wir ihn halben Wegs bis Jena begleiteten; und so lange war mir's im Geräusch der Vergessenheit ziemlich. Der Abend kam, wie nach solchen Tagen ein Abend zu kommen pflegt, und dieser noch dazu mit Husten, Katarrh und allen Indispositionen, so daß ich gestern Nachmittag mich zu Bett legen mußte, welches mir eine wahre Einsargung ist. — Gehe es Ihnen dort glücklich! Ein Mensch unter den — in — (Jena)! Ihr Brief ist mir ein Herzenslabsal gewesen." — Knebel hatte ihm über Eichhorn's Unbehaglichkeit in Jena geschrieben. „Ich bin neugierig", bemerkt Herder, „was Eichhorn für Vorschläge hat. Der Zettel, den ich Ihnen wies, sagte es meinem Herzen, ob es gleich mein Mund nicht sagte. Lassen Sie ihn seine Eröffnung nicht aufschieben! mich stört nichts." Kurze Zeit darauf, in die ersten Tage des Juni, fällt der undatirte Brief Herder's („Nachlaß" II, 289 ff.), wo es heißt: „Sobald Dalberg (der Domherr Friedrich von Dalberg, der ihn schon Ende April zur Reise nach Italien eingeladen hatte[4]), herkommt, thue ich es Ihnen zu wissen, mein Herr und Freund; denn es ist billig und recht, daß Sie ihn sehen —, anbei Zeuge sind, was und wie es sich verhandelt. — Sie müssen aber zu uns kommen, alter Weiser, zumal da Dalberg in meinem Hause logirt. Ich bitte Sie sehr, und er wird sich Ihrer selbst freuen. Eichhorn

---

1) Vgl. Schiller's Briefwechsel mit Körner I, 294 ff.

2) Der undatirte Brief steht im „Nachlaß" an sehr ungehöriger Stelle, II, 237 f.

3) Wahrscheinlich hatte Wieland Gleim und seine Freunde nochmals auf den Abend vor seiner Abreise, auf den 21., zu sich eingeladen, so daß Knebel sich erst am Morgen des 22. entfernte.

4) Vgl. Herder-Album S. 23 ff.

ist mit seinem Geheimniß noch mäuschenstill; ich dachte, er würde mir auf Ihre Veranlassung, um welche ich Sie im letzten Briefe bat, etwas sagen. So fern und unvollkommen die Aussicht auch sein möge, so möchte ich doch gern wissen, wohin sie gerichtet ist. Legen Sie es ihm doch also nahe, daß er mir einigen Aufschluß gebe, wenn er's thun darf. Die Herzogin Mutter ist seit ein paar Tagen in Tiefurt. Wenn Sie zu uns kommen, wird's Ihnen jetzt besser gefallen, als in den abscheulichen Tagen, da Gleim hier war. Es ist jetzt, als ob's nicht dasselbe Land oder dieselbe Welt wäre. — Leben Sie wohl, menschenfreundlicher Timon, und bleiben uns auch mit saurer Miene gut, hold und treu, wie wir's Ihnen sind und bleiben. Goethe hat aus Bologna geschrieben; nichts Merkwürdiges, als daß er kommt."

Unterdessen hatte Goethe auch Knebel's, seines lieben Freundes und mineralogischen Genossen, wieder gedacht, an welchen er am 24. Mai von Mailand aus schreibt: „Manche Schuld, mein lieber Knebel, werde ich dir mündlich abzutragen haben; denn ich habe dir lange nicht geschrieben. In der letzten Römischen Zeit hatte ich nichts mehr zu sagen; es ging hart zu, da ich mich trennte. Nun wittere ich wieder Gebirgs- und Vaterlandsluft; da wird mir's denn, wo nicht besser, doch anders. Erst heute hat mich die Mineralogie wieder einmal angelächelt. Ich war beim Pater Pini, und sah seine bergkrystallisirten Feldspaths, und ward wieder einmal nach einem Stück Stein lüstern. Er hat mir einiges versprochen; es ist ein guter, behaglicher Mann. Nun habe ich eine schöne Reise vor mir. Auf Como, über den See nach Kleven, Chur und so weiter. Da wird auch manch Stück Granit betreten und wieder einmal geklopft werden. Ich kaufe hier einen Hammer und werde an den Felsen pochen, um des Todes Bitterkeit zu vertreiben.[1]) In Rom wurde kein Stein mehr angesehen, wenn er nicht gestaltet ist. Die Form hatte allen Antheil an der Materie verdrängt. Jetzt wird eine Krystallisation schon wieder wichtig, und ein unförmlicher Stein zu etwas. So hilft sich die menschliche Natur, wenn nicht zu helfen ist." Man fühlt hier den Schmerz über seine Trennung von Rom's Kunstschätzen leise nachklagen. „Ich höre von fern," fährt er fort, „und kann es ohne das vermuthen, daß mein „Egmont" in alle Welt ausgangen ist. Ich wünsche, daß er auch gedruckt meinen Freunden Freude mache, die ihm, da er als Manuskript kam, eine gute Aufnahme gönnten. Jetzt bin ich an einer sonderbaren Aufgabe, an „Tasso". Ich kann und darf nichts darüber sagen. Die ersten Akte müssen fast ganz aufgeopfert werden. Nun lebe wohl! Bald

1) „Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben", war eines der beliebtesten biblischen Sprichwörter Goethe's, wo von einer Unterhaltung, über die man etwas Unangenehmes vergessen will, die Rede war. Vgl. Riemer „Briefe von und an Goethe" S. 369.

werden wir uns wiedersehn. Ich bringe vieles mit, wenn ihr nur im Falle seid, es zu genießen. Liebe mich!"

Als Goethe am 18. Juni in Weimar anlangte, befand sich Knebel in Ilmenau, an welchen Herder vier Tage später, am Sonntag vor Johanni, schreibt: „Ueber Ihr Glück, einen alten Philosophen gefunden zu haben, seien Sie nicht zu stolz! denn Sie haben Ihren rückkommenden Freund durch die Reise geradezu verfehlt. Er ist seit dem 18. Abends um zehn Uhr mit dem Vollmonde hier, ist gesund und wohl, und hat uns schon tausend Dinge erzählt. Das hat Ihnen Ihr alter Philosoph schwerlich gesagt: doch bin ich auf ihn sehr lüstern. Mich dünkte sonst, ich kennete alle alten Philosophen an ihren Bärten. Diese Nacht gehen Diedens (Herr und Frau von Dieden, welche Goethe auch in Rom getroffen hatte) weg, und den 1. treffen die Gore's ein. Verlassen Sie also die Gebirge und kehren zur schönen Gesellschaft und zum Römer (Goethe) zurück. Das ist artiger und hübscher." Schon am 29. finden wir Knebel mit Goethe an der Hoftafel, dann am 2. 4. 5. 15. 16. 19 und weiter.[1]) Knebel nahm den rückkehrenden Freund mit innigster, von diesem herzlichst erwiederter Liebe auf. Herder trat am 6. August seine Reise nach Italien an[2]), die Herzogin Mutter am 15.; an demselben Tage schied Gore mit seinen Töchtern, um sich zunächst nach Dresden zu begeben. Knebel hatte schon vorher Weimar verlassen; denn in einem ungedruckten Billet des Herzogs an ihn vom 14. August heißt es: „Einiger kriegerischen Geschäfte wegen schicke ich heute den Geheimerath Schmidt und den Major Germar nach Jena. Sei so gut dem Schloßvogte zu sagen, daß er für diese beiden Quartier im Schlosse bereite, und für Licht und Betten sorge. Morgen früh komme ich um acht Uhr zu dir. Leb' wohl!" Von Jena aus begab Knebel sich nach Ilmenau, von wo er an Goethe meldete, er habe im stillen seinen Geburtstag gefeiert. „Ich danke dir für deinen Brief, und für die stille Feier meines Geburtstages", erwiedert dieser am 31. August.[3]) „Wir haben daran getanzt bis nach Mitternacht. Auch sind mir sonst allerlei freundliche Dinge begegnet, welche guten Augurii sind. Wir wollen der besten Hoffnungen leben. Fahre wohl einmal wieder in die Berge! Mir sind meine vulkanischen

---

1) Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 301.

2) Knebel schrieb am 30. Juli ein Weihegedicht in Hendekasyllaben in ein weißes Buch Papier, das Herder mitnahm. Vgl. Erinnerungen aus Herder's Leben II, 240 f. Knebel's „Nachlaß" I, 40. Kurz vor der Abreise richtete Herder an Knebel folgende undatirte Zeilen („Nachlaß II, 313): „Hier sind, lieber Knebel, die Aufsätze außer dem letzten, den ich mitnehme und von Nürnberg wiederschicke (vgl. „Nachlaß" II, 244). Wollen Sie mir noch ein Andenken geben, so schicken Sie mir Ihr Bambusstöckchen; ich bringe es Ihnen wieder und was Hübsches mit. Ich sehe Sie noch." Vgl. auch die Briefe Herder's und des Herzogs im „Herder-Album" S. 26.

3) Bei Guhrauer (I, 102) ist der Brief nach Riemer drei Jahre zu spät gesetzt.

Sachen angekommen und einiges Erfreuliche aus Sizilien, besonders eine Schwerspathdruse von der ersten Schönheit. Mit dem Herzog geht es recht gut, das heißt, die Wunde bessert sich merklich. Wenn er Geduld hat auszuharren, so wird er bald kurirt sein.[1]) Lebe wohl! gedenke mein!" Knebel kehrte wohl am letzten August nach Jena zurück. Gleich darauf, am 2. September, schreibt ihm Goethe, der durch ihn ein Buch von der Jenaer Bibliothek zu erhalten wünscht: „Du bist wieder zu Hause angekommen, wozu ich Glück wünsche. — Ich habe wieder einen schönen geschnittenen Stein von Rom erhalten."[2]) Knebel war unterdeß durch einen sehr lieben Brief Herder's aus seiner Heimat Ansbach erfreut worden. „Ihre Frau Mutter", schrieb dieser, „ist eine so brave Frau, daß sie so tolle und gute Söhne zu haben verdient; Ihre Schwester ist ein in ihrer Art einziges, zartes Wesen. Mir war beim ersten Anblick, als ob ich sie schon einmal gekannt hätte, und nur nicht hinzubringen wüßte; von Stunde zu Stunde ward sie es immer mehr. Ein sonderbar schüchternes Täubchen an Bescheidenheit, Güte und wunderbarer Zartheit der Seele.[3]) Alles hängt an Ihnen, lieber alter Mönch, zumal Ihre Schwester, und ich kann Ihnen nichts Bessers wünschen, als im Kreise Ihrer Familie einmal die Tage leben zu können, die Ihr Herz wünscht und auf die Ihre Seele feuert (?). Ich für mich danke Ihnen tausendmal, daß Sie mir diesen Zutritt und gütige Aufnahme, über die ich ganz beschämt bin, verschafft haben; Sie selbst kenne ich jetzt viel besser, d. i. erklärbarer, als ich sie bisher kannte. — Leben Sie wohl, lieber Guter, und denken an mich zuweilen mit Güte und Freundschaft! In der Entfernung seid ihr mir alle viel näher, als ihr mir in der Thüringischen Atmosphäre waret: ich rücke euch aus dem dortigen Nebel, und ihr seid andere Gestalten. Ich hoffe auch eine dergleichen zu werden." Schon von Nürnberg aus hatte er Knebel durch seine Gattin für die dortigen Empfehlungen danken lassen.[4])

Im September besucht Goethe Rudolstadt und Gotha; am 18. ist er mit dem Herzog von Gotha an der Hoftafel zu Weimar. Zwei Tage darauf kündigt er Knebel an, daß er am nächsten Dinstag, den 23., mit einigen kleinen Freunden, unter welchen sich der fünf Jahre alte Erbprinz befand, bei ihm eintreffen werde, und er bittet um ein frugales Mahl. „Wäre dir's ungelegen", fügt er hinzu, „so schreibe mir; fiele mir etwas vor, so ließe ich's Montags sagen. Ich hoffe, das Wetter soll sich erholen. In Gotha ist mir's recht wohl gegangen, und ich kann in mehr

1) Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 306.

2) „Von Rom habe ich eine sehr schöne Muse in einen Sardonyx geschnitten erhalten", meldet er schon am 31. August der Frau von Stein.

3) Vgl. Herder's Brief an seine Gattin in den „Erinnerungen aus Herder's Leben" II, 259 f.

4) Vgl. „Erinnerungen aus Herder's Leben" II, 252 ff.

als einem Betracht von meinem Aufenthalte zufrieden sein." Am 1. Oktober dankt er Knebel für sein Andenken und die geschickten Früchte; „aus seinem Garten" sendet er ihm „Künstlers Apotheose", das im achten Bande der Werke erschien, nebst dem schon früher gedruckten „Künstlers Erdenwallen". Zugleich meldet er, daß er eifrig am „Tasso" sei, und er verspricht ihm einen baldigen Besuch, weshalb er sich nach dem Anfange der Weinlese erkundigt. Am 11. Oktober schreibt er: „Wahrscheinlich, mein Lieber, komme ich Dinstag oder Mittwoch (den 14. oder 15.) zu dir; ich habe einiges drüben zu thun. — Es soll mich freuen, wenn die Weinlese schön Wetter hat. — Vielleicht bring' ich den Prinzen zur Weinlese." Knebel scheint ihn um Spallanzani's: Viaggi alle due Sicilie e in alcune parti degli Apennini gebeten zu haben; aber Goethe kann ihm nur eine andere Schrift von Spallanzani senden. „Es ist mir sehr lieb", bemerkt er, „daß dir mein kleines Gedicht („Künstlers Apotheose") gefallen hat. „Tasso" rückt nur langsam. An natürliche Gegenstände wird nur selten gedacht, die Kunst steht auch fast stille." Am 21. Oktober finden wir ihn wieder zu Weimar an der Hoftafel. Gleich nach seiner Rückkehr schreibt er an Knebel das undatirte Billet (Guhrauer II, 411): „Ich bin wohl angelangt und habe alles wohl, außer die Fenster (des Gartenhauses?) zerschlagen, gefunden. Ich danke dir für alles Gute. Leider sehe ich beim Auspacken meiner Papiere', daß mir die famosen Popinen[1]) fehlen. Wahrscheinlich habe ich sie auf deinem Tisch liegen lassen. Bringe sie mir mit, und schreibe mir das Gedicht, ich bitte dich, nicht ab! Du sollst auch bald wieder etwas Neues hören. Lebe wohl und komme bald!" Auf Knebel's Antwort erwiedert er am 25. Oktober: „Wofür du dankst, lieber Bruder, habe ich zu danken. Glaube mir, daß ich deine Liebe und Freundschaft erkenne. Ich bin hier fast ganz allein. Jedermann findet seine Konvenienz, sich zu isoliren, und mir geht es nun gar, wie dem Epimenides nach seinem Erwachen. — Es hat mich gereut, daß ich von dir gegangen bin; wir waren auf guten Wegen. Ich wünsche, daß du in Jena sein mögest, wenn ich meinen anatomischen Kurs antrete." Doch erst am 9. November kam er wirklich herüber, um wohl acht Tage zu bleiben. „Ich will", schrieb er, als er am 8. Knebel seine Ankunft meldete, „die Myologie nochmals angreifen, und sehn, ob ich Bresche schießen und sie mit Sturm erobern kann. Ich freue mich auf unser stilles Zusammensein." Daß es aber neben dem „anatomischen Kurs" nicht an mancherlei sonstigen Unterhaltungen fehlte, zeigt die Aeußerung in einem von diesem Jahre datirten Briefe an Fritz von Stein: „Herr von Knebel grüßt dich, und will sehn, daß er dir einen solchen

---

1) Ohne Zweifel ist die fünfzehnte der Römischen Elegien, wenn nicht eine verloren gegangene Elegie über die Popinen gemeint.

Hausrath verschaffen kann, wie du ihn brauchst. Ich habe mich recht wohl befunden; auf dem Balle habe ich viel getanzt, bin in Lobeda und Drackendorf (bei der Familie von Ziegesar) gewesen, vorgestern bei Griesbach zum Abendessen, gestern im Konzert, und so geht es immer fort. Du siehst, daß Jena zum lustigen Leben inspirirt. Das Fegefeuer von der andern Seite wird auch immer gräulicher. Sage deiner Mutter, daß ich viel lerne und viel denke. Mit Knebel wird viel geschwatzt, und er muntert mich auf, manches niederzuschreiben. Was meine Tugend betrifft, so kann ich mich nur italiänisch ausdrücken: Crescono le mie virtute, ma la mia virtù cala." Und am 18. November meldet er demselben jungen Freunde: „Zur Nachricht dient, mein lieber Fritz, daß ich Freitag (den 21.) Abends noch zum Balle komme. Es geht mir recht wohl, und ich bin sehr fleißig. Von der Muskellehre habe ich lange nicht, was ich wünsche, auffassen können; man schießt eine solche Wissenschaft nicht im Fluge. Indessen ist sie doch einmal in der Ordnung durchgehört, und der Himmel wird weiter helfen. Zugleich habe ich die Münzwissenschaft angefangen näher zu betrachten, ein Feld, das von jenem sehr weit abzuliegen scheint. — Ich lege dir das Portrait einer Schönen, nach der Natur gezeichnet, bei." Goethe scheint seinen Jenaer Freund mit nach Weimar gebracht zu haben, wenigstens war er mit diesem am 24. bei der Hoftafel. Am 30. ging er mit dem Herzog nach Gotha. Knebel kehrte wohl nach Jena zurück, kam aber im Dezember wieder nach Weimar, wo wir ihn am 6. mit Goethe an der Hoftafel finden. Der Herzog schreibt ihm am 11.[1]: „Aus beiliegendem wirst du sehn, was für Effekt unser gestriger ausgespendeter Pisporter gemacht hat, was für Schwierigkeit sich entgegengestellt, wie solche überwunden worden. Für den Streusand danke ich: nun schaffe ich mir noch buntes Papier und ein niedliches Siegel an; denn dieses alles giebt wirklich etwas Geruch von der Urbanität, von der Wieland meint, die ihm bei seiner Lucianischen Uebersetzung unter den Händen verraucht seie. — Leb' wohl, und nimm den außerordentlichen Effekt des Werther'schen Mittagessens als ein gutes Omen!" Um diese Zeit befand sich Moritz zu Weimar, den Goethe in Italien sehr gefördert hatte; seine unbeschränkte Verehrung für Goethe wird Knebel freilich als Uebertreibung erkannt haben, aber er mußte doch dem enthusiastischen, rein und lebhaft empfindenden Manne von Herzen gut werden. Unterdessen hatte ihn ein Brief von der Herzogin Amalia aus Rom erfreut, wie bald darauf Einsiedel's und Herder's Stimmen sich freundlich von derselben einst weltgebietenden Stadt vernehmen ließen. Letzterer mahnte ihn: „Leben Sie wohl, liebe Seele, und vor allen Dingen, alter Philosoph, lebe heiter! Heiterkeit ist das höchste Gut

---

1) „Nachlaß" I, 125. Ueber das richtige Datum vgl. oben S. 359 Note 3.

des Lebens, und nur Gleichmüthig- und Gleichgültigkeit vermögen uns sie zu geben. Nur ein Hirtenknabe theilt den Apfel der Schönheit aus, und die nackteste Schönheit empfängt ihn."

Am Abend des 22. Dezember finden wir Knebel wieder bei Hof. Zwei Tage später schreibt der Herzog an Herder in Rom [1]): „Knebel hat das Glück, das Ungemach der Jahreszeit über den Zorn zu vergessen, welchen bei ihm die Heirat des Kammerherrn von W..... (Werther) mit der mittelsten Fräulein von Z....... (Ziegesar) erweckt." Vor Ende des Jahres kehrte Knebel wohl nach Jena zurück, wohin ihm Goethe am 5. Januar bei Uebersendung von Büchern und versprochenen Kupferstichen schreibt: „Ich habe einige Tage das Zimmer, ja sogar das Bett hüten müssen. Du erhältst also später ein Wort auf deinen Trauerbrief. Der gute Wiedeburg [2]) hat mich sehr gedauert, mehr daß er des Lebens nicht sonderlich froh ward, als daß er gestorben ist. — Komm' doch bald wieder! Du wirst doch nicht den 12. hujus in Jena zubringen wollen? [3]) Moritz grüßt. Er lehrt den Herzog Englisch; es geht unglaublich schnell." Ende Januar war Knebel wieder in Weimar, wo wir ihn am 27. und 29. an der Hoftafel finden, und auch am Geburtstage der Herzogin, am 30., wird er nicht bei Hofe gefehlt haben. Am 1. Februar reiste der Herzog mit Moritz nach Berlin, wo er dessen Wiedereintritt in die beim Antritte der italiänischen Reise aufgegebene Stelle erwirkte. Um diese Zeit hatte Goethe ganz wider alles Erwarten Knebel's Unmuth durch die Veröffentlichung eines ursprünglich an diesen gerichteten Briefes im Februarhefte des „Merkur" erregt, den er am 28. Januar durch folgendes, sein Herz ehrendes, das überzarte Gefühl des Freundes schonendes Schreiben zu beschwichtigen suchte: „Ich habe an dir bemerkt, und habe durch Moritz ausführlicher gehört, daß du über den Brief im „Merkur" böse bist. Hätte ich vermuthet, dich dadurch verletzen zu können, so würdest du ihn weder gedruckt sehn, noch würde ich schriftlich oder mündlich dieser Sache weiter erwähnt haben. Gegenwärtig kann ich nichts weiter sagen, als daß ich's ernst und aufrichtig gemeint habe, daß meine Absicht war, einen Grundstein zu künftigem gemeinschaftlichen Bau manches wissenschaftlichen Denkmals zu setzen. Gelingt das nicht, und wir stehen in Prinzipien zu weit auseinander, so ist es ja besser, es behandelt

---

1) Vgl. Herder-Album S. 32.

2) Johann Ernst Basilius Wiedeburg, Professor der Philosophie zu Jena, geboren den 24. Juni 1733, starb am 1. Januar 1789. Vor zwei Jahren hatte sich Goethe von ihm die Algebra vortragen lassen. Vgl. Briefe an Frau von Stein III. 259 ff. Von Rom aus hatte er auch ihn gegrüßt.

3) Die vorschwebende Beziehung ist mir unklar. Auf den 12. Januar fällt der Tag des heiligen Reinhold. Man könnte eine Beziehung auf den Philosophen Reinhold vermuthen, mit welchem Knebel nicht zum besten stehn mochte, aber die Wahrscheinlichkeit einer solchen Vermuthung wäre nichts weniger als hoch anzuschlagen.

jeder die Sache auf seine Weise, als daß wir uns einander immer anzuähnlichen suchen, und uns dann am meisten entfernt finden, wo wir uns eben zu begegnen glaubten. Es ist mir sehr Ernst in allem, was die großen ewigen Verhältnisse der Natur betrifft, und meine Freunde sollten über die Art, wie ich meine Erkenntnisse manchmal mittheile, einigermaßen nachsichtig werden. Was übrigens in diesem Falle zu entschuldigen und zurechtzulegen ist, das überlasse ich deinem freundschaftlichen Herzen, das das Beste dabei thun muß."

Der als neunter Artikel der „Auszüge aus einem Reise-Journal" (vgl. oben S. 360 f.) unter der Ueberschrift „Naturlehre" mitgetheilte, für Goethe's Naturansicht höchst wichtige, bisher weder in die Werke, noch in eine Briefsammlung aufgenommene Brief lautet also:

„Neapel, 10. Jan. 178..

Wenn ich in diesem schönen Lande selbst mitten im Winter eines heitern Himmels, einer schönen Erde, einer fortgesetzten Vegetation genieße, so freut es mich, daß meine Freunde im Norden durch andere Naturerscheinungen wenigstens einigermaßen schadlos gehalten werden. Sie rühmen mir, theurer Freund, die Schönheit Ihrer gefrorenen Fensterscheiben, und können mir nicht genug ausdrücken, wie diese vorübergehenden Erscheinungen sich bei strenger anhaltender Kälte und bei dem Zuflusse von mancherlei Dünsten zu Blättern, Zweigen, Ranken, ja sogar zu Rosen bilden. Sie schicken mir einige Zeichnungen, die mich an das Schönste, was ich in dieser Art gesehen, erinnern, und durch die besondere Zierlichkeit der Gestalten in Verwunderung setzen. Nur scheinen Sie mir diesen Wirkungen der Natur zu viel Werth zu geben; Sie möchten gern diese Krystallisation zum Range der Vegetabilien erheben. Das, was Sie für Ihre Meinung anführen, ist sinnreich genug, und wer würde läugnen, daß alle existirenden Dinge unter sich Verhältnisse haben? Aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß diese Art, zu betrachten und aus den Betrachtungen zu folgern, für uns Menschen gefährlich ist. Wir sollten, dünkt mich, immer mehr beobachten, worin sich die Dinge, zu deren Erkenntniß wir gelangen mögen, voneinander unterscheiden, als wodurch sie einander gleichen. Das Unterscheiden ist schwerer, mühsamer, als das Aehnlichfinden, und wenn man recht gut unterschieden hat, so vergleichen sich alsdann die Gegenstände von selbst. Fängt man damit an, die Sachen gleich oder ähnlich zu finden, so kommt man leicht in den Fall, seiner Hypothese oder Vorstellungsart zulieb Bestimmungen zu übersehen, wodurch sich die Dinge sehr voneinander unterscheiden. Verzeihen Sie mir, wenn ich in einen dogmatischen Ton falle, und nehmen Sie den Ernst in einer ernstlichen Sache gut auf! Das Leben, das in allen existirenden Dingen wirkt, können wir uns weder in seinem Anfange, noch in allen seinen Arten und Weisen, durch welche es sich offenbart, auf einmal denken. Es bleibt also

einem Geiste, der dahin gerichtet ist, nichts übrig, als eben diese Arten und Weisen so genau, als es ihm möglich ist, kennen zu lernen. Er sieht wohl ein, daß er alle zusammen einem einzigen Begriffe, dem Begriffe vom Leben im weitesten Sinne, unterzuordnen habe; aber eben desto sorgfältiger wird er die Gegenstände voneinander sondern, in welchen sich die Art zu sein und zu leben verschieden zeigt. Er wird mit Strenge, ja mit Pedantismus darauf halten, daß die großen eingeschlagenen Merkpfähle nicht verrückt werden, welche, wenn sie auch nur willkürlich eingeschlagen waren, ihm doch dazu helfen müssen, das Land zu messen und auf das genaueste zu kennen. Er wird die drei großen in die Augen fallenden Gipfel, Krystallisation, Vegetation und animalische Organisation, niemals einander zu nähern suchen, vielmehr wird er nur ihre Zwischenräume genau zu kennen trachten, und mit großem Interesse an dem Punkt verweilen, wo die verschiedenen Reiche zusammentreffen und ineinander überzugehn scheinen. Dieses Letztere mag wohl Ihr besonderer Fall sein, werther Freund, und ich darf Sie deshalb nicht tadeln, weil ich mich selbst in diesen Gegenden oft aufgehalten, und noch gern darin verweile. Nur mag ich nicht gern zugeben, daß man zwei Berge, welche durch ein Thal verbunden werden, für einen Berg ausgebe; denn eben so ist es in natürlichen Dingen: die Gipfel der Reiche der Natur sind verschieden voneinander getrennt, und auf das deutlichste zu unterscheiden. Ein Salz ist kein Baum, ein Baum kein Thier; hier können wir die Pfähle feststecken, wo uns die Natur den Platz selbst angewiesen hat. Wir können sodann nur desto sicherer von diesen Höhen in ihre gemeinschaftlichen Thäler heruntersteigen, und auch diese recht genau durchsuchen und durchforschen. So habe ich nichts dagegen, mein Freund, wenn Sie diese Beobachtungen, worauf Sie die Winterzierde Ihrer Fenster aufmerksam gemacht, weiter und genauer fortsetzen; geben Sie Acht, wo Krystallisationen sich einer Ramifikation nähern, und Sie werden finden, daß es gewöhnlich dann geschieht, wenn sich ein Phlogiston zu den Salzen mischt. Sie werden alsdann durch Hülfe kleiner chymischer Versuche angenehme Erfahrungen sammeln. Sie werden von den gefrorenen Erscheinungen nach und nach bis zur künstlichen Verfertigung der Dendriten übergehn, und alsdann mich selbst überraschen und belehren, wenn Sie mir den Punkt genau anzeigen, wo Sie auf diesem Wege das ganz nah verwandt scheinende Moos zu erhaschen das Glück hatten. Uebrigens lassen Sie uns für alle Kunstwörter einen gleichen Respekt haben! Jedes zeigt von der Bemühung des Menschengeistes, etwas Unbegreifliches zu begreifen. Lassen Sie uns die Worte Aggregation, Krystallisation, Epigenese, Evolution nach unserer Bequemlichkeit brauchen, je nachdem eins oder das andere zu unseren Beobachtungen am besten zu passen scheint. Da wir nicht mit wenig viel thun können, so muß es uns nicht verdrießen, mit vielem wenig zu thun, und wenn der Mensch

nicht einmal die ganze Natur in einem dunklen Gefühl umfassen kann, so kann er doch vieles in ihr erkennen und wissen. Die Wissenschaft ist eigentlich das Vorrecht des Menschen, und wenn er durch sie immer wieder auf den großen Begriff geleitet wird, daß das All nur ein harmonisches Eins, und er doch auch wieder ein harmonisches Eins sei, so wird dieser große Begriff weit reicher und voller in ihm stehn, als wenn er in einem bequemen Mystizismus ruhte, der seine Armuth gern in einer respektabeln Dunkelheit verbirgt."

Dieser Brief mag im einzelnen manche Veränderungen erlitten haben, wie schon die Anrede „lieber Bruder" oder „lieber Knebel" gelautet haben wird. Das Datum selbst ist offenbar irrig, da Goethe im Januar sich gar nicht zu Neapel befand; der Brief ward wohl am 10. März 1787 geschrieben, von welchem Tage auch ein Brief an Fritz von Stein erhalten ist. Goethe hatte, als er den Brief schrieb, das Geheimniß der Pflanzenorganisation noch nicht entdeckt, welches ihm erst zu Palermo aufgehn sollte; aber schon längst, besonders seit dem schnellen Uebergang über die Alpen, wo ihm die reiche Fülle einer ganz fremden Vegetation entgegentrat, die den Wunsch nach Indiens üppiger Pflanzenpracht in ihm aufregte, hatte er sich entschieden zur Pflanzenwelt hingewandt. Von Rom aus hatte er an Knebel geschrieben (I, 77): „Ich habe schon recht artige, in's allgemeine gehende (botanische) Bemerkungen gemacht, die auch dir in der Folge angenehm sein werden." Mineralogische und osteologische Studien hatte er eine Reihe von Jahren ernstlich betrieben, und sich ganz in sie hineingelebt. Je mehr sich aber seine Ansichten von der Natur aufgeklärt, seine Begriffe sich gereinigt hatten, um so lebhafter mußte er auf die Scheidung der verschiedenen Organisationen dringen, wovon unser Brief ein bedeutsames Zeugniß gibt, in welchem dieses leidenschaftliche Sonderungsstreben ihn fast zu einer Verletzung des eben so geliebten, als in den Grundanschauungen mit ihm einigen tiefblickenden Freundes verleitet; indessen dürfte der Brief ursprünglich weniger scharf gefaßt gewesen sein. Knebel zu Gefallen scheint Goethe selbst eine Erwiederung auf diesen Brief entworfen zu haben, in welcher der angegriffene Freund die ihm zugeschriebene Vermischung verschiedener Organisationen von sich abweist; denn die im Märzhefte des „Merkur" erschienene, früher nicht beabsichtigte „Antwort" dürfte den Charakter von Goethe's Darstellung ganz entschieden an sich tragen, und möchte auch nicht zu bezweifeln stehn, daß Knebel dem Freunde auf jenen ursprünglichen Brief geantwortet haben werde, so dürfte eine so eingehende, nach allen Seiten deckende und abwehrende Erwiederung ihm doch fern gelegen haben. Goethe aber wollte den Freund, den es verletzt hatte, daß ein solcher Brief, in welchem er, als Vertreter einer ihm eigentlich fremden Vermischung, eines Bessern belehrt werden sollte, zur Oeffentlichkeit gelangt war — er wollte den Freund in jeder Beziehung zufrieden stellen, und

so ließ er folgende Antwort erscheinen, deren Mittheilung wir uns, da sie ganz in Vergessenheit gerathen und für Goethe's Willfährigkeit gegen Knebel höchst bezeichnend ist, hier nicht versagen dürfen:

„Ein lauer Wind hatte schon unsere reizenden Wintergärten aufgelöst, als Ihr Brief ankam, der uns beinahe der Freuden, welche wir im Andenken der zierlichen Erscheinungen empfanden, gleichfalls beraubt hätte. Verzeihen Sie, wenn wir anfangs in Ihrem Schreiben den Uebermuth eines Reichen zu sehn glaubten, wenn es uns schien, als wüßte der Glückliche im Genuß der schönsten Szenen der Natur das Vergnügen entfernter Freunde an den mittleren und geringeren Produktionen der Natur nicht zart genug zu schätzen. Bei dieser Gelegenheit habe ich recht empfunden, wie viel vortheilhafter es sei, sich über wissenschaftliche Gegenstände mündlich, als schriftlich zu unterhalten. In der Entfernung und bei schriftlicher Kommunikation glaubt man oft anders zu denken, als der zweite, und man denkt eben so; man glaubt überein zu denken, und denkt verschieden. Im Gespräche löst sich ein solches Mißverständniß leicht auf; schriftlich fängt es an zu stocken, und leider sehen wir, daß oft kluge und verständige Männer, wenn einmal ihre Abweichungen voneinander gedruckt sind, sich fast nie wieder zusammenfinden können. Glücklicherweise sind wir nicht in diesem Fall, und ich schreibe diesen Brief eilig, um Ihnen zu sagen, daß wir übereinstimmender denken, als Sie zu glauben scheinen, und ich mich nur vielleicht in meinem ersten Briefe zu kurz und unbestimmt ausgedrückt habe, daher Sie denn auf den Argwohn gekommen sein mögen, als wichen wir von dem rechten Wege der Betrachtung und der Wissenschaft ab. Wir müssen Ihnen leider zugeben, daß es eine ganz andere Empfindung sei, durch einen Orangenwald in vollem und dauerndem Genusse zu spazieren, als hinter einer Fensterscheibe augenblicklichen und vergänglichen Wirkungen der Natur aufzulauern. Auch haben wir nie unsere durchsichtigen Eisflächen zum Range der hesperischen Gärten erheben wollen. Allein dem anschauenden Auge ist es eine sonderbare Erscheinung, daß, wenn bei strengem Froste sich Dünste an eine Fensterscheibe anlegen, sie sich daselbst zuerst in kleinen Wasserkügelchen sammeln, die bald, von der am Rande befindlichen größern Kälte zusammengedrängt, sich näher zu verbinden suchen. Manche schießen alsdann sogleich in sternförmige oder andere Gestalten an, manche bilden sich zu langen Fäden oder Schnüren, an deren beiden Seiten sich nach und nach neue Fäden und Schnüre ansetzen, bis zuletzt eine förmliche pflanzen- oder baumartige Gestalt entsteht. Gewiß ist es, wie Sie selbst bemerken, daß das Phlogiston hier keine geringe Rolle spielt. An Orten, wo sich mehrere unreine und phlogistische Dünste versammeln, breiten sich diese Gestalten in zusammenhängenden Formen stets weiter auseinander; es bilden sich in der Mitte gleichsam Stiele und Stämme; aus den tiefen Hohlungen eines Fensterrahmens scheinen sie Nahrung

herbeizuschaffen, und breiten sich daselbst in wurzelähnlichen Ramifikationen aus. Wenn auch hier die Einbildungskraft dem äußern Sinne in manchem zu Hülfe käme, so ist doch nicht zu läugnen, daß diese Gestalten, welche sich, von außen veranlaßt, auf einer Fläche bilden, große Aehnlichkeit, wenigstens in der Erscheinung, mit den Vegetationen haben, welche sich von innen heraus nach allen Seiten zu bilden die Kraft besitzen. Gern wollen wir also jene Gipfel und Merkpfähle stehn lassen, aber um desto mehr wird es uns erlaubt sein, wenn wir streng geschieden und abgesondert haben, auch wieder einmal zu vergleichen. Wenn beim Trennen und Absondern großer Ernst und große Genauigkeit nöthig ist, und es zum Besten der Wissenschaft sehr räthlich sein möchte, das einmal Abgetrennte und Gesonderte in Lehrbüchern, gleichsam wie in Archiven, stehn zu lassen, so scheint es mir hingegen nicht nachtheilig zu sein, wenn man in Vergleichen mehr Willkür erlaubt. Sie gönnen verschiedenen Kunstwörtern gleiche Rechte. Auf gleiche Weise lassen Sie mich den verschiedenen Seelenkräften das Wort reden! Wie es gut ist, keine Seelenkraft vom Gebrauch des gemeinen Lebens auszuschließen, so sollte man, dünkt mich, auch jede zu Ausbreitung einer Wissenschaft mitwirken lassen. Einbildungskraft und Witz, welche, abgesondert betrachtet und auf zerstreute Gegenstände angewandt, einer Wissenschaft mehr gefährlich, als nützlich sein möchten, sind doch selbst die Hauptwerkzeuge, womit das Genie weiter reicht, als gewöhnlich die Menschen zu reichen vermögen. Wenn es also Männer gibt, die recht genaue Beobachtungen machen, andere, welche das Erkannte ordnen und bestimmen, und wir es mit den Arbeiten dieser Männer sehr genau nehmen müssen, weil sie selbst ein sehr ernsthaftes Pensum übernommen haben, so wollen wir es mit der dritten Klasse desto leichter nehmen, zu welcher sich vorerst Ihre Freunde bekennen, die Ihnen zusammen einen herzlichen Gruß entbieten. Leben Sie wohl, und bleiben Sie versichert, daß es uns gleichfalls Ernst um die Wissenschaft ist, die Ihnen am Herzen liegt, und wenn Sie uns recht gute Beobachtungen zurückbringen, so werden Sie unsere Versuche, das Neue mit dem uns Bekannten zu verbinden, gewiß nicht mißdeuten, und wir werden, wenn unsere Gemüthsart uns gar zu weit verleiten sollte, gern auf einen Wink merken, der uns in Zeiten erinnert."

In den folgenden Monaten des Jahres 1789 finden wir Goethe mit Knebel mehrfach an der Hoftafel, nämlich am 27. Februar, am 7. 16. 17. 18. März, am 14. und 16. April, und — denn eine derartige Erwähnung aus dem Mai fehlt uns — am 6. Juni. Anfangs Juli schreibt Goethe dem Freunde: „Ich hoffte dich neulich (in Jena) zu sehn; das böse Wetter hielt mich ab. Wie lebst du? Schwerlich hast du dich der vergangenen Tage gefreut. Ich habe sie genutzt, so gut, wie möglich, und „Tasso" steht nun auf dem Punkt, fertig zu werden. Die drei ersten Akte schicke ich dir hof-

fentlich noch diese Woche, und komme vielleicht Sonnabends mit den beiden anderen nach.[1]) Ungefähr vier, fünf Tage möchte ich bei dir bleiben und der Zeit genießen, wenn sie freundlich ist. In meiner Stille bin ich ganz zufrieden; ich habe mir auf ein Jahr Arbeit schon bestimmt; wir werden sehn, wie weit wir kommen. Lebe indessen wohl, und schreibe mir, ob ich dir gelegen komme. Morgen erwarten wir Frau von Stein (aus dem Bade)." Am 9. Juli kehrte Herder von seiner italiänischen Reise zurück. Goethe befand sich gleich am folgenden Tage bei der Hoftafel. Knebel wird auch bald darauf nach Weimar gekommen sein, welches Goethe am 23. verließ, um sich mit dem Erbprinzen zum Herzoge nach Eisenach zu begeben. Am 17. August kam der Herzog nach Weimar, und gleich am folgenden Tage finden wir Goethe, Herder und Knebel an der Hoftafel, wo sie von da an bis zum 9. September mehrfach erscheinen. Aber Knebel dürfte sich darauf, von hypochondrischen Grillen und selbstquälerischen Gedanken verfolgt, wieder nach Ilmenau zurückgezogen haben. Wahrscheinlich war es damals, daß er zu einer Stelle (bei der Universität?) in Jena befördert zu werden wünschte, worauf aber weder Goethe noch der Herzog eingehn konnte, theils der bestehenden Verhältnisse wegen, theils weil sie Knebel's Unfähigkeit, sich einer streng geordneten Thätigkeit zu widmen, seine Reizbarkeit und Launenhaftigkeit wohl kannten. Dieser aber ward darüber äußerst mißmuthig. „Sehr angenehm war mir, lieber Alter, wieder einmal Ihre Hand zu sehn", schreibt ihm Herder am 10. Oktober; „o wie weit sind wir auseinander, wie still und schweigend! Eben so freute mich auch Ihres Bruders herzlicher, muthiger Brief; grüßen Sie ihn auf's beste. Der Himmel gebe ihm eine glückliche Reise! Fällt mir noch etwas ein, was ich nach Rom oder Neapel bestellen könnte, so soll's bald zu ihm hinüber.[2]) Seit ehegestern ist der Herzog und die Herzogin hier[3]); Goethe ist heut sogleich wieder nach Leipzig gereist. Die Gore's sind während der Abwesenheit des Hofes durchgegangen, so auch der Bischof von Derby. — Und was machen Sie? Kein Wort in Ihrem Briefe darüber. Muntern Sie sich auf, Lieber! wir selbst müssen uns Muth geben und

---

1) Der Brief trägt das Datum des 4. Juli; da aber in diesem Jahre der 4. Juli selbst ein Sonnabend war, so dürfte statt 4 wohl 5 zu lesen sein. An demselben Tage, wohl am Nachmittage, beendigte Goethe den „Tasso" nach einer Angabe in Riemer's Nachlaß, bei einem zufälligen Aufenthalt zu Belvedere (B. 24, 300).

2) Knebel's Bruder Max, der Rittmeister zu Ansbach war, machte die Reise in Begleitung des Markgrafen und der diesen beherrschenden bekannten Lady Craven. Der Markgraf gab ihm eine beträchtliche Geldsumme zu seiner Equipirung und einen Karolin Diäten täglich. Vgl. Knebel's „Nachlaß" I, XLIV.

3) Goethe war am 28. September mit der Herzogin nach Aschersleben gegangen, von wo sie am 8. Oktober mit dem Herzog zurückkehrten. Vgl. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 316.

erwärmen. — Leben Sie wohl, lieber Bruder Kahlkopf! Gott weiß, wie oft ich an Sie denke. Leben Sie bestens wohl!"

Welchen traurigen Gedanken sich Knebel damals hingab, zeigt der herrliche Brief des Herzogs an ihn vom 15. Oktober. Da der Herzog durch einige traurige Fälle veranlaßt worden war, mehreren seiner Beamten eine ordentliche Oekonomie anzuempfehlen, so hatte man Knebel hinterbracht, dieser habe auch gegen seine häusliche Ordnung Verdacht geäußert, wodurch er denn wieder auf den trüben Gedanken gebracht wurde, er müsse den Weimarischen Dienst verlassen, in welchem er, ohne irgend eine förderliche Leistung, dem Lande nur zur Last sei. „Würde ich für nöthig gehalten haben, genauere Aufmerksamkeit auf deine Oekonomie zu richten", schreibt er, „so hätte ich mich gewiß des einfachen Mittels bedient, dir geradezu meine Besorglichkeit selbst zu eröffnen; ich wußte aber, daß du mit deiner mäßigen Einnahme leidlich auszukommen verstehst und dir keine lästigen Verbindlichkeiten aufladest. Ich begreife daher nicht, durch wen, auf was Art und warum dir ist glauben gemacht worden, ich setzte einiges Mißtrauen in deine Häuslichkeit, und weswegen du so leicht einen verhaßten Werth auf einen vielleicht ganz müßigen Diskurs eines dritten gelegt hast, welcher dir nun scheinen macht, dein hiesiges Verhältniß sei verdorben, und du müssest wo anders Zufriedenheit suchen. Ich glaube, dergleichen Mißverständnisse entstehen daher, weil du öfters eine Gesellschaft vermeidest, wo du gern gesehen bist, und in welcher sich jedes Mitglied derselben bemühete, dich so oft zu besitzen, als es nur möglich war. Ich vermag nicht zu läugnen, daß es mir oft leid that, da ich sah, du suchtest andere Wege zur Zufriedenheit, als die des freundschaftlichen Umgangs, welchen wir, deine hiesigen Freunde, dir so dringend anboten, und die neue Beharrlichkeit, den Zirkel guter Gesellschaft, dessen wir hier genießen, durch deine Abwesenheit verkleinern zu wollen, ist eben kein mir sehr lieber Entschluß. Da du aber eine Reise für nöthig hältst, um dich aufzumuntern, so will ich dir den verlangten Urlaub nicht versagen, sondern den Wunsch hinzufügen, daß du deinen Endzweck ganz deinen Wünschen gemäß erreichen, und recht bald und vergnügt zu uns zurückkehren mögest. Ehe du aber uns auf einige Zeit verlässest, so komm' doch herüber, und zwar in den ersten Tagen, weil ich nach dem 25. dieses mich auf vierzehn Tage in's Eisenachische begeben muß." Nachdem er ihm darauf gemeldet, daß die Herzogin Mutter, von welcher auch Knebel mit zwei freundlichen Briefen von Portici und Neapel aus erfreut worden war, noch vor dem Frühjahr ihre Rückkehr antreten werde, und die lustige Geschichte erzählt, wie man in Neapel neulich Freund Einsiedel, den man für einen Luftschiffer gehalten, überrascht habe, als er zu einer Buffa, um Unterricht auf der Guitarre zu nehmen, habe schleichen wollen, fügt er in gewohntem Scherze hinzu: „Hüte dich, daß im Auslande du nicht auch einmal auf einem so gesegneten Wege ge-

stört und aufgehalten werdest! In Jena und Weimar bist du sicher vor so einem Anfall." Auch Goethe bedauerte den Entschluß des alten Freundes, wollte ihm denselben aber nicht ausreden, wenn er sich nicht von selbst gedrungen fühle, davon abzugehn. „Ich höre vom Herzog und von Herder'n", schreibt er am 17. Oktober, „daß Altes und Neues, das dir unangenehme Empfindungen erregt, dich von uns, wenigstens eine Zeit, entfernen wird. Ich kann nichts dazu sagen, als daß es mir sehr leid thut, und daß ich fühle, wie viel ich durch deine Abwesenheit verliere. Ist es dir möglich, so bleib' und lass' uns diesen Winter friedlich zusammen verleben! Hier schick' ich das „neue (deutsche) Museum"; vielleicht hast du es noch nicht. Leb' wohl!" Knebel wird bald darauf nach Weimar gekommen sein, wo er denn den Entschluß faßte, den Winter über zu bleiben. Goethe suchte ihn für seine botanischen Untersuchungen zu gewinnen, und durch solchen Antheil ihn von trüben Betrachtungen abzuhalten. Knebel ward damals von der französischen Revolution gewaltig angezogen, von welcher er, wie die meisten strebenden Geister der Zeit, das Höchste erwartete. Leider ward diese Begeisterung weder von Goethe, den der drohende allgemeine Umsturz krampfhaft ergriff, noch von den fürstlichen Personen getheilt. Besonders war die Herzogin Luise auf die Franzosen erbittert. Ein Jahr später [1]) schreibt sie an Knebel, sie freue sich, bei seiner Rückkunft seine Gesinnungen für Frankreich verändert zu finden; denn jetzt sei es doch in der That unmöglich, daß er dieses Reich sammt seinen Demokraten nicht seinem Schicksale und seinen philosophischen Träumen überlassen sollte. Und Herder, der, wie Schiller und Wieland, die Revolution mit frohen Hoffnungen begrüßte, schreibt um dieselbe Zeit [2]): „Die regierende Herzogin lebt nach ihrer alten stillen Weise, vielleicht mehr gegen Frankreich eingenommen, als jemals; daher ich, wie der König David im neununddreißigsten Psalm, mit mir einen Bund gemacht habe, zu schweigen und nicht mehr zu sündigen mit meiner Zunge." Die Herzogin Mutter wollte, wie sie am 13. September 1789 an Knebel schreibt, über die französische Revolution nicht urtheilen, glaubte aber, man könne darüber mit jenem Griechen sagen: Chez vous les sages discutent et les fous decident; bis dahin sei es noch eine völlige Anarchie, und die Zeit müsse lehren, ob etwas Gutes herauskommen werde. Vom Herzog haben wir nur eine sehr späte Aeußerung, vom Januar 1793 („Nachlaß" II, 177 f.).

Ende Dezember finden wir Knebel zu Weimar, während Goethe

---

1) Am 26. Oktober 1790. Wunderlich genug ist der Brief im „Nachlaß" (I, 172) mit der freilich vom Herausgeber bezweifelten Jahreszahl 1805 bezeichnet. Stahr „Weimar und Jena" II, 96 ließ sich durch das falsche Datum täuschen.

2) Am 20. September 1790. Vgl. Knebel's „Nachlaß" II, 257.

sich seiner botanischen Studien wegen in Jena befand, wohin er am 20. gegangen zu sein scheint, da er noch am 19., während der Anwesenheit des Prinzen Konstantin, bei der Hoftafel war. Am 22. Dezember schreibt er von Jena aus an Knebel: „Ich melde dir, mein Lieber, daß es mir wohl geht, und daß Batsch[1]) die Sache sehr gut aufgenommen hat. Ich habe wieder neue psychologische Erfahrungen bei dieser Gelegenheit gemacht, und sehe wohl, daß der Umfang des Ganzen schwer zu denken ist. Ich arbeite es nun aus, und es mag hingehn. Die Hauptsache wird nun sein, daß ich die Idee weiter ausarbeite, und durch Beispiele und Tafeln erläutere. Des Thee's (in Goethe's Hause) auf den Sonnabend (den 25., an welchem Goethe zurückkehrte) nimmst du dich wohl an. Besonders, daß es an einem Lombretisch nicht fehle. Lebe wohl! Es ist gar still und freundlich in deiner Stube." Am 31. Dezember finden wir Goethe, dem am 25. sein Sohn August geboren worden war, mit Knebel an der Hoftafel. In den Januar, jedenfalls während Knebel's Anwesenheit in Weimar, möchte folgendes undatirte Billet Goethe's an Knebel fallen: „Hier schicke ich dir endlich das mühsam ausgearbeitete Werkchen. Wenn du es Freitags lesen könntest, so würde ich es am Sonnabend früh an Batsch überschicken, den ich doch noch einmal darüber hören will. Wenn ich es nun könnte ein Jahr liegen lassen und es dann wieder vornehmen, sollte es doch noch eine reinere Gestalt kriegen. Ich habe indeß mein Möglichstes gethan, und was abgeht, hoffe ich durch eine Fortsetzung, durch einen Kommentar nachzuholen. Vale!" Ob Knebel, den das Verhältniß Goethe's zu Christiane Vulpius sehr unangenehm berühren mußte, den ganzen Januar in Weimar zugebracht oder sich gleich am Anfange entfernt habe und etwa um die Zeit des Geburtstages der Herzogin zurückgekehrt sei, wissen wir nicht.

Im März 1790 trat Goethe die Reise nach Oberitalien an. Schon am 3. schreibt er an Jacobi: „Ich bereite mich zu einer kleinen Reise. Wahrscheinlich gehe ich der Herzogin Mutter, welche aus Italien zurückkehrt, entgegen und thue in diesem schönen Frühjahr einen Blick über die Alpen." Vor seiner Abreise war er einige Tage in Jena, wie wir aus seiner Aeußerung an Fritz von Stein vom 12. März ersehen: „Ich hätte wohl gewünscht, dich noch einmal vor meiner Abreise zu sehn, und dir ein Lebewohl zu sagen. Noch bin ich nicht aus Jena; ich bin in ein böses Netz gefallen.[2]) Morgen früh denke ich mich herauszuwickeln. Die freie Luft wird mir desto besser schmecken." Wahrscheinlich theilte ihm

1) Professor in Jena, der sich schon durch seine „Anleitung zur Kenntniß und Geschichte der Pflanzen" und seinen klassischen elenchus fungorum bekannt gemacht hatte. Vgl. B. 36, 60. 76 f. Schon von Rom aus läßt Goethe ihn durch Knebel grüßen (Briefwechsel 1, 82).

2) Außer den wissenschaftlichen Studien nahmen wohl manche Verwaltungsverhältnisse der Universität seine Thätigkeit in Anspruch.

Knebel damals seine Absicht mit, im nächsten Monat seine Heimat zu besuchen. In einer der an manchen Irrthümern leidenden Skizzen zu seiner Lebensbeschreibung erzählt Knebel („Nachlaß“ I, XLIV), die Briefe seines Bruders Max nach der Rückkunft aus Italien hätten eine gewisse Gedrücktheit des Geistes und weniger Heiterkeit gezeigt, als er erwartet. „Ich überlegte unsern Familienzustand“, fährt er fort, „und da wir fast sämmtlich noch unverheiratet waren, so nahm ich mir vor, nach Ansbach zu reisen, um meinen Bruder zu einer Heirat zu vermögen. Ich schrieb ihm davon zuvor. Er antwortete mir eben nicht widerstrebend, aber freilich mit einigen besonderen Bedingnissen. Die hauptsächlichste war, daß er eine Frau von untadelhaftem Charakter mit hinlänglichem Vermögen wünschte. Die Zeit strich hin.[1]) Ich rüstete mich indessen zu meiner Reise nach Ansbach, wo ich durch persönliche Gegenwart meine Wünsche zu erfüllen glaubte. Es war Anfangs Mai im Jahre 1790. Als ich nach Nürnberg kam, weiß ich nicht, welche Art von Schwermuth mich befiel. Ich setzte meinen Weg nach Ansbach fort. Es war etwas schwül, und als ich auf die Höhe kam, von wo aus man Ansbach übersieht, ging die Sonne unter dicken Wolken in blutiger Gestalt unter. Ich war betroffen und prophezeite mir einen nahen Unfall. Ich kam nach Ansbach in meiner Mutter Haus, und fand meinen Bruder am breiten Tische sitzen, wo er einen Entwurf zu einem demnächst auszuführenden Manöver für seinen Chef zeichnete. Er war still und in sich gefaßt, doch durch meine Ankunft eben nicht sehr bewegt. — In einsamen Stunden unterhielt ich mich mit meinem Bruder über unsere Umstände, und vorzüglich über die seinigen. Ich fand ihn tief betrübt, doch gab er keine Merkmale, als daß ihm zuweilen Thränen entflossen.“ Am 9. Mai mußte Knebel das erschütternde Unglück erleben, daß sein von bitterstem Schmerz gequälter Bruder auf einem abendlichen Spaziergange wenige Schritte von ihm durch eine Kugel seinem Leben ein frühes Ziel setzte.

Die erschütternde Nachricht erregte den tiefsten Antheil aller Weimarer Freunde. „Auf Ihren lieben Brief vermag ich nicht zu antworten“, schreibt Herder am 19. (18?) Mai, „da seit ehegestern die traurige, schreckliche Nachricht vom Tode Ihres Max hier umgeht. Ich bitte Sie um alles, schreiben Sie mir doch sub sigillo confessionis[2]), was den armen, braven, seltenguten Menschen dazu vermocht hat; keine Seele soll es von mir wissen, wenn Sie mir darüber nur e i n e n Wink geben. Ich bitte Sie sehr, mir nur e i n e n Wink der Wahrheit! ich muß ihn haben, da ich die treffliche Seele wirklich als Bruder geliebt habe. Es ist wahrlich nicht Neugier, sondern Unruhe in mir, die mit dem empfindlichsten Mit-

1) Nach der Rückkunft aus Italien kann unmöglich lange Zeit verstrichen sein, da die Reise erst im Spätherbst erfolgte. Jene Verhandlungen über die Verheiratung des Bruders werden der Reise vorhergegangen sein.

2) Unter dem Beichtsiegel.

leid gegen euch gemischt ist. Ach Gott, die Schwester! die Mutter! Und dazu haben Sie reisen müssen! Daher hat Sie der Geist von hier so traurig weggetrieben! Sehen Sie jetzt als Prädestination an, daß Sie zur Beruhigung anderer da sind, und thun Sie, was Sie können, insonderheit die gute Schwester aufzurichten und zu stärken!" Der Herzog, den Knebel selbst von diesem Unheil in Kenntniß gesetzt hatte, bewährte auch diesmal seine menschlich schöne und große Gesinnung. „Die Götter haben dir eine schwere Last aufgelegt, mein lieber Knebel", schreibt er am 27. Mai. „Ich habe mit herzlichem Schmerz und theilnehmender Wehmuth erfahren, welche Wunde dir das Schicksal beigebracht hat. Ich danke dir, daß du meiner freundschaftlichen Neigung durch deinen Brief zuvorgekommen bist; ich war eben im Begriff, dich zu fragen, was an den traurigen Gerüchten wahr sei, und wie du dich dabei befändest, als ich das schriftliche Zeichen deines Andenkens erhielt. Mich trösteten die Briefe, welche du hierher geschrieben hast; sie sagten mir, daß dein Muth dich bei einem der schrecklichsten Fälle aufrecht erhalten hatte; ich wünsche dir Glück dazu. Jedermann hat sich innig mit dir betrübt, und jeder wird dir gern seinen Antheil bezeigen, so gut er kann; nimm den meinigen mit dem guten Glauben der Freundschaft an! Bei jedem Ereignisse ist es erlaubt und gut, sich seine eigenen dabei aufsteigenden Empfindungen zu erklären. Mir ist's immer ein tröstliches Gefühl gewesen, wenn ich gehört habe, daß ein Mensch sein Leben eigenmächtiger Weise endete. Während des ganzen Erdenwallens ist man so blindlings Sklave des Schicksals, daß man auch nicht auf einen Tag die Richtung seiner Existenz bestimmen kann; wie frei, wie schöpferisch aber ist nicht die Gewalt, Fesseln abzuschütteln, an denen man unnöthig oder vergeblich nagte? So wie derjenige gelobt wird, welcher entschlossen Verhältnisse zerreißt, die seine Würde schmälerten, so sehr der Billigung würdig ist gewiß auch der Selbsterlöser, ja seine Handlung sollte beneidenswürdig erscheinen." Aber der edle Fürst begnügt sich nicht damit, dem niedergebeugten Freunde seine warme Theilnahme zu bezeigen, sondern faßt sogleich auch seine Zukunft sorglich ins Auge, und gibt ihm einen darauf bezüglichen wohlerwogenen Rath, in welchem sich das innigste Mitgefühl und die edelste Willigkeit zu helfen aussprechen. „Wir sprechen hier unter deinen Freunden", fährt er fort, „viel von den Einrichtungen, welche zu deinem und des weiblichen Theils deiner Familie Besten nun künftighin gereichen könnten, und fast einmüthig glauben wir, wenn du deine Mutter und Schwester beredetest, nach Jena oder hierher zu ziehen, so würde dies am sichersten eure gemeinsame Ruhe befördern. Einige Schwierigkeiten, welche sich gegen diesen Vorschlag hervorthun, würden vielleicht Mitteln weichen, die ich anzuordnen im Stande bin, und welche ich gewiß gern in Ausübung bringen werde. Ob aber das Alter deiner Frau Mutter nicht das unüberwindlichste

Hinderniß einer Ortsverwechselung sein möchte, kann ich nicht beurtheilen, aber ich befürchte es. Der Markgraf wäre gewiß leicht zu bereden, deinen Verwandten zu erlauben, außer Landes die Pension zu verzehren, welche sie von ihm erhalten: auf alle Fälle könnte ein Brief von mir dies bewirken. Verlasse aber bald einen Ort, wo jeder Gegenstand auch unangenehme Empfindung sein muß. Dem braven Max macht es Ehre, daß er nicht unter solchen Pflanzen leben konnte, als wie jener Boden nährt; es muß eine schändliche Verwirrung, Wegwerfung und allgemeiner Verdruß in Ansbach herrschen. Schreibe mir bald, wie es dir geht, und welchen Entschluß du genommen hast."

Von dem herzlichsten Wohlwollen des Herzogs gegen Knebel zeugt auch, was Herder am 31. Mai (der Anfang des Briefes ist drei Tage früher geschrieben) an diesen berichtet: „Mit Ihrem Briefe (welcher eine ausführliche Schilderung des Ansbacher Verhältnisses und der letzten Tage des Unglücklichen enthielt) bin ich so vorsichtig umgegangen, als mir es möglich war; dem Herzoge indessen konnte ich's nicht vermeiden, ihn zu schicken, da Sie ihn selbst in einem Briefe an ihn angekündigt und sich darauf bezogen hatten, und er ihn, indem er mir Ihren Brief schickte, gleichsam legitimirte. Ich las ihn noch einmal über, und durfte nur ein einziges Wort leise ändern, so wurde er im höchsten Grade nicht nur unschädlich, sondern wie für ihn geschrieben; denn die Sprache des Herzens und der Wahrheit verfehlt nie ihren Eindruck. Sie hat ihn auch bei ihm nicht verfehlt, und ich leitete es durch ein Billet so bei ihm ein, daß er sie nicht verfehlen konnte. Kurz nach Ihrer Wegreise oder vielmehr denselben Tag besuchte er mich: es gab ein langes Gespräch von Ihnen; ich lag noch im Bette, und hatte also die Muße, alles nur ganz leise hinzuschieben, was ich sagen wollte. Den Tag nach dem Empfange Ihres Briefes schrieb er mir ein Billet, ob ich zu ihm kommen und mit ihm auf dem Zimmer essen könnte. Es war mein erster Ausgang; die Herzogin allein war dabei. Abermals also ein Gespräch von Ihnen, und die Herzogin dabei gar theilnehmend und freundlich, so wie ich die Wahrheit gestehn muß, daß er von Ihnen auch sehr gut denkt, und nur Vorurtheile hat, weiß Gott, woher, und wodurch sie verursacht sein mögen. Er äußerte recht angelegentlich den Wunsch, da die Ihrigen jetzt schwerlich mit Lust in Ansbach bleiben könnten, ob sie nicht mit Ihnen (vorausgesetzt, daß sie mit ihren Pensionen auch auswärts leben könnten, welches, wie er glaubte, leicht zu erhalten sein würde) in Jena leben möchten. Ich möchte Ihnen doch den Antrag thun, wie ihn die Frau von Stein Ihnen schon gethan habe. Ich sagte ihm darauf gerade heraus, daß Sie von Ihrem jetzigen Gehalte nach Ihrer Denkart, die doch einmal von Ihnen unabtrennlich wäre, durchaus nicht leben könnten, und wiederholte, was ich ihm schon bei mir gesagt hatte, jetzt in Gegenwart der Herzogin zu-

sammenhängender. Er sagte, an einer Geldzulage habe es sich bisher nicht gestoßen, sondern daran, daß Sie haben plazirt sein wollen, und das habe er in der That nicht gekonnt. Er führte hierbei Dinge an, die wir beide wissen (in Absicht der Jenaischen Stellen), und die ich also nicht wiederholen will. Ich ließ die Sache fallen, da doch immer nur die Rede von etwas gewesen wäre, was noch nicht existirte, brachte sie aber auf das, was existirt, auf's Gehalt zurück, und daß Sie unter tausend Thalern gar nicht existiren zu können glaubten, zumal Sie doch manchmal bei Hofe sein müßten ꝛc. Er sagte, wenn er hiermit zu Ihrer Zufriedenheit beitragen könnte, er es gern thun wollte, und ich möchte Ihnen dieses schreiben." Herder bittet ihn, diesen wirklich guten Antrag anzunehmen. „Auswärtig können Sie doch nicht immerhin leben, das werden Sie selbst spüren; nach einiger Zeit sehnen Sie sich doch wieder her, und müssen sich zurücksehnen. Das Ringen nach Stellen in unserm Staat ist doch auch nichts; Sie kennen ihn, und ich darf nichts darüber weiter sagen. Ich an Ihrer Stelle würde mich gewiß nach keiner sehnen. Die Idee, daß man Sie als Pensionär ansehe, will doch auch nichts sagen; denn gibt's nicht mehrere solcher Pensionärs hier? ja, wer wäre es nicht und wünschte es nicht zu werden?"

Goethe, der ihm von der Reise her, wahrscheinlich von Venedig, einen Brief mit einigen Epigrammen gesandt hatte, wußte wohl noch nichts von dem tragischen Ereignisse, als er am 31. Mai von Verona aus an Knebel schrieb: „Die Herzogin Mutter hat oft nach dir mit aufrichtigem Antheil gefragt; sie hat noch gestern gesagt, daß es ihr Freude machen würde, dich in Nürnberg einen Tag zu sehn. Ich zeige dir, lieber Freund, dieses um so lieber an, da ich dich auch widerzusehn wünsche. Wir sind den 11. oder 12. Juni wahrscheinlich in Nürnberg, und steigen dort im „rothen Roß" ab." Knebel kam wirklich mit seiner Schwester zur Begrüßung der Herzogin Mutter nach Nürnberg, wo er an der Brust des Freundes Trost und innigste Theilnahme fand. Ueber seinen künftigen Wohnsitz war er noch nicht zu einem Entschlusse gelangt. Auch Goethe wollte ihn hierin nicht drängen, da er alles von der Zeit erwartete, überzeugt, daß der Freund Jena und Weimar auf die Dauer nicht werde meiden können. Goethe war es wohl, der dem Herzog seine Bitte um die Erhöhung seiner Pension auf 800 Thaler vortrug, welche freundlichst genehmigt wurde. Daß Knebel längere Zeit eine Pension von 800 Thaler genoß, zu welchen später noch hundert, zuletzt 200 Thaler aus der Chatoulle Karl August's hinzukamen, erfahren wir aus zuverlässigster Quelle.[1])

Wenige Wochen nach seiner Rückkunft, am 9. Juli, wandte

---

1) Die in Brief 226 erwähnten 50 Thaler werden in dem unterdrückten Anfang von Nro. 225 als das von der Eisenachischen Kammer für Knebel bestimmte „Osterquartal" bezeichnet. Im Briefe vom 1. Januar 1800 sind

sich Goethe wieder an Knebel, der mittlerweile seinen „Faust" (im siebenten Bande der Werke) und seine „Metamorphose der Pflanzen" erhalten hatte. „Mein Gemüth treibt mich mehr, als jemals zur Naturwissenschaft", schreibt er, „und mich wundert nur, daß in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölkchen Poesie über meinem Scheitel schweben bleibt. Mein libellus epigrammatum (die Venediger Epigramme) ist zusammengeschrieben. Du sollst ihn dereinst sehn; aus der Hand kann ich ihn noch nicht geben. — Empfiehl mich deiner Fräulein Schwester! Ich habe mir recht sehnlich gewünscht, länger mit ihr zu sein, und über manches mich mit ihr auszuschwatzen. Vielleicht wird mir es künftig so wohl. Deinen Brief habe ich dem Herzog geschickt. Wenn ich ihn spreche, werde ich deinen Auftrag ausrichten. — Aus Schlesien (wohin er in den ersten Tagen dem Herzog folgen mußte) sollst du ein Wort hören. Lebe in deinem Kreise glücklich und laß uns die Hoffnung, daß wir dich bald wiedersehen!" Auch die Herzogin Mutter richtet am 3. August freundliche Worte an den Abwesenden. „Ich glaube, lieber Knebel", so beginnt sie ihren Brief, „daß Sie von der guten Gesinnung, die ich gegen Sie habe, vollkommen überzeugt sind, daß ich nicht nöthig habe, Sie erst davon zu versichern, und Ihnen zu sagen, wie sehr Sie mich mit Ihrem lieben Brief erfreuet haben. Ich denke noch mit vielem Vergnügen an die paar Tage, die ich mit Ihnen und Ihrer lieben Schwester zugebracht habe, und wünsche von Herzen, daß Sie mit ihr zu uns kommen, um zu wiederholen und zu verlängern, was ich in einer allzukurzen Zeit genossen habe." Am Schlusse heißt es: „Sagen Sie Ihrer lieben Schwester recht viel Schönes von mir! Ihr lieber, sanfter Umgang macht sie allen denen, die sie kennen, werth und schätzbar." Nach längerm Schweigen kommt auch Herder, der mittlerweile von Geschäften sehr in Anspruch genommen worden war und sich sonst nicht besonders wohl befand, wieder mit einem freundlichen Gruße, indem er ihm zugleich die Anzeige von der vor einem Monat erfolgten Geburt eines Sohnes macht, dem die Herzogin Mutter den Namen Rinaldo gegeben. „Man hat gesagt", bemerkt er, „Sie würden sich mit den Ihrigen nach Baireuth ziehen und uns von dort aus nur so zur Hälfte besuchen. Ist etwas daran? und wann kommen Sie hierher?" Auch erkundigt er sich, ob er an nichts arbeite, was bei seinem schönen Talente sündlich sein würde. In dieses Jahr fallen Knebel's „Meinungen und Gedanken" („Nachlaß" III, 251—258) und der im folgenden Jahre im Märzheft des „Merkur" erschienene Aufsatz „über die Sprache" (daselbst III, 239—250).

Nach der Rückkehr aus Schlesien, am 17. Oktober, macht Goethe seinem Ansbacher Freunde einen ehrenvollen Antrag, den

---

die Worte ausgefallen: „Du erhältst beiliegend 50 Thaler deiner Pension." Unter diesen vierteljährigen 50 Thlr. ist wohl die Erhöhung seiner ursprünglich auf 600 Thlr. festgesetzten Pension zu verstehn.

er selbst, in der Erwartung, auf diese Weise Knebel nach Weimar zurückzubringen und sein dortiges Leben auf eine sicherere Grundlage zu stellen, hervorgerufen haben möchte. „Die Herzogin Mutter", schreibt er, „ist schon seit einem Jahr mit der Göchhausen radikaliter brouillirt; es ist nicht möglich, daß sich das Verhältniß wieder herstelle.[1]) Die Herzogin wünscht sie, je eher, je lieber, loszuwerden, und da die Nostiz gestorben, so wird die Sache erleichtert. Sie hat Absicht auf deine Fräulein Schwester, und das ist es, wovon ich dir Nachricht geben wollte. Ueberlege mit den Deinigen, ob auf diese Weise euer Verhältniß zu uns und in diesem Lande nicht angenehmer und fester werden könnte. Du hattest Absicht zu einem kleinen Besitzthum, etwa in Jena; vielleicht läßt sich das zusammen verbinden. Daß ich die Möglichkeit wünsche, kannst du denken; ich sage aber nichts weiter, bis ich ein Wort von dir höre, ob du es ganz ablehnest oder darauf reflektiren magst." Auch der Herzog und die Herzogin erfreuten ihn um diese Zeit mit freundlichen Briefen. „Es freut mich sehr", schreibt der erstere am 21. Oktober, „daß du dasjenige, was ich für dich thun kann (die Erhöhung der Pension), als einen Beweis meiner Freundschaft und meines Antheils an deinem Wohlsein annimmst. Es wird mir recht angenehm sein, wenn du deine Mutter und Schwester bereden kannst, sich zu mir zu wenden, und ich zweifle nicht, daß der Markgraf von Ansbach, sollte auch ein Schreiben von mir dazu nöthig sein, ihnen verstatten wird, ihre Pension außer Landes zu verzehren. Goethe wird auch hoffentlich gern und leicht ein Unterkommen in Jena verschaffen." Die Herzogin aber äußert in ihrem schon oben (S. 502) angeführten Brief vom 26. Oktober: „Ich hoffe noch immer, daß Ihre Familienumstände Ihnen erlauben werden, bald zu uns zu kommen." Knebel lehnte aber den Antrag in Betreff seiner Schwester freundlich ab, ohne daß hierdurch die Beziehungen zum herzoglichen Hause sich getrübt hätten, wovon die drei im November und Dezember an ihn gerichteten Briefe der Herzogin Amalia Zeugniß geben.

Am Ende des Jahres vertraute Knebel unserm Dichter, daß er mit seiner Schwester im künftigen Jahre nach Jena und Weimar zu kommen gedenke, worüber dieser seine Freude in dem Briefe vom 1. Januar ausspricht, worin er ihm über seine Studien und Arbeiten Bericht erstattet, auch für Knebel's Sendungen seinen Dank ausspricht. „Möge es euch in der Nähe wohl werden können!" schließt er. „Was du arbeitest, wird mich gewiß aufmuntern. Ich bin wohl und zufrieden. Schreibe mir ja manchmal und wecke mich, wenn ich schlummere." Indessen scheint es, daß dieser Entschluß Knebel's vorerst geheim gehalten werden sollte;

---

1) Dies geschah dennoch; sie blieb bis zu ihrem Tode (7. September 1807) die innigste Freundin der Fürstin, die sie nur wenige Monate überlebte. Vgl. Böttiger II, 236. 283 f.

wenigstens gedenkt Herder desselben noch nicht im Briefe vom 7. Januar 1791, wo er für den unerwarteten Brief von Knebel's Schwester an seine Frau freudig dankt. Am 7. Februar schreibt ihm die Herzogin Mutter: „Die Hoffnung, die Sie mir machen, künftiges Frühjahr mit Ihrer Schwester zu uns zu kommen, freut mich unendlich; nur wünsche ich, daß es Ihrer Schwester bei uns so sehr gefalle, als ich mich auf ihre Gesellschaft freue." In diese Zeit dürften auch wohl die Einladungsverse Herder's („Nachlaß" II, 312) zu setzen sein:

Flieg' herüber zu uns, du zarter Fränkischer Vogel,
Ueber den Thüringer Wald steure den fröhlichen Flug
Glücklich, und ruh' dann aus in deinen Jenischen Auen,
Ehe die Blüthe noch, die dich erwartete (erwartet?), sinkt!
Frühlingslüfte bringe zu uns! Wo die liebliche Schwester
Athmet, wehet die Luft sanfter und heilig um euch.

Am 6. März zeigt Herder dem Ansbacher Freunde den Empfang seiner Abhandlung „über die Sprache" an, die ihm und Wieland sehr gefallen habe, und gleich im Märzhefte des „Merkur" erscheinen werde. Zugleich bemerkt er ihm, wie sehr man ihn diesen Winter über im Kreise der Herzogin Mutter vermißt habe, besonders an den montägigen Leseabenden. „Wie oft hat Sie die Frau von Berlepsch in den Lesekreis gewünscht! Und wie viel andere hübsche, schöne, artige und feine Damen mögen dies mir unbewußt gethan haben, weil ihnen zur cortesia della conversazione den ganzen Winter hindurch il fior della cortesia gefehlt hat. Kommen Sie also ja mit dem Frühlinge, geliebter Herr, und lassen uns nicht länger warten! Mir kommt's so sonderbar vor, Ihre Fräulein Schwester in unserer Gegend und bei uns zu denken, daß ich's fast für einen Traum halte, und sie wiederzusehn wird mir doppelt ein Traum sein. — Kommt bald, liebes Paar, und kommt glücklich!" Der Herzog zeigt Knebel am 28. März an, daß er am folgenden Morgen seine diesjährige militärische Sendung antreten werde, wobei er die Hoffnung ausspricht, daß es nicht zum Kriege komme, und den Wunsch an das Schicksal richtet, daß es die Fürsten endlich zur Erkenntniß führen möge, man solle mit Geld, Menschen und politischer Thätigkeit sparsam sein. „In dem Zwischenraume der Exerzierzeit", fährt er fort, „denke ich etlichemal herkommen zu können; hoffentlich treffe ich dich alsdann einmal hier an; ich freue mich recht sehr darauf, dich wiederzusehn und deiner Schwester Bekanntschaft zu machen." [1]) Drei Tage später sandte ihm Goethe die „Nachricht" von dem Ilmenauer Bergbau in mehreren, wahrscheinlich für die dortigen Theilnehmer bestimmten

1) Die Schlußbemerkung des Briefes: „Da die Sprache, sie werde durch die Zunge oder durch Zeichen ausgegeben, der Ausfluß vom Innersten sein soll, so kannst du leicht auf das meinige schließen, wenn ich dir sage, daß du mir recht lieb bist und dir wohl zu leben wünsche", deutet auf Knebel's oben angeführte Abhandlung „über die Sprache" hin.

Exemplaren.[1] „Im Juni ist Gewerkentag“, schreibt er; „vielleicht wohnst du ihm bei, und siehst das alte Ilmenau einmal wieder. Es ist zu wünschen, daß die Gewerkschaft zu einem Hauptentschlusse Muth haben möge. Ich bin so zerstreut, daß ich dir auf deinen lieben Brief wenig sagen kann. Mündlich wird es an Unterhaltung nicht fehlen. Ich bin fleißig, und bringe nach und nach allerlei zusammen. Lebe wohl und erfreue uns bald mit deiner Gegenwart!“

In der ersten Hälfte des Mai kam Knebel mit seiner Schwester in Jena an, wohin ihm Goethe am 14. Mai[2] schreibt: „Ich begrüße dich und deine Fräulein Schwester auf's herzlichste. Wäre ich nicht so angebunden, so ginge ich euch entgegen. Der solide Bau des Schlosses[3] und der leichte des theatralischen Gerüstes[4] beschäftigen mich jetzt. Lebe recht wohl und komme bald herüber!“ Kurz darauf erfreuten Knebel und seine Schwester sich in Weimar der freundlichsten Aufnahme; mit Goethe und Herder ward das alte Verhältniß in alter, treuer Liebe fortgeführt, und der Hof zeigte sich in jeder Beziehung zuvorkommend. Am 27. Mai meldet Knebel von Weimar aus einer jungen Ansbacher Freundin[5], man ehre seine Schwester und ziehe sie vor, wie es wenigen geschehe; doch möge er kein Glück für sie, das nicht auf festem, gedeihlichem Boden auferbaut sei. „Die hiesige Luft“, heißt es daselbst weiter, „ist mir von jeher nicht ganz zuträglich gewesen.[6] Ich habe immerfort den Katarrh, und Henriette hat ihn auch. In Jena bin ich immer noch am liebsten: da ist es ruhiger und wärmer, und die Gegend hat gar große Reize für mich.“ Vom Wohlwollen des Herzogs zeugen dessen freundliche Briefe aus Wilhelmsthal vom 28. Juni und 6. Juli. Im erstern heißt es: „Mir that es sehr leid, deinen Bruder[7] versäumt zu haben; ich hoffe, ihn auf der Rückkehr zu sehn. Sein Charakter schien mir immer sich in einem sehr vortheilhaften Lichte zu zeigen, wenn die ihm zur Natur gewordene Ordnung und sein zweckvoller Gang durchleuchtete.“ Daß es seiner Schwester in Jena gefallen habe, ist ihm lieb. Den diesjährigen Geburtstag derselben, den 30. Juni, feierte Knebel mit einem herzlichen Glückwunsch.[8] Der schon erwähnten Freun-

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 125. oben S. 207 Note 1.

2) Bei Guhrauer (I, 101) steht im Datum irrig März statt Mai, wie deutlich zu lesen ist.

3) Am 1. Oktober dieses Jahres war die Feier der ersten Dachrichtung des Schlosses.

4) Das Theater, dessen Leitung Goethe mit diesem Frühjahr unternahm, war am 7. Mai eröffnet worden.

5) Vgl. „Nachlaß“ III, 1 f.

6) Am 30. Dezember 1816 schreibt Knebel an Goethe, er habe in Weimar zwanzig Jahre lang an der Gicht gelitten, so daß er den Arm kaum habe bewegen können, erst in Ilmenau habe das Uebel sich verloren, dessen wahrer Wohnsitz Weimar, besonders für Wassertrinker, sei.

7) Vgl. oben S. 481 f.

8) Vgl. „Nachlaß“ I, 67 f.

din berichtet er am 11. Juli von Weimar aus[1]): „Hier reist alles[2]), und die Hälfte unserer Stadt ist beinahe auswärts. — Hinter den alten Bergen in Jena wohnte ich freilich am liebsten, da in Deutschland doch mit Thätigkeit und Ehre nicht viel zu machen ist. Henriette ist auch gern da, aber Zeit und Stunde ist noch nicht dazu gekommen, und — wie die Menschen sind! — sie haben mich vielleicht hier zu gern, um mich glücklich zu machen!!" Hieran schließt sich das weitere Bekenntniß seiner wunderlichen Mißstimmung am 1. August[3]): „Wir führen hier gewissermaßen ein unbedeutendes Leben. Man ist zu gesellschaftlich, und dies Gesellschaftliche hat eigentlich keinen Zweck. Dies ist eine böse Lage für Gemüth und Geist, und erschlafft beides. Gewiß geben die bösen Menschen den guten den Vortheil, daß sie sich fester zusammenhalten, in sich und unter sich. Hier ist man gewissermaßen zu gut, d. h. am Ende doch nicht gut genug. — Ich bin deshalb nicht unzufrieden, aber mein Gefühl für das Leben bleibt noch lange unter dem, was es gern sein wollte, und so leicht auch sein könnte." So verdarb er sich den schönsten Lebensgenuß, indem er seinen Träumen von glücklicher Thätigkeit nachhing, die gerade für ihn, seiner so empfindsamen, zur Abgeschlossenheit und Ruhe hinneigenden Natur nach, unerreichbar sein mußte. „Henriette fühlt das von ferne", fährt er fort, „und ich lasse es auch nur in der Ferne sie fühlen, weil wir doch gewissermaßen unserm Schicksal gehorsam sein müssen, und nicht überall uns sagen dürfen, was unangenehm daran ist. Ich lasse hier ihr Schicksal sich langsam entspinnen, und bin auf alle Fälle bereit, daß wir wenigstens durch uns nicht unglücklich sein mögen. Ich liebe das Hofleben nicht, und wünsche es nicht für sie; wenn es aber zu ihrem Fortkommen nöthig ist, und sie es annehmen mag, so ergebe ich mich auch darein, und lasse das Schicksal walten. Ein Vortheil, ohne den ich es sonst nie zugeben würde, ist es, daß die regierende Herzogin eine sehr gute Frau ist, und, gewisse Vorurtheile abgerechnet, ohne welche, wie es scheint, keine Fürstlichkeit bestehn kann, ein wahres Gefühl hat für das, was man Charakter nennt, und solchen, wie ich glaube, in unserer Schwester findet. Von dieser Seite betrachtet, kann Henriette nie ganz unglücklich sein. Die Herzogin beträgt sich gar liebreich und artig gegen sie. Was meine Brüder anlangt, so überlasse ich sie ihrem Stern, und wenn das der Stern der Liebe ist, nur desto lieber. Sie haben Recht, mich dazu zu ermahnen. Wenn Leberecht und Louis glücklich sein werden, so soll es niemand mehr freuen, als mich. Daß ich einige Schwierigkeit darin fand, wird mir wohl niemand verdenken." Am 12. August meldet Knebel der Freundin, daß sein

1) Vgl. „Nachlaß" III, 4.

2) Herder ging in diesem Jahr nach Karlsbad, Goethe war einige Zeit in Gotha. Vgl. Goethe's Brief an Fritz von Stein vom 6. August.

3) Vgl. „Nachlaß" III, 5 f.

Bruder mit ihrem Briefe angekommen sei; er werde bis zum 15. bleiben. „Wir haben hier Besuch von Engländern und Engländerinnen", bemerkt er, „und anderen schönen Leuten, die uns die Stunden des stillern Genusses wegnehmen, weil man sich mittheilen muß, ohne etwas zu theilen zu haben." Endlich am 5. September hören wir [1]), daß die Schwester förmlich angestellt sei, obgleich sie ihre Dienste noch nicht angetreten habe. Sie übernahm nämlich bei der regierenden Herzogin die Erziehung der am 18. Juli 1786 geborenen Prinzessin Karoline. Knebel selbst erhielt den Rang eines Kammerherrn der Herzogin. [2])

Goethe ließ Knebel an seinen naturwissenschaftlichen und optischen Studien vielfach Theil nehmen. In den August oder September dürfte etwa das von Guhrauer in den Oktober versetzte undatirte Billet gehören: „Aus meinem optischen laboratorio frage ich bei dir an, ob du wohl zu mir kommen und einige hübsche Experimente sehn wolltest. Zugleich wünsche ich, du möchtest diesen Mittag mit mir fürlieb nehmen. Wir haben lange nicht geschwatzt." Bald darauf begab sich Knebel nach Jena, wohin ihm Goethe schon am 26. September einen Auftrag sendet, mit dem Wunsche: „Lebe wohl und glücklich in dem Schoße wissenschaftlicher Demokratie, und gedenke mein!" Die Hoffnung, im Anfange des Oktober einige Tage mit ihm zu verleben, wurde ihm durch die Sorge für das Theater und den Druck des ersten Stückes der „Beiträge zur Optik" vereitelt. Letzteres sendet er dem Freunde am 12. Oktober, mit der Aeußerung: „Ich bin neugierig, wie man es anfassen wird; denn freilich etwas räthselhaft sieht es aus", und er wünscht, daß er „die guten letzten Tage" genießen möge. Wann Knebel nach Weimar zurückgekehrt sei, läßt sich nicht bestimmen, wahrscheinlich erst im Dezember. Am 19. Dezember schreibt er von Weimar aus seiner jungen Ansbacher Freundin wieder in jenem Tone trüber Unbefriedigung: „Wenn halbe Interessen die Seele theilen, so ist sie nirgends recht zu Hause; sie glaubt vielleicht gar noch, hier zu wenig, dort zu viel gethan zu haben, und kommt nie mit sich selbst in richtige Rechnung. Ich will nicht sagen, daß dieses *hier* immer der Fall sei, aber er ist doch leicht möglich, wo Personen von mannigfaltigen guten Eigenschaften, ohne eigentlichen Zweck des Lebens, beisammen sind. Da kann es sich zutragen, daß uns die Existenz des Besten gerade die empfindlichste wird, weil wir ihr am meisten Wirkung wünschen. Bei Ihrem Geschlecht ist es nicht immer so; Sie wissen sich zu helfen, weil Sie mehr zum häuslichen Leben gebunden sind; aber *unsere* Existenz gewinnt dadurch auf keine Weise, und was uns bleibt, sind am Ende nur die ernstern, stillzurückgezogenen Wissen-

---

1) Vgl. daselbst III, 8.

2) Als Kammerherr wird er z. B. von Böttiger (I, 30) im Jahre 1792 und von Jean Paul im Briefe an Otto vom 12. Juni 1796 bezeichnet.

schaften. Ich kann nicht läugnen, daß diese letztern seit einiger Zeit dasjenige sind, wobei sich mein Gemüth am leichtesten und sichersten beruhigt. Ich möchte mich ganz in ihren Zirkel einschließen, und mit den wenigsten leben, aber Verhältnisse, und unter diesen die Gesundheit, erlauben es nicht ganz." Gegen Ende des Jahres scheint auch die Mittheilung der für das zweite Stück der „Beiträge" bestimmten optischen Beobachtungen zu fallen, für die Knebel in einem bei Guhrauer I, 115 ungeschickt eingeordneten und in den März 1794 versetzten Briefchen seinen Dank ausspricht.

Wie unglücklich sich Knebel im folgenden Januar im Treiben des Hoflebens fühlte, zeigt das erhaltene Tagebuch vom 14. bis zum 28. Januar.[1]) „Ein kleiner Geist gewinnt die Oberhand an unserm Hofe", schreibt er am 17. Januar. „Aus Mangel an ächten Prinzipien möchte man gar keine haben, und da die Masse zum Wirken zu klein ist, so kommt Armseligkeit und Unverstand zum Vorschein. Die Herzogin suchte mich nach Tische für diese Gefühle schadlos zu halten. Sie kann in sich zurückgehn, auf andere schließen, und ist daher doppelt liebenswürdig. Ihr Charakter ist es allein noch hier, der die Herzen halten kann." Am 20. Januar macht ihn das Mittagsmahl bei Hofe sehr unglücklich. „Ich kann nichts weniger vertragen", äußert er, „als rohe Grobheit, und öde Langeweile dazu, mit Respekt aufgestutzt, ist eine Situation der Hölle. So eine Hofgesellschaft ist etwas Abscheuliches. Die Herzogin saß unter ihnen, und fühlte ähnliches, und hatte die Großmuth und Güte eines Heldenengels." Drei Tage später bemerkt er: „Man bat mich nach Hof, aber ich schlug es ab. Der Gedanke dahin ist mir unerträglich. Ich kenne kein elenderes Zusammensein. Das Beste, was da ist, die Herzogin, fühlt gleiche Noth; man nimmt Antheil an ihr, und kann ihr nicht helfen. Sie macht sich fester damit, daß sie glaubt, solche Existenz erfordere ihr Rang." Aber am 27. finden wir ihn wieder an der Hoftafel und Abends zum Spiel bei der Herzogin Mutter, wo die groben Unarten von Wieland, der stets gewinnen will, ihn sehr beleidigen. Sein fast einziger Trost war der noch immer kranke Herder, auf dessen Aufforderung er an der Uebersetzung des Lukrez fortarbeitet. Auch bei Frau von Kalb und der Familie Gore finden wir ihn. Auffallend ist es, daß in diesen Aufzeichnungen Goethe gar nicht erwähnt wird, was wohl auf eine starke Mißstimmung gegen diesen deutet, wenn er nicht etwa, was sehr unwahrscheinlich ist, diese Zeit in Jena zubrachte. Dorthin floh Knebel Anfangs Februar, und blieb daselbst bis die Schwester ihn abholte. „Ich habe Jena wieder verlassen müssen, das ich auf einige Tage

---

3) Daß dieses ohne Bezeichnung der Jahreszahl erhaltene Tagebuch („Nachlaß" III, 387 – 392) dem Jahre 1792 angehört, zeigt die Vergleichung von III, 387 mit III, 12, wie auch die III, 392 erwähnte Vorlesung über die Höflichkeit, die in diesem Jahre geschrieben ward.

besuchte", schreibt er am 13. Februar[1]; „und es ist gut, daß ich es verlassen habe, weil meine Lebensart hier und dort ziemlich verschieden ist, und es besser scheint, wenn ich bei einer bleibe. Dem sei, wie ihm wolle, so scheint mir eine zurückgezogene Lebensart die vorzüglichere, wo die Seele von sich selbst Genuß machen kann, und von den Seiten, wohin sie sich wenden mag, nicht zu oft durch äußere Veranlassungen abgezogen wird. Selten sind bei uns die äußern Gegenstände der Mühe werth, und die Seele findet wenig Halt oder Nahrung in ihnen. So ist es bei uns, wie bei Ihnen; die halbguten Menschen sind zuweilen nachtheiliger noch für unsere Zufriedenheit und für unser Inneres, als die ganz schlimmen." Am Abend des 17. Februar las Knebel in der gelehrten Gesellschaft bei der Herzogin Mutter die durch Wieland's Unart veranlaßten Gedanken über „Wohlwollen, Achtung, Höflichkeit", die der Herzog mit lautem Beifall aufnahm.[2] Am 23. März wollte Knebel ebendaselbst eine Abhandlung über die Venus zum Vortrage bringen, doch wurde diese wegen der Kürze der Zeit auf die folgende Sitzung verschoben.[3] In dasselbe Jahr gehört auch Knebel's Aufsatz: „Einige Bemerkungen über die Kunst zu lesen, wobei die erste Szene der Iphigenia auf Tauris zu Grunde gelegt ist" („Nachlaß" III, 277—287), wohl veranlaßt durch eine ähnliche Abhandlung von Demme im Februarheft des „Merkur". Auch die mit der Jahreszahl 1791 bezeichnete Vorlesung: „Warum Minerven eine Eule beigegeben wird" („Nachlaß" III, 259—264), war für jene gelehrte Gesellschaft bestimmt; vielleicht ward sie in der ersten Jahressitzung vorgetragen.

Am 6. April hören wir Knebel wieder klagen, daß kein gemeinschaftlicher Zweck Menschen zu einer Absicht hintreibe, daß die wenigsten der Endzweck leite, gut zu sein.[4] Gegen Ende des Monats floh er wieder nach Jena. „Mein Mann hat gestern gar sehnlich nach Ihnen verlangt", schreibt Herder's Gattin am 2. Mai. „Der Wind auf der Promenade und die eben so austrocknende Gesellschaft haben ihn den Abend ganz trostlos gemacht. Wenn Sie hier gewesen wären, hätte ich nach Ihnen gesandt. Ihre elegische Stimmung hat doch etwas Wohlthätiges, aber die seinige ist vernichtigend. Wir freuen uns Ihres Aufenthalts in Jena. Sie holen frischen Athem, mit dem Sie auch uns stärken werden. Wenigstens müssen Sie Ihr Angesicht nicht so ganz von uns wenden, und keine fremde Luft zwischen unser Verhältniß wehn lassen. Wir wissen doch endlich, auf welchem Grund und Boden wir stehen, und sollten uns nicht durch Hohes noch Tiefes irren lassen." Herder fügt in einer Nachschrift hinzu:

1) „Nachlaß" III, 13.
2) Vgl. Böttiger II, 31 f. Diese „moralische Rhapsodie" findet sich im „Nachlaß" III, 265—276 abgedruckt.
3) Vgl. Böttiger I, 47.
4) „Nachlaß" III, 16.

„Ihr Weggehen oder Entrinnen von hier hat mir recht komisch geschienen. Ich gönne Ihnen indeß gern den Blüthenflor und die Blüthenumhüllung. Lassen Sie uns anderen nur auch etwas davon kosten! Der Mensch lebt nicht allein von Spargel.“ Die letztere biblische Parodie bezieht sich auf den von Knebel geschickten schönen Spargel, für den Herder am Schlusse dankt.

Herder mußte im Sommer, da er an Hüftweh und Lahmheit des rechten Beines litt, das Bad in Aachen besuchen, wo er fast drei Monate blieb. Von dort antwortete ihm Herder auf drei Briefe am 15. August in seiner humoristischen Weise. „Lebe wohl, lieber Salomonischer Weiser“, heißt es hier unter anderm. „Ich bin Agur, der Sohn Jake (Kap. 30 der Sprüche V. 1. 2. 3.), und wünsche dir herzlich Glück zu deinem Garten der Weisheit.“ Die letzte Aeußerung bezieht sich auf den Garten, den Knebel damals von Wieland gekauft hatte. Gegen Mitte August verließ auch Goethe Weimar, um den Herzog auf dem Zuge nach der Champagne zu begleiten. Im Lager bei Hans erhielt er am 12. September einen herzlichen Brief des Freundes, der, trotz aller zeitweiligen launigen Verstimmungen, nicht von ihm lassen konnte. Seine sofort erfolgende Antwort enthält eine gedrängte Schilderung des wunderlichen Zustandes in dieser abscheulichen Gegend. Zum Schlusse heißt es: „Behalte mich lieb! Empfiehl mich den Durchlauchtigen Herzoginnen und allen Freunden! Es freut mich sehr, zu hören, daß Herder wohl ist; um wenige Tage hätte ich ihn in Frankfurt gesehen. Ich wünsche sehr, bald wieder bei euch zu sein; da aber unser Weg parabolisch ist, läßt sich die Bahn schwer berechnen. Indessen mag meine Wohnung fertig werden, und, wie sie Meyer einrichtet, ein Plätzchen werden, wo meine Freunde gern zusammenkommen. Lebe wohl! Liebe mich!“ Erst gegen Ende des Jahres kehrte Goethe nach Weimar zurück.

Gegen Anfang Mai des folgenden Jahres (1793) eilte Knebel wieder nach Jena, wohin ihm Goethe, ehe er dem Herzoge zur Belagerung von Mainz folgte, am 11. Mai folgende Zeilen zum Abschiede sandte, welche auf das fortwährende innig freundliche Verhältniß hindeuten: „Nur noch ein Wort zum Abschied. Möge dir die Kur in Gesellschaft der Musen wohl bekommen; ich will suchen, mitten im Getümmel recht fleißig zu sein. Grüße Nachbar und Nachbarin (Loder und Frau)! Ich schicke von Zeit zu Zeit etwas. Meinen Kleinen (den Goethe oder Knebel nach Jena mitgenommen hatte, wo er krank geworden war) empfehl' ich dir; er kommt, hoff' ich, glücklich durch. „Reinecken“ (Fuchs) muß ich mitnehmen. Die Korrektur so eines Stücks ist eine Sache, die sich nur nach und nach macht. Meyer grüßt auf's beste. Lebe tausendmal wohl!“ In der bei Guhrauer diesem Briefe vorangehenden Antwort schreibt Knebel: „Mich freut dein Andenken recht sehr, und daß ich dir noch ein Wort vor deiner Abreise sagen kann. Mir geht es hier gut, und ich freue mich, auf den alten

Bergen herumzuklettern, wie ich gestern gethan habe, und die nach einer bessern Heimat schmecken. — Es thut mir leid, wenn du deinen „Reineke Fuchs" nicht bei uns läßt. Hier habe ich noch nicht sonderlich viel gelernt. Es scheint, als wenn die Zeiten auch dieses akademische Leben wegschwemmten. — Dein August befindet sich recht wohl, wie mir Götze (Goethe's Diener) sagt. Lebe wohl und vergesse mich nicht[1])!" Knebel beschäftigte sich damals ernstlich mit seiner Uebersetzung des Lukrez, während zu gleicher Zeit Proben einer solchen von anderer Hand im „Merkur" erschienen, und mit seinen „philosophischen Briefen" („Nachlaß" III, 319—341). Er hatte Herder's jüngsten, noch nicht drei Jahre alten Knaben Gottfried bei sich, wahrscheinlich noch zugleich mit Goethe's August.[2]) Erst Ende Juni kehrte Knebel nach Weimar zurück. Goethe berichtet ihm am 2. Juli aus dem Lager bei Marienborn über seine Durcharbeitung des „Reineke" und die Fortsetzung seiner optischen Studien. „Ich frage, wie geht es dir? arbeitest du fleißig? und wie weit bist du mit deinem Werke (Lukrez) vorgerückt? Ist die Kur wohl bekommen?" Zur Besserung der Schwester, deren Krankheit ihn in Sorgen gesetzt hatte, wünscht er ihm Glück. Von Weimar aus machte Knebel in Begleitung Lyncker's einen mehrtägigen Ausflug nach Ilmenau, wo ihn die gute Betreibung des Bergwerks erfreute. Zwei Tage nach seiner Rückkehr, am 17. Juli, erwiedert er Goethe's freundliche Erinnerung. An eine Beschäftigung mit der Optik und mit Reineke würde er selbst, gesteht er, bei den rauchenden Flammen einer Stadt und bei so vielem Umsturz von Schicksal und Glück nicht denken können. Gore's Einladung nach der Belagerung von Mainz habe er aus hundert Ursachen abschlagen müssen, wie gern er auch dem Herzog seine Aufwartung gemacht und Goethe besucht hätte. „Ich fürchte eine gewaltsame Zerstreuung, da ich nicht große Mittel habe, wieder auszubessern und herzustellen, und finde keinen Genuß des Lebens mehr, als unter den Schatten. Die Mittel, aequum animum sibi parare[3]), haben mich meine philosophischen Dichter gelehrt; nur darf keine gewaltsame Zerstörung von außen hinzukommen." Das erste Buch des Lukrez sei beinahe geendigt, bemerkt er, weiter aber sei er noch nicht fortgerückt; auch treibe er es nicht zu sehr, weil er sich anscheinlich gewiß sei, daß er ihn endigen werde. „Er ist ein gar guter Tonstimmer meines innern Selbsts, so daß ich nicht einmal

---

1) Die in dem Briefe erwähnte Abhandlung bezog sich auf die Gestalt der Thiere. Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 124. 126. 130. B. 27, 13 f.

2) In diese Zeit gehören die Briefe an Herder im „Nachlaß" II, 284 f. 294—296, von denen der erste, undatirte Pfingstabend, den 18. Mai, der andere, mit dem Jahre 1800 bezeichnete, kurze Zeit später geschrieben ist. Ueber die im erstern erwähnte Hypothese Voigt's vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel Nro. 116.

3) Hor. epist. I, 18, 112: Aequum mi animum ipse parabo. (Gleichmuth werde ich mir selbst verschaffen).

wünschen kann, damit sogleich, wie mit einer andern Arbeit, fertig zu werden. Auch, hoff' ich, soll er bei diesem längern Umgang nichts verlieren."

Bald nach seiner freundlich begrüßten Heimkehr, am 27. August, theilte Goethe ihm einen kleinen Aufsatz über die Farbenlehre mit, vermuthlich denselben, den er am 19. Juli an Jacobi schickte.[1]) Knebel, der ihn mit Aufmerksamkeit und großem Wohlgefallen durchgelesen hatte, schickt ihn am andern Tage mit freundlichen Bemerkungen zurück. „Verzeihe, daß ich dir dieses alles sage", schließt er, „da ich nur gleichsam wie ein Fremder von den Sachen urtheile, und laß dir indessen, als einem Kinde des Lichtes, zu dem Lichte deines heutigen Geburtstages Glück wünschen. In meiner Lichtlehre wird diese Erscheinung immer ziemlich oben an zu stehn kommen." Bald darauf, am 6. September, starb Prinz Konstantin, den man ungern verlor, gerade in dem Augenblicke, da er sich des Lebens werther gemacht hatte, wie Goethe am 11. Oktober an Jacobi schreibt. Vgl. oben S. 448 f. Note 3. „Ich habe", fügt er hinzu, „als alter Nothhelfer, diese Zeit her der Herzogin Mutter mancherlei Zerstreuungen bereiten helfen, und bin dadurch selbst zerstreut worden." In diese Zeit dürfte auch das undatirte Billet an Knebel (Guhrauer II, 411) fallen: „Die Herzogin Mutter bezeigte gestern Lust, nach Jena zu gehn. Ich nahm über mich, dich darüber um Rath zu fragen. Aus verschiedenen Ursachen wünschte ich, daß es Montags geschähe. Du wärst ja wohl so gut, und kämst einen Augenblick zu mir, daß man die Sache besprechen könnte. Von deinem Lukrez habe ich gestern draußen (in Tiefurt?) einige Stellen gefunden, die mich besonders gefreut haben." Gleich darauf schickte ihm Goethe den ersten Gesang des „Reineke", den er bald zum Drucke abzusenden gedenke, mit der Bitte, ihn wohl zu beherzigen und kritisch zu beleuchten.[2]) Als er gegen den 6. Dezember[3]) nach Ilmenau ging, ließ er Knebel einige Zeilen zum Abschied zurück, wofür dieser am 8. seinen Dank ausspricht. „Du hast wohl Recht", schreibt Knebel, „daß man sich aus dem Geist der jetzigen Zeit heraussetzen müsse, um nur leben zu mögen. Bei uns wird er dadurch zum Selbstmord, daß man sich durch die äußersten Dinge aufgespannt fühlt, ohne daß man Zweck, Mittel und Wege fände, auch nur die kleinste Wirkung damit hervorzubringen. Auch habe ich seit ein paar Tagen Lukrez gänzlich allein wieder à l'ordre du jour gelegt, weil ich empfinde, daß mir sogar das Lesen nicht mehr an=

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi S. 167—169.

2) Das betreffende Billet ist von Guhrauer I, 109 seltsam zwischen zwei zusammengehörende Briefe eingeschoben. „Reineke Fuchs naht sich der Druckerpresse", schreibt er am 18. November an Jacobi. Ehe er am 26. September nach Jena gehn will, sendet er die drei ersten Gesänge an Wieland. Vgl. oben S. 362.

3) Am 5. schreibt er noch von Weimar aus an Jacobi.

schlagen will." Schon damals scheint die Kammersängerin von Rudorf, Knebel's spätere Gattin, bedeutenden Eindruck auf ihn gemacht zu haben; denn er berichtet hier: „Figaro ist gestern gespielt worden und passabel, obgleich noch weniger rasch, wie das erstemal. Die Rudorf war gleich anfangs krank, doch hat sie das ganze Stück ausgehalten, und die Arie im vierten Akt vortrefflich gesungen. Heute ist sie todtkrank." Luise von Rudorf, Tochter des Husarenrittmeisters von Rudorf (ihre Mutter war eine von Britzke), ward am 7. Juni 1776 zu Landsberg an der Warthe geboren. Von Natur mit einer biegsamen, reinen und frischen Stimme und mit reichster Anmuth ausgestattet, in Berlin von K. H. H. Benda ausgebildet, kam sie, auf dessen Empfehlung, an das eben gebildete Weimarer Hoftheater, doch verließ sie bald die Bühne und trat als Kammersängerin bei der Herzogin Amalia ein, die sie ihres vertrautesten Umganges und ihrer liebevollsten Theilnahme würdigte.[1]) Knebel fand Gelegenheit, sie bei der Herzogin häufig zu sehn, und es knüpfte sich bald ein herzliches Verhältniß, das sich in Knebel's Seele gleich bei der ersten Bekanntschaft mit dem heitern, anmuthstrahlenden, durch die Lieblichkeit ihrer gefühlvollen Stimme bezaubernden Mädchen entschieden haben möchte. Auffallend ist es, daß wir seit dem Anfange des Jahres 1793 vier Jahre hindurch keine Spur von brieflicher Verbindung Knebel's mit dem Herzoge finden, der sich wohl durch seine grämliche Zurückgezogenheit etwas entfremdet fühlte, vielleicht auch durch seine Beziehung zu Luise von Rudorf. Im Winter 1793 war der Herzog aus dem Militärdienste getreten. Vgl. seinen Brief an Herder vom 24. Februar 1794.

Im Anfange des folgenden Jahres (1794) gab Goethe an Knebel die für Lichtenberg bestimmte Darstellung seiner Farbenlehre und dessen Antworten, welche der Freund mit großer Theilnahme aufnahm.[2]) Anfangs Juni finden wir Knebel bei der Anwesenheit von Voß mehrfach mit Goethe, Wieland, Herder, Böttiger und Voß in vertrauter Gesellschaft.[3]) Den Anfang des „Wilhelm Meister", woran Goethe im Sommer dieses Jahres die letzte Hand zu legen begann, theilte er Knebel zur Beurtheilung mit. „Hier ist die Robespierre'sche Rede (ohne Zweifel diejenige, die er beim Feste des höchsten Wesens am 8. Juni hielt) zurück", schreibt Goethe ihm im Juni oder im Juli.[4]) „Davon mündlich, wenn du morgen Mittag mit uns essen willst, wo ich Herder's erwarte. Meinen Roman bitte nicht aus der Hand zu geben; da noch manches darin zu bessern sein möchte, so ist es gut, wenn er erst

---

1) Vgl. Weimar's Album S. 60. Die von uns gegebenen Nachrichten sind authentisch; sonstige abweichende Angaben verdienen keine Beachtung.

2) Vgl. im Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel Nro. 113. 115. 116.

3) Vgl. Briefe von J. H. Voß II, 384 ff. Wieland's „ausgewählte Briefe" IV, 60.

4) Bei Guhrauer I, 133 steht der Brief unter dem Jahre 1796.

ganz unter uns bleibt." Am 25. Juli ging Goethe mit dem Herzog nach Dessau, besuchte darauf Leipzig und Dresden, w Meyer sich schon längere Zeit befand.[1]) Die im September stattfindende vierzehntägige Anwesenheit Schiller's in Goethe's Hause legte den Grund zum innigsten und lebhaftesten Zusammenwirken der beiden großen Dichter. Konnte Goethe's herzliches Verhältniß zu Knebel durch diese neue, höchst fruchtbare Verbindung auch innerlich nicht leiden, so mußte sie demselben doch äußerlich nothwendig einigen Abbruch thun; denn wie sehr Goethe auch Knebel's innigen Antheil an seinen dichterischen und sonstigen Bestrebungen schätzte, so fehlte diesem doch jene tiefdringende, aus wärmstem Gefühle und lebendigster Anschauung fließende Beurtheilungsgabe von Schiller's schöpferisch reichem Geiste. Auch Knebel gab sich dem in Zwischenräumen erscheinenden „Wilhelm Meister" mit innigster Freude hin, aber einer wahren, aus eindringender Durchschauung hervorgehenden Förderung des Dichters selbst, wie dieser sie Schiller verdankte, war er nicht fähig.

Im Sommer 1795 scheint Knebel sich von Lukrez wieder der Uebersetzung der Elegien des Properz zugewandt zu haben, an denen er sich schon vor Jahren versucht hatte. Goethe, dem der Freund Proben seiner neuen Uebersetzung mittheilte, ermunterte ihn, solche in Schiller's „Horen" zu geben. Gegen Ende September schreibt er ihm: „Bei Zurücksendung des „Archivs der Zeit" ersuche ich dich, ein Exemplar der „Horen" anzunehmen, wovon die übrigen Stücke seiner Zeit folgen sollen. Ich freue mich schon im voraus, die Elegien künftig drin zu sehn. Vor der Abreise besuche ich dich noch."[2]) Schon am 26. September meldet Goethe an Schiller, daß er bald erscheinen werde. Aber vorab mußte er Meyer allein reisen lassen, der seine eigene Ankunft auf den 3. Oktober anzeigte und von Knebel's Elegien berichtete. „Ich höre mit Vergnügen", äußert Schiller am 2. Oktober, „daß Sie damit umgehen, uns eine neue Acquisition für die „Horen" zu verschaffen, von der ich im voraus eine gute Meinung habe." Goethe erwiedert: „Die Knebel'schen Elegien sind recht gesunden, und in mehr als einem Sinne gut und heilsam. Vielleicht bringe ich einige mit." Den 29. Oktober erbittet Knebel sich von unserm Dichter, der mittlerweile in Jena und Eisenach gewesen war, eine Zusammenkunft, um wegen einer Zulage für Herder mit ihm Rücksprache zu nehmen. „Die Herdern hat mir eben aufgetragen, um einer Sache

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe I, 11 f. Goethe's Brief an Fritz von Stein vom 14. August. Meyer's Brief an Knebel vom 16. Mai („Nachlaß" II, 409).

2) Die naheliegende Vermuthung, dieses undatirte Billet (Guhrauer stellt es richtig unter das Jahr 1795) sei gleich nach dem Erscheinen des ersten Stückes der „Horen" geschrieben, läßt sich aus manchen Gründen nicht halten. Goethe hatte vor kurzem seine Exemplare der „Horen" komplettirt, von denen eben acht Stücke erschienen waren.

(willen?), die sie betrifft, mit dir zu sprechen. Da ich mit einem starken Schnuppen behaftet bin, so ist es mir heute nicht wohl möglich. Vielleicht hast du die Güte, mir auf morgen oder übermorgen die Stunde anzuweisen, wo ich dich am besten treffe." Bald darauf fragt Goethe: „Wie steht's mit den Elegien aus?" Die Freude des Erscheinens des dritten Bandes des Romans, von welchem auch sofort ein Exemplar zu Knebel wanderte, ward Goethe durch den Tod seines bald nach der Geburt (1. November) verstorbenen Knaben verbittert. Gegen Ende November schreibt Knebel: „Hier überschicke ich dir, Lieber, meine Elegien aus dem Properz, da ich sie heute nicht selber überbringen kann. Sieh sie mit Freundesaugen an! Sie sind freilich noch mancher Verbesserung bedürftig. Da ich es nicht lassen konnte, was ich bei Wiederlesung fand, noch zu ändern, so ist das Manuskript etwas zerhackt und unrein geworden. Solltest du finden, daß es so nicht bleiben könne, so bitte ich, es auf meine Kosten abschreiben zu lassen." Am 8. Dezember empfiehlt Knebel ihm noch einmal die Sache Herder's dringend an, welche Goethe bald zum erwünschten Ende führte. Die Elegien aber mußten vorab sich noch manche Aenderungen gefallen lassen.[1] „Ich habe nur immer für neue Güte und Sorgfalt dir zu danken", schreibt Knebel am 22. Dezember an Goethe. „Durch die Nachricht, die du mir wegen Herder gibst, ist mir eine große Last vom Herzen genommen. Ich danke dir tausend-tausendmal dafür. Die Liebe, die du meinen adoptirten Elegien erzeigst, ist unvergeltbar. Ich bin mit allem im voraus zufrieden, was du ändern und ordnen wirst." Dagegen ist er mit manchen von anderer Seite her gemachten Veränderungen nicht einverstanden, weil diese nicht auf Kenntniß und Geschmack der Sache und Sprache beruhten. „Da du im vollkommenen Besitz bist, auch hierüber Regeln auf dem Parnaß zu geben, und ich z. B. deinen „Reineke Fuchs" für das beste und der Sprache eigenthümlichste Werk deutscher Prosodie halte, so wollte ich nicht, daß du anderen, die bei weitem nicht Gefühl und Geschmack genug zu dieser Sache haben, aus zu vieler Nachsicht und Gutheit zu viel einräumtest." Besonders waren ihm die starren Gesetze von Voß herzlich zuwider.

Am 3. Januar 1796 eilte Goethe nach Jena, wo er mit Schiller wieder sehr glückliche Tage verlebte. Nach der Rückkunft machten ihm die weitern für die „Horen" bestimmten Properzischen Elegien Knebel's wieder viele Mühe. „Wenn Sie nur die versprochenen Elegien nicht so nothwendig brauchten!" klagt er den 12. Februar gegen Schiller; „denn ich weiß nicht, wie ich damit einhalten soll. Schon seit acht Tagen bin ich darüber mit Knebel

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 128. 130. 132. 134. Briefwechsel mit Knebel 124—126. Im Briefe Goethe's an Schiller Nro. 128 ist wohl neue Elegien statt meine E. zu lesen.

in Konferenz; dadurch ist die Abschrift wieder unrein geworden, und muß noch einmal gemacht werden. Wenn es möglich wäre, noch acht Tage Aufschub zu geben, so sollte alles in der Ordnung sein." Doch schon am folgenden Tage übersendet er die Elegien, obgleich nur drei neu abgeschrieben sind.[1]) Wie dankbar Knebel dem Freunde für seine Bemühungen war, zeigt der Brief aus dem Anfang Februar, wo es heißt: „Es ist vielleicht das erstemal in meinem Leben, daß mir etwas von mir gefällt, wie heute die Elegien im Gewande der „Horen". Aber für deine trefflichen Verbesserungen kann ich dir nicht genug danken; es ist mir eigentlich nur, als wenn sie mir um derentwillen gefielen.[2]) — Für das beigelegte prächtige Gold, dessen meine Verse lange nicht werth sind, danke ich gar sehr."

Von der Mitte Februar bis in den März hinein verweilte Goethe in Jena. Damals war es wohl, daß er an Knebel das bei Guhrauer unter dem Jahre 1795 stehende Billet (Nro. 118) schrieb: „Ich habe meine Einrichtung gemacht, morgen (Dinstag den 16.) nach Jena zu gehn. Mittwochs kommen Dumanoir (vgl. B. 27, 40) mit noch einigen der Kolonie, und Millau bewohnt die Zimmer nach dem Graben. Ich weiß also nicht, was ich dir rathen, oder wozu ich dich einladen soll. Wäre dir's nicht zuwider, so könntest du im „Bären" logiren, wo ich oft war, und wo man ganz sauber und leidlich ist. Ginge ich nicht hinüber, um zu arbeiten, so könnten wir uns wohl in den vorderen Zimmern zusammenthun; dadurch käme aber keiner zur Ruhe. Möchtest du im „Bären" logiren, so könnten wir morgen zusammenfahren; du könntest Mittwochs nach Belieben dich sehn lassen, und man hätte dann noch manche Stunde zusammen." Ließ Knebel ihn auch allein nach Jena fahren, so konnte er sich doch nicht enthalten, ihn während seiner dortigen Anwesenheit mit einem Besuch zu überrraschen. „Ich bitte noch um Entschuldigung, Lieber", schreibt er am 2. März, „deine Musen jüngst so unbedeutend gestört zu haben, und danke dir noch für alle Freundschaft und Güte. Der Winter hat seitdem festen Besitz von uns genommen, und, wie ich höre, führet er schon bei uns Aristokratie und Demokratie auf's Eis zusammen, und ist also ein wahrer Friedensmediator geworden. Vielleicht steigen dabei die unreinen Lüfte innerlicher Gährungen auch als Eisblasen in die Höhe, und lassen die Bahn künftig, wo nicht ebener, doch sicherer. Wollte Gott, daß es sich die Musen in Kopf setzten, uns für alles dieses Nichtleben reichlicher zu belohnen, und gegen die Säuren dieses Lebens ihren Honig in vollerm Maße mitzutheilen! Aber es scheint schon, daß der engere Himmel sie auch beschränket, und sie wenden nur wenigen ihre Ga-

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel Nro. 129—131.

2) Vgl. auch Knebel's Brief an Goethe Nro. 127, wo Vorsorge statt Vorfrage zu lesen ist.

ben zu, da sie dir wahrscheinlich anjetzt an Ausarbeitung deines „Wilhelm Meister" allein behülflich sind. — Ich ergötze mich noch in Gedanken und Anwendungen an der trefflichen Theorie, die du mir jüngst vom Auge gabst."

Bald darauf stattete Schiller in Weimar einen vierwöchentlichen Besuch ab (vom 23. März bis zum 20. April), und Goethe brachte dann wieder an sechs Wochen, vom Mai bis gegen den 8. Juni, in Jena zu. Von hier aus schreibt er gegen die Hälfte des Mai an Knebel, dem er einige Zeichnungen von Meyer sendet: „Die vierzehn Tage meines hiesigen Aufenthalts habe ich mehr gesellig, als fleißig zugebracht. Wir hofften dich auch zu sehn. Doch ist eine Idylle („Alexis und Dora" [1])) zu Stande gekommen, die ich dir bald vorzutragen hoffe. Lebe recht wohl und liebe mich!" Knebel erwiedert hierauf am 18. Mai: „Daß du in friedlicher Stimmung den Idyllengeist in dir erweckst, ist mir sehr angenehm zu hören. Es ist Zeit, daß man sich über dies Wesen und Weben der Dinge beruhige, ehe uns die Natur mit Gewalt zur Ruhe zwingt, und aus unserm Grabhügel eine Idylle macht. Nicht alle Gemüther sind bei uns in dieser Verfassung; öfters stören sie andere. Ich bedaure es sehr; aber es ist nun einmal so, und die Kräfte der Natur bereiten im Menschen Essig, wie in anderen Wesen, wann sie nicht zur reifen Traube verglühen können." Anfangs Juni meldet Goethe: „Da Schiller in diesen Tagen die zweite Sendung der Elegien wünscht, so sende ich hier das Packet mit, bitte sie auszusuchen, deine bisherigen Korekturen dazu zu schreiben, und sie mir zuzuschicken. Ich wünsche guten Besuch der Musen in der Einsamkeit (in Knebel's Garten). Ich habe die Aussicht, daß mein Roman vor Ende dieses Monats fertig sein wird [2]), worüber ich eine große Freude empfinde. Vale!" Gleich nach seiner Rückkehr wird er Knebel mit der Vorlesung von „Alexis und Dora" erfreut haben.

Am 11. Juni machte Knebel bei Frau von Kalb die Bekanntschaft Jean Paul's [3]), der von ihm gleich am folgenden Tage seinem Freunde Otto schreibt: „Er ist ein Hofmann im Aeußern, aber so viel Wärme und Kenntnisse, so einfach!" „Alle meine männlichen Bekanntschaften hier", fährt er fort, „(ich wollte, nicht diese allein!) fingen sich mit den wärmsten Umarmungen an. — Er wollte mich zu Herder und heute Mittags zum Essen zu Goethe führen, aber ich blieb bei dem Grundsatze des coeur à coeur, wenn ich nämlich jemand zum erstenmal sehe." Am 17. aß Jean Paul mit Knebel bei Goethe, der am folgenden Tage gegen Schiller äußert: „Fast hätte ich vergessen zu sagen, daß Jean Paul hier ist. Er wird Sie mit Knebel'n besuchen, und Ihnen gewiß recht

1) Vgl. oben S. 242 Note 2.
2) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 167. 172. 173.
3) Vgl. Spazier „J. P. Fr. Richter" IV, 19 ff.

wohl gefallen.“ Das Gedicht, welches Goethe Jean Paul vorlas, war ohne Zweifel „Alexis und Dora“. Am 23. Juni war Jean Paul wiederum mit Knebel an Goethe's Tafel; zwei Tage später führte ihn Knebel in Jena bei Schiller ein, der ihn fremd fand, wie einen, der aus dem Mond gefallen sei, voll guten Willens und herzlich geneigt, die Dinge außer sich zu sehn, nur nicht mit dem Organ, womit man sieht.[1]) Bald darauf verließ Jean Paul Weimar, nachdem er sich durch ein freundliches Billet von Knebel verabschiedet hatte.[2])

Am 5. Juli schreibt die Herzogin Mutter von Tiefurt aus an Knebel in Betreff der Inschrift eines dort zu setzenden, wahrscheinlich an den verstorbenen Prinzen Konstantin erinnernden Denkmals. „Das Wetter ist freilich nicht so reizend, daß man jemanden darauf einladen könnte“, bemerkt sie, „aber doch ist es immer angenehmer hier in Tiefurt, als vor dem Thor von Weimar, wo man nur mit Krautländern umgeben ist.“ Acht bis neun Tage später fragt Goethe bei Knebel an, ob er ihm wohl ein gutes Gemälde von Uz besorgen könne, dessen Kopf Schiller dem neuen Musenalmanach vorsetzen wollte.[3]) Eine anmaßende Aeußerung Jean Paul's über Goethe in einem Briefe an Knebel, vermuthlich in dem Briefe vom 3. August, wo sie vom Herausgeber wohl weggelassen ward, rief Goethe's Gedicht „der Chinese in Rom“ (B. 1, 217) hervor, welches am 10. August an Schiller zur Aufnahme in den Musenalmanach abging. Vom 18. August bis in die ersten Tage des Oktober finden wir Goethe in Jena.[4]) Gleich nach seiner Rückkehr brachten die im neuen Muselalmanach erschienenen „Xenien“ zu Weimar die größte Aufregung hervor. Als Goethe gegen den 22. Oktober[5]) den letzten Band des „Wilhelm Meister“, wohl zugleich mit einem Exemplare des neuen Musenalmanachs, an Knebel ge-

---

1) Vgl. Schiller's Brief Nro. 175. Goethe hatte ihn (Nro. 170) als ein „komplizirtes Wesen“ bezeichnet, von dem man nicht mit wenigem einen Begriff geben könne.

2) Vgl. Knebel's „Nachlaß“ II, 417.

3) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel Nro. 136. Schiller an Goethe Nro. 189.

4) Am 25. August schrieb Herder das undatirte Billet an Knebel Nro. 59: „Ich danke Ihnen auf's schönste für Ihr Andenken des heutigen Tages. Der schöne Himmel ladet mich ein, nicht, wie ich sagen sollte, zu sagen: Les beaux jours sont passés, sondern sie zu erwarten, wenn sie auch, wie im Jahr 1796, spät kommen. Bei dem Dienst und der Ehrfurcht, die Sie dem heiligen Ludwig schenken, gönnen Sie mir und meinem Hause ferner einen kleinen Platz in Ihrem sanctuario der Freundschaft. Unter den Menschen ist dies der heiligste Tempel. Leben Sie wohl, Lieber, Guter, und genießen des heutigen Tages in Ihrer villa Sabina mit Lust und Freude.“ Zum Verständniß dieser Zeilen bemerke man, daß Herder's Geburtstag, der 25. August, zu welchem Knebel Glück gewünscht hatte, zugleich der Tag des h. Ludwig ist, dessen Namen Knebel führte. Als villa Sabina bezeichnet Herder Knebel's Gartenhaus, das er bei dem schönen Wetter, vielleicht auch seiner Verstimmung wegen, am Geburtstage des Freundes nicht verlassen wollte.

5) An diesem Tage sendet er sechs Freiexemplare an Schiller.

sandt hatte, erwiederte dieser (Nro. 138) bald darauf: „Ich danke dir, Lieber, gar sehr für deine holden Gaben und Geistesgeschenke, die mich sehr erfreut haben. Ich habe den letzten „Wilhelm" sogleich zum Schneider geschickt, daß er ihm ein Röckchen anpasse; dann soll er mich ergötzen. Glaube, daß ich den Werth deiner Talente und Geistesprodukte erkenne, und sie zu schätzen weiß! Nicht durch jene nur, sondern auch durch Richtigkeit deiner Beurtheilungskraft stehst du mir vor allen Schriftstellern unseres Vaterlandes voran. Dieses letztere macht mir den Mann, der freilich in den mannigfaltigsten Reichen der Einbildungskraft schwerer herauszufinden ist, als in dem gewöhnlichen Leben, aber sich durch den richtigen Takt seiner Urtheile und Gefühle zeigt. Ich weiß nicht, ob ich hier etwas sehr Verständliches oder gar Verständiges sage. Es sind allgemeine Eindrücke, die mir seit kurzem — und auch bei der Erscheinung der (?) Schiller'schen Musenalmanache (?) geblieben sind, wovon ich nur den hintersten Theil (die „Xenien") noch gelesen habe. An Geist und Witz, Einbildungskraft und richtiger, scharfer Beurtheilung — die leider bei uns so selten ist! — fehlt es da nicht. Es ist ein heiliges Geschäft, die Thoren zu züchtigen, zumalen wer, wie du, die Geißel vom Apollo dazu erhalten hat. Du hast ein Theseisches Werk bestanden, und obwohl die Ungeheuer Gift und Galle schäumen werden, so wird sie doch schadlos zur Erde fallen. Wie angenehm ist es, den Freunden nur einen Theil von sich selbst vorhalten zu dürfen, um ihnen die schmeichelhafteste Empfindung zu geben, die wir ihnen zu geben vermögend sind!" Goethe erwiederte kurz vor seinem am Ende Oktober erfolgenden Abgange nach Ilmenau[1]) (Nro. 140): „Auf das beste danke ich dir, mein Werther, für das gute Wort, das du mir zusprichst. Je mehr man bei seiner Bildung und bei seinen Arbeiten nur auf die strengsten Forderungen der Natur und der Kunst achtet, desto seltener kann man sich einen reinen Wiederklang von außen versprechen. Sehr tröstlich, beruhigend und aufmunternd ist daher die Versicherung des Freundes, der uns auf unseren Wegen gerne begleiten und begegnen mag. Ich habe mich jetzt wieder in das epische Fach gewendet, woraus ich dir einige Proben bald vorzutragen wünsche.[2]) Lebe recht wohl, und gehe mit geneigtem Gemüthe an den letzten Theil des Romans!" Am 1. November, nach der Lesung des Schlusses von „Wilhelm Meister", spricht Knebel ihm seinen Dank für diesen „schöngeschliffenen Menschenspiegel" aus, verschweigt aber auch einzelne Bedenken nicht. Und auf Goethe's wohl noch von Ilmenau aus erfolgende Antwort erwiedert er (Nro. 144)[3]): „Ich freue mich, daß du meinen wahren Beifall und meine kleinen

---

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nr. 232. 233.

2) Er deutet auf „Hermann und Dorothea" hin. Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe a. a. O.

3) Der Brief ist nicht erst im Dezember geschrieben, wie bei Guhrauer vermuthet wird, wo die Briefe wunderlich durcheinander gewürfelt sind.

Zweifel so wohl genommen hast. Ich habe seitdem den neuesten Musenalmanach gelesen, und da habe ich von ersterm noch mehr zu ertheilen. Ich habe, bei mehreren schönen und vortrefflichen, die beiden schönsten Disticha gefunden[1]), die ich nur in deutscher Sprache, ich hätte bald gesagt, in irgend einer, kenne."

Nach seiner Rückkunft von Ilmenau — bereits am 12. November schreibt er wieder von Weimar aus — wird Goethe die versprochenen Proben aus „Hermann und Dorothea" vorgelesen haben. In diese Zeit möchte folgendes Billet Knebel's an Goethe fallen, das Guhrauer in den Februar des folgenden Jahres verlegt. „Ich darf dich wohl an dein Versprechen erinnern, mir von deiner neuen epischen Arbeit etwas hören zu lassen. Bestimme nur eine Stunde des Morgens oder des Nachmittags, daß ich zu dir kommen kann. Zu mir ist dir wohl der Weg zu weit, und billig zu schmutzig. Ich bin sehr verlangend, das Versprochene zu hören, und Aganippens Wasserfall im Thüringer Lande zu vernehmen." Auch theilte Goethe Anfangs Dezember die herrliche Elegie zur Ankündigung jenes Gedichtes (B. 1, 262 ff.) dem Freunde mit. „Ich danke dir, Lieber, für das liebe Geschenk deiner Muse", schreibt Knebel (Nro. 142). „Es erfreut mich herzlich. Wie wohl thun die Töne, die unmittelbar aus der Brust hervordringen! Ich sage Ja und Amen zu allem. Es ist schön, auszusprechen, was diesen Zuruf hervorbringt. Es ist schön, den Pöbel niederzudrücken, damit sich der Edlere erheben könne. Es ist schön, mit immer neuen Lorbeerreisern das Haupt zu umflechten, wenn gleich Cäsar's Täuschung nicht von Nöthen ist.[2]) Sei meiner Theilnahme, meiner Freude und meines Dankes gewiß!" Bald darauf (Nro. 143) bittet er Goethe um die Schrift der Frau von Staël: De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations.[3]) „Von deinen optischen Aufsätzen hast du mir jüngst etwas mitzutheilen versprochen", fügt er hinzu. „Ich wäre anjetzt sehr in Bereitschaft,

---

1) Knebel meint hier wohl die beiden Schiller'schen, „der epische Hexameter" und „das Distichon" überschriebenen Distichen. Böttiger erzählt uns nämlich in seinem Knebel's Verdienste besonders als Uebersetzer hervorhebenden Aufsatz im „literarischen Notizblatt" zur „Abendzeitung" 1834 Nro. 34: „Als Frau von Stael den Winter zwischen 1803—4 in Weimar zubrachte —, wurde ihr in Beziehung auf das Vermögen unserer Sprache, die Distichen der alten Sprachen wiederzugeben, viel vorgesprochen. Sie erwiederte darauf immer mit ungläubigem Lächeln, das müsse wie die Fuhre auf einem holperigten Knüppeldamme sich ausnehmen Da rieth Knebel, man möchte ihr doch nur Schiller's Distichon recht in's Ohr deklamiren:

Im dem Hexameter steigt des Springquell's flüssige Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab,

und sie ersuchen, den Sinn in zwei Alexandrinern zu fassen. Es geschah. Und ob ihr gleich ihr damaliger Reisegefährte, Benjamin Constant —, redlich als Hebammenarzt diente, die geistreiche Frau scheiterte mit ihren Versuchen, worüber denn Knebel keine geringe Freude hatte."

2) Hindeutung auf eine Aeußerung der betreffenden Elegie, wo es von Cäsar heißt, er habe nur aus Bedürfniß (weil er kahl war) sein Haupt gekränzt.

3) Vgl. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 244—249. 255. 256.

etwas davon zu lesen. Schicke mir doch, was dir für gut dünkt." Auf diese Schrift, nicht, wie Guhrauer glauben konnte, auf „Wilhelm Meister", bezieht sich Knebel's, wohl erst nach dem 20. fallende Danksagung [1]) (Nro. 139): „Ich danke tausendmal für die Mittheilung des Buches. Es hat mir Leben gegeben, da, im Allerheiligsten der Seele, wo es so wohl thut. In der That es ist vortrefflich gedacht, empfunden und geschrieben. Die Züge der Reißfeder bleiben fest und getreu bis zum äußersten Umriß. Sprüche und Bilder, wie sie die sieben Weisen des Alterthums möchten gesagt und vorgestellet haben, und ganz neu, durch die neueste Szene der Menschheit so ganz durchgefühlt die Revolution! — Dank auch für den Stein! Du bist immer gut!"

Um diese Zeit traten der Schotte James Macdonald und dessen jüngerer Vetter, die des Mounier'schen Institutes wegen nach Weimar gekommen waren, und bei Böttiger wohnten [2]), mit Knebel in genauere Verbindung. Am 13. Dezember sandte dieser an Goethe folgende Einladung: „Lieber, die beiden Kaledonier, Böttiger und Herder wollen morgen Mittag bei mir hier außen im Garten fürlieb nehmen. Möchtest du wohl dem rauhen Weg und Wetter trotzen, und mein kleines Mahl mit deiner Gegenwart krönen? Ich brauche kein weiteres Motiv, aber ich hoffe, daß du mir's nicht versagest." An Goethe's optischen Untersuchungen und Darstellungen nahm Knebel um diese Zeit den freundlichsten und förderndsten Antheil. [3]) „Die Optika gehen vorwärts", meldet Goethe den 17. Dezember an Schiller, „ob ich sie gleich jetzt mehr als Geschäft, denn als Liebhaberei treibe; doch sind die Akten dergestalt instruirt, daß es nicht schwer wird, daraus zu referiren. Knebel nimmt Antheil daran, welches mir von großem Vortheil ist, damit ich nicht allein mir selbst, sondern auch anderen schreibe." Und vier Tage später äußert er: „Sie werden Knebel'n bei sich sehn und ihn ganz munter finden; er hilft mir auf eine sehr freundschaftliche Weise gegenwärtig an meinem optischen Wesen fort. Ich zeichne jetzt die Tafeln dazu, und sehe daran, da sich alles verengt, eine mehrere Reife. Einen flüchtigen Entwurf zur Vorrede habe ich gemacht." Am 25. meldet Schiller: „Knebel war bei mir und hat mir auch die Schottländer gebracht, die ganz gute Leute sind. Knebel erzählte mir auch viel von den optischen Unterhaltungen mit Ihnen; es freut mich, daß Ihre Mittheilung gegen ihn die Sache mehr in Bewegung brachte. Seine Idee, daß Sie das Ganze in einige Hauptmassen ordnen möchten, scheint mir nicht übel; man würde so schneller zu bestimmten Resultaten geführt, da man bei einer künstlichern Technik des Werks die Be-

1) Schiller hatte das Buch zuerst von Goethe erhalten, und sandte es erst am 18. zurück.

2) Vgl. Böttiger I, 239 Note. II, 143. 163. 173 f. 201.

3) Vgl. Knebel's Briefe an Goethe Nro 146. 147.

friedigung erst am Ende findet." Nach der Rückkehr von Jena schreibt Knebel an Goethe: „Ich habe meinen Dank noch aufgehoben für das Afrikanische Landschäftchen, das du mir so hübsch hast kopiren lassen. Wie geht es dir bei dem abenteuerlichen Wetter? Uns ist in Jena ganz wohl gewesen, vorzüglich auch den Kaledonischen Bergbewohnern; sie freuten sich wie Kinder, Berge zu sehn. Schiller habe ich zweimal besucht. Er empfiehlt sich, wie die übrigen, die dich bald zu sehn hoffen."

Ende Dezember reiste Goethe mit dem Herzog nach Leipzig, von wo er am 10. Januar zurückkehrte. Gleich nach der Rückkunft fragt er bei Knebel an [1]), ob er oder wer sonst aus der Gesellschaft die von Schlegel mitgebrachten „Herzensergießungen eines Klosterbruders" (von Wackenroder) mitgenommen habe, worauf dieser erwiedert, Herder werde wohl das Buch zu sich gesteckt haben. „Ich freue mich deiner Ankunft, die ich in der That diesmal sehnlicher erwartet hatte", schreibt Knebel. „Laß mir einen Wink geben, wenn ich dich bequem zu Hause finden kann. Ich lebe hier so meist in meinem kleinen Kamschatka, und suche mir das Leben nicht ganz ungenießbar zu erhalten, indem ich mich von der unbedeutenden, oft widrigen Menge entferne." Als Wieland im Februarheft des „Merkur" über die „Xenien" sich geäußert hatte, wünschte Knebel, wie er gegen Böttiger bemerkte [2]), dieser hätte die Sache weniger genau und streng untersucht, und das Ganze genialischer genommen, da es auf der andern Seite doch auch gar oft nichts weniger als richtig stehe. „Ich schreibe dies, weil ich den Hausfrieden liebe, und vorzüglich da, wo er nicht gespielt wird. Ich fürchte Händel und Feindschaften unter Personen, die sich nahe zu leben gezwungen sind. Das ist mir äußerst zuwider, und richtet unser bißchen Existenz völlig zu Grund." In dieser Beziehung hält er jetzt, wo die „Xenien" so manche erbitterte Feindseligkeiten hervorgerufen haben, die That derselben, die er am Anfange so freudig begrüßt hatte, für „eine der unbedachtsamsten in diesen letzten Annalen der Zeit".

Ende Februar begab sich Goethe wieder nach Jena, wo er sich in Knebel's alter Stube eifrig mit „Hermann und Dorothea" beschäftigte, und das Gedicht der Beendigung nahe führte. An vertraulicher brieflicher Unterhaltung fehlte es nicht. Anfangs April nach Weimar zurückgekehrt, gerieth Goethe in die „lebhafte Zerstreuung vielerlei kleiner Geschäfte". Die Anwesenheit Wilhelm von Humboldt's zu Weimar mußte einem innigern Zusammenleben mit Knebel wesentlichen Abbruch thun, da die freien Ansichten desselben über das Wesen des Epos, seine weitreichende, tiefdringende

1) Das von Guhrauer unbestimmt gelassene Datum des Briefes (Nro. 155) ergibt sich aus der Antwort (Nro. 149). Vgl. Goethe's Brief an Schiller Nro. 259.

2) Vgl. Böttiger II, 211 f.

Kenntniß des griechischen Alterthums und seine Einsicht in die deutsche Prosodie, worin er strengeren Gesetzen, als Knebel folgte, ihn bei der letzten Durcharbeitung seines Gedichtes ganz zu diesem hinzogen. Indessen wurde der freundliche Umgang keineswegs unterbrochen, vielmehr erfreute Goethe auch jetzt wieder den alten Freund durch mancherlei Mittheilungen, wie auch dieser mit solchen nicht zurückblieb. Im April schreibt ihm Knebel: „Wie geht es dir, Lieber? Ich habe dir seitdem jeden Tagen wieder danken wollen für deine Bemühung, das Leben hier aus seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit zu reißen, und für deine letzte liebe Vorlesung (des „Hermann"). Möchte es dir vielleicht einmal dünken, um den Ort zu verändern, mir das Ende davon in meinem Garten genießen zu lassen? Er ist zwar nicht so wohl zubereitet, wie der deinige, aber doch auch still und einsam." Zugleich bittet er um gefällige Rückgabe der Kupferstiche des Montblanc aus Saussure's Voyages dans les Alpes. Ein andermal sendet er ihm ein Heft der Decade philosophique, welches Fr. Benj. Hoffmann's Medée, eine lyrische Tragödie nach dem deutschen Monodrama von Gotter, enthielt. Um dieselbe Zeit mögen Knebel's sinnreiche Gedanken „über die Unsterblichkeit" („Nachlaß" III, 352–356) entstanden sein.

Unterdessen hatte Knebel den Entschluß gefaßt, Weimar zu verlassen, wo er sich bei aller Freundlichkeit seiner Schwester, Goethe's, Herder's u. a. sehr einsam fühlte. Seine einzige Hoffnung künftigen Glückes beruhte auf der Begründung eines eigenen Familienstandes, und so hatte er den Entschluß zur vollsten Reife gebracht, sich, wenn auch schon in vorgerückten Jahren, mit der Kammersängerin Luise von Rudorf ehelich zu verbinden, welche ihm bereits am 15. Januar des vorigen Jahres einen Sohn, Karl Wilhelm, geboren hatte, und die durch die Heiterkeit ihrer Kunst und ihres ganzen Wesens sein Alter zu verschönen versprach. Die nöthigen Einleitungen zu dieser Verbindung, wozu auch die Wahl eines neuen Wohnortes gehörte, machten es ihm wünschenswerth, Weimar während der schwebenden Unterhandlungen ganz zu verlassen; auch hoffte er, fern von Weimar die nöthige Ruhe zu finden zur Vollendung seiner Uebersetzung des Properz für den Druck. Schon am 4. Mai [1]) schrieb ihm der Herzog, dem er, wie auch Goethe, seinen eigentlichen Plan verschwieg: „Nie werde ich aufhören, an deinem Schicksale den lebhaftesten Antheil zu nehmen, und thätig, so viel es die Umstände erlauben und dein eigener Wille es zulassen wird, beitragen, es zu verbessern. Wenn du noch in Willen bist, eine Abwesenheit zu machen, so hoffe ich, dich von ungewohnten Gegenständen erfrischt wiederzusehen. Ich

---

1) Im Abdrucke („Nachlaß" I, 178) steht März, was jedenfalls irrig ist. Die Urschrift habe ich nicht gesehen, und die mir vorliegende Vergleichung bemerkt keine Verschiedenheit; aber März und Mai ist bei nachlässiger Schrift oft sehr schwer zu unterscheiden. Vgl. oben S. 35 Note 3.

glaube dich avertiren zu müssen, daß der Minister von Hardenberg die Direktion der Markgrafthümer (Ansbach und Baireuth) nicht behalten, sondern werde der Minister von Alvensleben vielleicht an seine Stelle kommen. Leb' wohl!" Der Herzog scheint geglaubt zu haben, Knebel denke dort durch Hardenberg zu einer einflußreichen und einträglichen Stelle zu gelangen.

Erst Ende Juni verließ Knebel mit Matthisson, dessen Besuch ihm die letzten Tage verschönt hatte, die Stadt Weimar, wo er sich längst unbehaglich gefühlt hatte [1]. Am 25. Juli schreibt er von Baireuth aus, wo die Verwandten seiner Mutter lebten, an Goethe: [2] „Mich verlanget, Lieber, an dich zu schreiben, da es mir beinahe schon ein halbes Jahr dünkt, daß ich dich verlassen habe, ob es gleich kaum über vier Wochen sein mag, daß ich von Weimar entfernt bin. — Mein Weg mit Matthisson bis Koburg war für uns beide angenehm, und niemals ist wohl der Thüringer Wald poetischer durchreist worden. Er hat mir das Vergnügen gemacht, mir den größten Theil seiner Gedichte, die er meist auswendig kann, im Wagen vorzusagen, und ich habe durch seinen Ausdruck erst ihren ganzen Werth und ihre Eigenthümlichkeit gefühlt. [3] Die Gegend um Baireuth, sowie die Stadt selbst, ist einladend und schön. Die Meinigen fand ich wohl; sie nahmen mich freundlich auf. Ich besuchte den Präsident Schuckmann, der mich beinahe brüderlich aufnahm. Er ist gar sehr dein Freund. [4] — Gewiß würde es mir hier nicht schwer fallen, künftig eine von den neu etablirten Kreisdirektorstellen zu erhalten (bei der nächsten Erledigung einer derselben), das er mir beinahe versichert hat. Ich bin jetzt unbekümmerter um mein Schicksal, und ob es mir gleich an Fleiß und gutem Willen nicht fehlen wird, so scheue ich mich doch, eine Laufbahn anzutreten, zu der entweder eine ältere Erfahrung gehört, oder ein etwas jugendlicherer Trieb zum Aushal-

---

1) Am 6. Dezember 1798 schreibt Knebel an Matthisson (Matthisson's Nachlaß III, 3): „Denkt wohl der Freund noch an mich, der mich vor ungefähr achtzehn Monaten aus meiner Gartenhütte bei Weimar abholte, und im Geleite der Grazien und seines gefühlvollen Herzens durch den Thüringer Wald brachte?" Knebel führte Matthisson damals auch zu Frau von Imhof. Vgl. Matthisson's Nachlaß IV, 28.

2) Dieser meldete schon am 14. Juli an Meyer (B. 26, 14): „Knebel ist nach Baireuth gegangen; er macht Miene, in jenen Gegenden zu bleiben, nur fürchte ich, er wird nichts mehr am alten Platze finden; besonders ist Nürnberg, das er liebt, in dem jetzigen Augenblick ein trauriger Aufenthalt."

3) Fast sechs Jahre später schreibt Matthisson an Knebel („Nachlaß" II, 434): „Noch immer erinnere ich mich mit Wonne unserer Reise nach Koburg, und jedes damaligen Ergusses Ihrer schönen und edlen Seele."

4) Goethe hatte ihn im Jahre 1790 in Breslau kennen lernen, und ihm im folgenden Jahre eine ehrenvolle Stelle im geheimen Conseil des Herzogs angetragen. Vgl. Döring's Sammlung von Goethe's Briefen Nro. 88—90. Zeitgenossen XVII, 7, 7 ff.

ten in meist subalternen Geschäften. Auf die Nachsicht meiner Obern möcht' ich nicht gerne rechnen, und so könnte es kommen, daß mir unter angestrengter Arbeit der Zweck verloren ginge, weshalb ich solche unternommen, nämlich um das Leben zu arbeiten. Das arme Vorurtheil, das bisher in Weimar geherrscht hat, daß zu gewissen Geschäften nur außerordentliche Fähigkeiten der Praxis erfordert würden, herrscht wenigstens in Schuckmann's Kopf nicht. Er weiß, daß man mit Vernunft sich gar leicht eine Praxis macht, und rechnet auf diese mehr, als auf alles, was ohne eigene Vernunft geschieht. Indeß bleibt uns bei unseren langen politischen Vorurtheilen doch immer und leider eine Vernachlässigung gewisser Kräfte, die denn durch Anstrengung beschwerlich ersetzet wird. Gehe es nun, wie es wolle! Ich will unbekümmert um mein Schicksal sein. An gutem Willen hat es mir nicht gefehlt; die Hälfte der Schuld mögen die verkehrten Zeiten tragen!" Knebel übersieht hier ganz, daß die zu einem Geschäftsmanne nöthige Ruhe und angestrengte Beharrlichkeit ihm völlig abgingen. Goethe, der den Brief auf seiner Schweizerreise in Frankfurt erhielt, erwiederte am 10. August mit alter liebevoller Zutraulichkeit: „Ich fühle das sehr lebhaft, was du über die Veränderung des Zustandes sagst: denn mir geht es hierin beinah, wie dir, und wenn man nicht immer in der Welt lebt, so sieht man sie anfangs wieder mit verwunderten Augen an, und so gut man sie kennt, machen einen die neuen Erscheinungen wieder auf kurze Zeit aufmerksam, bis man das alte plumpe Märchen wieder bald gewahr wird. Ich wünsche dir zu allen deinen Unternehmungen Glück, und begreife den Sinn einiger Stellen deines Briefes recht wohl; ich hoffe, daß dein gutes Geschick dich verhindern wird, dich noch in alten Tagen einer solchen Subalternität zu unterwerfen, die jeden rechtlichen Menschen zur Verzweiflung bringen muß. Kannst du eine gute Pfründe sine cura erwischen, so thue es ja, und laß die andern aus (sic) Licht und Luft arbeiten, was sie können. Was mich betrifft, so sehe ich nur immer mehr ein, daß jeder nur sein Handwerk ernsthaft treiben und das übrige alles lustig nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessiren mich mehr, als sehr viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist, und wenn ein jeder das gleiche thut, so wird es in der Stadt und im Hause wohlstehn. — Lebe recht wohl, und ehe du einen neuen Zustand erwählst, so bedenke alles ja wohl! denn es ist nichts gefährlicher, als sich in unserm Alter zu vergreifen."

Auch mit Herder, der damals gegen Goethe arg verstimmt war, blieb Knebel in engster Verbindung. Ehe dieser seine Reise zu Gleim antritt, antwortet er Knebel am 5. August, der ihm unter anderm auch Reisebemerkungen über Baireuth, die dortigen Zustände und besonders Schuckmann für den jetzt von Böttiger besorgten „Merkur" mitgetheilt hatte. Herder hielt diese zurück, weil Knebel dadurch nur sich und andere kompromittiren würde,

da sie zu naiv, nackt und gutmüthig geschrieben seien [1]). Besonders warnt er den Freund vor dem Eintritt in den Preußischen Staatsdienst in den Markgrafthümern, wo „zwei mächtige und übermächtige Damen, barbarische Opulenz und geschäftliche Prävonderanz", ihn erdrücken würden. „Also wenn Ihnen nicht ein außerordentlicher Stern nach Bethlehem leuchtet und Ihnen Haus, Krippe rc. mit der besondersten Aneignung für Sie und zu Ihnen zeigt, welches vielleicht durch den Minister sein kann, so begeben Sie sich nicht auf die lange Bank des dortigen Dienstes. Prädilektion muß Ihnen den Weg bereiten und die Stelle zeigen. Als Kreisdirektor hätten Sie ja mit vielen Lasten weniger, als Sie hier ohne Last haben, wo Sie völlig leben können, wie und wo Sie wollen und Ihr eigener Herr sind." Er räth ihm deshalb, wenn sich keine hübsche Aussicht zeigen sollte, mit Zufriedenheit zurückzukehren und etwa nach Ilmenau zu ziehen, wo, wie er vor kurzem selbst erfahren habe, eine Lust und ein Leben sei, das in Weimar ganz fehle.

Am 19. August verließ Knebel mit Dr. Seebeck Baireuth, und kam am folgenden Tage in Nürnberg an [2]), wo er im Merzischen Hause auf dem Markte bis zum folgenden Januar wohnte, besonders mit seiner Uebersetzung des Properz und den dazu beabsichtigten Anmerkungen beschäftigt. Von hier aus wünschte er dem Herzog zu seinem Geburtstage Glück, wofür dieser am 23. September ihm seinen verbindlichsten Dank sagt. „Da du mir selbst bekennst", schreibt er, „daß du findest, es ginge bei uns noch leidlicher, wie an manchen und den meisten anderen Orten zu, so bestätigt mich dieses in der Meinung, daß man es bei uns aushalten könne. Es ist sehr zu bedauern, daß die Maßregeln, welche man in Franken nimmt, die Reputation der Preußischen Politik so ganz zerstören, in einem Augenblick, wo jeder ehrliche Mann eines Anhaltens bedarf, und es bei Preußen sucht, und zwar ohne der Monarchie einen reellen Nutzen oder solide Vergrößerung zu verschaffen. Die Wirthschaft in den Preußischen Besitzthümern in Franken gleicht wirklich der einer von der Pforte entfernten Provinzen des Türkischen Reiches; die Willkür ist die Tagesordnung — und welche Wahl von Möglichmachern in der Dienerschaft?" Vierzehn Tage vorher hatte Einsiedel Knebel aufgefordert, er möge wegen seiner Verbindung mit Luise von Rudorf an den Herzog berichten. „Was die Ausführung deiner künftigen Lebensplane betrifft", äußerte er, „so weißt du schon, daß die Herzogin (Mutter) deine Anträge hierüber überhaupt kennt, und daß sie mehr die Sorge, eine Gesellschafterin zu verlieren, als Finanzrücksichten über eine feste Erklärung noch unentschlüssig macht, obwohl sie den Antrag

1) Hiernach ist im Briefe Knebel's an Böttiger (Böttiger II, 214) H. (Herder) statt G. (Goethe) zu lesen.
2) Vgl. Knebel's „Nachlaß" II, 192 ff.

selbst nicht überspannt findet. Der Herzogin sehr geschwächte Gesundheit hat mich zeither abgehalten, ihr die Nothwendigkeit einer bestimmten Entschließung dringender vorzulegen. Jetzt befindet sie sich besser, und ich würde meinem Brief einen reellen Inhalt geben können, wenn ich nicht erst einen Präliminarpunkt dieser Unterhandlung mit dir bereden müßte. Und dieser besteht darin: ohne des Herzogs Vorwissen wird die Herzogin nichts beschließen, und ich halte es auch zur Befestigung des Entschlusses nöthig, den Herzog dazu beitreten zu lassen; darüber aber, lieber Knebel, muß ich erst deine Meinung hören, und um so mehr, da du zu diesem Schritt nicht geneigt scheinst. Ich kann freilich das Geheime dieser Angelegenheit nicht mehr verbürgen, wenn der Herzog eine Mittelsperson dabei wird; allein da er der Zukunft halber eine Hauptperson sein muß, so kann man ihn schon um deswillen nicht übergehn, ungerechnet daß ihm dieser Mangel an Offenheit auffallen könnte. Wenn du dies mit dir selbst überlegt hast, so wäre es gut, wenn ich, oder vielleicht noch besser, wenn die Rudorf einen ostensiblen Brief dazu von dir erhielte; und in beiden Fällen kannst du auf mich zählen." In einem in dieser Angelegenheit an den Herzog geschriebenen Briefe ließ sich Knebel einen ehrenkränkenden Vorwurf und eine Unbedachtsamkeit zu Schulden kommen, welche dieser in seiner Antwort vom 31. Oktober nach Gebühr rügt. Da auch dieser Brief den Herzog in einem sehr schönen Lichte zeigt, so glauben wir die unerheblichen Bedenken, welche die Veröffentlichung desselben bisher gehindert haben, hintansetzen zu dürfen; er lautet also: „Zwei Sätze deines neulich an mich geschriebenen Briefes haben mich in große Verwunderung über deine Urtheilskraft und Konsequenz gesetzt. Der erste ist die Geschichte mit dem Kinde im Nürnberger Findelhause. Wenn du überlegen wolltest, daß ich bis hierher meines seligen Bruders uneheliche Kinder sehr gut ernähren lasse, für ihre Erziehung und Unterkommen sorge, so würdest du leicht dir haben sagen können, daß ich gegen die meinigen, wenn mich das Schicksal damit beehrt hätte, nicht geiziger sein würde; daß wenn ich eine von mir entsprossene Pflanze gegründeter Ursachen willen in der Stille und unbemerkt aufziehen ließe, ich schicklichere Mittel dazu in Händen hätte, und sie gebrauchen würde, als eben ein Findelhaus, wohin unter etablirten Menschen höchstens ein Poet, wie J. J. Rousseau, sein Kind, mit der Ueberzeugung, recht gehandelt zu haben, zu schicken fähig wäre. Wenn du Anhänglichkeit genug im Herzen für diejenigen hättest, denen du aus ganz triftigen Gründen anzugehören glauben könntest, so würdest du, während die Sache zweifelhaft ist, überzeugt sein, daß so eine Märe, wie du in Nürnberg gehöret hast, und der du als einer Wahrheit beizupflichten scheinst, eine Märe und eine höchst beleidigende Lüge sei. — Der zweite (Satz) ist, daß du mir anempfiehlst, dafür zu sorgen, daß deiner Fräulein Schwester keine Kränkung widerfahre, wenn die Gesellschaft ihr unangenehm

möchte empfinden lassen, was sie über deine bevorstehende Heirat urtheilte, indem, sagst du, das, was hierbei deine Fräulein Schwester beträfe, der empfindliche Theil deines Herzens oder Gefühles sei. Dieses ließ mich vermuthen, daß deine Schwester von deinem Vorhaben unterrichtet und mit dir einverstanden sei. Ich eilte, um dir und ihr den Dienst zu leisten, den du mir auftrugst, und wollte mit ihr verabreden, was zu thun sei. Wie erstaunt' ich, als ich von ihr hören mußte, daß sie nichts von der ganzen Sache wisse, und auf welche Art du ihr ein Geheimniß davon gemacht hättest! Ihr überlasse ich, dir ihre Meinung und Gefühl über dein Benehmen gegen ihr kund zu thun. — Was deinen Vorsatz, die Rudorf zu heiraten, angeht, so sage ich dir, was ich meiner Mutter und der Rudorf selbst gesagt habe, nämlich daß ich diese Handlung nie hindern werde, aber auf keinen Fall mit meinem Rathe dafür oder dagegen eingetreten bin, noch eintreten werde. Du bist alt und erfahren genug, um zu wissen, was zu deinem Frieden dient, was du thun oder lassen sollst. Daß dich das beste Glück stets begleite, wünsche ich von Herzen. Leb' wohl!"

Auch mit Böttiger, der ihm einen Verleger seiner Uebersetzung des Properz an Göschen in Leipzig verschafft hatte, blieb er in freundlichster Verbindung; er theilte ihm manches, besonders seine Wissenschaft Betreffendes aus Nürnberg mit, wogegen dieser ihn mit Neuigkeiten aus Weimar versah. Am 22. September klagt er, daß Böttiger seinen zweiten Brief aus Baireuth nicht beantwortet habe, und er gibt ihm einen Begriff von dem Nürnberger Wohlleben.[1]) „Meine Properzischen Elegien sind eigentlich fertig", schreibt er. „Ich habe sie wieder abgeschrieben und bessere noch täglich daran, aber Noten kann ich hier dazu nicht machen. Ich finde gar kein Buch dazu. — Sie müssen mir also noch Geduld erbitten. An meinem Lukrez bin ich ziemlich fleißig; es geht aber langsam." Sehr bezeichnend sind seine Aeußerungen über die Weimarischen Gesellschaftsverhältnisse in einem weitern Briefe an denselben vom 12. Oktober: „Krankheiten, die aus so vielen Umständen und Zufällen in der Länge der Zeit entstanden sind, lassen sich schwer, wohl gar nicht mehr kuriren. Der Mangel an Verbindung und Einigkeit von unserer Seite, über den ich schon so lange klage, scheint Hauptursache mit zu sein. Aber wo soll Verbindung auch entstehn unter so vielen positiven Elektrizitäten! — Da sind positive aller Art, ja alles will positiv sein, und will es fast noch mehr, je weniger es Kraft und Eigenschaft dazu hat. — Ob uns gleich die Eitelkeit, bei Hofe was zu gelten, hie und da gefälliger gemacht hat, so konnte doch, da dieser Eitelkeit die Nahrung nach und nach ziemlich benommen wurde, die Sache nicht mehr bestehn. Nun sind wir krank, ohne Hülfe und Verein, weder von oben, noch neben, noch unten."

1) Vgl. Böttiger II, 212 ff.

Seine einzige Bitte an den Himmel sei jetzt, fährt er fort, ihn in Weimar nicht weiter leben zu lassen; die dortigen Umstände durchstächen ihm das Herz, und er werde ihnen unter jeder Bedingung zu entgehn suchen. Da der Herzog jetzt sehr gut und wohlwollend gegen ihn sei, so würde er ganz Unrecht thun, sein Anerbieten auszuschlagen, und er werde sich nur einen Winkel seines Landes suchen, wo er ruhiger und behaglicher das Leben leben könne. Der Herzog hatte sich bereit erklärt, ihm zu seiner Einrichtung fünfzehnhundert Thaler vorzuschießen, die später von seiner Pension allmählich abgehalten werden sollten.[1]) Auch ward seiner künftigen Gattin von der Herzogin Mutter eine Pension von 300 Thaler ausgeworfen, mit Genehmigung des Herzogs. Am 1. November spricht Knebel seine herzlichste Freude über den neuen Schiller'schen Musenalmanach aus.[2]) „Die poetische Welt ist durch den Schiller'schen Almanach mit hellen Sternen bezeichnet. — Goethe hat sich in der That glänzend hervorgethan, und seine Abfertigung der Antirenisten durch den „Zauberlehrling" hat mir trefflich gefallen. Wie werden sie es denn nun machen, die Wassermänner? Distichen glaubten sie hervorbringen zu können: werden ihnen denn die gereimten Balladen auch gelingen? Da kostet es wenigstens die Mühe des Reims. Schiller glänzt nach ihm in der zweiten Größe, in einigen dieser Gesänge recht annehmlich und weniger flitternd, wie sonst. Eins oder ein paar seiner Stücke scheinen mir nur etwas matt." Leid that es ihm, daß die Sammlung einige recht schlechte, K. unterzeichnete Elegien[3]) brachte, die man auf seine Rechnung schrieb. Bald darauf hatte Knebel die Freude, Goethe, den Böttiger ihm schon angekündigt hatte, in Nürnberg zu sehn[4]), und ihm seine Plane für die Zukunft mitzutheilen; denn auch ihm hatte er bisher aus seiner beabsichtigten Verbindung mit Luise von Rudorf ein Geheimniß gemacht.

In Weimar suchte Einsiedel die der Verbindung entgegenstehenden Hindernisse und die dadurch veranlaßten Unannehmlichkeiten möglichst zu beseitigen. „Dein letzter Brief, liebster Freund, hat mich veranlaßt", schreibt er nach längerm Stillschweigen am letzten Tage des Jahres, „ein paar Visiten zu machen, die mir als Resultat viele Betheuerungen einbrachten, daß man deine Fräulein Schwester durch keine widrigen Eindrücke beunruhigen wolle. Die fürstlichen Kinder (Knebel's Schwester war Erzieherin der Prinzessin Karoline) erscheinen auch wieder in der Herzogin (Mutter)

---

1) Vgl. Knebels „Nachlaß" I, XLIX.

2) Vgl. daselbst III, 27.

3) Weniger ungünstig urtheilt Körner (Briefwechsel mit Schiller IV, 106) über diese Elegien, deren Verfasser ein Züricher Künstler Namens Keller war (Schiller an Goethe Nro. 365).

4) Am 10. November schreibt Goethe an Schiller: „Wir haben zu unserer besondern Freude Knebel'n hier (in Nürnberg) angetroffen, und werden daher etwas länger, als wir gedachten, verweilen."

Haus seit einiger Zeit, und es scheint alles gemildert zu sein. Wenn Glück und eine auch den Augen anderer anschauliche Zufriedenheit deiner neuen Lebensbahn folgt, wie ich es mit ganzem Herzen wünsche, so wird alles Gespräch zerfallen, und die Bessergesinnten werden sich freuen. — Die Rudorf ist an den Feiertagen zu ihren Verwandten gereist, und kommt Ende dieser Woche auf's späteste wieder. Diese kleine Exkursion war mir ganz lieb; denn sie entfernt den embarras der Konzerte, und gewöhnt die Herzogin (Mutter) an die Nothwendigkeit der Trennung." Zugleich meldet er ihm, daß Knebel's Jenaer Freunde wünschten, er möchte dort seinen Wohnsitz aufschlagen. Zwei Tage früher sendet Knebel an Böttiger die letzte Folge seiner Anmerkungen zum Properz, die er durchgehn und berichtigen möge; auch bittet er den Freund, ein Leben des Dichters hinzuzufügen. Nach seinem Wunsche solle die Uebersetzung zur Ostermesse erscheinen; das Honorar werde wohl der Verleger festsetzen, doch nicht unter zwei Karolin den Bogen.

Gleich am zweiten Tage des neuen Jahres (1798) spricht Goethe seinen Dank für Knebel's freundlichen Empfang zu Nürnberg aus. „In einiger Zeit", bemerkt er, „denke ich nach Jena zu gehn, und innerhalb deiner vier Wände mir Stimmung zu allerlei Gutem zu holen. Lebe du auch indessen recht wohl und laß mich von dir hören! Möge dir die Zeit das Beste bringen! Nochmals Dank für alles Gute." Am 5. Januar entschuldigt sich Knebel, daß seine nicht immer heitere Stirne ihm lange nicht erlaubt habe, Goethe's Musentempel zu besuchen. Diesmal meldet er ihm, daß er am 20. des Monats oder gleich darauf abgehn werde, um sich in Ilmenau zu etabliren. „Der Bergrath Voigt daselbst ist äußerst gut und gefällig gegen mich, und verspricht mir, alles zu bereiten. Ich werde nicht unglücklich sein. Sage, wenn du es gut findest, doch dem Geheimrath Voigt auch was von mir, und suche ihn mir zu verbinden. Es ist doch nöthig, da man gegen uns Partei macht, daß wir auch etwas zusammenhalten. In wenigen Tagen gehe ich nach Ansbach, meine Mutter da zu besuchen, und zugleich den Minister Hardenberg zu sprechen. Ich werde suchen, mir doch einige Aussicht im Nothfall für die Zukunft offen zu halten." Wiederholt spricht er seine Bewunderung von „Hermann und Dorothea" aus, diesem „herrlichen Produkt einer seltenen Geistesintegrität". Seine an Böttiger geäußerten Wünsche in Betreff der Uebersetzung des Properz möge er bei diesem unterstützen. „Ich liebe dich herzlich", bemerkt er, „wie auch alle Guten hier." Goethe wünscht ihm darauf zu dem gefaßten Entschlusse Glück; denn in solchen Fällen bleibe doch zuletzt nichts übrig, als sich zu einer oder der andern Aufopferung zu entschließen, und zu einer solchen Wahl könne sich der, den es treffe, doch immer nur selbst zuletzt bestimmen. Daher möge Knebel es mit denen nicht zu genau nehmen, die, als bloße Zuschauer, ihm theils zu heftig widerstrebt, theils zweifelhaft gewesen, was

und wie sie mitwirken sollten. Bei noch so verschiedener Ueberzeugung habe doch jeder nur sein Bestes, freilich jeder auf seine Art und Weise, gewünscht, und nichts könne seinen Entschluß besser rechtfertigen, als sein künftiges Glück. Er möge ihnen nur bald glücklich näher kommen, wo sich wohl eine leidliche Kommunikation nach Ilmenau einrichten lasse. Noch vor seiner Abreise von Nürnberg meldet Knebel dem Freunde, wie es ihm bei seinem kurzen Besuche zu Ansbach ganz nach Wunsch gegangen. „Präsident Schuckmann kam kurz zuvor von Baireuth aus hin, und nahm mich wieder mit Freundschaft auf. Ich eröffnete ihm, daß ich, größtentheils auch meiner Familie wegen, einige vortheilhafte Aussicht in diesen Landen zu haben wünschte, wobei ich doch in kein neues Joch mich zwängen könnte, noch möchte. Er kam mir auf halbem Wege entgegen, und gab mir eine Aussicht, die, wenn das Schicksal dieser Lande ferner so bestehn sollte, für mich und andere Annehmlichkeit und Vortheil haben könnte. Er ermahnte mich hierauf, die Sache ihm gänzlich zu überlassen, und da er täglich mehr Zutrauen und Einfluß gewinnt, so konnt' ich mich dabei wohl beruhigen. Uebrigens fand ich daselbst meine alte Mutter sehr zufrieden und wohl, und in des Ministers (von Hardenberg) Haus empfing ich mehrmalen Zeichen distinguirter Achtung."

In der Nacht des 21. Januar reiste Knebel von Nürnberg ab, und kam unter schrecklichem Schneewetter am 23. in Ilmenau an, von wo er gleich am folgenden Tage an Goethe schreibt: „Alles lässet mich hier einen zufriedenen Aufenthalt ahnen, und deine gute Sorgfalt ist mir hierin auch schon zuvorgekommen. Der gute Voigt hat mich wie einen lang erwarteten Gast wohl vorbereitet aufgenommen. Ich habe hier mein Quartier auf dem Markte, in dem Hause, das eine angenehme französische Familie vor mir soll bewohnt haben. Das Quartier ist artig, nur wird es ziemlich enge werden. Jetzt bin ich mit den ersten Einrichtungen beschäftigt. — Nun, Lieber, unterstütze auch du mich zuweilen mit Nachrichten von dir, mit etwas Litterarischem, das dir zufällt, und laß mir den Südwind des Genies von Norden herwehn. Ich liebe dich herzlich, wie auch unsern guten Meyer. Ihr werdet mir immer, wie der zusammenfrierende Wein, kostbarer." Am 25. Januar wendet er sich an Böttiger wegen der Durchsicht seiner Noten zum Properz und des gewünschten Lebens des Dichters.[1]) Auch bittet er ihn um Mittheilung von politischen und litterarischen Neuigkeiten, besonders von französischen Schriften. „Da Goethe die Freundschaft hat, meine kleinen Finanzangelegenheiten für mich zu übernehmen", fährt er fort, „so werden Sie in seinem Hause die Bezahlung jeder Zeit richtig erhalten; auch die Sendung wird er durch seinen schreibenden Diener (Geist) richtig besorgen lassen. Ich verspreche für diese Wohlthat das schönste

1) Vgl. Böttiger II, 216 f.

Kraftmehl und die besten Honigkuchen aus Nürnberg gelegentlich zu überschicken.“ Noch ehe dieser Brief abging, erhielt er ein Schreiben Böttiger's, worin dieser ihm meldete, daß die Uebersetzung des Properz nicht vor der Michaelismesse erscheinen könne, und auch in Betreff des Honorars eine Mittheilung machte. Knebel, den diese Nachrichten keineswegs unangenehm berührten, antwortete sofort, unter Beilegung des schon geschriebenen Briefes. [1]) Goethe's freundliche Erwiederung vom 1. Februar mußte Knebel sehr wohl thun. „Sei mir schönstens in dem Ilmenauer Schnee gegrüßt“, ruft er ihm zu, „in dessen Nähe ich dir heitere Tage wünsche, bis das Frühjahr uns alle wieder erquickt! Möge der letzte Knoten, den du in dein Schicksal knüpftest, dir alles wünschbare Gute herbeiführen! Laß mich von Zeit zu Zeit hören, wie du dich befindest und womit man dir einiges Vergnügen machen könnte. Kommt mir irgend etwas merkwürdig Neues zur Hand, so soll es dir mitgetheilt werden.“ Auch Herder spricht bei Gelegenheit der Einsendung des zur Einsegnung der Ehe nöthigen Zeugnisses seine besten Wünsche aus. [2])

Am 8. Februar spät in der Nacht kam Knebel's Braut in Ilmenau an, wo am folgenden Tage die Trauung im Hause des Bergrath Voigt vollzogen wurde. Alle Freunde begrüßten die durch so vielfache Hemmnisse aufgehaltene Verbindung mit den besten Wünschen. „Da unseres Knebel's Schicksal nun einmal entschieden ist“, äußerte Wieland [3]), „so wollen wir unitis viribus darauf bedacht sein, ihn, so viel an uns ist, immer in der Stimmung zu erhalten, worin er sein muß, um sich glücklich zu fühlen — und also fördersamst die Sache selber von der besten Seite ansehn. Ich bin seiner nunmehrigen Frau (die er das schöne Rudelchen zu nennen pflegte) immer gut gewesen, und wenn sie ihr Möglichstes thut, ihm Freude zu machen, sich in seine Launen zu fügen, ihm seine Grillen wegzusingen oder, wenn es ihm gemüthlicher ist, wegzuküssen, kurz wenn sie ganz für ihn lebt und auch nur halbweg so ist, wie ich sie gern haben möchte, so will ich sie wie meine Schwester lieben; und so sind auch alle meine Frauenzimmerchen gesinnt.“ Am 17. Februar vertraut Knebel seinem Goethe an, daß er und seine Gattin jetzt glücklich, froh und heiter seien, womit er das wunderliche Bekenntniß verbindet: „Ich habe immer ein zartes, gutes Gefühl und einen gesunden Sinn bei einem Weibe für das angesehen, was zum Glück eines Mannes durch sie hinlänglich sei. Für die andern hohen Naturen habe ich keinen rechten Sinn mehr, und ich bin neuerer Zeit immer mehr abgekommen, das eigentlich Moralische, das aus einer höhern Ansicht der Dinge und einer Vergleichung und Aehnlichstellung unserer

1) Vgl. Knebel's „Nachlaß“ III, 37 ff., wo das Datum irrig ist.
2) Vgl. „Nachlaß“ II, 273.
3) Vgl. Böttiger II, 174.

Natur mit derselben sich herleitet, auf die weibliche Natur zu passen. Es kommt ihnen nur dem Scheine nach zu, nicht aber von innen heraus, durch eigene Erkenntniß; denn es verläßt sie auch alsbald wieder in dem Punkte, wo es am entschiedensten wirken sollte. Ich kann mir durchaus keinen Zug eines Weibes in der Geschichte erinnern, der auf wahrer innerer moralischer Größe ruhte. Ihnen muß Stolz oder Eitelkeit das ersetzen. Was nicht durch einen natürlich guten Instinkt bei ihnen gewirkt wird, hat für mich keinen Werth, es sei denn Fleiß und Lebensgeschäfte." In der Antwort Goethe's vom 26. Februar ist eine naturalistisch derbe Aeußerung über Knebel's Trauung am Anfange des Briefes weggeblieben.

Mehr als sechs Jahre lebte Knebel in Ilmenau im stillen Genusse der in Wald und Berg prangenden Natur, den neuen litterarischen und politischen Erscheinungen hingegeben, mit seiner Uebersetzung des Lukrez und eigenen dichterischen Schöpfungen beschäftigt, im Umgange mit wenigen Freunden, zu denen zuweilen ein Freundesbesuch von außen hinzutrat. Goethe blieb dem alten Freunde herzlich ergeben, und es fehlte nicht an manchen, freundlich erwiederten Sendungen. Allein Herder, mit dem ihn gleiche Mißstimmung über die Weimarer Verhältnisse und über die neuere Philosophie, wie gleicher Eifer für strenge Sittlichkeit in ihrem Widerstreite mit der Kunst verband, zog ihn nur zu bald von Goethe ab, und machte ihn gegen diesen ungerecht, was dieser wohl empfand, wenn auch äußerlich das freundliche Verhältniß nothdürftig erhalten wurde. Aber Goethe verargte es Knebel keineswegs, daß dieser der Anziehungskraft Herder's nicht widerstehn konnte, der, eifersüchtig auf den aus reinster Begeisterung für die Kunst hervorgegangenen Bund zwischen den Dichterdioskuren, denen sich Meyer anschloß, Knebel, Jean Paul u. a. für sich zu gewinnen suchte.

Gleich im Jahre 1798 erfreute Goethe seinen Freund mit dem Gedichte „die Metamorphose der Pflanzen" und dem Anfange der „Propyläen", welche Knebel mit höchster Begeisterung aufnahm. Betheiligte sich Goethe auch nicht an der Durchsicht seiner Uebersetzung des Properz, wie Herder that [1]), so nahm er doch die im November wirklich erscheinende Uebersetzung, wie die herzogliche Familie, Herder und Einsiedel [2]), freundlichst auf, und er ermunterte ihn zur eifrigsten Fortsetzung seines Lukrez. Am Ende des Jahres übersendet er ihm die eben erschienene Beurtheilung des Properz von A. W. Schlegel [3]), und er bestimmt ihn, sich mit diesem kenntnißreichen und einsichtsvollen Kritiker wegen des Lukrez in Verbindung zu setzen. Schon im März oder April erhielt Knebel einen

1) In den Anfang dieses Jahres gehören die undatirten Briefe Herder's an Knebel Nro. 34. 35.

2) Vgl. „Nachlaß" I, 180 f. (der Brief ist vom 21. November 1798). 207. 243. II, 275. 296 (gegen Mitte November geschrieben).

3) Vgl. A. W. Schlegel's Werke XI, 337 ff.

Besuch von Herder's Sohne August, den dieser in den Weihnachtsferien wiederholte.[1]) Auch kam Freund Holzschuher aus Nürnberg im Juni auf vierzehn Tage nach Ilmenau, welches ihn höchst freundlich aufnahm.[2]) Goethe selbst besuchte während Knebel's Aufenthalt zu Ilmenau gar nicht diesen früher des Bergwerks wegen von ihm viel besuchten Ort, da er alle Zeit, welche er erübrigen konnte, in Jena zubrachte, wo er sich in Knebel's alter Stube im Schlosse ganz nach seiner Bequemlichkeit einrichtete. „Seit achtzehn Tagen", schreibt er am 28. November an Knebel, „bin ich nun wieder in deiner alten Stube, in der nichts als der Ofen verrückt ist, der nun aus dem kleinen hintern Zimmer eingeheizt wird, wodurch ich viel Holz erspare und um vieles behaglicher wohne. Die Steine deines kleinen Schränkchens sind in vier Kästchen nach Weimar abgegangen; die feinen Sachen findest du darin besonders wieder in Schachteln gepackt, und ich wünsche, daß alles wohlbehalten bei dir ankommen mag. Einiges davon ist noch in einzelnen Schachteln in meinen Händen, die ich auch einmal mit einer größern Sendung nachschicken will. Deine Landkarten sollen nun auch aufgerollt werden, wie du verlangst, und nachfolgen. Inzwischen wird dein Geist und dein Andenken so leicht nicht aus diesem Kreise verschwinden." Später übernahm er Knebel's zurückgelassene Möbel zu der festgesetzten leidlichen Taxe.[3]) Seit dem 21. November 1798 schrieb Goethe an einem weißen Fensterpfosten dieser Stube alles auf, was er hier von einiger Bedeutung arbeitete.[4]) Diese Stube Knebel's, worin er immer ein glücklicher Mensch war, weil er keinem Raum auf der Erde so viel produktive Momente verdankte, meinte Goethe auch ohne Zweifel, wenn er am 30. Oktober 1830 Soret erzählte[5]), er habe ein Zimmer gehabt, das mit chronologischen Notizen seiner Arbeiten während einer langen Reihe von Jahren beschrieben gewesen und worauf er immer das Neueste nachgetragen habe, leider aber sei es später übertüncht worden. Die versprochenen Landkarten Knebel's sendet Goethe am 19. Dezember; denn der beim Abdruck weggefallene Anfang von Brief Nro. 166 lautet: „Mit der Rolle Landkarten, welche der Bote überbringt, sage ich dir nur einen Gruß. Ich bin wieder in Weimar, und wir haben diese Zeit Besuch von Graf Fries und Lerse[6]) gehabt."

Sehr erfreut wurde Knebel am Anfange des folgenden Jahres

---

1) Vgl. Brief an Goethe Nro. 174. 195. „Nachlaß" II, 309 (Nro. 55). 311 (Nro. 58).

2) Vgl. Brief an Goethe Nro. 178.

3) Vgl. Goethe an Knebel Nro. 239.

4) Vgl. Goethe an Schiller Nro. 806.

5) Vgl. Eckermann's Gespräche mit Goethe III, 343.

6) In den „Annalen" (B. 27, 63), setzt Goethe den Besuch Lerse's, seines bekannten Straßburger Freundes, ein Jahr zu früh. Vgl. Böttiger I, 60 f., wo manches Irrige sich findet, Z. 6 aber in den Worten kam Lerse von Gießen offenbar Lerse Druck- oder Schreibfehler statt Goethe ist.

durch Goethe's Uebersendung des neuen Schiller'schen Musenalmanachs, welcher auch drei Gedichte seiner unter dem Namen „Louise**" auftretenden Gattin enthielt. Goethe's Gedicht „Euphrosyne" (B. 1, 255 ff.) las er wiederholt mit tiefer Herzens- und Geistesrührung. „Sie ist eines der naturseligsten, zartesten Werke", schrieb er, „die je von eines Dichters Seele durch die Feder geflossen, einzig, eigen und schön; die Verse frei, wie die Natur." Auch unter Goethe's sonstigen Beiträgen fand er manches Schöne und Ansprechende. Durch Vermittelung des Freundes ließ er seine Uebersetzung des ersten Buches des Lukrez an Schlegel gelangen, von dessen Bemerkungen er freilich nicht sehr erbaut war. An der Fortsetzung der „Propyläen", der „Achilleis" und einem von Goethe beabsichtigten Naturgedichte nahm Knebel lebhaften Antheil. „Deine Arbeiten stehen mir neben den Arbeiten der Alten immer vor dem Sinne", schreibt er am 6. Juli an diesen. „Du hast, beinahe der einzige unter uns, den wahren Pfad betreten. Dein glückliches Genie leitete dich, und deine frühe Liebe zur Natur und zu den Künsten. Selbst deine frühern Schriften sind gleichsam mehr mit dem Pinsel, als mit der Feder geschrieben, und du lerntest nachher immer mehr, die strengen Gesetze der Kunst auch auf die Poesie übertragen." Aber bei Goethe fanden auch Knebel's drei Elegien, „der Hügel", „die Wälder", „die Stunden" („Nachlaß" I, 19 ff.), großen Beifall, der sogar das letztere Gedicht ohne Knebel's Vorwissen mit einigen Veränderungen, welche aber Knebel nur zum Theil billigte, in den Musenalmanach gab. In Betreff der zweiten wünschte er, Knebel hätte die guten Deutschen mehr bedauert, als gescholten, worauf dieser sich auch bereit erklärte, die harte Stelle zu mildern, so weit es das Steigende des Affekts erlaube.[1])

Wie freundlich aber auch das Verhältniß äußerlich blieb, woran selbst die zeitweilige Unterbrechung des Briefwechsels nichts änderte, so war doch Knebel's Seele ganz nach der Herder'schen Seite hingezogen, der durch den in seiner „Metakritik" auf Kant gewagten scharfen Angriff die Geister feindlich schied. Knebel, welcher schon am Ende des vorigen Jahres den Gedanken einer mit Herder, Jean Paul, Einsiedel u. a. herauszugebenden Zeitschrift gefaßt hatte[2]), der aber erst zwei Jahre später in Herder's „Adrastea" in anderer Weise sich verwirklichte, trat ganz auf Herder's Seite, dessen Trennung von Goethe immer entschiedener geworden war.[3])

Am 6. Mai spricht Herder selbst seine innige Freude über die Art aus, wie Knebel seine „Metakritik", deren Erscheinung die

1) Vgl. den Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel Nr. 206. 207. 211 — 214.

2) Vgl. „Nachlaß" I, 245 f. II, 280. 331 f.

3) Merkwürdig ist es, daß auch der Herzog sich bedenklich über die neuere Philosophie oder Filosofie (Fadenweisheit) äußert, wie er sie mit einem Herder sehr beliebten Witzworte nannte. Vgl. Herder-Album S. 39.

Gattin schon am 11. April angekündigt hatte, empfange und sich aneigne. Ein unbedachtes Wort, durch welches dieser den Ilmenauer Freund im Februar oder März beleidigt hatte, war längst vergessen.[1] Im Mai erfreute sich Knebel eines zweimaligen Besuches von Jean Paul, der nach Hildburghausen ging, wo er am Hofe mit Sehnsucht erwartet wurde.[2] Im Juni kam der Frankfurter Gerning nach Weimar, von dem Goethe über Knebel, den er eben besucht hatte, Erfreuliches vernahm.[3] „Der Herzog war vor kurzem auch bei uns, wie du wirst gehöret haben", schreibt Knebel am 10. September an Goethe. „Er war nach seiner Art freundlich und gut; auch blickte zuweilen Empfindung durch, wo sie nicht durch den allgemeinen Weltton, den er sich anzueignen sucht, gehindert wurde." In demselben Briefe bemerkt er dem Freunde, nachdem er sich nach Goethe's August erkundigt hat: „Ich habe auch einen Buben, den ich sehr liebe, und der mir jetzt schon zuweilen Sorge macht. Er hat ein äußerst zartes und rechtliches Gemüth, und da möchte ich ihn gerne der rauhen Stöße des Lebens überheben, die sein Vater zuweilen hat ertragen müssen, und die er schwerlich aushalten dürfte." Herder's erfreuliche Gegenwart löste bald darauf ein häusliches Mißverhältniß glücklich auf. „Auch Herder war hier", meldet Knebel am 28. Oktober an Goethe, „und hat mich höchlich erfreut. Sein freundlicher Besuch hat auch in meinem Häuslichen viel Gutes gestiftet, und vieles zur Vernunft und Ruhe gebracht. So viel vermag zuweilen die Gegenwart eines braven Mannes!" Um dieselbe Zeit dankt Herder für Knebel's freundliche Aufnahme. „Der Tag in Ilmenau", äußert er[4], „die Hin- und Herreise, und daß ich Sie wieder gesehen, wieder gehört, alles hat mir körperlich und geistig wohl gethan; die Früchte müssen wir in Geduld erwarten. Die guten Nachrichten aus Ihrem Hause freuen mich. Ach, Lieber, thun Sie von Ihrer Seite alles, was Sie thun können, zum Frieden, zur Harmonie des Hauses! Die kleine Sylbe ent enthält auch hier das ganze Geheimniß; löst euch das Räthsel auf, singender Weiser!" Als Herder ihm bald darauf zu seinem Geburtstage, dem 30. November, ein Exemplar der zweiten Ausgabe seiner Schrift „Gott" sendet, bemerkt er: „Grüßen Sie Ihre Frau, und seien hübsch freundlich!" Knebel fühlt sich durch Herder's Schrift in selige Augenblicke versetzt. „Hier gehet Abstraktion immer in's wirkliche Dasein und Leben über, wie es denn auch nicht anders sein soll", bemerkt er. „Das allein ist Philosophie."[5] Herder

---

1) Vgl. „Nachlaß" II, 350 ff.; denn der dortige Brief kann nur in dieses Jahr fallen.

2) Vgl. „Nachlaß" II, 280. 419. III, 17 f. Spazier IV, 122 ff.

3) Vgl. Goethe an Knebel Nro. 207.

4) „Nachlaß" II, 286. Der Brief trägt die irrige, freilich vom Herausgeber bezweifelte Jahreszahl 1802.

5) „Nachlaß" II, 358.

nahm dagegen an Knebel's Studien über Lukrez und Epikur lebhaften Antheil; er schickt ihm Gassendi's Leben des letztern („Nachlaß" II, 281. 358), und wahrscheinlich gehört das undatirte Billet Nro. 54, womit er die Aeußerungen der französischen Encyklopädie über Lukrez übersendet, Ende 1799 oder in den Anfang des folgenden Jahres. Mit dem humoristischen Ausdruck „Ketzereien" bezeichnet er dort wohl Knebel's Darstellung von Epikur's Lehren, wohl dieselbe, die im „Nachlaß" III, 455 ff. steht. Diesen Winter über befanden sich auch Gerning und die beiden jüngern Herren von Einsiedel in Ilmenau.

Am ersten Tage des neuen Jahres (1800) wandte Goethe, bei Uebersendung des neuen Stückes der „Propyläen", sich mit einigen freundlichen Zeilen an Knebel, dem bald darauf auch der herzliche Dank des Herzogs für seinen Glückwunsch zum Jahreswechsel sehr wohl that. Die in den „Propyläen" enthaltenen Szenen von Goethe's Uebersetzung des „Mahomet" schienen ihm meisterhaft. Dieser gestand ihm, daß er die Aufführung nur als einen Versuch ansehe, bei welchem Autor, Schauspieler und Publikum wenigstens manche gute Lehre gewinnen könnten, womit Knebel wohl einverstanden sein mochte[1]), der aber zu gleicher Zeit Herder's Gattin jammern hören mußte: „Ach und die Ziererei der Kunst, uns Deutsche mit dem französischen Kothurn zu beschenken, weil es der Herr von Heron (vgl. oben S. 473) durch den Herzog so bestellt hat!"[2]) Bald darauf wandte sich Knebel wegen des Verkaufs des von einem seiner Brüder hinterlassenen Herschel'schen Teleskops an Goethe, der es, nachdem er sich von der Güte desselben überzeugt hatte, für das Observatorium zu annehmbarem Preise ankaufte. Vom 2. bis 4. Mai erfreuten Herder und seine Gattin ihn wieder mit einem Besuche, wobei es beiden Theilen sehr wohl ward, wie Knebel an Goethe schreibt; nur eine uns nicht mehr nachweisbare unerfreuliche „Nebenszene" störte diese schönen Tage.[3]) Bald darauf bezog Knebel ein neues Quartier an der Allee, wo er Goethe, wie er ihm am 23. Juni schreibt, einmal zu bewirthen hoffte, da er jetzt ein eigenes, nicht unfreundliches Zimmerchen für ihn bewahre.

Unterdessen hatte Herder durch seine „Kalligone" den Kampf gegen Kant fortgesetzt, und dadurch den Riß noch mehr erweitert. Knebel stand auch diesmal ganz auf Herder's Seite, der neue schöne Wahrheiten entwickelt und Kant in seinem ärmsten Lichte gezeigt habe.[4]) Je weiter Goethe's und Knebel's Ansichten in Bezug auf diesen Punkt auseinandergingen, um so mehr mußte sich Goethe von vertraulichen Mittheilungen gegen den Freund

---

1) Vgl. Goethe's Brief an Knebel Nro. 233. Böttiger II, 222.

2) Auch Herder war entschieden gegen die Aufführung französischer Dramen. Vgl. Erinnerungen aus Herder's Leben I, 129.

3) Vgl. „Nachlaß" II, 334.

4) Vgl. Böttiger II, 225. „Nachlaß" II, 332 f.

zurückgehalten fühlen, dem er deshalb längere Zeit ganz schwieg und nur seine Geldsendungen besorgen ließ.[1] Im Juli befand sich Knebel's Gattin zu Weimar[2], welche sich wohl von Goethe einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen hatte. Knebel's Ueberkunft, die sie in Aussicht gestellt hatte, erfolgte damals nicht. Die Stimmung Herder's gegen Goethe und Schiller wurde immer erbitterter. „Es ist eine feierliche Stille hier unter den Großen", schreibt Herder's Gattin am 10. September. „Schiller arbeitet wieder etwas Großes; es soll ihm gelingen — man weiß aber nicht was!!! Goethe ist in Jena und schafft etwas. — Ach dieser hätte uns der Natur wiedergeben können auf einem edlen und dem rechten Wege, wenn er gewollt hätte! Seine Vergötterung war ihm aber lieber, als die Wahrheit. Professor Meyer kommt beinah nicht mehr zu uns. Die „Kalligone" war vielleicht der Tropfen, der geschieden hat."

Nach langem Schweigen konnte endlich Goethe am Anfange des November nicht unterlassen, sich wieder mit einigen freundlichen Mittheilungen an den alten Freund zu wenden, dem er den siebenten Band seiner „neuen Schriften" und die ersten Bogen des neuen Stückes der „Propyläen" übersendet; eigentlich sei die Verspätung der „Propyläen" auch Schuld an seinem verspäteten Schreiben. „So sehr ich dir zu deinem ruhigen Aufenthalt in Ilmenau Glück wünsche", bemerkt er, „so kann ich mich doch auch manchmal des Wunsches nicht enthalten, daß du uns von Zeit zu Zeit besuchen und an demjenigen Guten Theil nehmen mögest, das ein Zusammentreffen von bedeutenden Menschen gewähren kann." Zugleich bittet er, ihm anzuzeigen, wenn etwas Neues seine Aufmerksamkeit errege, da er es gern verschaffen werde. Während des Schreibens vernimmt er, daß Knebel einen bösen Fall gethan habe[3], der aber hoffentlich ohne weitere Folgen gewesen sei. „Und somit", schließt er, „nebst Befreiung von allem Uebel, wünsche ich wohl zu leben, und bitte, meiner freundlich zu gedenken." Knebel erwiedert auf die herzlichste Weise, und theilt ihm näheres über seinen Lukrez mit, von welchem vielleicht das sechste Buch nächstens als Probe erscheinen werde. Wenige Tage darauf sendet Goethe das eben ausgedruckte Stück der „Propyläen".

Die gleich am Anfange des Jahrhunderts ausbrechende Krankheit Goethe's setzte Knebel, der durch Herder davon Kunde erhalten hatte, in ängstlichste Besorgniß; doch ließ Goethe ihm durch seinen Diener bald zu wissen thun, daß er außer Gefahr sei, worüber Knebel am 25. Januar seine herzliche Freude aussprach. „Auch für die treffliche (am 26. November übersandte) zweite Hälfte (des

---

1) Aeußerungen über Goethe's Besorgung von Geldsachen sind im Briefwechsel mit Knebel Nro. 204. 218. 220. 225. 230 ausgefallen.

2) Vgl. „Nachlaß" II. 420.

3) Vgl. „Nachlaß" II, 288. Hiernach ist der betreffende Brief vom Ende des Jahres 1800.

dritten Bandes) der „Propyläen“ bin ich dir noch meinen Dank schuldig“, schreibt er. „Wenn wir uns doch ähnlicher lichter Kritik in den schönen Wissenschaften zu erfreuen hätten! Mit meiner Gesundheit geht es übrigens besser, ob ich gleich diesen Winter manches erfahren habe. Der Zufall (der Sturz) hat meinen rechten Schenkel etwas galvanisch präparirt, und ihn gegen die Einflüsse der Atmosphäre sehr empfindlich gemacht. Dabei wird man auch älter.“ Bald vermochte Goethe selbst wieder, einige Zeilen an den alten Freund zu richten. „Ich kann dir selbst sagen, daß ich wieder auf guten Wegen bin“, äußert er.[1] „Mein Backen ist noch geschwollen[2], es wird aber auch sich bald geben. Ich danke für deine Liebe, deinen Antheil, und freue mich der Zeit, die uns zusammenführen wird. Herder's Büchlein (das erste Stück der „Adrastea“) ist köstlich! Adieu! Behalte mich in einem guten Herzen!“ Aber eine nähere Verbindung kam in den folgenden Monaten nicht zu Stande, wozu besonders die Bitterkeit beigetragen haben möchte, mit welcher Herder's Gattin Knebel, den sie um keinen Preis fahren lassen wollte, gegen Goethe aufzuregen suchte. So schreibt sie diesem am 22. April: „Goethe spielt ewig seine Buhlerkünste, wenn er glaubt, jetzt sei ein Augenblick, da ein anderer außer seiner Clique etwas geleistet hat. O Lieber, uns ekelt dieser Buhlerlist! niedrig, eitel! Einen Zug habe ich vorgestern von ihm gehört, der uns bisher fremd und unmöglich schien. — Einen edlen Charakter hatten wir ihm doch zugetraut!“ Möchte auch Knebel wohl wissen, wie wenig das niederträchtige Geklatsch zu bedeuten habe, so konnte doch die ewige Verhetzung nicht ohne Einfluß bleiben. Das zweite Stück der „Adrastea“ empfing Knebel, gleich dem ersten, mit hohem, ja gesteigertem Beifall.[3]

Den unterbrochenen Briefwechsel nahm Goethe vor seiner Badereise wieder auf. „Ehe ich nach Pyrmont gehe, wohin mich die Aerzte schicken“, schreibt er, „mache ich dir noch ein Packet Bücher von dem verschiedensten Inhalte zusammen. Vielleicht hast du einiges davon noch nicht gesehen, und erfreuest dich daran. Mit meiner Gesundheit geht es ganz leidlich, und ich habe die Zeit bisher so gut, als möglich, genutzt; in mancherlei Dingen geht es jetzt sehr rasch, besonders im Ausbilden der Ideen, die auf die Natur Bezug haben; nur Schade, daß wir einander nicht etwas näher sind, daß ich kein expediter Korrespondent und kein mobiler Reiter bin; sonst sollte man sich regelmäßiger mittheilen, welches, besonders da du, wie ich höre, deine Arbeit an Lukrez getreulich fortsetzest, manches Gute hervorbringen müßte.“ Daß

---

1) Guhrauer setzt das Billet in das Jahr 1778; aber es deutet offenbar auf eine gefährliche, eben überstandene Krankheit hin.

2) „Der Hals ist verschwollen so wie das Gesicht, und voller Blasen inwendig“, schreibt Frau von Stein am 12. Januar an ihren Sohn.

3) Vgl. „Nachlaß“ II, 373 f.

Knebel gerade während seiner Abwesenheit, im Juni, einen Besuch zu Weimar machte[1]), bedauerte Goethe gar sehr, wie er dies bei Uebersendung des Wilmans'schen Taschenbuchs auf das Jahr 1802[2]), anderthalb Monat nach seiner Rückkehr, dem Freunde äußert. „Ich hätte doch manches dir mitzutheilen und vorzuzeigen gehabt, so wie ich gewünscht hätte, dich wieder einmal in deinem Wesen und Treiben zu schauen. Indessen kann ich hoffen, daß du uns durch diesen Besuch wieder näher geworden bist, und ihn wohl gelegentlich einmal wiederholen magst." Die „Scherze" jenes Taschenbuches, welche Knebel freundlich aufnehmen möge, sind das Bruchstück des zweiten Theils der „Zauberflöte" und der Entwurf zu einem dramatischen Märchen. Von ersterm schreibt Knebel am 8. Dezember an Böttiger[3]), Goethe habe darin „feine und stechende Hieroglyphen gemalt". Kurz vorher scheint Herder noch einen Besuch bei Knebel abgestattet zu haben; denn das undatirte Billet Herder's an Knebel (Nro. 56) gehört in dieses Jahr.[4]) „Diesen Herbst geschieht es noch (daß wir zu Ihnen fliegen)", heißt es dort; „wir wollen nicht nach Paulinzell, sondern wir und der Hain (in Ilmenau) sollen uns Paulinzell sein. Das Schandgedicht[5]) habe ich froher, als Sie gelesen, und dachte ich: Wie muß Goethen zu Muthe sein, wenn er diese, wenn er Tieck's, Schlegel's u. s. Nachahmungen liest! Doch habeat sibi!"[6]) So edel dachte und fühlte der gestrenge Präsident des Oberkonsistoriums!

Die Mißstimmung gegen Goethe wurde von Herder's und seiner Gattin Seite immer mehr genährt, wozu im Anfange des folgenden Jahres besonders Goethe's Auftreten gegen Böttiger bei Gelegenheit des Schlegel'schen „Jon" Veranlassung gab.[7]) Goethe ließ nämlich im Märzheft des „Journals des Luxus und der Moden" den vom 15. Februar datirten Aufsatz „Weimarisches Hoftheater" (B. 35, 339 ff.) erscheinen, auf welchen sich Herder's scharfe Aeußerung in einem Briefe an Knebel aus der zweiten

---

1) „Auch Knebel hält sich seit einigen Tagen mit seiner Frau hier auf", schreibt Schiller am 28. Juni an Goethe; „er soll sehr heiter und im übrigen ganz noch derselbe sein."

2) Unmöglich kann das „Neujahrstaschenbuch für Weimar auf das Jahr 1801" gemeint sein. Guhrauer übersieht, daß die Taschenbücher vor dem Jahre erscheinen, auf welches sie lauten.

3) Böttiger II, 224. Das Jahr 1801 als Datum des Briefes ist unzweifelhaft.

4) Auch das undatirte Billet Nro. 45, mit welchem Herder die Sendung des Ossian und des Don Quixote begleitet, ist nach Ilmenau geschrieben, doch läßt sich das Datum desselben nicht näher bestimmen.

5) „Die Eumeniden", nach Jean Paul („Nachlaß" II, 421) ein Erzeugniß zweier Studenten.

6) Das dort erwähnte „vollbrachte Werk" ist die Uebersetzung des Lukrez, die „Königin der Elegien" das Gedicht „die Wege des Lebens" („Nachlaß" I, 27 ff.).

7) Vgl. B. 27, 104. Böttiger's Leben S. 51 f.

Hälfte des März bezieht:[1]) „Goethens edictum Praetorianum — in Ansehung des Theaters werden Sie bald lesen. So geistlos und so platt hat er noch nichts geschrieben. Der Himmel lasse uns nie so sinken, wenn wir gleich fest und breit auf der sella curiali säßen.“ Knebel aber, der Herder's krankhafte Leidenschaft kannte[2]), wollte es mit Goethe nicht verderben. Am 1. Februar richtete er bei Uebersendung des dritten Heftes der Darmstädter Ornithologie wieder einige Zeilen an den alten, bewährten Freund. „So sehr wir wünschten, hie und da einige von den Wundern in Weimar zu sehn“, schreibt er, „so überwiegt doch das dem Menschen, wie man sagt, angeborene Gesetz der Trägheit, und wir ersetzen uns die Wirklichkeit der Erscheinungen durch die bloße Vorstellung davon. Sonst geht es, zumalen bei dem heranwachsenden Sonnenlichte, ganz leidlich. Ich wünsche, daß es dir immer noch besser, als dieses[3]) ergehn möge, und daß sich, was sonst seltener zu sein pflegt, die Vorzüge des Geistes mit den Vorzügen des Glücks bei dir paaren mögen.“ Zum Schlusse gedenkt er mit großer Anerkennung der vorjährigen Weimarer Kunstausstellung. Aber mit innigster Anhänglichkeit war er damals Herder ergeben, dessen „Adrastea“, zu welcher er selbst sein gleichnamiges Gedicht („Nachlaß“ I, 26 f.) beisteuerte, ihn mit Bewunderung erfüllte.[4]) In Betreff der Streitigkeiten wegen der Aufführung der „deutschen Kleinstädter“ von Kotzebue spricht er sich nach seiner freisinnigen Art tadelnd gegen Goethe aus.[5]) Ihn beschäftigte damals der Gedanke an ein moralisches Lehrgedicht in drei Gesängen. An mancherlei Sendungen und Freundschaftsdiensten fehlte es nicht; Herder und Böttiger besorgten Bücher, wogegen der Ilmenauer Freund für Herder den kostbaren Spaniol kommen ließ, nach welchem auch Zelter solches Verlangen trug.[6]) Knebel erfreute sich mit so vielen gar sehr der herrlichen Rede, welche Herder bei der Konfirmation der Prinzessin Karoline

---

1) „Nachlaß“ II, 273. Der Herausgeber setzt den Brief wunderlich genug in das Jahr 1797. Auf den „Ion“ bezieht sich auch Knebel's Brief an Herder's Gattin Nro. 2, worauf Nro. 9 der Briefe der letztern an Knebel offenbar die Antwort ist, obgleich er sich im Abdruck die Jahrszahl 1799 hat gefallen lassen müssen.

2) Bald nach Herder's Tod schreibt Knebel an Böttiger („Nachlaß“ III. 59, wo im Datum 1804 statt 1803 herzustellen ist): „Er konnte seinen Freunden zuweilen etwas Hartes sagen — und wer ihn nicht kannte und verstand, konnte davon auf ewig vielleicht beleidigt werden. Dies nannte Lavater seine Stößigkeit. Wie oft hat er nicht damit beleidigt!“ Er habe, bemerkt er weiter, seine kleinen Irritationen nicht genug zurückzuhalten gewußt.

3) Dieses bezieht sich offenbar auf das vorangehende leidlich zurück; der Herausgeber hat dies nicht verstanden, wenn er nach dieses das Wort Jahr wunderlich genug einschiebt.

4) Vgl. „Nachlaß“ II, 388 f. (19. Februar) 360 f. (16. März) 390 f. (25. März) 339 f. (27. März) 362 (29. März). Bei zweien dieser Briefe fehlt die Jahrszahl.

5) Vgl. „Nachlaß“ II, 361. W. E. „Wahrheit aus Goethe's Leben“ S. 72 ff.

6) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, 54. 125.

gehalten hatte [1]), wogegen dieser seinen Hymnus an die Sonne („Nachlaß" I, 3 ff.) mit großem Beifall begrüßte. [2]) Die Aufführung von Fr. Schlegel's „Alarkos" am 29. Mai, womit man das Aeußerste gewagt hatte, gab Herder's Gattin erwünschte Gelegenheit, wieder über das „monarchische Zepter" des Weimarer Theaters ihren Unmuth auszulassen. [3]) Ende Juni kam Knebel auf einige Tage nach Weimar, wo er in Herder's Haus herzliche Aufnahme fand [4]); Goethe war damals in Lauchstedt. Wahrscheinlich hatte der Wunsch von Knebel's Schwester, die sich sehr leidend befand, ihn von Ilmenau nach Weimar gezogen, zugleich aber auch das Verlangen, Herder und seine Gattin vor ihrer Badereise, auf welcher sie auch ihren Sohn Adelbert auf dem Gute Stachesried in der Oberpfalz zu besuchen gedachten [5]), noch einmal zu sehn. Sehr verlangend war Knebel nach Goethe's Vorspiel: „Was wir bringen", um dessen Besorgung er Böttiger bat; die „Kunstfaselei und kindisch gefällige Beschauung", welche die „elegante Zeitung" bei ihrer Besprechung des Stückes zeigte, hatte ihn angeekelt. [6]) Ende August ging er seiner von einer Reise in die Heimat zurückkehrenden Schwester bis Nürnberg entgegen, wo er sich nur acht bis zehn Tage aufzuhalten gedachte. [7]) Herder kehrte mit seiner Gattin erst im Oktober zurück, wo sich denn bald der unterbrochene Briefwechsel wieder anknüpfte. „Ihr liebes Andenken hat mich gar sehr erfreut", schreibt Knebel am 2. November an Herder's Gattin. „Wie herzlich verlangte mich, von Ihnen und Ihren Lieben etwas zu wissen! So leicht gebunden ist mein Geist und Herz nicht an diejenigen, die so ununterbrochen und viel zu meinem Lebensglück beigetragen haben, daß es glauben könnte, sich je von ihnen trennen zu dürfen." Knebel's „Hymnus an Selene" hatte sich von Herder des höchsten Beifalls zu erfreuen, der ihn aufforderte, mehr Gedichte in Almanache rücken zu lassen, und ja nichts umsonst zu geben. [8])

Nach einer langen Unterbrechung — der nächstvorhergehende uns erhaltene Brief ist vom 1. Februar — wendet sich Goethe, zwei Tage vor Knebel's Geburtstag, am 28. November, wieder an den alten Freund, dem er sein Vorspiel „Was wir bringen" und die Uebersetzungen von „Mahomet" und „Tankred", in einem Bändchen zusammengeheftet, übersendet und zugleich über sich und

1) Vgl. „Nachlaß" I, 208. II. 378 f.

2) Vgl. daselbst II, 284 (im Datum steht irrig 1800). 363.

3) Daselbst II, 352. Der Brief steht an unrichtiger Stelle. Vgl. B. 27, 104. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe Nro. 829. 830. 833.

4) Vgl. „Nachlaß" II, 379.

5) Vgl. Erinnerungen aus Herder's Leben III, 222 ff. Knebel's „Nachlaß" II, 391. Der undatirte Brief gehört wohl in den Anfang Juni.

6) Vgl. „Nachlaß" III, 52.

7) Vgl. daselbst II, 380. III, 54.

8) Vgl. daselbst II, 306 f., worauf II, 364 ff. die Antwort ist. Auch Knebel's Brief an Herder's Gattin Nro. 12 gehört in den November dieses Jahres.

sein Leben manche Mittheilungen macht; sonstige Neuigkeiten aus Weimar habe er wohl schon durch andere Freunde vernommen. „Laß bald etwas von dir hören", schließt er, „damit nicht ein so langer Hiatus wieder in unserer Korrespondenz entstehe." Knebel, der diesen Brief sehr spät erhielt, erwiedert am 22. Dezember, er habe sich mit den schätzbaren Früchten der Muse des Freundes schon vorher bekannt gemacht. Das Vorspiel habe ihn sehr überrascht und erfreut; es sei ein durchdachtes Werk des Meisters, mit vielem Glück und Humor ersonnen und den Umständen angepaßt, ganz zu einem gefällig überraschenden Eindruck gebildet; auch habe er im Prologe und hie und da im Vorspiele selbst den wahren pedestris sermo (die schmucklose Rede) der Alten bewundert. Von den Uebersetzungen des „Mahomet" und „Tankred", die er noch nicht mit dem Original habe vergleichen können, urtheilt er, Goethe habe sein Original mit in die Höhe genommen; der kräftigere Gang und Ausdruck falle sogleich in Aug' und Sinne. „Ich habe es bedauert", äußert er, „dich diesen Sommer nicht in Weimar zu finden, wie ich es hoffte. Das Reisen fällt mir jetzt schon schwer, und ich fühle merklich, daß ich älter werde. Diesen Winter habe ich schon einen langwierigen heftigen Husten gehabt, der mir beinahe das Leben gekostet hätte. Ich wünsche nur um meines Kleinen willen, mich noch zu erhalten, der meiner Hülfe so sehr bedarf, und der mir die herzlichsten und besten Früchte von sich verspricht." Ueber seinen Lukrez, der freilich langsam gehe, theilt er ihm näheres mit, und gedenkt am Schlusse auch seiner „eigenen kleinen Ausflüge" in der „Adrastea". Zum neuen Jahre wünscht er ihm in diesem Briefe eben so wenig Glück, als Goethe seines nahen Geburtstages gedacht hatte.

Eine weitere briefliche Verbindung unterblieb aber, und Knebel scheint wirklich gegen Goethe verstimmt gewesen zu sein, wie uns seine Aeußerung im Briefe an Böttiger vom 28. Oktober verräth: „Die Satire über die Weimarische Ausstellung in der Zeitung „für die elegante Welt" scheint mir von einem braven Künstler zu kommen, dem der Herrscher- und Posaunenton in Weimar auch nicht gefällt." Herder's Gattin lobte am 12. April 1803 die in Weimar aufgeführte „natürliche Tochter", dagegen gab Knebel Böttiger's Bedenken Recht, und meinte, Goethe nehme es zuweilen an einem zu fein ausgesponnenen Ende, indem er hinzufügt: „Die großen Grundsätze der Moral müssen zur Basis festliegen; dann liebe ich auch das Feine"[1]. Herder's „Adrastea", in welche auch eine Probe seiner Uebersetzung des Lukrez kam, konnte er nicht genug bewundern. Als er aber im Juni wieder Weimar besuchte[2], fand er sich mit Goethe, den er seit mehr als fünf Jahren nicht mehr gesehen hatte, wieder freundlich zusammen. „Ich

1) Vgl. „Nachlaß" III, 60. II, 345 ff.
2) Vgl. daselbst III, 62.

kann dir", schreibt er bald nach der Rückkehr, am 19. Juli, an Goethe, „für alle Güte und Freundschaft, die du mir auf's neue in Weimar erzeigt hast, nichts — als einen armen Schafkäse schicken, von dem ich nicht einmal gewiß bin, ob er ganz gut sein wird. Doch nimm meinen herzlichen Dank noch hinzu, und ich weiß, daß dir daran genug ist." Gleichzeitig mit Knebel war Zelter bei Goethe gewesen, der ihnen ein Gedicht vorlas, das nebst mehreren anderen Zelter gar meisterlich spielte. Vgl. oben S. 388. „Ich konnte mich nicht sogleich erholen", bemerkt Knebel, „aber der Sinn davon drang mir bedeutend zu den Ohren." Wahrscheinlich ist hier an das „Hochzeitlied" (B. 1, 156 ff.) zu denken.[1] Aber auch jetzt kam vorläufig keine nähere briefliche Verbindung zu Stande. Am 13. September gesteht Knebel der Gattin Herder's, er habe eine Zeit her unter sonderbaren Umständen gelebt, von denen er ihr jetzt nichts erzählen könne, doch sei ihm dadurch etwas von der Heiterkeit genommen worden, von welcher er sonst doch immer noch einen kleinen Vorrath in seinem Herzen zu erhalten wisse. Goethe's „natürliche Tochter", die im Herbste als Taschenbuch erschien, befriedigte Knebel's freisinnigen Geist nicht, der zu bemerken glaubte, Goethe werde das Stück zu Gunsten der Stände auflösen, wodurch denn Herder's leidenschaftlich erregte Gattin sich zu einem Weheruf über die „Wolfsnatur" Goethe's hinreißen ließ.[2] Indessen scheint Knebel schon seit dem Sommer, vielleicht in Folge unangenehmer Verhältnisse zu Ilmenau, den Entschluß gefaßt zu haben, nach seinem geliebten Jena überzusiedeln. Schon am 2. Dezember schreibt Goethe an Schiller: „Knebel hat sich bei Hellfeld, in Ihrer ehemaligen Nachbarschaft, am Neuthor eingemiethet, weit genug von Vossen, um von dessen (prosodischem) Rigorismus nicht inkommodirt zu werden. Dafür wird er auch unserm Prosodiker das Wasser nicht trübe machen; denn dieser wohnt am Einfluß, er aber am Ausfluß des Baches." Zwei Wochen später traf Herder's Tod Knebel auf erschütternde Weise, dessen Gattin er mit seinem Rathe und seiner Hülfe auf das bereitwilligste unterstützte.[3] Sein treffliches Gedicht („Nachlaß" I, 31 ff.) auf den Hingeschiedenen, dessen leicht verletzende launische Härte ihm keineswegs unbekannt geblieben war, fand allgemeinsten Beifall.[4] Die Anwesenheit der Frau von Stael zu Weimar konnte ihn in diesem Winter nicht dorthin bringen, obgleich die Nachrichten über diese merkwürdige Frau ihn höchlich anzogen und er sich dazu verstand, für sie seine Gedanken über die deutsche Dichtkunst aufzusetzen.[5] Darin, daß es den Deutschen an Geschmack fehle, gab er der geistreichen Frau vollkommen Recht; dies

1) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter I, 37. 41.
2) Vgl. „Nachlaß" II, 348 f.
3) Vgl. daselbst II, 352 ff. 392 ff. I. 209.
4) Vgl. daselbst II, 219 f. 354.
5) Vgl. daselbst I, 209. III, 60. 65 ff.

sei leider bei unseren größten Dichtern der Fall, denen ein gewisser Takt fehle, welchen man mehr aus dem Umgang und der Welt, als aus der Betrachtung nehme, wozu sogar die neueste „Eugenie" (Goethe's „natürliche Tochter") ein kleines Beispiel liefern möge.

Im folgenden Jahre (1804) begab sich Knebel mit seiner Familie von Ilmenau zunächst nach Nürnberg wegen Erbschaftsangelegenheiten, wo er sich längere Zeit aufhielt.[1]) Von dort zurückkehrend nahm er in Jena seinen festen Wohnsitz, wo er die letzten dreißig Lebensjahre in stiller Beschaulichkeit, stets mit den neuesten Erscheinungen der Litteratur beschäftigt und seine eigenen dichterischen Bestrebungen mit liebevoller Besonnenheit fördernd, in stiller Zurückgezogenheit verlebte. Er bezog damals das der herrlichsten Aussicht sich erfreuende von Hellfeld'sche Haus.[2]) Hatte Herder's Anziehungskraft und die weitere Entfernung in den letzteren Jahren Knebel's Verhältniß zu Goethe etwas gelockert, so trat jetzt die herzlichste Vertraulichkeit wieder in ihre alten Rechte ein. Aus dem Jahre 1804 ist uns nur ein Brief Knebel's an Goethe, vom 12. Juni, erhalten, in welchem er ihm den Dank seiner Frau für die von Goethe's Gattin überschickten schönen Gemüse ausspricht. „Wir leben jetzt hier unter lauter Regen", schreibt er, „und dieser begünstigt gar sehr meine Faulheit, die du so gern in mir erkennst, nicht aus dem Hause zu gehn. Indeß hab' ich doch den wackern Voß u. a. seitdem bei mir gesehen. So spinne ich den stillen, nicht sehr bedeutenden Faden meines Lebens fort, und suche allmählich meine kleinen Bemühungen an's Licht zu bringen, womit es mir gelingen möge. Vale!" Während der Feier der Vermählung des Erbprinzen dürfte Knebel, dessen herzliche Verse auf dieses glückliche Ereigniß uns erhalten sind („Nachlaß" I, 72), nach Weimar gekommen sein.

Der heftige Krankheitsanfall, den Goethe im folgenden Februar (1805) erlitt, setzte Knebel in große Besorgniß. Bald darauf kam er selbst nach Weimar, wo er sich freute, wie er am 19. März schreibt, den alten Freund in seinem Garten so munter und wohlaussehend zu finden. „Bleibe nur bei diesen guten Fortschritten", fügt er hinzu, „und sei versichert, daß wir alle den herzlichsten Antheil daran nehmen! — Laß dir nicht bange sein, daß die Nachwelt noch genug an dir zu bewundern finden wird, und sorge jetzt für dich und deine Existenz!" Goethe's Bericht über die letzte Kunstausstellung nebst der Angabe der neuen Preisaufgaben im Januarhefte der „Litteraturzeitung" bewunderte Knebel höchlich; es sei für ihn eine wahre ars poetica, so zart, so tief und richtig sei alles abgezeichnet und bestimmt. Da den Sommer über eine Veränderung des Ortes und der Lebensart ihm nöthig sein werde, so

1) Diese Nachricht verdanken wir zuverlässigster schriftlicher Mittheilung.
2) Vgl. Luden „Rückblicke in mein Leben" S. 12.

weist er ihn auf sein geliebtes Tyrol hin. In Goethe's herzlicher Erwiederung vom folgenden Tage verspricht er dem Freunde, auf Ostern einige neue Werke zu senden, die ihn anziehen sollen. Im April sendet Knebel an Goethe seinen ersten Spargel mit einem uns verloren gegangenen freundlichen Briefe[1]), wofür dieser am 1. Mai bestens dankt. „Ich bin wieder ziemlich fleißig", schreibt er, „und hoffe diesmal über die Epoche der Wiederkehr meines Uebels glücklich hinauszukommen[2]), auch dir bald einige Meßneuigkeiten zu überschicken." Aber bald darauf traf ihn ein neuer, sehr heftiger Anfall, von dem er sich kaum befreit glauben konnte, als ihn die Nachricht vom Tode Schiller's allgewaltig erschütterte[3]), doch suchte er der Wucht des Schmerzes möglichst Widerstand zu leisten. Am 30. Mai wurde er durch Wolf's Ankunft erfreut, und bald darauf erschien auch Fr. H. Jacobi, der eben zu München in ein neues Leben eintreten sollte. Knebel nahm Goethe's „Winkelmann und sein Jahrhundert", wozu Wolf und Meyer zwei schöne Beiträge geliefert hatten, mit reinster Theilnahme auf, wie er dies im Briefe vom 18. Juni ausspricht, dagegen finden wir keine Erwähnung der gleichzeitig erschienenen Uebersetzung von „Rameau's Neffen". Den Sommer brachte Goethe in Lauchstedt, Halle und auf kleineren Ausflügen in der Nähe zu, während Knebel Baireuth besuchte[4]). Im Oktober verweilte Goethe einige Zeit zu Jena, wo er mit Knebel freundschaftlich verkehrte, und sich besonders weiterer Spaziergänge mit ihm erfreut haben wird, die seinem körperlichen Zustande sehr zuträglich waren, woher er Wagen und Pferde abgeschafft hatte[5]). Leider konnte er die Angelegenheit der von Knebel ihm empfohlenen Wittwe des Professor Batsch nicht nach Wunsch zu Ende führen, da deren Forderungen zu hoch gingen[6]). Bald darauf wünschte Goethe, von Knebel's Uebersetzung des Lukrez die Stelle über die Farben zu erhalten, welche er in seiner „Geschichte der Farbenlehre" anführen wollte[7]). Diese Stelle, von der, wie Goethe hoffte, sich vielleicht eine nähere Theilnahme über den ganzen

---

1) Vgl. „Nachlaß" II, 202. Der Brief ist undatirt.

2) Am 25. März des folgenden Jahres schreibt Falk an Johannes Müller (Müller's Werke, Supplementband 3. 22): „Goethe hat monatliche Anfälle von der güldenen Ader, die bei ihm den Weg durch den Urin nimmt. Sonst wenn sie kamen, waren sie höchst schmerzhaft, und er schrie so, daß ihn die Wachen am Thor hören konnten; jetzt ist es gelinder damit."

3) Vgl. B. 27, 163. Briefe von H. Voß II, 59 ff.

4) Vgl. „Nachlaß" II. 423

5) Vgl. Falk a. a. O.

6) Vgl. Brief an Zelter Nro. 73. Knebel an Goethe Nro. 308 (wo das von Goethe's Hand deutlich geschriebene Datum 1808 ein Schreibfehler ist). 249. B. 27. 117 f. Vogel „Goethe in amtlichen Verhältnissen" S. 15.

7) In den Werken sind die sämmtlichen Stellen der Alten über die Farben mit Ausnahme des kleinen Schriftchens des Theophrast oder Aristoteles ganz weggefallen. In der ersten Ausgabe der „Farbenlehre" stehen Knebel's Verse ohne seinen Namen II, 60 ff.

Lukrez verbreiten werde, führte zu einigen Unterhandlungen. Knebel billigte sogleich Goethe's Verbesserungen, ein paar Kleinigkeiten ausgenommen, wobei es ihn sehr freute, daß Riemer sich seiner Arbeit auch ferner annehmen wollte.

Die fortwährende freundlichste Familienverbindung zeigt Goethe's Brief vom 14. März 1806. „Ich freue mich", schreibt er, „indem die Sonne höher rückt, schon auf die guten Tage, die ich in Jena mit dir zu verbringen hoffe, wenn die Bäume nach und nach ausschlagen, und die Blüthen sich wieder einstellen." Im April oder Mai brachte Knebel einige Tage in Weimar zu [1]), wogegen wir Goethe vor seiner Karlsbader Reise in Jena finden [2]), das er Ende Mai verließ. Auf der Rückreise erfreute sich Knebel eines freundlichen Besuches von Goethe. Einen angenehmen durch Goethe's sprudelnden Witz und den Gesang von Knebel's Gattin heiter belebten Abend, welchen Luden in Goethe's, Hufeland's und Riemer's Gesellschaft bei Knebel genoß, beschreibt derselbe ausführlich. [3]) Luden hatte sich den Abend sehr verspätet, worüber besonders Goethe sehr verstimmt war, der endlich durch dessen geschickte Entschuldigung beschwichtigt ward, welche er durch sein beifälliges Hm! Hm! ein paarmal unterbrach, während Knebel sein gewöhnliches gutmüthiges Jo jo! Jo jo! hineinwarf. Knebel's Erscheinung machte auf Luden einen sehr angenehmen Eindruck. „Er hatte das Ansehen eines alten Weisen", so beschreibt er sein erstes Begegnen mit ihm, „und besonders erinnerte er mich an Sokrates. Ein schwarzes Käppchen nahm er grüßend ab, und zeigte einen wohlgeformten Kopf, auf welchem das Haar, obwohl er erst 62 Jahre alt war, schon dünn und grau geworden. Die hohe Stirn war sehr interessant, Augen und Nase keineswegs schön, der Mund dagegen ungemein lieblich und sein Lächeln sehr anmuthig. Aber der derbe Hals zeugte von Stärke, Kraft, Dauer. Und dieser Hals stand über einer breiten, hochgewölbten Brust, die er uns offen entgegentrug; denn er war mit einer Art von Talar bekleidet, der bis auf die Füße hinab hing, mit einem runden Kragen, über welchen das Hemd geschlagen war, ohne Weste. Durch diesen Talar, der um die Hüften zugeknüpft war, wurde seine Gestalt erhöhet, und der untere Theil des Körpers, Schenkel und Beine, welche, wie ich später bemerkte, weniger kräftig gebauet waren, als der obere Theil, wurde bedeckt." Das zum Theil Goethe betreffende Gespräch mit Knebel, welches Luden S. 87 ff. anführt, dürfte in Hauptpunkten entstellt sein; denn einzelnes, was Luden ihn äußern läßt, möchte Knebel kaum gedacht, viel weniger gegen einen ganz neuen Bekannten geäußert haben. Auch die Schilderung von Knebel's Art zu sprechen dürfte nicht ganz der Wahrheit

---

1) Vgl. „Nachlaß" I, 212. In den Mai dieses Jahres fällt auch der irrig „Montag den 26. März" datirte Brief III, 21 f.

2) Vgl. Brief an Zelter Nro. 91.

3) Rückblicke in mein Leben S. 11 ff.

getreu sein; wenigstens möchten wir bei Knebel's bekannter Reizbarkeit die Behauptung, daß er sich nie auf's Disputiren eingelassen habe, wohl bezweifeln. Von der Mitte August an bis gegen Anfang September verweilte Goethe wieder in Weimar, wohin Knebel ihm am 13 September schreibt: „Wir hoffen, daß es mit deinem Wohlsein darum nicht schlimmer stehn soll, ob wir gleich lange nichts Genaues davon gehört haben. Die Freude, die uns deine hiesige Gegenwart macht, macht uns auch hoffen, daß du bald wieder zu uns zurückkehren mögest." Da Knebel sich der „mineralogischen Sozietät" in Jena, zu deren Mitglied er bereits im Jahre 1798 durch den Diplome nach allen Weltgegenden aussendenden Lenz ernannt worden war[1]), sehr eifrig annahm, so hatte er auch eine Unterstützung derselben von Seiten der Herzogin Mutter zu erwirken gesucht, wofür er Goethe's Beistand in Anspruch nahm, wie er denselben auch bat, er möge Riemer zu bestimmen suchen, die von Herder zurückgelassenen handschriftlichen Uebersetzungen aus dem Griechischen durchzugehn.[2])

Die Leiden, welche der unselige Tag bei Jena über die Weimarer Lande brachte, sollten die herzliche Freundschaft, welche Goethe mit Knebel verband, in innigster gegenseitiger Theilnahme bewähren. Knebel, bei welchem der General d'Albe einquartiert war, schreibt am 18. Oktober an eine Nürnberger Freundin, der er ausführlichen Bericht über die Tage der Noth gibt[3]): „Heute erhielten wir Nachricht von Goethe, daß sein Haus unversehrt geblieben, daß die Herzogin Mutter mit der Prinzessin (Karoline), meiner Schwester, Fräulein Bose[4]) 2c. sicher abgereist, die regierende Herzogin aber im Schloß zu Weimar verblieben, und solches durch ihre Großmuth errettet, auch Napoleon da logirt, und der Stadt (Jena) und Universität Sicherheit versprochen habe." Dieser Brief Goethe's, wie auch zwei in diese Tage fallende von Knebel, sind uns verloren gegangen. Am 21. schreibt Goethe: „Von der Herzogin Mutter, dem Erbprinzen, der Prinzessin und also auch deiner Fräulein Schwester haben wir Spur bis Langensalza. Kein Unfall hat sie betroffen. — Haltet euch, so gut es möglich ist. Nur die erste Zeit ist noch peinlich. Es werden auch Stunden der Genesung und des Wohlseins wiederkommen. Wegen unserer wissenschaftlichen Anstalten (zu Jena) schreibe ich dir nächstens, und bitte dich, auf alle ein Auge zu haben. — Unendliche Freude hatte ich, zu vernehmen, daß es euch leidlich ergangen ist. Haltet euch nur noch diese ersten Tage, bis man selbst wieder beisammen ist, und thätiger zu Hülfe kommen kann. — Sobald der gute (Professor

---

1) Vgl. Brief an Goethe Nro. 170. Vogel a. a. O. S. 13. 19.

2) Vgl. auch Wieland's Brief in Knebel's „Nachlaß" II, 222 f.

3) Vgl. „Nachlaß" III, 104 ff.

4) Derselben durch Knebel's Schwester vor kurzem nach Weimar gezogenen Ansbacher Freundin, mit welcher Knebel in heiter vertraulichem Briefwechsel stand.

der Botanik) Schelver wirklich (nach Heidelberg) abgereist ist, schreibe mir, und du sollst einen Gedanken wegen der botanischen Anstalt erfahren." An demselben Tage erhielt die Universität die Zusage von Napoleon's Schutz. Tags drauf gibt Knebel's Gattin dem französischen Obristen zu Gefallen ein kleines Konzert. Am 23. schreibt Goethe: „Demoiselle Huber in Herrn von Hendrich's (Fr. L. von Hendrich war Weimarischer Major)[1]) Hause, welche einen halben Eimer Würzburger auf Bouteillen von uns im Keller hat, ist von mir angewiesen, dir diesen sämmtlichen Vorrath abfolgen zu lassen. Magst du ihr gegen Quittung etwa 6 Rthlr. Geld geben, so stehe ich dafür. Das arme Mädchen ist ganz verlassen. Ich will sehn, daß ich ihr eine Auszahlung von des Major's (von Hendrich's) Traktament verschaffe. Tausend Grüße! Die Herzogin Mutter, Prinzeß rc. sind in Göttingen, vielleicht von da schon hierher auf dem Wege. Ich habe einen Brief von Blumenbach."[2]) In einem weitern Briefe vom demselben Tage berichtet er, Dr. Müller (der Bruder des Regierungsrathes, spätern Kanzlers) gehe nach Jena, um sich des besondern, von der Akademie separirten (botanischen) Instituts anzunehmen. „Haltet euch an ihn und steht ihm in allem bei!" fährt er fort. „Wenn Professor Schelver schon abgereist ist oder seine Wohnung gänzlich verlassen hat, so wird Herr Dr. Müller Herrn Dr. Voigt ersuchen, sich der Sache einstweilen anzunehmen. Was euch sonst beigeht, bedenkt, beredet und richtet aus! Lebe tausendmal wohl!" Auf Knebel's ausführlichen Bericht über die Universität erwiedert Goethe am 24. das Nöthige, und legt einen weitern Brief Blumenbach's über die Rückkehr der Herrschaften bei. „Jeder muß sich nur in diesen ersten Augenblicken zusammennehmen und möglichst wiederherstellen, so wird auch dem Ganzen geholfen. Man kann nun schon wieder anfangen, um sich her und für andere zu wirken. Ich freue mich der tüchtigen und thätigen Menschen, die du mir nennst. Daß die morsche Jenaische Verfassung bei dieser Gelegenheit zusammenbrechen würde, ließ sich voraussehn. — Ich weiß, was es mir für Noth machte, meine wenigen Anstalten als ein gesundes Glied innerhalb eines absterbenden Körpers zu erhalten. Lebe wohl und laß uns von Augenblick zu Augenblick das Nöthigste thun! Bedarf Hegel etwas Geld, so gib ihm bis etwa auf zehn Thaler."[3]) Durch Demoiselle Huber, welche mittlerweile nach Weimar gegangen war,

1) Mit diesem „thätigen und behenden Freunde" war Goethe in diesem Jahre nach Karlsbad gereist. Vgl. B. 27, 221.

2) Knebel berichtet unter dem 22.: „Ich erhalte Nachricht von Hofrath Blumenbach aus Göttingen, daß meine Schwester mit der Prinzessin rc. daselbst angekommen und bei ihm übernachtet", und unter dem folgenden Tage: „Ich erhalte ein kleines Fäßchen Wein von Goethe. Abends kleine Gesellschaft bei mir." Auf diese Weinsendung bezieht sich der weggelassene Anfang von Goethe's Brief vom 21. Oktober.

3) Im Juni dieses Jahres hatte Goethe ihm einen Gehalt von hundert Thaler erwirkt. Vgl. Hegel's Brief an Goethe vom 27. Juni 1806.

läßt Goethe am 29. dem Freunde weitere Nachricht zugehn. Diese solle ihm seinen übrigen Würzburger und was er sonst von dem geretteten Hendrich'schen Vorrath wünsche, für seine (Goethe's) Rechnung zustellen, wogegen er Knebel bittet, diese „in mehr als einem Sinne schätzenswerthe" Person mit seinem Rathe zu unterstützen. Er selbst hatte sich unterdessen wieder seiner im Druck begriffenen „Farbenlehre" zugewandt, da jeder sein Gewerbe wieder anknüpfen müsse. „Wir sehnen uns recht, dich zu sehn", schreibt Knebel am 4. November, „um unser Herz durch deine Gegenwart zu erheben. Das Herz wird immer mehr und mehr durch die trüben Umstände umschlungen, und verliert Expansion und Kraft, zumal da es so wenig Hoffnung vor sich sieht. — Was ist doch ein Mann werth! Wir fühlen es, und wünschen ihn bald in dir wiederzusehn." Goethe aber erwiedert: „Wenn ihr uns besuchen könntet, würdet ihr sehr willkommen sein. Der Herzogin Mutter würde diese Erscheinung gewiß auch Freude machen." Bald darauf befiel Knebel ein kleines Unwohlsein, von dem er aber rasch wieder hergestellt war.[1]) Seine Furcht für die Zukunft, besonders sein Bedenken wegen der Auszahlung seiner vierteljährigen Pension, suchte Goethe möglichst zu beschwichtigen.

Das folgende, unter den besten wechselseitigen Wünschen angetretene Jahr entriß Weimar am 10. April die allverehrte Herzogin Mutter, deren Verlust Knebel tief ergreifen mußte, da sie bis zum letzten Augenblicke ihm ihr vollstes Zutrauen geschenkt hatte, wie sie ihm vor fünf Jahren ihre italiänische Reise anvertraut hatte[2]), und seine Freundlichkeiten stets mit edelster Anmuth aufnahm.[3]) Um so herzlichern Antheil nahm er an der trefflichen Darstellung des Lebens der Verewigten, welche Goethe mit gewohnter Meisterschaft entworfen hatte. „Wer sich, wie du, auf höhere und niedere Gegenstände herablassen kann, um unsern Geist mit sich in die Höhe zu nehmen", schreibt er am 24. April, „der ist glücklich, und macht Glückliche." Auch der erste didaktische Theil der „Farbenlehre", der damals schon ausgedruckt war, aber erst einige Jahre später, nach der Vollendung des Ganzen, ausgegeben ward, gereichte Knebel zur Erquickung. „Ein so weitverbreiteter Blick", bemerkt er, „überall von tiefer Erfahrung begleitet, und in der schwierigsten Sache mit solcher Klarheit alles vorgetragen!"

In diesem Jahre verließ Knebel das von Hellfeld'sche Haus, welches der Herzog für den Chemiker Döbereiner angekauft hatte, und bezog das früher von Klippstein, Loder und Kotzebue bewohnte Gartenhaus in dem am Paradiese, einem angenehmen Spazier-

---

1) Hierauf bezieht sich der weggefallene Anfang von Nro. 264 des Briefwechsels mit Goethe.

2) Vgl. „Nachlaß" I, 208. II. 390. Schon im Jahre 1797 hatte sie dieselbe an Herder mitgetheilt. Vgl. das Herder-Album S. 45 f.

3) Vgl. „Nachlaß" I, 209 (Nro. 25). 211 (Nro. 27).

gange längst der Saale, gelegenen sogenannten Dietzel'schen Garten.[1]) Das Haus wurde zuerst gemiethet, dann zu 2100 Rthlr. angekauft. Knebel's Freunde, an deren Spitze der Herzog Karl August, der Oberst Karl von Lyncker und Goethe standen, erleichterten den Ankauf, indem sie darauf Aktien im Betrage von 200 Rthlr. nahmen, welche später eingelöst wurden. Die reizende Aussicht, welche Knebel von hier, besonders aus dem Eckzimmerchen im zweiten Stocke, auf den schönen Saalgrund und die nahen, neuerdings von Stahr[2]) so treffend geschilderten Berge genoß, erheiterte seine Seele.

Im Mai kam Goethe nach Jena[3]), wo er vor seiner Reise nach Karlsbad einige Zeit in Knebel's freundlicher Nähe verweilte. „Ich finde mich zwar wohl", schreibt er am 24. Mai an Frau von Stein, „aber in Jena nicht behaglich. Der Unterschied gegen vorige Zeiten ist gar zu groß, das Alte ist vergangen und das Neue ist noch nicht worden, doch regt sich so manches, das in einigen Jahren wohl erfreulich werden kann. Die Gegend ist übrigens bei diesem schönen Wetter himmlisch, wie immer, und die Fruchtbarkeit dieses Jahres recht auffallend." Von demselben Tage ist Goethe's Abschiedsbillet an Knebel[4]): „Wir nehmen schriftlich Abschied, da wir uns heute den ganzen heißen Tag zu Hause gehalten haben. Gegen Abend wagte ich den Weg nicht mehr, weil wir morgen früh um vier Uhr abfahren, und noch manches zu besorgen ist. Lebe recht wohl mit den lieben Deinigen, gedenke unserer und empfange uns freundlich, wenn wir wiederkommen! Wir wollen die Karlsbader Felsen zum schönsten von dir grüßen." Auch während des Aufenthaltes in Karlsbad fehlte es nicht an gegenseitigen vertraulichen Mittheilungen.[5]) Knebel besuchte unterdessen einmal Weimar, wo er in Goethe's Hause einsprach und alles gar wohl fand. Auf der Rückreise verweilte Goethe nur eine Nacht in Jena, da die Rückkunft der herzoglichen Familie ihn nach Weimar zurücktrieb, doch versprach er in einem für Knebel zurückgelassenen Billet[6]) baldige Rückkehr. Da diese sich aber verzögerte, so richtete Knebel am 5. Oktober wieder einige freundliche Zeilen an Goethe, in welchen er ihn um Mittheilung seines

---

1) Vgl. Knebel's Brief an Goethe Nro. 348. Dietzel war Klippstein's Schwiegervater.

2) Weimar und Jena II, 9 ff.

3) Wenn Luden („Rückblicke in mein Leben" S. 102 ff.) Goethe etwa vier Wochen nach der Schlacht bei Jena in Knebel's Hause getroffen haben will, so beruht dies auf offenbarem Irrthum. Diesmal sah Goethe zum erstenmal nach jenem Schicksalstage sein geliebtes Jena wieder.

4) Nro. 279. Auch hier ist im Datum wieder der gewöhnliche Lesefehler März statt Mai zu bemerken. Dieser Brief befindet sich nicht auf der Berliner Bibliothek.

5) Im Datum von Nro. 285 muß statt des **1.** Julius wohl der **7.** gelesen werden.

6) Nro. 289. Das Billet ist gegen den 12. September geschrieben. Vom 15. ist ein Brief an Zelter aus Weimar datirt.

„Vorspiels zu Eröffnung des Weimarischen Theaters am 19. September 1807 nach glücklicher Wiederversammlung der herzoglichen Familie" (B. 6, 301 ff.), von dem er so viel Rühmliches gehört habe, angelegentlichst bat, und ihm von seiner Beschäftigung mit Pindar meldete. „Deine Trimeter", bemerkt er nach Lesung des „Vorspiels", „haben mir große Freude gemacht, und mit dem Geiste der Alten bewegst du dich herrlich in ihrem Kothurne. Ich wüßte diesem kleinen Gedichte nichts gleich zu setzen an Geist, Kraft und Aussprache; du hast, wie Herkules, einen neuen Nemeischen Löwen erlegt" — ein Urtheil, das sehr auffallen muß, bedenkt man nicht die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche einer solchen im antiken Schritte würdig einherwandelnden, auf gegenwärtige Verhältnisse mit lebensvoller Beziehung hindeutenden Allegorie sich entgegenstellten. Goethe selbst ersucht Knebel um nochmalige Mittheilung der Uebersetzung der Lukrezischen Stelle von den Farben, da der Druck der „Geschichte der Farbenlehre" im Jahre 1806 mitten in dieser Stelle abgebrochen, die handschriftliche Aufzeichnung derselben aber ihm abhanden gekommen war.[1]) Vom 11. November bis zum 18. Dezember war er selbst wieder in Jena anwesend, wo in den abendlichen Kreisen bei Frommann, Knebel u. a. Sonette von Klinger, A. W. Schlegel, Gries und dem dort weilenden Z. Werner vorgelesen wurden, durch die Goethe selbst sich zu ähnlichen Versuchen angetrieben fühlte.[2]) Am 1. Dezember schreibt Goethe an Frau von Stein: „Ich bringe manchen Abend bei Knebel zu, da denn manches gelesen und durchgeschwatzt wird. Im ganzen ist, bei einer äußern höchsten Stille, doch im Grunde hier viele Thätigkeit."

In diesem Jahre hatte sich auch ein bald sehr inniges Verhältniß Knebel's zu dem noch vor Beendigung seines einundzwanzigsten Lebensjahres durch Goethe's Vermittelung als Professor an das Weimarer Gymnasium berufenen, von dem griechischen Alterthum begeistert ergriffenen Franz Passow gebildet, das auch nach dessen Abgang von Weimar auf das freundlichste fortbestand. Passow ehrte in Knebel einen höchstgebildeten Mann von Tiefe, Wärme und Edelmuth des Geistes, wenn er auch seine Schwächen, besonders sein überreiztes, bei der unbedeutendsten Kleinigkeit in polternden Eifer gerathendes Wesen nicht verkannte, so daß er später äußerte, man könne nicht leicht zu ihm kommen, ohne ihn in Sturm und Brand zu finden. „Einmal traf ich ihn in größter Wuth

---

1) Vgl. S. 552 Note 7. Einige Jahre später fand der gelehrte Kriminalist Meister in Breslau, durch die in der „Farbenlehre" mitgetheilte Stelle sich veranlaßt, Knebel um die Uebersetzung des Pestgemäldes bei Lukrez durch Passow's Vermittelung zu ersuchen, da er dieses mit reichhaltigen Erklärungen herauszugeben gedachte. Vgl. Knebel's „Nachlaß" II, 96. Meister's Abhandlung erschien wirklich im Jahre 1816 mit Knebel's Uebersetzung.

2) Vgl. Riemer I, 35. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 386 irrt; denn der Brief vom 16. ist aus Jena datirt.

über das ganze Elstergeschlecht", erzählt Passow [1]), „weil ihm einige Individuen die Nachtigallen aus dem Paradies verscheucht hatten; einmal sollte er den Abend zur Großfürstin kommen, und war in Verzweiflung, daß er Schuhe anziehen und ein Halstuch umbinden müsse; ein andermal wollte ihm gar seine Frau sterben, und da war er am allerlustigsten, und schleppte herbei, was das Haus vermochte, Nürnberger Pfefferkuchen, kleine winzige Makronen, die ihm Herr von Gerning zum Präsent mit der Post geschickt hatte, doch unfrankirt, so daß sie ihm etwas mehr als doppelt so viel gekostet hatten, denn ächte italiänische in Jena, u. dergl." Knebel nahm Passow's bereite Hülfe besonders in Bezug auf das griechische Alterthum in Anspruch, wie er selbst an dessen Uebersetzungen des Persius, Musäus und Longus lebhaften Antheil bezeigte.

In den ersten Monaten des folgenden Jahres (1808) kam Goethe mehrfach nach Jena, wo er durch Vorlesung seiner neuen Sachen alle entzückte. So dankt ihm Knebel einmal für die „liebe Vorlesung bei Frommann's" von einigen Anekdoten über Hackert's Verhältniß zum König von Neapel. Ein andermal bedauert er, wegen einer Entzündung am Fuße nicht zu Frommann's kommen zu können. „Die herrlichen Töne deiner holden Vorlesung leben mir noch in Geist und Ohren", schreibt er am 22. März. „Nicht nur, daß du das Neue und Ungewohnte sagst, sondern auch, daß du das Entfernte, Verborgene so nahe zu uns an's Licht bringst, daß wir es mit Augen sehn und gleichsam mit Händen greifen können, nicht nur die Eigenschaften deines Genies, sondern auch die hohe Menschheit, die du in dir pflegst, bringen dieses hervor und machen uns bewundern." Vielleicht hatte Goethe damals einige seiner Sonette vorgetragen. Am 30. April bittet Knebel den Freund, seine Rückreise einen halben Tag zu verschieben, wo er ihm, wie er versprochen, aus der „Pandora" vorlesen möge. [2]) Knebel kam auch mit seinem zwölf Jahre alten Sohne nach Weimar herüber, um, da er die zweite Aufführung der „Wanda" versäumt hatte, der ersten Vorstellung des „Wilhelm Tell" beizuwohnen, wo er sich denn in Goethe's Hause der liebevollsten Aufnahme zu erfreuen hatte.[3]) Am 12. Mai trat Goethe seine Reise nach Karlsbad an, wohin Knebel ihm manches berichtete, besonders über Frau von Stael, deren Bekanntschaft ihm Goethe anempfohlen hatte[4]), wogegen letzterer ihm von seinem Karlsbader Leben und seinen Arbeiten schrieb. Cotta sandte ihm um diese Zeit auf Goethe's Anordnung die acht letzten Bände seiner Werke (vom fünften bis zwölften Bande) zu, worin er mit unaussprechlichem Ergötzen, noch ehe er sie zum Buchbinder schickte, sich ein wenig

---

1) Vgl. Passow's Leben und Briefe S. 151 f.

2) Vgl Knebel's Briefe Nro. 292 298. 302.

3) Vgl. Knebel's Briefe Nro. 294. 297. Goethe's Brief Nro. 295.

4) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I. 330. 332 f. Briefe an Frau von Stein III, 396.

mit der „Walpurgisnacht" im „Faust" bekannt machte, die er ein paar Tage nicht aus dem Kopf bringen konnte.[1] Nach Goethe's gegen Mitte September erfolgter Rückkehr legt Knebel ihm seine Sorge wegen der Jena drohenden Einquartierung an's Herz, worüber dieser ihn beruhigt haben wird, wie er ihm auch über die bevorstehende Zusammenkunft der Kaiser Nachricht gab. Bei der Anwesenheit der Kaiser in Weimar oder kurz nachher scheint Knebel Goethe besucht und der ihm zu Theil gewordenen Auszeichnungen sich herzlich gefreut zu haben. Goethe beruhigte ihn damals über einen Angriff, den er im „Morgenblatte" wegen seines Aufsatzes über Götz[2] im zehnten Stücke von Herder's „Adrastea" erfahren hatte, obgleich er ihn nicht abhalten konnte, eine Antwort darauf einzuschicken. Auf die Erfüllung seines Wunsches, Jena vor dem Ende des Jahres auf einige Zeit zu besuchen, mußte er mancher Beschäftigungen und Abhaltungen wegen verzichten, doch fehlte es nicht an brieflicher Unterhaltung. „Verzeih' mir, lieber Freund und Bruder", äußert Goethe am 17. Dezember, „wenn ich diese Zeit her (zuletzt hatte er Knebel am 25. November ausführlich geschrieben) so stumm geblieben, und was du gesagt und gesendet, nicht auch freundlich erwiedert. Ich werde von den nächsten und irdischen Dingen so gedroschen, daß ich das Ferne und Himmlische ganz aus den Augen verliere. — Lebe wohl! Dir ist manches aufgespart zu einer Zusammenkunft hier oder in Jena."

Es scheint fast, als ob sich Knebel von jetzt ab eine Zeit lang gescheut habe, sich unmittelbar an den vielbeschäftigten Freund zu wenden; wenigstens fehlen uns Briefe von ihm an Goethe zwischen dem 4. Dezember, wo Knebel ihm unter anderm von der Krankheit seiner Frau berichtet, und dem folgenden 17. März, wogegen uns aus dem Februar und März 1809 zwei von Knebel an Riemer gerichtete Briefe erhalten sind[3]), wo er (am 6. Februar) äußert: „Ich habe oft eine Sehnsucht, ihm (Goethe) nur zu schreiben, doch mag ich ihm nicht mit unbedeutenden Briefen beschwerlich fallen." Erst am 17. März wagt Knebel es wieder, sich in einer ihn leidenschaftlich beunruhigenden Sache unmittelbar an den Rath des alten Freundes zu wenden. Voß, damals in Heidelberg, hatte nämlich eben seine an Knebel gerichtete Schrift: „Ueber Götz und Ramler. Kritische Briefe von J. H. Voß" herausgegeben, und ihm ein Exemplar derselben mit einem freundlichen Briefe zugesandt.[4] Der Zweck dieser Schrift war die Wiederlegung von

---

1) Vgl. Knebel's Brief Nro. 304. S. auch Zelter's Brief Nro. 123 unter dem 13. Juli.

2) Andenken an einen Besuch bei dem ehemaligen würdigen Superintendenten Johann Niklas Götz.

3) Vgl. Riemer „Briefe von und an Goethe" S. 256 ff.

4) In diesem Briefe hat sich im Abdruck („Nachlaß" II. 467 f.) ein merkwürdiges Versehen eingeschlichen. In den Worten: „Ich eile Ihnen eines der ersten Exemplare von den Briefen über Griechen und Römer zu senden",

Knebel's Behauptung, Ramler's Aenderungen in den Gedichten von Götz seien eben so unbefugt, als unglücklich, und Voß glaubt seiner Sache so gewiß zu sein, daß er in den Ausruf ausbricht: „Sie bereuen gewiß, Redlicher, das unmilde Wort über Ramler's Kritik. Ohne die Kritik dieses mitempfindenden und mitschaffenden Künstlers hätten wir des Vortrefflichsten von Götz vieles entweder gar nicht, oder unförmlich, so wie erster und zwanzigster Wurf oder unsichere Hand es gestaltete." Buch und Brief schickt Knebel gleich nach dem Empfange mit der Bitte an Goethe, ihm seine Meinung darüber zu sagen, da er doch einiges darauf entgegnen müsse. Dieser erwiedert umgehend: „Ich bitte dich inständig, lieber Freund, scheide daraus mit dem wenigsten Aufwand. Ich, nach meiner Art zu sein, würde gar nicht darauf antworten: denn wenn du dich auch in deiner Relation [1]) einigermaßen geirrt hattest, so will das gar nichts heißen. Die Welt hat jetzt andere Interesse's. Handle jedoch nach deiner Weise!" Im April kam Knebel auf einige Tage nach Weimar, wo er Goethe und die Seinigen im besten Wohlsein antraf. In denselben durch vielfache Truppenbewegungen unruhigen Monat fallen Knebel's „Sospiri („Nachlaß" I, 59 ff.), von denen das erste Lied an Frau von W., der auch eine Sapphische Ode („Nachlaß" I, 56 f.) gewidmet ist[2]). Am 29. April ging Goethe selbst nach Jena, wo er aber leider in den ersten Tagen einen jener Krankheitsanfälle erlitt, von denen er drei Jahre befreit geblieben war. „Knebel besucht mich treulich Morgens und Abends", schreibt er am 9. Mai an Frau von Stein. „Wir gehen zusammen spazieren und schwatzen manches durch." Nach der Wiederherstellung des damals mit seinen „Wahlverwandtschaften" beschäftigten Dichters genoß Knebel die schönsten Tage; das Gedicht auf Johanna Sebus hatte er schon im März gehört, doch dürfte es jetzt, gedruckt, zu manchen Betrachtungen Veranlassung gegeben haben. Anfangs Juni wurden beide Freunde durch einen Besuch von Frau von Stein erfreut. Am 4. Juni kam Zacharias Werner, um von Goethe Abschied zu nehmen, nach Jena, wo er in Goethe's, Knebel's und Riemer's Gesellschaft im Hause des Buchhändler Frommann freundliche Aufnahme fand.[3]) Noch vor der Vollendung des Romans mußte Goethe, beunruhigt durch die Kriegsnachrichten, sich am 13. Juni nach Weimar zurückbegeben.

---

muß es nämlich statt Griechen und Römer heißen Götz und Ramler. Griechen und Römer ist ohne Zweifel eine unvorsichtige Ergänzung der von Voß gewählten Abkürzung **G. u. R.**

1) Knebel hatte behauptet, Götz sei mit Ramler's Verbesserungen durchaus nicht zufrieden gewesen, und habe nur mit geheimem Unmuth davon gesprochen, was Voß durch Ramler's Aeußerungen zu widerlegen sucht. Vgl. Böttiger II, 116 f.

2) Wohl nicht Frau von Werther, die damals schon mit von Einsiedel vermählt war.

3) Vgl. Schütz „Biographie und Charakteristik Werner's" I, 153. Ein Brief Werner's an Knebel aus Rom findet sich im „Nachlaß" II, 501 ff.

Im Juli wandte sich Knebel wegen einer für ihn sehr unangenehmen Sache, die vielleicht seine Vermögensverhältnisse betraf [1]), an Goethe, dessen wärmste Theilnahme ihn beglückte. Zu gleicher Zeit war er mit der Uebersetzung von Alfieri's „Saul" beschäftigt, worin Goethe's Zuspruch ihn ermuntert haben dürfte. Am 23. Juli kehrte dieser zu Knebel's höchster Freude nach Jena zurück, wo er bis zum Anfange Oktober blieb und den Druck des Romans begann. Die drei in diese Zeit fallenden Billette Goethe's zeigen die herzlichste Zutraulichkeit. Am 24. September sendet Goethe ihm den ersten Theil der „Wahlverwandtschaften" mit der Bitte, ihn freundlich aufzunehmen, aber ja nicht aus den Händen zu geben. „Den zweiten Theil der Wahlverwandtschaften erwarte ich mit Schmerzen", schreibt ihm Knebel am 13. Oktober nach Weimar. Goethe erwiedert darauf mit herzlichster Theilnahme. „Es versteht sich von selbst", beginnt er, „daß ich an diesen schönen Tagen gar zu gern vor deinen Fenstern in die Hände patschen und dich zum Spaziergange auffordern möchte. Ich gehe zwar auch hier weit und breit umher, doch läßt sich, wenn ich aufrichtig sein soll, der Gegend nichts abgewinnen, sobald man einmal an die Jenaische gewöhnt ist." Seinem Sohne Karl, an dessen Fertigkeit im Zeichnen er Antheil nimmt, sendet er einiges zum Nachzeichnen, und er wünscht, daß dieser auf längere Zeit nach Weimar komme, sobald ein wichtiges Theaterstück zur Aufführung komme. Aber auffallend klingt die Aeußerung: „Den zweiten Theil meines Romans schicke ich dir nicht; du möchtest mich darüber noch mehr, als über den ersten ausschelten. Kommt er dir von anderen Seiten her in die Hände, so bin ich alsdann unschuldig daran. Die armen Autoren müssen viel leiden, und es ist hergebracht, daß gerade die Exemplare, die sie selbst ausgeben, ihnen die größte Noth machen." [2]) Knebel erwiedert darauf etwas empfindlich: „Es ist wohl etwas unfreundlich von dir, daß du mir dein neues Werk nicht schicken willst. Ich weiß nicht, worüber ich gescholten hätte, und ist dies die Art nicht, wie ich deinen Schriften begegne. Wenn ich vielleicht einige Sätze noch zweifelhaft fand, so zeigt das mehr von der Art, wie ich mich damit beschäftige, und kommt nicht so sehr auf Rechnung des Werks, als der Personen, die darin agiren. Ich erwarte den Aufschluß von dem zweiten Bande vielleicht; und du solltest schon mehr auch für meine Reputation besorgt sein, da jetzt, wo alles dein Werk hier liest und lobet, es mir zum wahren Vorwurf gereicht, wenn ich der einzige bin, der es nicht gelesen hat." Knebel mochte sich bei der frühern Mittheilung einzelner Stellen über den sittlichen Eindruck bedenklich geäußert haben, und später mögen dem Dichter einige Aussprüche desselben in entstellter

---

1) Vielleicht darf man an den Stand des Kapitals denken, dessen Matthissen noch im Jahre 1813 („Nachlaß" II, 439 f.) erwähnt.

2) Vgl. die ähnliche Aeußerung B. 27, 28.

oder übertriebener Fassung zugekommen, besonders aber die Mittheilung des Schlusses ihm durch die Erinnerung an Knebel's Bemerkung über den Schluß des „Wilhelm Meister" (Briefwechsel I, 136) verleidet sein.[1]) Nach der Uebersendung und Durchlesung des Ganzen schreibt Knebel: „Aber was soll ich sagen zu deinem zweiten Theil der „Verwandtschaften", den ich nun gelesen! Ich wäre wohl gestraft gewesen, wenn du mir ihn nicht geschickt hättest. Jedes Kapitel ist in seinem Inhalte tief, vortrefflich und schön — meisterhaft geschrieben. Ich habe mich sehr ergötzt an dem Tieferkannten und gleichsam ganz auf eine neue Art an's Licht Geförderten. Was soll ich zu der schönen Novelle sagen? und dann zu der schaurigen Ruhe, zu der die Geschichte gegen das Ende steigt? Es ist neu, und doch wahr und vortrefflich. Mit welchem Auge hast du die Menschen und ihre Dinge gesehen?"

Daß Goethe's Sohn, der seiner Studien wegen Jena besuchte, weniger bei Knebel vorsprach, als dieser wünschte, suchte Goethe bestens zu entschuldigen. Die vertrauteste Verbindung mit dem alten Freunde, dessen Gattin Knebel auch mit einem Besuch erfreute, dauerte ununterbrochen fort. Ueber den Brief, welchen Knebel an Voß zu schicken gedachte, bemerkte Goethe, nach seiner Weise, die Sache zu sehn, würde er ihm gerathen haben, auch jetzt zu schweigen, nun wünsche er nur, daß ihm kein neuer Verdruß daraus entstehe; er fürchte, der haberechtige Griesgram lasse es ihm nicht so hingehn. Knebel's Sohn wurde von Goethe, der sich seiner Fortschritte freute, mit immer neuen Blättern zum Nachzeichnen versorgt.[2]) Leider gelang es nicht, diesmal (1810) Knebel's „Saul" zum Geburtstage der Herzogin zur Aufführung zu bringen. Dagegen bat Goethe diesen um einen poetischen Beitrag zu dem zur Feier des Geburtstages der Erbprinzessin Großfürstin Maria Paulowna zu veranstaltenden Maskenzug, und die von ihm gelieferten Verse wurden auch mit einigen von Knebel später gebilligten Veränderungen in der unter dem Titel „Völkerwanderungen" erschienenen Sammlung abgedruckt. Kurz vorher hatte Knebel Riemer ersucht, ihm eine Silhouette Goethe's und ein Lineal aus dem berühmten, in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar umgerissenen Goethe'schen Wachholderbaum[3]) zu verschaffen,

---

1) Die Anekdote, Goethe habe auf Knebel's Vorwurf der Unsittlichkeit der „Wahlverwandtschaften" in übermüthiger Laune erwiedert: „Ich habe es ja nicht für dich geschrieben, sondern für die Mädchen" („Nachlaß" I, XXXVII), erweist sich hiernach als eine Dichtung, wenn man nicht etwa annehmen will, der Dichter habe eine ähnliche Aeußerung gegen einen dritten gethan, der ihm ein derartiges Wort Knebel's hinterbracht hatte.

2) Der weggelassene Anfang von Brief 325 lautet: „Meine Frau sendet mit den schönsten Empfehlungen einige würzhafte Quecken, und ich begleite sie mit den freundlichsten Grüßen." So hatte er ihm den ersten Band der „Wahlverwandtschaften" mit einigen von seiner Frau für ihn bestimmten Feigen übersandt, um ihn „mit Süßigkeiten zu bestechen".

3) Vgl. B. 27, 273 f. Riemer „Briefe von und an Goethe" S. 85.

welche Goethe selbst ihm versprochen habe.[1]) Scherzend fügt er hinzu, er könne Goethe sagen, daß er ihn mancher Beschwerlichkeiten überhebe, da er ihn vor den mittelmäßigen und elenden Produkten angehender Schriftsteller bewahre, die sich an ihn wendeten, damit er diese dem gefeierten Dichter unter der Hand zu Gesicht bringe, was ihn schweres Briefporto koste. Schon am 13. März ging Goethe nach Jena, um den Druck der „Farbenlehre" rascher zu fördern.[2]) Mitten in dieser Beschäftigung befiel ihn ein wunderlicher Zeichnungstrieb, dem er nicht zu widerstehn vermochte.[3]) Seine für Knebel höchst erfreuliche Anwesenheit dauerte bis zum 16. Mai.[4]) Auch Passow, der seit dem Herbste 1808 durch arge Zwischenträgereien von Goethe getrennt gewesen, aber seit dem Februar dieses Jahres wieder mit ihm ausgesöhnt war[5]), kam um diese Zeit nach Jena, wo er sich freute, den alten biedern, energischen Knebel wiederzusehn.[6]) Am Tage vor der Abreise schreibt Goethe dem Freunde[7]): „Die Meinigen gehen um fünf Uhr fort. Meine Geschäfte sind alsdann abgethan, das Einpacken vollendet; wir (Goethe und Riemer) kämen heut Abend noch zu dir, um zum Schlusse noch eine frohe Unterhaltung zu haben." Bei seinem Scheiden läßt er ihm noch ein Abschiedsbillet mit zwanzig Rthlr. für einen durch seine Vermittlung gewonnenen ehernen Stier zukommen. Bald nach seiner Abreise kam Goethe's Gattin wieder nach Jena, und gegen Ende Juni brachte Knebel einige Tage in Goethe's Hause zu Weimar zu, wo dessen Frau ihn mit ihrer gewöhnlichen Liebe und Freundschaft aufnahm.[8]) Der Briefwechsel ward während Goethe's Aufenthalt in Karlsbad und Teplitz lebhaft fortgesetzt, und Knebel verfehlte nicht, Goethe's Farbenlehre und die Gedichte auf die Kaiserin von Oestreich höchlich zu preisen, wogegen dieser seinen Dank für so manche Mittheilungen Knebel's aussprach, die er von seiner Seite herzlich erwiederte, eingedenk der vorigen Monate, wo er alle Morgen seine Fenster anrief und so manchen schönen Abend bei ihm zubrachte, wie er von Karlsbad aus schreibt. Ende August sah Knebel nicht

---

1) Vgl. Riemer a. a. O. S. 260 f.

2) Vgl. Passow's Leben S. 113. An Knebel's Sohn, dem er neue Blätter zum Nachzeichnen sendet, schreibt er am 19. Februar, er hoffe Jena bald wiederzusehen. Vgl. Döring's Briefsammlung Nro. 624.

3) Vgl. B. 32, 278 f. Stahr „Weimar und Jena" I, 501 ff. Goethe selbst verlegt die Abreise irrig in den April.

4) Vgl. B. 27, 275. Nach Passow (a. a. O. S. 115) wollte er am 15. Mai abreisen.

5) Vgl. Passow a. a. O. S. 111 ff. Luden „Rückblicke in mein Leben" S. 127.

6) Vgl. Passow S. 113.

7) Guhrauer hat freilich das betreffende Billet in den Oktober 1817 (Nro. 527) gesetzt.

8) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel I, 374. II, 6.

ohne Wehmuth seine Schwester und seine Freundin, Fräulein von Bose, der neuvermählten innigst verehrten Prinzessin Karoline nach Mecklenburg folgen.

Auf der Rückkehr scheint Goethe sich nur ganz kurz in Jena verweilt zu haben; am 3. Oktober war er wieder in Weimar zurück. Knebel, der vergebens auf die zugesagte baldige Rückkunft des Freundes gehofft hatte, schickte ihm am 17. zwei Exemplare seines „Hymnus an die Erde" („Nachlaß" I, 7 ff.) zu, von welchem Goethe urtheilte, er sei trefflich gerathen und zeige in einem Schüler des Lukrez einen Originalanbeter der Natur. „Herzerhebend für mich ist es", fügte er hinzu, „zu sehn, daß wir Alten noch Lust, Muth und Tüchtigkeit haben, indeß die Jüngern auf das ekelhafteste ächzen und krächzen, und mit großer Selbstgenügsamkeit versichern, daß dieses das Aechte und das Wahre sei." Am 9. November erfreute sich Knebel eines kurzen Besuches seines Matthisson, wozu auch d'Alton geladen ward.[1]) Während des Dezember hatte Knebel bei wiederholtem Besuche Weimar's (am 8. und 9. und am 19. bis 22.) im Hause Goethe's, der vom 23. bis zum 25. November[2]) in Jena gewesen war, sich der liebevollsten Aufnahme zu erfreuen. Auch Wieland sah Knebel damals mehrfach, und in bester Laune. „Beinahe hätte ich (vergeßlicher Mensch!) vergessen", berichtet er am 11. Januar 1811 an Knebel's Schwester,[3]) „daß ich Ihren Herrn Bruder seit Ihrer Entfernung von uns (Ende August) mehrmals und immer so gesehen habe, wie er am liebenswürdigsten ist." Am 23. Dezember schreibt Knebel an Goethe: „Nimm du, bester und höchster der Freunde, meinen herzlichsten Dank für die mir abermals in deinem Hause erzeigte viele Freundschaft und Güte. Man geht aus dem Hause des Weisen nie hinweg, ohne noch andere Schätze erworben zu haben, als die uns auch die gewöhnliche Freundschaft darbietet. Ich danke dir aber auch für die letztern sehr. Manches erhält erst hier jetzt bei mir Reife und Gedeihen. Darunter gehören auch die lieben Vorlesungen, die du mir gehalten hast. Die Art, wie auch gewöhnliche Dinge von einem trefflichen Munde ausgesprochen werden, unterscheidet sich so sehr, daß sie selbst auch schon einen höhern Charakter der Vollkommenheit der Sache selbst gibt. Deine Darstellung des Lebens von Hackert wird dadurch vortrefflich werden."

Am 11. Januar 1811 kam Goethe wieder auf vierzehn Tage nach Jena. Knebel war damals unwohl; denn in diese Zeit fällt Knebel's Billet Nro. 358, an dessen Schluß es heißt: „Mein Zustand ist heute wieder erträglicher, und wir hoffen, diesen Abend

---

1) Vgl. Knebel's „Nachlaß" II. 438. Matthisson's „Nachlaß" IV, 161.

2) Schöll's Angabe zu den Briefen an Frau von Stein III, 422 Note 2 beruht auf einer Verwechselung des November mit dem Dezember.

3) Vgl. die „Zeitung für die elegante Welt" 1835 Nro. 134 S. 535.

das Vergnügen zu haben, dich, den guten August und Herrn Riemer bei uns zu sehn. Wir erwarten uns auch einen Zuspruch (der Familie von Ziegesar) von Drakendorf, der dir nicht mißfällig sein dürfte." Bald darauf, als Frühlingslüfte den Abzug des strengen Winters verkündigten, schrieb Knebel die schönen Verse an Goethe („Nachlaß" I, 47), für welche dieser im Briefe vom 27. Februar seinen Dank ausspricht. Am 6. April kam endlich Knebel's Uebersetzung von Alfieri's „Saul" in Weimar zur Aufführung,[1]) auf welchen Tag Goethe Knebel, die Seinigen und sonstige Freunde von ihm zu Mittag einlud; ein Nachtquartier konnte er diesmal nicht anbieten, da sein Haus ganz besetzt war. Im Briefe vom 12. April, in welchem Knebel für die ihm und den Seinigen erzeigte viele Güte nochmals dankt, bemerkt er mit liebenswürdiger schwärmender Einfalt vom Katalog der hinterlassenen so seltsam gemischten Sammlungen des wunderlichen Helmstädter Beireis (vgl. B. 27, 180 ff.): „Ich kann kaum hineinsehn, ohne meine Seele zu kränken, daß ich nicht so manches davon besitze. Das sind Sachen, die allen Glanz der geprägten Reichthümer weit übertreffen — wenn man solche nur nicht nöthig hätte, sie zu erhalten. Ich bitte dich, auf Mittel zu denken, wie wir wenigstens eines guten Theiles derselben habhaft werden können. Was ich noch von Münze habe, will ich gern zusammensuchen, um mitbeizutragen." In der letzten Hälfte des April scheint Goethe Jena wieder besucht zu haben; denn hierauf dürfte das Billet vom 30. April an Frau von Stein deuten, worin er dieser seine Ankunft meldet. Am 13. Mai reiste er nach Karlsbad ab. Dorthin sendet ihm Knebel am 24. Mai seinen Dank für „Hackert's Leben", wobei er nur bedauert, daß der Verleger nicht auch gleich eine französische Uebersetzung davon veranstaltet habe, da dieses Werk, von dem Passow meinte[2]), es wolle nicht viel sagen, in allen Theilen der Welt gefallen werde.

Am 1. Juli war Goethe schon wieder in Jena, wo er, mit „Dichtung und Wahrheit" und dem Prolog zur Einweihung des Schauspielhauses zu Halle beschäftigt, sich einige Wochen aufgehalten zu haben scheint. Damals war es wohl, daß Goethe sich des seit längerer Zeit lieb gewonnenen Longus, von dem Passow eben eine Uebersetzung geliefert, gegen Knebel annahm, indem er die geschmückte Einfachheit und die gelungene Kunst seiner Naivetät hervorhob.[3]) „Habe Dank für die (Tage)", schreibt Knebel am 30. Juli, „die du uns kürzlich verliehen, und laß uns zusehn, wie wir die andern nicht so gar übel zubringen mögen." In einem

---

1) Irrig heißt es B. 27, 281, Alfieri's „Saul" sei damals wiederholt worden.

2) A. a. O. S. 149, wo Pss. verlesen ist statt einer aus den lateinischen Buchstaben P und H zusammengesetzten Chiffre, deren sich Goethe zur Bezeichnung des Namen Philipp Hackert in der ersten Ausgabe bediente.

3) Vgl. Passow a. a. O. S. 152. 161. Eckermann III, 305. 322.

weitern Briefe an Goethe heißt es: „Deinen Prolog habe ich durch Herrn Riemer erhalten, und danke dir gar sehr dafür. Er ist im Sophokleischen Stil geschrieben, und hat mir bei der Durchlesung fast noch mehr gefallen, als selbst bei deinem Vortrag.“ Goethe unterließ nicht, den Freund mit einer Antwort zu erfreuen, der ihm am 20. September seine Sorgen wegen seines geliebten, eben an der Universität studirenden Sohnes vertraut, da er diesen beim Hervortreten in die gesellschaftliche Welt Uebeln ausgesetzt sehe, welche Vernunft und Menschheit verabscheuten. „So ist das Studentenleben“, bemerkt er, „das, anstatt zu Sitten, Vernunft und den friedlichen, gefälligen Musen zu führen, sich täglich mit dem Schläger bewaffnen lehrt, um sich seines Lebens zu erwehren.“ Zugleich bittet er, er möge ihm, wo möglich, die Aushängebogen von „Dichtung und Wahrheit“ schicken. Das vollständige Exemplar war erst gegen Ende Oktober ausgedruckt, und Goethe wird es ihm wahrscheinlich selbst überbracht haben, als er am 30. Oktober nach Jena kam, wo er bis zum 7. November verweilte. Deshalb ist uns von dem begeisterten Beifalle, womit Knebel den ersten Theil von „Dichtung und Wahrheit“ aufnahm, in den Briefen keine Spur erhalten. Im Dezember theilt Knebel dem Freunde seinen Entschluß mit, eine saubere Abschrift seiner Uebersetzung des Lukrez in die herzogliche Bibliothek in Weimar zu stiften, da die Herausgabe sich verzögere. Dieser aber schreibt drei Tage vor dem Schlusse des Jahres: „Meine Frauenzimmer[1]) sind von Jena sehr vergnügt zurückgekommen. Sie rühmen deine Hospitalität und guten Humor, wie immer.“ Knebel's Unterstützung bei seiner Handschriftensammlung nimmt er zu gleicher Zeit in Anspruch[2]).

Zum Zeugniß der ununterbrochen fortgesetzten freundlichen Verbindung sind uns zwei Briefe aus dem März und einer vom 8. April 1812 erhalten. Eine merkwürdige Aeußerung, die Knebel in diesem Jahre in sein Tagebuch schrieb („Nachlaß“ I, LVIII), spricht die traurige Ueberzeugung aus, daß die Menschheit überhaupt nie zu einem ganz richtigen Gesichtspunkt ihres Daseins kommen könne, noch kommen dürfe, daß auch der Weise seine dunkeln Flecken habe, und sogar genöthigt sei, sich über das Leben zu täuschen. Gegen den 20. April geht Goethe nach Jena, von wo er im ersten Drittel des Mai nach Karlsbad reist. Von hier sendet er bei Gelegenheit der Rückreise seiner Frau, die manches erzählen werde, einen freundlichen Brief an Knebel. Vor Mitte September kam er nach Jena zurück, wo Knebel sich mit ihm in vertraulichen Unterhaltungen erging.[3]) Am 16. war er

1) Goethe's Gattin und Fräulein Ulrich, spätere Gattin Riemer's, die von Knebel (Nro. 350) als „hellaugigtes Nebengeschöpf“ bezeichnet wird.

2) Vgl. oben S. 268, Note 2.

3) In diese Zeit muß das Gespräch mit Luden fallen, das dieser in seinen „Rückblicken“ S. 104 ff. erzählt.

wieder in Weimar. „Für deinen letzten lieben Besuch sind wir dir vieles schuldig", schreibt Knebel am 6. Oktober. „Er hat mich, wie immer, erquickt, ob ich mir gleich Vorwürfe machte, dich am (letzten) Abend noch mit meinen Diskursen belästiget zu haben. Es sind viele Dinge, die, sobald sie vorüber sind, man nicht mehr in Anregung bringen sollte, aber dazu sind wir nicht stark genug. Ich fürchte nur, daß diese politischen Händel, wie schon öfters, der häuslichen Zufriedenheit Eintracht thun mögen; und ich habe leider schon davon gewahr worden." Kurz darauf scheint er einige Tage in Weimar bei Goethe zugebracht zu haben, der ihn bereits am 23. Oktober mit dem zweiten Theil von „Dichtung und Wahrheit" erfreute. „Das Heitere, Muntere darin spricht mich gar sehr an", schreibt er, „zumal da ich nun seit ein paar Wochen etwas hypochonder bin. Ich danke dir für diese milde Gabe, und freue mich gar selig darauf, daß du uns mit nächster Woche besuchen willst. Wir brauchen eine überirdische Erscheinung." Am 1. November kam Goethe wirklich und blieb bis um die Mitte des Monats, besonders mit kunstgeschichtlichen Studien beschäftigt. Bei einer vom Herzog für seinen Sohn Karl erbetenen Gnade, der Zuwendung eines adeligen Stipendiums, benutzte Knebel Goethe's einsichtigen Rath, und fand sich durch diesen, so wie durch die liebevolle Theilnahme des Freundes wesentlich gefördert. „Mein Guter!" schreibt er am 25. November. „Ich halte es für meine Schuldigkeit, dir für die an uns erwiesene Treue nochmals schriftlich zu danken, und zugleich dir weitern Rapport zu ertheilen. Der Herzog war nämlich gestern überaus freundlich und gnädig. Nach Tische nahm ich mir die Erlaubniß, ihm in dem Seitenzimmer für die dem Karl erwiesene Gnade in ein paar Worten zu danken. — Dir, Lieber, habe ich es allein zu danken, daß ich bei dieser Gelegenheit mich nicht heftiger geäußert habe. Ich sehe jetzt ein, daß es so besser war. So braucht man auch bei einem alten Kopf noch immer einen Freund!" Anfangs Dezember erhielt er einen Besuch von Goethe's Gattin, die ihm Nachrichten von der Besserung seines Gesundheitszustandes brachte. „Ich befinde mich zwar ganz leidlich", äußert Goethe gegen den 10. Dezember[1]), „thue aber doch besser, mich einige Zeit zu Hause zu halten, wo mir denn die Zeit nicht lang wird; denn ich habe mancherlei zu thun." Die mit Vignetten ausgestatteten Lieder von Knebel's Sohn findet Goethe recht hübsch; sie könnten, meint er, im „Wunderhorn" stehn, ohne daß irgend jemand daran Anstoß nähme. Iffland's Gastspiel zog Knebel am 20. Dezember nach Weimar, wo er fünf bedeutenden Vorstellungen desselben beiwohnte und sich, wie immer, Goethe's liebevollster Gastfreundlichkeit und vertraulichster Mittheilung erfreute.

1) Um diese Zeit muß Goethe's Brief Nro. 382 fallen, nicht in den November.

Der 20. Januar des folgenden mit ununterbrochenen brieflichen Mittheilungen und Sendungen begonnenen Jahres (1813) entriß Knebel in Wieland einen seiner ältesten und liebsten Freunde, dessen herzliche Gutmüthigkeit ihm so oft zur innigsten Freude gereicht hatte. Mit welcher Liebe und Bewunderung hatte dieser seine Uebersetzung des Lukrez aufgenommen und wie freundlich hatte er ihm noch vor zwei Jahren, bei Gelegenheit seines „Hymnus an die Erde", zugerufen: „Glücklicher Freund, dem die Musen, seiner grauen Haare ungeachtet, noch so freundlich und gefällig sind!" [1]) „Ich habe mir von den Kindern des Alten sein schwarzes Käppchen zum Geschenk machen lassen", schreibt Knebel am 7. März an Goethe, „und dachte, damit wenigstens meinem Haupte einige Salbung zu geben. Es will aber nicht recht darauf passen, und somit werde ich es nur als eine Reliquie aufbewahren. [2]) Die letzten Tage und Stunden seines Lebens haben mir die Kinder gleichfalls aufgezeichnet, und mit diesen hat sich eine stärkende Kraft über mein Wesen verbreitet." Zu höchster Erbauung aber mußte ihm Goethe's Erinnerungsrede auf den hingeschiedenen Weisen und Dichter gereichen. Goethe erinnerte ihn um diese Zeit an sein bei der letzten Anwesenheit zu Jena ihm gegebenes Versprechen, Erinnerungen aus seinem Leben aufzuschreiben, da er selbst zu der Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" mancherlei Anregung bedürfe; aber Knebel erwiederte, dieser Gedanke sei gänzlich wieder eingestarrt, da immer Heiterkeit, auf uns selbst zurückzuschauen, nöthig sei, damit sich nicht das Trübe und Gemeine in die Ansicht vermische. Goethe will ihm dies nicht verdenken, da er selbst fühle, wie wunderlich die Aufgabe sei. „Aber doch eins wollte ich dich recht schön ersuchen", fährt er fort, „um eine detaillirte Nachricht von unserm ersten Zusammentreffen, und was damals in Weimar (Frankfurt?) und Mainz vorgefallen. Ueber diese, so wie einige andere Epochen hat der Fluß Lethe so ziemlich seine Gewalt ausgeübt. Ich bin eben an der Stelle, und möchte nicht gern stocken bleiben." Unterdessen war man in Jena um diese Zeit durch die gewaltigen Truppenzüge und die Furcht vor ansteckenden Krankheiten sehr beunruhigt. „Wir haben einige schöne Tage gehabt, die jedoch mit etwas Unruhe verflochten waren", schreibt Knebel am 4. April an Goethe. „Das meiste kam aus den Vorstellungen, die der ungestüme Sinn der Menschen nur mehr zu erregen sucht; die Sache selbst war das wenigste. Wir glauben sogar, jetzt von dem Anlauf wilder Horden, wenigstens

---

1) An Knebel's Schwester schrieb er darüber (Zeitung für die elegante Welt 1835 Nro. 134 S. 535): „Es ist ein herrliches Werk des durch wahre Begeisterung erhöhten Verstandes und Gemüthes in ihrer schönsten Harmonie, und ist allein schon hinlänglich, ihm einen ehrenvollen Platz unter den Unsterblichen zu verschaffen."

2) Später sah man ihn beständig mit diesem Käppchen auf seinem Haupte, wenn die Angabe in Knebel's „Nachlaß" I, XLIX. Zutrauen verdient.

auf eine Zeit noch, verschonet zu bleiben. Im übrigen müssen wir uns dem Schicksal ergeben, das, wenn man nur bei ruhigen Sinnen bleibt, immer noch so gewaltsam nicht ist." In dieser edlen Fassung dürfte nicht weniger der Einfluß Goethe's, als die ruhigere Stimmung des besonnen umschauenden, sich aller leidenschaftlichen Aufregung immer mehr entziehenden Alters zu erkennen sein. Eine Woche später verlebte Knebel mit den Seinigen einen glücklichen Sonntag bei Goethe, an welchen er am 13. schreibt: „Nach einem heitern und vergnügten Tage kamen wir gestern ganz wohlbehalten hier wieder an; auch hörten wir nichts von neuen Einquartierungen. Für deine gütige Aufnahme danke ich nebst den Meinigen dir und deiner lieben Frau. Ich freute mich, dich in deinen Zauberzirkeln zu finden, die dich besser schützen, als alle neuerrichtete Kohorten." [1]) Wenige Tage darauf, am 17., reiste Goethe, den das unartige Auftreten der Preußischen Freiwilligen in Weimar und der drohende Ueberfall der Franzosen in seiner gewohnten, zu seinen mannigfaltigen Arbeiten ihm unentbehrlichen Ruhe störten, nach Teplitz ab. Ein uns erhaltenes Tagebuch Knebel's vom 24. April bis zum 23. Mai an seine Schwester Henriette in Mecklenburg („Nachlaß" III, 393—405) gibt uns ein treues Bild jener sorgenvollen, wildbewegten Tage. Besondere Unruhe machte ihm sein Sohn Karl, der gern am Kriege Theil nehmen wollte, wovon er ihn für dieses Jahr noch zurückzuhalten suchte. „Er ist den ganzen Tag unter den Truppen, die ankommen und gehen", schreibt er am 25. April, „und möchte gern schon etwas wagen. Sein Charakter hat ohnehin etwas Heftiges und Forttreibendes, das mir oft etwas Sorge und Mühe macht, doch zum Soldaten schickt er sich; denn brav ist er, und auch ziemlich gewandt." Zwei Tage später hören wir: „Die Szenen verändern sich bei uns beinahe stündlich, doch bin ich bisher noch ganz ruhig in meiner Gartenecke (in seinem Eckzimmerchen, im Angesicht der wechselnden Berge und der aufgrünenden Wiesen und Bäume, wie er am 24. sagt) geblieben, und genieße, obwohl bei etwas Katarrh, des aufblühenden Jahres. — Wir sind hier, zum Wunder aller Welt, noch von Einquartierung verschont geblieben, so daß es noch immer in meinem Hause ruhig ist." Am 30. schreibt er: „Ob ich mich gleich für meine Person so ziemlich ruhig verhalte, so ist doch der Anlauf von den äußeren Begebenheiten so heftig und zudringend, daß man sich der bewegtern Theilnahme nicht erwehren kann. Gestern Morgens hatten wir ein Scharmützel in der Stadt. — Der Mangel fängt an, groß und allgemein zu werden." Und am 2. Mai bemerkt er: „Ein paar Tage der Unruhe sind nun wieder vorüber, und wir finden uns etwas erleichtert. Die italiänischen Truppen machten uns vorgestern etwas bange. Sie waren in Menge da — ich weiß nicht, wie

---

1) Er deutet auf die garde bourgeoise hin.

viel tausende —, und sie scheinen nicht die zartesten Begriffe von dem Mein und Dein zu haben. Hier im Paradies kampirten eine gute Zahl, und des Regens ungeachtet brachen sie Hecken und Zäune durch, und holten, sonderlich was ihnen für ihr Nachtquartier füglich und tauglich schien, Bänke, Bretter, ganze Thüren, Holz und Stroh in Menge. So haben sie in kurzem eine kleine hölzerne Vorstadt sich in unserm Paradies erbaut, deren Nähe uns zwar einige Besorgniß erregte, ihnen aber bei der regnigten Nacht sehr wohl bekam." Sehr bezeichnend für Knebel ist die weitere Aeußerung: „Ein Gedanke ist mir diesen Morgen beim Aufstehen gar mächtig durch die Seele gegangen, daß nämlich die Guten fast immer Ursache finden, sich des Lebens zu erfreuen. Es waltet doch ein guter Geist über uns. Ich habe es vor sechs Jahren am Tage der Schlacht und in den gefährlichen Zeiten geprüft, und jetzt bei dem ungeheuern Druck, den wir fühlen, bin ich und die Meinigen beinahe ganz unverletzt und ungestört geblieben. Freunde und Freundinnen, die weit mehr Unruhe und Noth hatten, sind dennoch heiter geblieben und haben sich munter erhalten." Nach der noch unsichern Nachricht von der Schlacht bei Großgörichen äußert Knebel: „Wir sehen wunderlichen Zeiten entgegen. Sollte die Franzosen das gewöhnliche Glück verlassen, so ist eine Revolution in ganz Deutschland wohl unausbleiblich; denn alles stützt sich bei uns auf zu schwache Grundsäulen." Wie Knebel noch damals über die französische Revolution dachte, zeigt der im November oder Dezember 1813 geschriebene Brief an Luden („Nachlaß" III, 107 f.), der ihn zur Theilnahme an seiner politischen Zeitschrift „Nemesis" aufgefordert hatte.[1]) Die französische Revolution schien ihm gewissermaßen die Revolution der Menschheit, die nur am wundesten Fleck ausgebrochen, und für die keines der angewendeten Pflaster Heilung gebracht habe; auch der große Napoleon habe den verwundeten Körper nur obenhin hergestellt. Am 12. Mai berichtet Knebel: „Es ist bei uns etwas stiller geworden, indeß wir bis auf den heutigen Tag immer abwechselnd mehr oder weniger Durchmärsche hatten. Man spricht hier von vorgefallenen Bataillen, doch wissen wir darüber wenig Genaues. Wahrscheinlich ist es, daß Napoleon anjetzt seine Feinde bis an oder über die Elbe zurückgedrückt hat." Sehr bekümmerte es ihn, daß die Verbindung mit seiner Schwester gestört war. Auch nach und von Teplitz war der Briefwechsel abgeschnitten. Am 25. Juli beschenkte Knebel's Gattin ihn mit einem zweiten Sohne, Bernhard, bei welchem Goethe Pathenstelle übernahm.

Gleich nach der Mitte August kam Goethe nach Weimar zurück, von wo er aber gleich darauf sich auf sieben Tage mit dem Herzog nach Ilmenau begab, wo Knebel auch vor kurzem mit der

---

1) Vgl. Luden, „Rückblicke" S. 113 ff. 216 f. Knebel an Goethe Nro. 423. 425.

Herzogin gewesen war, und sich heiter und wohl befunden hatte. Zu seinem Geburtstage sandte Knebel ihm eine bedeutende Autographensammlung, wofür er seinen schönsten Dank nach der Rückkehr am 5. September ausspricht, zugleich mit dem Wunsche, noch einige gute Wochen mit ihm in Jena zubringen zu können. Dieser aber erlitt bald darauf durch den Tod seiner Schwester einen tief erschütternden Verlust.[1]) In den letzten höchst bewegten und trüben Monaten des Jahres spann sich der lebhafteste Briefwechsel zwischen den Freunden fort, die beide sich dem seligen Wahne einer wirklichen Befreiung des deutschen Volkes nicht hinzugeben vermochten. Wie Goethe darüber urtheilte, wissen wir aus Luden's Bericht, und von Knebel würden wir wohl ein noch härteres Urtheil lesen, wäre sein oben angeführter Brief an Luden uns vollständig mitgetheilt. Goethe zeigte sich so wenig begeistert, daß er sich dem Eintritt seines Sohnes unter die Freiwilligen mit aller Gewalt widersetzte, wie von Holtei erzählt, und ihn in anderer Weise zu beschäftigen suchte[2]), wogegen Knebel, der auf die militärischen Verdienste seiner Vorfahren stolz war, Goethe's Vermittelung zum freien Eintritt seines Sohnes Karl unter die herzogliche Kavallerie in Anspruch nahm.[3]) Doch ehe in dieser Beziehung ein entscheidender Schritt geschehn konnte, ward Knebel's Sohn von einer gefährlichen Krankheit befallen. Goethe nahm an der Sorge des bekümmerten Vaters den innigsten Antheil, dem er auf dringenden Wunsch seinen vielbesprochenen Epilog zum „Essex" sandte. „Deine Verse haben mich sehr erregt", schreibt Knebel darauf am 13. Dezember. „Sie sind allein ein ganzes Trauerspiel werth. Der wandelbare Charakter der Königin (Elisabeth) hat sich in feste Form gegossen, und zu schöner Gestalt ausgeprägt. Welche Tiefe des Gefühls! Verse, die jeder Dichter beneiden möchte, sind nur dir eigen."

Nach der Herstellung von Knebel's Karl gibt Goethe dem Freunde den Rath, diesen durch Herrn von Gersdorf dem Herzog präsentiren und um eine Stelle bei dem Linienbataillon nachsuchen zu lassen, das leider auch schon übervollzählig sei (Knebel hatte seinen Eintritt in ein „ordentliches Sächsisches Kavallerieregiment" gewünscht), doch benehme Herr von Gersdorf nicht alle Hoffnung. Da aber Knebel die Sache selbst dem Herzog vorstellen wollte, so schrieb ihm Goethe am 4. Januar 1814, dieser reise schon am 7. ab, weshalb er sich beeilen müsse, wenn er ihn noch sprechen wolle. „Auf alle Fälle", bemerkt er, „kommst du in eine stürmische Epoche, wo die Bedürfnisse der einzelnen verschwinden und ihre Wünsche verhallen. Die deinigen, so bescheiden sie sind, lassen

---

[1]) Vgl. Matthisson's Brief im „Nachlaß" II, 439, wonach die Angabe daselbst I XLII. zu berichtigen ist.

[2]) Vgl. Goethe's Brief an Knebel Nro. 424.

[3]) Auch für Weller und von Tümpling wünschte Knebel eine gleiche Verwendung Goethe's.

sich vielleicht im Augenblicke nicht erfüllen. Ich weiß, was es für Negotiationen kostete, um zwei wohl empfohlenen jungen Leuten in Sächsischen Regimentern die letzten Stellen zu verschaffen. Ich sage dies voraus, damit ein ungünstiger Erfolg vorbereitet, und ein günstiger desto erfreulicher sei." Die Sache scheint ohne Knebel's Dazwischenkunft eine rasche glückliche Entscheidung gefunden zu haben. Der junge Knebel kam nach Weimar, wo er einige Tage in Goethe's Hause verweilte, und marschirte am 11. an der Seite seines Freundes Cotta von dort aus, zunächst auf Berka zu. Acht Tage später schreibt Goethe, vermuthlich durch Knebel's Bedauern veranlaßt, daß sein Sohn nicht gleich als Offizier eingetreten sei und die beschwerlichsten Märsche machen müsse: „Karl hat sich recht brav bewiesen, und ich will gern am rechten Orte seiner gedenken. Dies bemerke ich aber, daß es für junge Leute eine wahre Wohlthat ist, wenn ihnen gewisse bessere und höhere Zustände eine Zeit lang versagt bleiben; dadurch lernt man erst schätzen, was man erhält. Denn leider sieht der Mensch nach einem jeden, was ihm geworden, immer wieder was neues Wünschenswerthes vor sich, und seine Ungeduld wächst mit jedem Gelingen." Am 6. Februar fuhr Goethe's Gattin mit Fräulein Ulrich im Schlitten zu Knebel herüber, der sie auf das freundlichste aufnahm. Tags drauf schreibt ihm Goethe: „Wegen Karl (von welchem Knebel einen Brief aus einem Dorfe hinter Kassel erhalten hatte, der auf mannigfache Mühseligkeiten des Marsches hindeutete) sei auch unbesorgt, auch nicht unruhig wegen seines Avancements! Durchlauchtige Herzogin wird gewiß das Mögliche thun. In dem ehernen Kriegswesen aber werden unsere besten Wünsche nur durch Zufall erfüllt." Welchen Antheil die Herzogin an der Sorge Knebel's für seinen Sohn nahm, zeigt ihr Brief an ihn vom 18. Februar. Schon im März wurde Knebel's Karl zum Offizier befördert. „Wir freuen uns herzlich", schreibt Goethe am 30. März, „daß deinem Karl geworden ist, was ihm nicht lange fehlen konnte, und ich thue mir etwas darauf zu Gute, daß ich vorausgesagt, wie es kommen würde. Eine gewünschte Gabe, die uns unerwartet zu Theil wird, besonders wenn wir sie schon einigermaßen verdient haben, macht doppelte Freude. Möge auch in der Folge für ihn alles gut gehn!" Am 9. April erscholl zu Weimar die Botschaft von der Einnahme der Stadt Paris. Einen Monat später sandte Goethe den dritten Theil von „Dichtung und Wahrheit", worauf Knebel sogleich unter Bezeigung seiner großen Freude und seines herzlichsten Dankes erwiedert: „So wie ich in das Buch hineinblicke, geht mir Geist und Leben entgegen, und von ungefähr schlage ich die Reime von hinten auf, für und wider den Hof (B. 22, 243 ff.)[1]), die mich wunderbar ergötzten. Daß du doch die Formen von allem Verständigen so wohl aufzu-

1) Vgl. Riemer „Briefe von und an Goethe" S. 366.

finden weißt und so glücklich anzuwenden! — — Du wirst mir erlauben, daß ich das Buch langsam lese; denn man übereilt sich gar zu sehr bei Werken dieser Art. Gott möge dir nur Leben und Gesundheit verleihen, daß du wenigstens zwölf Bände dieses Werkes mit derselben Ruhe und Heiterkeit des Geistes vollenden mögest!!" Am 23. Mai aber meldet er dem eben in dem kleinen Badeorte Berka verweilenden Freunde: „Ich habe indessen mein Wort schlecht gehalten, und da ich deinen dritten Band nur langsam lesen wollte, ihn in wenigen Tagen absolvirt. Der Zauber der Erzählung und der Sachen riß mich fort. Ich kann dir nicht sagen, wie sehr mich die Vortrefflichkeit des Werkes weggenommen hat. — Es ist ein wahrer Lebens- und Seelenspiegel. Das Urtheil herrscht darin par excellence, daß nichts darüber zu sagen ist, mit solcher Klarheit, Wahrheit und Zartheit, daß uns nichts wie Wohlgefallen und Bewunderung bleibt. Für die freundliche und gefällige Art, wie du meiner in dem Buche gedacht hast, danke ich noch besonders. Welchen glücklichen Einfluß auf mein Leben hat nicht dieser geringe Anfang gehabt!" Nach der Rückkehr von Berka, wohin er auch Knebel eingeladen hatte, bittet Goethe ihn am 9. Juli um einen Beitrag zu den Gedichten, mit welchen man in Weimar den rückkehrenden Herzog zu empfangen gedachte. Knebel lieferte hierzu das im „Nachlaß" nicht aufgenommene Gedicht „den Einziehenden" (Nro. 31 der Sammlung), welches mit den Worten schließt:

> Rüstet euch zu frohen Tagen,
> Laßt die kleinen Sorgen weichen,
> Und bedenkt, daß edle Freiheit
> Nur in edlen Herzen wohnt!

Bald darauf sprach Knebel's Karl bei der Rückkehr aus dem Kriege bei Goethe vor, der ihn freundlich willkommen hieß.

Am 25. Mai trat Goethe die Reise nach dem Rheine an, von wo er erst am 27. Oktober zurückkehrte. Die mannigfachen zuströmenden Zerstreuungen und besonders der Mangel eines begleitenden Schreibers, hielten ihn die Zeit über von jeder brieflichen Mittheilung an den Freund zurück, den mittlerweile ein Besuch von Passow erfreute.[1]) Doch gleich am 2. November sendet er diesem einige herzliche Worte und fügt zugleich zwei bedeutende Briefe Wolf's und Zelter's über die dortigen Gegenden hinzu. „In kurzem", so schließt er den Brief, „denke ich auch durch einen kleinen Aufsatz und sonstige Mittheilungen von meinem Erwerb mehr Kenntniß zu geben. Sehr ungern vernehme ich, daß du an einem unbequemen (gichtischen) Uebel leidest, und hoffe, bald durch meine Gegenwart und mancherlei Unterhaltung dir es wenigstens auf eine Zeit vergessen zu machen. Und somit lebe recht wohl, grüße die Deinigen und laß bald von dir vernehmen!" Gleich darauf theilt er ihm eine chronologische Tabelle seiner Reise mit

1) Vgl. Passow a. a. O. S. 197. 199. „Nachlaß" II, 495.

und spricht ihm sein auf derselben befolgtes und so förderlich gefundenes Toleranzsystem freundlich aus. Gegen den 10. Dezember kam Goethe zur Besichtigung der wissenschaftlichen Anstalten nach Jena, denen er seit längerer Zeit sich nicht hatte widmen können[1]; am 21. war er wieder zu Weimar an der Hoftafel. „Von unseren Freunden in Weimar erhalte ich noch immer gute Nachrichten", schreibt Knebel am folgenden 12. Januar an Fräulein von Bose. „Goethe brachte letzthin vierzehn Tage bei uns zu, und war überaus wohl und mittheilend. Er las mir seinen „Epimenides" vor, eine Oper, die er auf die Rückkunft des Königs nach Berlin gemacht hat. Sie ist vortrefflich, sowohl in der Idee als Ausführung, voll Kraft und ihm eigenem Geist. Ueberhaupt scheint er sich diesen Sommer gleichsam verjüngt zu haben. Er hat eine ungeheure Anzahl kleiner Gedichte (des „westöstlichen Divan") gemacht, zum Theil in orientalischem Geschmack, in den er sich ganz hineinstudirt. Dabei hat er seine Reisegeschichte (an den Rhein und Main) geschrieben, und wird seine italiänische Reise auf Ostern herausgeben." Welche herzliche Freude mußte die damals so frei und reich quellende Seele des von schwerem Drucke sich erlöst fühlenden Dichters dem alten, mit liebevoller Begeisterung sich hingebenden Freunde gewähren! Während des Jenaer Aufenthaltes fällt Goethe's eigenhändiges Billet vom 11. Dezember: „Deiner entschiedenen Neigung zu Kuriositäten gedenkend, sende dir, mein Bester, ein curiosissimum, welches jedoch zu sekretiren bitte.[2] Sage mir Gutes von deinem Befinden. Montags (den 13.) eilf Uhr komme ich, und wünsche dich allein zu finden. Vale!"

Einige Wochen nach seiner Abreise von Jena naht sich Goethe wieder mit freundlichem Gruße. „Länger will ich nicht anstehn", schreibt er am 11. Januar 1815, „dir, mein lieber Freund, auch wieder einmal ein Wort zu sagen. Eigentlich ist nach unserer letzten Zusammenkunft der Abstand gar zu groß, daß man sich nun wieder auf einmal gar nicht kommunizirt; allein es hält in die Ferne immer schwer, besonders in meinem Falle, da ich mit so vielerlei beschäftigt bin, wovon ich erst in einiger Zeit Rechenschaft geben kann. — Die Gedichte (des „Divan"), denen du deinen Beifall schenktest, sind indessen wohl auf's doppelte angewachsen. Von anderen zudringenden Geschäften und Ereignissen schweige ich, wünsche hingegen zu erfahren, wie es dir und den lieben Deinigen ergeht." Im Februar macht er ihm Mittheilung über die von Seebeck erfundenen, später mit dem Namen der entoptischen bezeichneten Farben[3]), und dankt ihm für die mitgetheilten „orientalischen Perlen", die er mit aufgereiht habe, mit der Bitte, wenn

1) Hierauf bezieht sich der undatirte in den Februar 1815 fallende Brief bei Vogel S. 308 ff.

2) Ohne Zweifel ein etwas anstößiges, im Tone des „Divan" gehaltenes Liebesgedicht.

3) Vgl. Goethe „zur Naturwissenschaft" I, 11 ff.

er noch etwa dergleichen besitze, ihm diese nicht vorzuenthalten.[1]) Offenbar sind hier orientalische Gedichte gemeint, die Goethe in seiner freien Weise benutzte. Die beiden durch Knebel's Mittheilung veranlaßten, am 7. Februar geschriebenen Gedichte sind im „Buch des Unmuths", „Befindet sich einer heiter und gut" (B. 4, 53), und im „Buch Suleika" „Die Welt ist durchaus lieblich anzuschauen" (B. 4, 110). Andere Gedichte des „Divan" sind vom 17. 22. 23. 25. Februar, vom 10. und 17. März, vielleicht ebenfalls durch Knebel's Sendungen hervorgerufen. Nach einer längern Pause (Knebel's Briefe aus den vier ersten Monaten fehlen uns ganz) meldet Goethe am 5. April die endlich am 30. März erfolgte Aufführung seines „Epimenides" auf dem Berliner Hoftheater. Er beginnt mit den Worten: „Mein theuerster Freund, ich muß dir nur mit wenigem endlich wieder einmal einen Gruß zusenden, und dir anzeigen, daß ich von dem schrecklichsten Katarrh, der mich schon seit vier Wochen unter hundert Formen quält, mich endlich zu erheben anfange. Ich habe leider die Zeit über weder nach außen, noch innen etwas geleistet. — Melde mir doch auch, ob dir etwas Erfreuliches begegnet. Ich wünschte nichts mehr, als die erste Frühlingszeit in deiner Nähe zuzubringen." Knebel machte ihm darauf eine vertrauliche Mittheilung über eine häusliche Angelegenheit, die ihn beunruhigte; doch erhielt Goethe bald, wie er erwartet hatte, durch seine von Jena zurückkehrende Frau zu seiner Freude die Nachricht, daß alles beigelegt sei. Da die gewünschte Beförderung seines Sohnes beim zweiten Auszuge des Sächsischen Heeres in diesem Frühjahre nicht erfolgen wollte, so wandte sich Knebel in einem derben Briefe an den General von Egloffstein, in welchem er, nachdem er hervorgehoben, wie er und seine fünf Brüder in der Preußischen Garde als Offiziere gedient[2]) und vom König ausgezeichnet worden, für seinen Sohn den Abschied verlangte, der keineswegs hinter dem Ofen sitzen, sondern den Feldzug mit den Preußen machen solle. Der Herzog selbst gab dem jungen Knebel einen Empfehlungsbrief mit, der aber weniger wirkte, als einige Zeilen der Frau Frommann an die Gattin des General von Grindi, wodurch er diesem bekannt und sofort als Lieutenant in das 32. Infanterieregiment aufgenommen ward, als welcher er den Feldzug mitmachte.[3]) Leider mußte Goethe auf die gehoffte Zusammenkunft in Jena diesmal verzichten, da er durch einen vierwöchentlichen Katarrh in seinen Arbeiten sehr zurückgehalten worden

1) Am 3. Januar 1816 dankt Goethe ihm für ein sehr schönes orientalisches Gedicht.

2) Man vergleiche die ähnliche Berufung auf die ehrenvoll geleisteten Militärdienste seiner Brüder und Verwandten im Briefe an Altenstein („Nachlaß" III, 500).

3) Nach gütiger Mittheilung. Vgl. „Nachlaß" I, 225 f. Wenn es daselbst heißt: „Daß Bernhard so gut jede Gefahr überstanden hat, macht mich sehr glücklich", so ist hierbei wohl nicht an den Prinzen Karl Bernhard (geboren den 30. Mai 1792), sondern an Knebel's jüngsten Sohn zu denken.

war, und schon vor Mitte Mai „durch eine Art Geheiß" der Herzogin nach Wiesbaden getrieben wurde. Bei Uebersendung eines Exemplars seines eben erschienenen „Epimenides" hatte er sich nach der vom Freunde beabsichtigten Sammlung seiner Gedichte erkundigt. Auch sonst fehlte es im letzten Drittel des April und im ersten des Mai nicht an Mittheilungen verschiedenster Art. Noch am 11. Mai sendet Knebel ein an den letzten schönen Morgen gedichtetes Trost- und Ermunterungsliedchen, wobei er bemerkt: „Ich habe dergleichen zuweilen nöthig, damit das Gemüth nicht zu sehr unter sich selbst heruntersinkt und sich von dem Allgemeinen verschlingen läßt." Das Lied trägt im „Nachlaß" I, 65 ff., wo es die Ueberschrift: „Ermunterung an sich selbst" führt, die irrige Jahrzahl 1813.

Auch diesmal kam Goethe auf der Reise, von welcher er erst am 11. Oktober zurückkehrte, zu keiner brieflichen Mittheilung, worüber er sich am 21. Oktober mit der ewigen Bewegung mehr guter, als böser Ereignisse entschuldigt, die ihn seit vier Monaten wie einen Ball hin und wieder geschleudert. Genauere Nachricht über die Gegenstände, welche ihn auf der Reise beschäftigt, verspricht er ihm in einem bald erscheinenden Hefte „über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden". Auch meldet er, daß sein „Divan" auf eine „sehr brillante" Weise erweitert worden. Knebel kann ihm gegen die Nachrichten von der glücklichen Reisefahrt nichts mittheilen, als daß er seit mehreren Monaten mit körperlichen Schmerzen zu kämpfen gehabt, wobei aber sein innerer Zustand gedeihlicher geworden und sein Geist heiterer geblieben; besonders hat er sich mit englischen Zeitschriften beschäftigt, worin er Ansichten über die Farbenlehre gefunden, die sich den Goethe'schen zu nähern schienen, und mit höchster Bewunderung hat er Goethe's „Pandora" wieder studirt, welche ihn zu dem Ausrufe veranlaßt: „Wie wenigen geht das Licht auf bei solchen Erscheinungen, und sie treiben ihr Fratzen- und Flitterspiel immer fort!" Knebel's Sendung seiner bei Göschen in schöner Ausstattung ohne Namen des Dichters erschienenen „Sammlung kleiner Gedichte" nahm Goethe freundlich auf, da es ihn freute, ihm „einmal auf seinem stillen Musenpfade durchaus zu folgen"[1]; doch muß er bedauern, daß sich ein Hinderniß über das andere schiebe, und er von dem erwünschten Besuche immer wieder abgehalten werde. Erst gegen den 18. November war es ihm möglich, auf mehrere Tage nach Jena zu gehn, wo er sich bis zum 24. mit dem ersten Hefte von „Kunst und Alterthum" beschäftigte. Damals war es wohl, daß Goethe ihm das Zeugniß gab, seine Gedichte würden bleiben,

1) Meyer fordert ihn auf („Nachlaß" II, 412 ff.), dieser Sammlung bald eine andere oder auch mehrere nachfolgen zu lassen, besonders da man manche bekannte schöne Gedichte von ihm ungern vermisse. Passow schreibt an eine Freundin (S. 216), wer Knebel kenne und ehre, werde sich sehr an diesen Gedichten erfreuen, weil man ihn in jedem Worte zu hören glaube.

da sie ein allgemeines menschliches Interesse hätten, worauf Knebel um so größeres Gewicht legte, als Goethe nicht verschwenderisch in seinem Lobe gegen Dichter zu sein pflege.[1]) Eine Woche nach der Entfernung des Freundes schreibt Knebel: „Du hast mich durch deine Gegenwart erwärmt und begeistert, und mir gleichsam eine neue Welt des geistigen Vermögens geschenkt. Du Unerschöpflicher, der du weißt, das Verborgene an's Licht zu bringen, und Blüthen und Früchte daraus zu erschaffen! Dein Leben ist uns zehnfacher Genuß. Der Himmel erhalte es noch lange!"

In tiefe Trauer fühlte sich Knebel durch den am 20. Januar 1816 erfolgten Tod der von ihm innigst verehrten Erbprinzessin Karoline von Mecklenburg-Schwerin, dieser edlen Tochter der Herzogin Luise, versetzt, deren Erziehung seine Schwester geleitet hatte, und die auch ihm mit Sinn und Herz innigst zugethan gewesen war. „Die wenigen Zeilen", schreibt Knebel, „welche die kürzlich herausgekommene Sammlung meiner Gedichte schließen, sind von ihr. Es scheint, als prophezeite sie sich selbst darin ihr kurzes Dasein."[2]) Goethe's Gesundheit war in den folgenden Monaten mancherlei Anfällen ausgesetzt, und noch mehr litt Knebel an den Gebrechen des Alters, wodurch jede Verbindung bis zum Anfang Mai gehemmt wurde; gerade am 1. Mai fühlten sich beide fast sympathetisch getrieben, sich von ihren Zuständen wieder nähere Kenntniß zu geben, und ihr freundliches Andenken zu erneuern. Knebel's Sohn hatte sich um diese Zeit einer freundlichen Aufnahme in Goethe's Hause zu erfreuen. Am 11. Mai kam Goethe auf kurze Zeit nach Jena. „Dein Besuch hat mich doppelt gerührt, da er dir so mühsam wurde", schreibt Knebel am folgenden Tage, „doch hat er mein Herz erfreut und gestärkt. Es ist so selten, eine Stimme zu hören, die mit entscheidender Wahrheit über Dinge sprechen möge, die dem Geist und Sinn doch so nahe liegen. Alles schwankt oder ist verwirrt." Dem Wunsche Knebel's, daß der Freund, den er gern über eine ihm nahe am Herzen liegende Sache sprechen möchte, seine Anwesenheit verlängere, willfahrte dieser gar freundlich. Am 21. Mai spricht Riemer die zu Weimar herrschende große Freude über Goethe's Wohlbefinden in Jena aus, und er bittet ihn, den dortigen Aufenthalt, der immer so wohlthätig auf seine Gesundheit gewirkt habe, ja nicht zu sehr abzukürzen; doch kehrte Goethe vor Ende Mai nach Weimar zurück,

---

1) Vgl. „Nachlaß" III, 70.

2) Das durch Herder's Tod veranlaßte, von Knebel mit den Buchstaben P. C. bezeichnete, irrig in Knebel's „Nachlaß" (I, 82) aufgenommene Gedicht lautet also: Auf den Tod unserer Freunde.

Unerbittlich Geschick, du reißest vom Busen die Freunde,
Reißest die Wurzeln uns aus, die an die Erd' uns geknüpft!
Doch der entwurzelte Stamm treibt höher zum Himmel die Zweige,
Schöpfet von oben herab neue verborgene Kraft,
Treibet, vom Thau des Himmels genährt, aufsprossende Blüthen,
Und begegnet der Schar unsrer Geliebten allda.

wo ihn der am 6. Juni unter schrecklichen Leiden erfolgende Tod seiner Gattin in tiefsten Schmerz versenkte.[1] „Eben da ich das letzte Wort an beiliegendem Brief geschrieben habe", meldet Knebel am 5. Juni, „erhalte ich Nachricht durch Vulpius, daß deine liebe Frau so krank ist. Wie sehr nahe dies uns geht, kann ich dir nicht sagen. Tröste dich in der Stärke des Gemüths, und entferne dich eine Zeit lang von dem Ort, der dir jetzt traurig ist. Mehr kann ich nicht sagen. Ich übersehe die Größe deines Verlustes, und kenne die Empfindlichkeit deines Herzens." Goethe, der seinen Schmerz, den er nicht gern zur Schau trug, im innersten Herzen durchzuempfinden und in sich zu bewältigen suchte, schickte dem Freunde schon am 8. die in Bopp's eben erschienener Schrift: „über das Conjugationssystem der Sanskritsprache" mitgetheilten Uebersetzungen von zwei Episoden aus den beiden großen indischen Epopöen zu, von denen die eine, „Wiswamitra's Büßungen", als Symbol für jene ganze Mythologie gelten könne. „Vielleicht siehst du mich bald", fügt er hinzu, ohne seines Verlustes irgend zu erwähnen. Knebel erwiedert am 10.: „Die Prüfungen des Schmerzes und der Trauer, die du, Bester, in diesen letzten Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir deine liebe Gemahlin wirklich geschätzt haben, und daß uns ihr Verhältniß zu dir jederzeit sehr achtungswürdig schien. Was soll man sagen, wenn das Schicksal, das uns allen bevorsteht, losreißt und theilt? Der Schmerz ist groß, aber wir sind nach den Gesetzen der Natur unsere Erhaltung schuldig. Bedenke dieses jetzt, und suche dich von dem Uebel, so viel möglich, zu trennen!" Gegen Ende Juni beginnt Goethe's Anwesenheit zu Jena, während welcher Knebel sich mehrfacher freundlicher Besuche von ihm zu erfreuen hatte.[2] Der schreckliche Weg durch das Mühlthal hielt ihn bald darauf ab, den eben anwesenden Zelter, der Knebel wiederzusehn wünschte, zu ihm hinüberzubringen. Ehe er am 20. Juli die Badereise nach dem Rhein mit Meyer antrat, nahm er von Knebel mit freundlichen Worten Abschied, dem er, als theilnehmendem Freunde, nicht verhehlen kann, wie sein Sohn „in das Haushaltungs- und Geschäftswesen dergestalt eingreife, daß er mit völliger Beruhigung scheiden könne"[3]), und er bittet, diesem freundlich zu sein, wenn er nach Jena kommen sollte. Aber gleich am Morgen der Abreise ward der Wagen umgeworfen und Meyer an der Stirne verletzt, wodurch Goethe sich veranlaßt sah, die Reise nach dem Rheine für diesmal aufzugeben und auf kurze Zeit nach Tennstedt zu gehn, wohin ihm Knebel am 20. August einige freundliche Zeilen sandte. Der ver-

1) Vgl. B. 6, 107. 137.

2) An Voigt schreibt Goethe am 24. Juni (Vogel S. 317), er gedenke etwa am nächsten Sonnabend (am 29.) nach Jena hinüberzugehn. Vgl. Knebel's Brief Nro. 487.

3) Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter II. 289.

sprochene Besuch zu Jena kam in diesem Jahre wegen der unsichern Nebel- und Regentage und Goethe's gichtischen Leiden nicht zu Stande, doch blieb Knebel, den der eben erschienene erste Theil der „italiänischen Reise" sehr erfreute, in fortdauernder vertraulicher Verbindung mit dem unverändert treuen und herzlichen Freunde.

Mit dem neuen Jahre (1817) macht Goethe ihm die Mittheilung von der Verlobung seines Sohnes mit Ottilie von Pogwisch. „Es ist der Wille der beiden jungen Leute, die schon längst einander wohlwollen", schreibt er. „Ich hatte mir schon früher erwartet, daß es ernstlicher werden müßte, und jetzt ist es gerade die schicklichste Zeit. Jedermann übersieht leicht, daß durch diese Verbindung gar manche gute und angenehme Verhältnisse angeknüpft werden. Hof und Stadt scheinen zufrieden, und so mag es denn gewagt sein." Fast ganz mit denselben Ausdrücken berichtet er diese Neuigkeit Tags zuvor an Zelter. Knebel ließ es an einem freundlichen Glückwunsche zu dem neuen Ehebunde nicht fehlen, wobei er seine so oft ertheilte Mahnung, daß Goethe sich nicht zu viel Arbeit auflegen möge, in herzlichster Besorgniß wiederholt. „Daß du, Unerschöpflicher, uns schon wieder neue Schätze bereitest, höre ich zwar mit Freuden, doch wünsche ich auch, daß zu viel Anstrengung deiner Gesundheit nicht nachtheilig sein möge. Du hast freilich schon einmal eine große Laufbahn eingenommen, und willst sie siegreich vollenden, aber einen Theil deines Wohlseins und deiner Existenz wollten wir nicht, daß du daran setztest, um mehr zu thun, als fast alle vor dir gethan haben." Eine lebhafte briefliche Verbindung brachte der Februar. Goethe meldete, daß er die Leitung des Theaters unter dem Beistande seines Sohnes wieder übernommen habe. Aber die um den 20. März wider seinen Willen durchgesetzte Aufführung des aus dem Französischen übersetzten Stückes: „Der Hund des Aubry" befreite ihn von dieser Bürde[1]), und führte ihn noch an demselben Tage seinem Freunde in Jena zu[2]), wo er, im Schlosse, später im botanischen Garten wohnend, mit der Durchsicht und Ordnung der dortigen Anstalten, besonders der Bibliothek beschäftigt, bis in den August verweilte. Diese Monate, wo die beiden Freunde, mit Ausnahme

1) Vgl. die ausführliche Darstellung im dritten Bande von Devrient's „Geschichte der deutschen Schauspielkunst", Stahr „Weimar und Jena" I, 401 ff.

2) B. 27, 324 erwähnt Goethe dieser Veranlassung seines Jenaer Aufenthaltes nicht ausdrücklich. „Dieses Jahr ward ich auf mehr als eine Weise zu einem längern Aufenthalt in Jena veranlaßt, den ich voraussah, und deshalb an eigenen Manuskripten, Zeichnungen, Apparaten und Sammlungen manches hinüberschaffte. Zuvörderst wurden die sämmtlichen Anstalten durchgesehen." An Voigt schreibt er schon im Februar 1815 (Vogel S. 311), er habe seine sämmtlichen optischen und chromatischen Instrumente, Vorrichtungen und Zubehör nach Jena schaffen und einstweilen in der Bibliothek aufstellen lassen.

weniger Tage, da besondere Umstände sie abhielten, sich täglich sahen, mancherlei Spazierfahrten in der schönen Umgegend machten, und auf die vertraulichste Weise sich austauschten, gereichten beiden zur höchsten Befriedigung und Lust. In diese Zeit fällt die Anfrage an Knebel, wie es in Dornburg aussehe, wo Knebel wohl zum Besuche der Fürstinnen gewesen war.[1]) Damals schrieb Goethe auch die Verse an Knebel's Sohn Bernhard, wahrscheinlich in dessen Stammbuch:

Als kleinen Knaben hab' ich dich gesehn,
Mit höchstem Selbstvertraun der Welt entgegengehn;
Und wie sie dir im künftigen begegnet,
So sei getrost, von Freundes Blick gesegnet![2])

Hier empfing Goethe Anfangs August den Besuch des durch Zelter ihm bekannt gewordenen, an seiner Farbenlehre den regsten Antheil nehmenden Staatsrath Schultz von Berlin, den er auch mit Knebel bekannt machte. Mit Knebel und Schultz fuhr derselbe an einem Nachmittage, nachdem sie vorher bei Knebel gespeist hatten, zu Professor Luden, der in der äußersten Vorstadt am Wege nach Weimar im sogenannten Kotzebue'schen Hause wohnte, und sie unterhielten sich mit demselben in Haus und Garten ein paar Stunden auf das angenehmste.[3]) Am 8. August nahm Goethe, der mit Schultz nach Weimar ging, in einem freundlichen Billet von Knebel Abschied, aber Ende August oder im Anfange des September kehrte er zu einem kürzern Besuche nach Jena zurück[4]), von wo er am 13. die Fürstinnen in Dornburg besuchte.[5]) Am 17. September schreibt er von Weimar an Knebel, dem er das erste Heft „zur Naturwissenschaft" übersendet: „Leider ist man, mein Theuerster, hier nicht so beweglich, wie in Jena, daß man seine Freunde des Tags ein paarmal überliefe. Ich treibe mich hier im eigensten Zirkel herum, ohne aus dem Hause zu gehn." Vom 6. November bis zum 21. Februar 1818 treffen wir Goethe, besonders der Bibliotheksangelegenheit wegen, wieder zu Jena[6]), wo er mit

---

1) Guhrauer (II, 412) weiß das Billet nicht einzuordnen.

2) B. 6, 111. Diese Verse sind vom 29. März datirt. Ein Brief Goethe's an Meyer trägt das Datum „Jena den 23. März 1817"; an Voigt schrieb er am 24. und 25. März von Jena aus (Döring Nro. 750. 751; bei Vogel S. 319 steht irrig Weimar). Sein letzter Märzbrief an Knebel ist vom 17.

3) Vgl. Luden „Rückblicke in mein Leben" S. 123 f., der aber entschieden irrt, wenn er diesen Besuch in das Frühjahr 1816 verlegt und berichtet, damals sei Goethe an einem Sonntage auf einen Tag nach Jena gekommen. Erst im August 1817 machte Schultz Goethe's persönliche Bekanntschaft. Vgl. Briefwechsel zwischen Goethe und Schultz Nro. 13 ff.

4) Vgl. Goethe's Brief an Luise Seidler in Döring's Sammlung Nro. 756.

5) Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 452.

6) Vgl. Vogel S. 80 ff. Das Billet vom 13. November (Nro. 525) hat Guhrauer zwischen Briefe aus dem Oktober eingeordnet. Die darin angedeutete kurze Abwesenheit von Jena dürfte nur wenige Tage gedauert haben. „Ich lebe zwischen Weimar und Jena", schreibt er an Zelter den 16. Dezember von

dem Freunde, der an allen seinen wissenschaftlichen Bestrebungen, gegenwärtig, wie abwesend, den regsten Antheil nahm, sich vertraulich zusammenfand. Diesen beglückwünschte er auch zu seinem Geburtstage mit einigen herzlichen, das Glück langjähriger Verbindung mit ihm feiernden Zeilen, die von Zelter bald darauf trefflich komponirt wurden.[1]) In den Februar 1818 fällt der Anfang von Knebel's „Blicken auf unser Dasein" („Nachlaß" III, 406—419), die er erst im Oktober beendete. In den folgenden Monaten finden wir Goethe mit kurzen Unterbrechungen bis Ende Juni zu Jena; damals riefen ihn die durch die Geburt des Prinzen Karl Alexander August Johann, des Sohnes des Erbgroßherzogs, veranlaßten Festlichkeiten nach Weimar zurück. Diesen Frühling wohnte Goethe zu Camsdorf, dem Vororte von Jena, in den die schönste Aussicht bietenden Mansardzimmern des Gasthofes zur Tanne[2]), wo der damalige Assistent der Bibliothek, Dr. Weller, Knebel's Haus- und Tischgenosse, Mittags und Abends mit ihm speiste. Abends war auch regelmäßig der damalige Studiosus, jetzige Generalprokurator zu Köln, Franz Nicolovius, ein lieber Verwandter (vgl. B. 27, 353), bei Goethe zu Tische, nicht selten auch Professor Kosegarten, den der Dichter seines „Divan" wegen zu Rathe zog. Weller und Nicolovius mußten aus dem vorigjährigen Jahrgange der „Augsburger allgemeinen Zeitung" — denn er liebte es, die schon ein Jahr alten Zeitungen zu hören — und aus dem Theatrum Europaeum oft bis Mitternacht vorlesen. Alle politischen Gespräche wurden vermieden, dagegen unterhielt er sich gern über Technik und Gegenstände des bürgerlichen Lebens. Ueberhaupt war er bei Tische sehr liebenswürdig, und sah es gern, wenn tüchtig gegessen und getrunken wurde. Eben so war es mit Knebel, bei welchem Goethe, wenn er nur kurze Zeit in Jena verweilte, in der Regel zu Mittag speiste; nur

---

Jena aus. Ein Brief Goethe's an Rochlitz ist zu Jena am 24. November geschrieben. „Ich spiele rouge et noir zwischen Weimar und Jena", heißt es dort.

1) Vgl. B. 6, 110. Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter II, 422 ff. 427. 464.

2) Vgl. B. 27, 342. Goethe an Zelter Nro. 308. 313. Schöll zu den Briefen an Frau von Stein III, 453 setzt dieses ein Jahr zu frühe. Goethe schrieb an die Wände der Zimmer Verse und einzelne, besonders auf Meteorologie bezügliche Bemerkungen, ja ließ es auch an Zeichnungen nicht fehlen. Der frühere Besitzer des Gasthofes hielt das Andenken an Deutschland's größten Dichter stets heilig, aber der Vormünder seiner Kinder, der geschmackvolle Kenner der Musik und gründliche klassische Philologe Professor Ferdinand Hand erwarb sich das Verdienst, die Wände übertünchen zu lassen, was der jetzige Besitzer des Gasthofes höchlich bedauert. Aehnliche Notizen Goethe's sind auf der Wand eines Zimmers im Dornburger Schlosse durch die Vorsorge des großherzoglichen Hofes glücklich erhalten. Vgl. Stahr „Weimar und Jena" II, 348. Die Angabe von Stahr II, 3, Goethe habe in der Tanne zu Camsdorf oft Monate lang gewohnt, und dort habe er auch seinen, bereits 1779 gedruckten, „Fischer" gedichtet, bedarf wohl der Berichtigung.

durfte niemand geladen werden, der Goethe zuwider war, weshalb Knebel vorerst immer anfrug. „Am anziehendsten war Goethe, wenn er allein mit uns speiste", berichtet uns brieflich Herr Legationsrath Weller; „da sprach er sich unbefangen über alles aus, wie er es liebte, im Sommer ohne Rock bei Tische zu sitzen. Häufig ward er sehr heftig, besonders wenn er getrunken hatte, wo denn seine Löwenstimme weithin erscholl. Knebel sprach sich immer ganz ungescheut aus, wer auch dabei anwesend sein mochte." Auch während des diesmaligen Frühlingsaufenthaltes zu Jena wird Goethe mit Knebel vielfach freundlichst zusammengekommen sein, und sich seines heitersten Umganges gefreut haben, wenn es auch an zeitweiligen Mißstimmungen nicht fehlen mochte, wie denn Weller berichtet, daß beide zuweilen feindlich gespannt gewesen, wo er aber nach einigen Tagen bald die vollständigste Versöhnung herbeizuführen gewußt habe.

Vor der Badereise, die den Dichter diesmal wieder nach Karlsbad führte, kam er am 10. Juli auf einige Tage nach Jena[1]), das er noch vor dem Geburtstage seines Pathen Bernhard verließ, nicht ohne Weller ein Geschenk für diesen zu hinterlassen. „Bernhard's Geburtstag hätte ich wohl persönlich mitzufeiern gewünscht", schreibt er am 18. August an Weller, „und es freut mich, daß mein Beitrag gut aufgenommen worden. Wegen S.. soll Freund Knebel keine Sorge tragen. — Aus einigen Andeutungen vermuthe ich gerade das Gegentheil von dem, was man uns möchte glauben machen." Knebel wendet sich darauf am 30. August an den noch in Karlsbad weilenden Freund mit einigen Nachrichten über seine jetzigen Zustände. „Wenn ich dir nicht schon eher geschrieben habe, mein Theurer", beginnt er, „so eigene es mehr den Umständen und einer gewissen Stagnation, die Zeit und Alter wohl herbeiführen können, als irgend einer andern Ursache zu." Goethe, der gleich nach seinem Geburtstag einen „bösen katarrhalischen Sturz" überstehn mußte, erwiederte freundlichst am 4. September. Leider war es ihm diesmal nicht vergönnt, auf der Rückreise, die er am 13. antrat, bei Knebel einzusprechen. „Weller gab mir Zeugniß von eurem Wohlbefinden", meldet er am 19. September von Weimar aus, „und ein Blick in die Bibliothek, wo alles so gar löblich und ordentlich zu sehn war, machte mir mein kurzes Stillhalten höchst erfreulich." Mitte November war Goethe wieder in Jena. Anfangs Dezember dichtete er zu Berka an dem schönen großen Maskenzuge, der bei Anwesenheit der Kaiserin Mutter von Rußland am 18. Dezember zur Aufführung kam (B. 6, 216ff.). Von Berka aus verdenkt er es Weller am 3. Dezember, daß er ihn an Knebel's Geburtstag nicht erinnert habe; ein freundliches Wort an diesen würde ihm die sehr langen Nächte erheitert haben. Drei Tage nach der Aufführung des Masken-

1) Vgl. Goethe's Briefe an Weller in Döring's Sammlung Nro. 771.

zuges schreibt Knebel: „Wie gerne hätte ich das tausendfache Echo deines Lobes (jener Dichtung wegen) noch vermehren helfen, wenn mir anders der Himmel vergönnte, irdischen Seligkeiten persönlich noch beizuwohnen. Jetzo sitze ich in meiner obern Kajüte, und freue mich nur des Wiederhalls, und nehme Theil an allem, was vorgeht. Dein Prodromus (Programm) verkündigt uns Großes, weise und tiefe Gedanken, und mehr als jugendliche Einbildungskraft. Lasse doch die Blüthen und Blumen, die aus dieser Wurzel entsprungen, bald uns herüber kommen, damit wir den süßen Hauch vernehmen! Wenn es mit deiner Gesundheit erträglich geht, so ist uns doch dieses die erfreulichste Nachricht. Unglaublich ist es mir, wie du dieses alles in so kurzer Zeit hast vollbringen können. In der That du besitzest mehr als zehnfache Geisteskraft." Goethe erwiedert am 26. Dezember: „Dr. Weller, der mich in Berka besuchte, wird erzählt haben, wie wunderlich mein Leben dort geführt wurde, und wie viel ich deiner gedacht. Nur durch eine strenge Richtung aller Gedanken auf einen Punkt war es mir möglich, die vielfachen Gedichte zu Stande zu bringen, die der Aufzug forderte, wie das Programm ausweist. Meine Kinder besorgten indeß die Kleidung, Meyer und Coudray die Requisiten, ersterer die Zeichnungen zu den Kleidern. Die schönen Sprecherinnen kamen nach Berka zum Vorunterricht, und so fand ich rückkehrend alles im Gange."

Der Druck des „Maskenzuges" und des „Divan" verzögerte sich über Gebühr. Am 6. April 1819 dankt Knebel für den erstern, in welchem Goethe noch die Lücken hatte ausfüllen müssen.[1]) „Ich habe die wunderbaren Zeilen durchlesen und mich herrlich daran ergötzt", schreibt er. „Alles ist geistreich und schön, sowohl in den Gestalten, als im Ausdruck und Verse. Das ist eine kleine wunderbare Welt des Gegenwärtigen und Vergangenen; selbst die Schatten der Verstorbenen treten mit neuem Glanze hervor. Wer hat dir alle diese Reichthümer verschafft und wer hat dein Gedächtniß so bereichert? Kaum kann ich es begreifen, so lebendig ist alles dargestellt." Knebel's Verlangen, einige Tage beim Freunde in Weimar zuzubringen, standen die Umstände noch entgegen. Er scheint sich damals in mancher Weise beengt gefühlt zu haben. Eine beim Könige von Baiern für ihn in Anregung gebrachte Sache hatte nicht den erwünschten Erfolg gehabt;[2]) es handelte sich um den Antheil an der Hinterlassenschaft seiner Schwester. Im Juli kam Goethe, der unterdessen die Aushängebogen seines „Divan" dem Freunde nach dessen Wunsch mitgetheilt haben dürfte, nach Jena, wo er diesen an seinen meteorologischen Beobachtungen auf Spazierfahrten und sonst theilnehmen ließ. „Wir besuchen noch immer die Pfade, die uns deine

---

1) Vgl. Briefwechsel mit Knebel II, 254.
2) Vgl. „Nachlaß" I, 227.

guten Grauschimmel angewiesen", schreibt Knebel am 5. August, „und staunen noch über die Wolkengebäude, die schwarzen Locken des Typhon's, wie sie ein Dichter um den Aetna (?) nennt." Auch unmittelbar vor der Karlsbader Reise hielt sich Goethe wieder in Jena auf, von wo er am 23. August an Rochlitz schreibt. Damals erhielt Knebel wohl ein vollständiges Exemplar des „Divan", der ihm zu höchster Erbauung gereichte. Auf einen freundlichen Brief Knebel's, der sich diesmal mit anderen Freunden des Dichters zur Feier seines Geburtstages verbunden hatte, erwiedert Goethe am 20. September von Karlsbad aus. Vor allem stattet er ihm seinen allerbesten Dank für die herrliche Stelle aus dem Lukrez ab, die ihm als ein leuchtendes Meteor höchst erquickend erschienen, obgleich durch die Anwendung einigermaßen beschämend. Ohne Zweifel ist hier das Lob des Epikur im Anfange des dritten Buches gemeint, worauf auch in späteren Briefen Beziehungen sich finden. „Möge der Druck deines Lukrez nur diesmal gelingen", wünscht er, „damit man den herrlichen Geist auf Reisen immer mit sich führen könnte, da eine Uebersetzung, wie die deine, uns ein Gefühl gibt, als wäre er uns näher verwandt geworden." Im Oktober, wahrscheinlich auf der Rückreise von Karlsbad, verweilte Goethe bis zum 21. wieder in Jena, wie wir aus einem Briefe an Zelter (Nro. 332) und dem Briefe Knebel's vom 28. Oktober ersehen. „Mit Vergnügen", bemerkt Knebel in diesem Briefe, „las ich noch in deinen Rheinischen Alterthümern, wo mich deine Aussprüche über die neue alterthümelnde und christelnde Kunst beinahe entzückten.[1]) Du hast dir in der That in der Kunstnatur das Verdienst erworben, was Lukrez an seinem Epikur über die Natur überhaupt preist." In den letzten Monaten scheint Goethe körperlich leidend gewesen zu sein. Am 21. Dezember wendet sich Knebel wieder einmal an den alten Freund. „Ich kann unmöglich den heiligen Christ gar herankommen lassen", beginnt er, „ohne dir wenigstens ein Zeichen unseres Lebens und der Freude und Liebe, womit wir stets dein gedenken, zuzusenden. Die Nachrichten, die wir bisher von deinem Wohlsein erhielten, haben uns sehr beruhigt. Der Himmel gebe, daß sie stets so verlauten mögen!" Auf einen freundlichen Brief vom letzten Jahrestage, worin Goethe die Herstellung seiner Gesundheit meldet, erwiedert Knebel am 1. Januar 1820. „Mein Lukrez", schreibt er, „wird auch in diesen Tagen seine Abfahrt nach Leipzig vollziehen, wo ihn Herr Göschen aus Großmuth drucken will." Schon im Jahre 1815 hatte sich Göschen hierzu bereit erklärt, aber Knebel wollte günstigere Zeiten abwarten, um den wackern Verleger nicht in Schaden zu bringen[2]): denn wie unglücklich es mit dem Kaufe

1) Gemeint ist Meyer's Aufsatz „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst" in „Kunst und Alterthum" I, 2.

2) Vgl. „Nachlaß" III, 70.

solcher Bücher in Deutschland stehe, hatte ihm Cotta's Antwort gezeigt, der den Druck in der von Knebel verlangten schönen Ausstattung übernehmen wollte, wenn dieser ihm verbürge, daß er binnen zwei Jahren dreihundert Exemplare davon absetzen würde.[1]) Knebel beschäftigte sich damals mit einer Einleitung zu seinem Lukrez, die er dem Freunde vor dem Drucke zur Durchsicht vorlegen wollte. Im März erhielt er das neueste Heft von „Kunst und Alterthum" (II, 2), worin ihn besonders die lebendig klaren Kunstanzeigen, die Darstellung von Arnold's „Pfingstmontag" und die Worte über Byron's „Manfred" nebst der vortrefflichen Uebersetzung des Monologs gar sehr erfreuten. Am Abend des 19. April kam Goethe vor der Karlsbader Reise nach Jena, wie er sechs Tage vorher an Weller meldete, mit der Bemerkung, daß ihn am Mittag des 20. April ein Gericht Spargel in guter Gesellschaft sehr erfreuen werde, offenbar an Knebel's Tische, zu dessen Freude er bis zum Morgen des 23. blieb.[2]) Am Tage seiner Abreise begann Knebel, der sich wieder einsam fühlte, seine „zufälligen Gedanken" für sich niederzuschreiben, die er aber nur bis zum 1. Mai fortsetzte.[3]) Am 1. Juni kehrte Goethe von Karlsbad nach Jena zurück[4]), wo er diesmal mit kurzer Unterbrechung bis Ende Oktober blieb.[5]) Während dieser Zeit werden Knebel's Lukrez, Goethe's naturwissenschaftliche, besonders auch meteorologische Studien und Kunstbetrachtungen zu vielfacher erfreulicher Unterhaltung erwünschte Gelegenheit geboten haben. An Spazierfahrten in die schöne Umgegend fehlte es nicht. Hier empfing er den zweiten Besuch vom Staatsrath Schultz, der mit Rauch und Tieck Mitte August von Berlin herüberkam[6]), in den verfallenen Mauern des botanischen Gärtnershauses, wo er so schlecht, wie möglich, eingerichtet war.[7]) Die Berliner Freunde verkehrten auch viel mit Knebel, dessen Profil Tieck modellirte. Goethe feierte diesmal seinen Geburtstag wider Gewohnheit, „aus einer billigen Freundlichkeit und aus Furcht, allzu menschen- und ehrenscheu auszu-

1) Vgl. daselbst III, 69.

2) Vgl. B. 40, 317.

3) Vgl. „Nachlaß" III, 420—423. Im Abdrucke steht am Anfange irrig: „Den 27. April, an einem heitern Sonntage." Im Jahre 1820 fiel der 27. auf einen Donnerstag.

4) Vgl. Goethe's Brief an Schultz vom 26. Juli.

5) Ein Brief an Schultz vom 19. September ist von Weimar, zwei andere an denselben vom 25. September und 1. Oktober von Jena aus datirt. In Döring's Briefsammlung ist Nro. 800 irrig von Weimar statt von Jena aus datirt. Vogel S. 108 ff., woraus Döring schöpfte, nennt den Ort der Datirung nicht.

6) „Tieck", schreibt Schultz, „will sein älteres Werk (Goethe's Büste, die er schon 1801 und 1806 modellirt hatte) verbessern, und eine neue Ehre daran zu erringen suchen, Rauch will seinem und meinem Verlangen genug thun, Sie darzustellen, wie ich Sie kennen gelernt habe, wie wir Sie in diesem Alter Ihres stets heilbringenden Lebens sehen."

7) Vgl. den Brief an Schultz vom 12. August, oben S. 580.

sehn", im Kreise seiner Freunde zu Jena.[1]) Aus der Zeit dieses fünfmonatlichen Besuches ist uns nur ein Brief Knebel's vom 11. Oktober erhalten, worin er für das Vergnügen und die Belehrung dankt, welche ihm aus dem am gestrigen Abend gelesenen neuesten Hefte von „Kunst und Alterthum" (II, 3) geworden. „Du hast die einzige Kunst", schreibt er, „über alles, was schön und belehrend ist, bei dem Tiefsten auch auf das anmuthigste zu sprechen, und dies wird deinen Namen ewig theuer und verehrlich machen. Die Lehren und Winke, die du dem Künstler gibst, sind auf jede Kunst und das ganze Leben anzuwenden. So allgemeine Eigenschaften theilt der Himmel selten den Sterblichen zu. Lebe selig und vergnügt und laß dich die kurze Zeit nicht reuen, die du unter uns zugebracht hast, da die Beförderung des allgemeinen Wohls doch die einzige Seligkeit ist, die das Schicksal dem armen Sterblichen zugetheilt hat." Von Weimar aus gedenkt Goethe am 11. November seiner Sehnsucht nach den vor kurzem verlassenen Jenaischen Bergen, Thälern und Freunden. „Es ist mir der Gedanke gekommen", fügt er hinzu, „anderen Zudringlichen nachzuahmen, die dich unversehens überfallen und sich bei dir einquartieren; an einem hübschen Tage bist du nicht sicher." Zu seinem Geburtstage wünscht er ihm bald darauf herzliches Glück, und fügt ein paar Verse an seinen Sohn Bernhard bei, worin er diesen zum Gehorsam und zur Liebe gegen einen so guten Vater ermahnt.[2]) Auf diesen Tag sollte Knebel auch die Gipsabgüsse seines von Tieck modellirten Profils[3]) erhalten, die aber von dienstfertigen Geistern etwas zu früh abgesendet wurden. Zwei derselben hatte Goethe sich zugeeignet, von denen das eine auf der Bibliothek, das andere in seinem „Lararium" prangen sollte. Goethe bittet ihn um die Aushängebogen des im Drucke begriffenen Lukrez, die er gleich zurücksenden werde, da er sich von der Gestalt und Weise der Ausstattung unmittelbar zu überzeugen wünschte. An dem neuen Stücke von Goethe's „Morphologie" nahm Knebel innigsten Antheil, und erfreute sich der genauen und tiefen Ansicht so mannigfaltiger Dinge.

„Das Profil unseres guten von Knebel", schreibt Goethe am 17. Dezember an Schultz, „hat ihm und seinen Freunden großes Vergnügen gemacht, welches verdoppelt wurde, da die schöne Gabe gerade (?) zum Geburtstage ankam. Danken Sie auch in meinem Namen Herrn Tieck auf's allerschönste. Warum ich aber Knebel's Dank, den er mir in beiliegendem Briefchen schon vor einiger Zeit eingereicht, durch Sie, mein Theuerster, an den Künstler gelangen lasse, erklärt sich in folgendem. Ich wünschte näm-

---

1) Vgl. den Brief an Schultz vom 27. August.
2) Vgl. B. 6, 111.
3) Vgl. B. 27, 364.

lich gedachtes Medaillon, in Marmor ausgeführt, auf unserer Bibliothek zu sehn; weil aber eine solche Bestellung nicht von mir allein abhängt, sondern ich der Beistimmung von Mitgeordneten hierzu bedarf, so wünschte ich zu erfahren, wie hoch ein solches Medaillon, in Marmor gearbeitet, kosten würde, den Hals bis unter die Halsgrube verlängert, etwas Schulter und weniges Gewand." Die Ausführung dieses marmornen Medaillons, das noch jetzt auf der Weimarer Bibliothek sich befindet, wo es auf einem geblümten Pultschränkchen der Herzogin Amalia aufgestellt ist, erfolgte im nächsten Jahre.[1])

Der folgende Februar (1821) führte zu einer lebhaften brieflichen Verhandlung zwischen den Freunden wegen der dem Lukrez vorzusetzenden Einleitung. Wie sehr Knebel durch Goethe's einsichtigen Rath und seine ermunternde Theilnahme gefördert wurde, zeigen die erhaltenen Briefe vom 14. Februar bis zum 7. April[2]); Goethe selbst trug sich mit einer eingehenden Anzeige, durch welche er das Werk des Freundes bei der Lesewelt einzuführen und zur verdienten Aufnahme das Seinige beizutragen gedachte. Im Mai erfreute Goethe den Freund mit dem neuesten Hefte von „Kunst und Alterthum" (III, 1), der Geist, Leben und Urtheil darin überall hervortreten sah. „Ich habe die weisen Sprüche wohl beherziget", schreibt er; auch mögen die Leute mit den Bescheiden der Philosophen sich zufrieden stellen.[3]) Was mich aber am meisten erregte und meinen höchsten Beifall forderte, sind die Urtheile, Anweisungen und Lehren über die bildenden Künste. Sie können sich des herrlichsten Beistandes rühmen, da die arme Poesie noch immer in Lumpen einherlaufen muß und ihre großen Muster gar nicht zu beurtheilen versteht." Gegen den 10. Juni endlich konnte er seinen ausgedruckten Lukrez an Goethe senden. „Ein so erfreulicher Anblick, als deine nunmehr vollendeten Bände (die Uebersetzung erschien in zwei Bänden) mir gewähren, theurer, verehrter Freund, ist im Leben höchst selten", äußert er am 13. Juni. „Was entwickeln sich nicht alles für Erinnerungen, was für eine Zeitenreihe thut sich auf, wenn man deiner standhaften Arbeit gedenkt. Lohne die Gegenwart und die Zukunft dein treues Bemühen!" Neun Tage später sendet ihm Goethe den ersten Theil von „Wilhelm Meister's Wanderjahren"[4]), wobei er bemerkt: „Dieser Unsommer wird auch deinen ländlichen Aufenthalt nicht erquicken. — Auch ich traue mich nicht aus dem Hause; denn

1) Vgl. Goethe's Brief an Schultz vom 10. Januar 1821.

2) Nro. 564 gehört offenbar zwischen Nro. 567 und 568. Vor Nro. 567 fehlt ein Brief Knebel's.

3) Das Heft beginnt mit dem Gedichte: „Die Weisen und die Leute" (B. 2, 305 ff.); später folgt: „Eigenes und Angeeignetes in Sprüchen" und zum Schlusse Urtheile über Werke der bildenden Kunst.

4) Nro. 578 gehört vor Nro. 577, und ist im Datum 13 statt 23 zu setzen.

gern hätte ich dir schon längst wenn auch nur einen kurzen Besuch gemacht." Knebel spricht seine höchste Bewunderung der „Wanderjahre" aus, die er einen Schatz von tiefen Betrachtungen und Schönheiten aller Art nennt. „Dein Joseph ist die lieblichste Dichtung von der Welt", urtheilt er; „man sieht das doppelte Bild gleichsam wie in einem schönen Spiegel. Die schönsten Naturszenen mit dem Ausdruck, der ihnen eigen ist. Eigene und aus dem Innersten hervorgeholte Ansichten und Bemerkungen. Ein so reicher und doch klarer Stil. Die Betrachtungen über Religion sind aus der Wahrheit geschöpft und äußerst sinnig. Was nun bald folgt über Kunst und dergleichen, habe ich mir nicht immer sogleich zurecht legen können, vielleicht aus Unbekanntschaft mit der Sache selbst.[1]) Eine Wiederlesung dürfte mir wohl manches aufklären. Mit der neuen Melusine habe ich mich heute zu Bette gelegt, und sie verschaffte mir angenehme Träume."

Der schlechte Sommer ließ den Dichter erst gegen Ende Juli die Badereise nach Böhmen antreten. Nach der Rückkehr verweilte er im September und Oktober wieder mehrere Wochen zu Jena, wo er an „Kunst und Alterthum" und einem naturwissenschaftlichen Hefte drucken ließ. „Nun bin ich seit Sonnabend den 15. wieder in Jena", schreibt Goethe am 24. September an Schultz, „in derselben morschen Schindelhütte (vgl. oben S. 586), wo wir doch wiederholt (1817 und 1820) so schöner Tage genossen, bringe meine Geschäfte, die Sie kennen, vor Winters in Ordnung, und leide, nach wie vor, an dem cimmerischen Nebelregenwetter, welches mir die Berge gegen meinen Fenstern über verhüllt und verdüstert." Sehr erfreut wurde Knebel damals durch Mittheilung der von Schwerdtgeburth herausgegebenen radirten Blätter nach Handzeichnungen und mit erklärenden Versen Goethe's. Damals war es auch, daß Goethe bei Knebel Platen's persönliche Bekanntschaft machte[2]), der ihm seine in diesem Jahre erschienenen „Ghaselen" übersandt hatte.[3]) „Ich fühle mich fast verwaist seit deiner Abreise von hier", schreibt Knebel am 17. November an Goethe. „Niemand findet sich leicht, den ich etwas fragen oder ihm sagen möchte." Nur Zelter's Besuch hatte ihm viele Freude gemacht. Zu seinem Geburtstage beschenkte Goethe den alten treuen Freund, der unterdessen sich unwohl gefühlt hatte, mit seinem Portrait, das Weller in einen schwarzen Rahmen mit goldenen Stäbchen fassen lassen mußte.[4]) Seine Wiederherstellung sei das Erfreulichste, versichert er, was ihm in den letzten Tagen

---

1) Manche dieser Urtheile müssen seltsam scheinen, beachtet man nicht den Standpunkt des ganzen Romans und besonders der pädagogischen Provinz.

2) Vgl. Minckwitz „Briefwechsel" S. XVII f. Platen's „Nachlaß" I, 136. 138.

3) Vgl. Platen's „Nachlaß" I, 122 f.

4) Vgl. den Brief an diesen von demselben Tage in Döring's Sammlung Nro. 819, wo das Bild irrig auf Byron bezogen wird, dessen Portrait Knebel gleichfalls von Goethe erhalten hatte.

vorgekommen. „Mögest du im Kreise der Deinen dieses Jahr gesund und vergnügt beschließen", fügt er hinzu, „damit wir das folgende, wie es Götter und Dämonen vergönnen, froh und thätig anfangen mögen."

Am 9. Januar 1822 sandte Goethe das neueste Heft von „Kunst und Alterthum" mit seiner geist- und liebevollen Anzeige von Knebel's Lukrez[1]). „Endlich tritt die vieljährige Arbeit eines geprüften Freundes an den Tag", so beginnt Goethe's Anzeige, „der ich um so mehr einen guten Empfang wünsche, als ich seit geraumer Zeit dieser unverdrossenen Bemühung gar manche Hülfe und Förderniß zu danken habe. Die Schwierigkeiten, welche ein jeder bei dem Studium des Lukrez empfindet, waren auch mir hinderlich, und so gereichten die Studien eines Freundes, sich mit einem so wichtigen Rest des Alterthums zu verständigen, eigenem Verständniß zu großem Vortheil. Denn es wird hierbei nichts weniger verlangt, als daß man sich siebzig bis achtzig Jahre vor unserer Aera in den Mittelpunkt der Welt, das heißt, nach Rom, versetze, sich vergegenwärtige, wie es daselbst in bürgerlichen, kriegerischen, religiösen und ästhetischen Zuständen ausgesehen. Den ächten Dichter wird niemand kennen, als wer dessen Zeit kennt." Er schließt, nachdem er bemerkt, er habe das Schelten des Lukrez auf diejenigen, die im Tode nicht vergehn wollten, immer beinahe komisch empfunden[2]): „Man soll in vielen Stücken nicht denken, wie Lukrez, ja man kann es nicht einmal, und wenn man wollte; aber man sollte erfahren, wie man sechs bis acht Dezennien vor unserer Aera gedacht hat: als Prologus der christlichen Kirchengeschichte ist dieses Dokument höchst merkwürdig. Auf einen so wichtigen Gegenstand nun sei mir erlaubt wieder zurückzukommen, indem ich Lukrez in mehrfacher Eigenschaft darzustellen wünschte, als Menschen und Römer, als Naturphilosophen und Dichter. Diesen alten Vorsatz auszuführen, erleichtert mir zu rechter Zeit die wohlgelungene Uebersetzung, sie macht es allein möglich. Denn wir sehen sie durchaus würdig mit edler Freiheit vorschreiten, sich selbst klar unser Verständniß aufschließen, auch wenn von den abstrusesten Problemen gehandelt wird. Grazios und anmuthig lockt sie uns in die tiefsten Geheimnisse hinein, kommentirt ohne Umschreibung, und belebt ein uraltes, bedenkliches Original, wie dies alles in der Folge umständlich nachzuweisen sein wird." In dem die Sendung des betreffenden Heftes begleitenden Briefe bemerkt Goethe: „Gar sehr wünsche, daß mir die ausgesprochenen Vorsätze gelingen mögen, wozu du nicht wenig beitragen kannst, auf

1) Vgl. B. 32, 277 ff.

2) An Knebel hatte Goethe geschrieben (II, 286): „Durch die Wendung, den angefochtensten Theil seines Werks, das leidenschaftliche Läugnen der Unsterblichkeit, in's Komische zu spielen, gewinnen wir unendlich, so wie sich recht gut wird zeigen lassen, das alles, was ihm zum Vorwurf gereichen könnte, eigentlich seinem Jahrhundert als Schuld anzurechnen ist."

das Beste hindeutend, was über sein Leben und über sein Gedicht geschrieben ist. Mündliche Unterhaltung würde dazu das Vorzüglichste sein. Sobald ich mich aus dem Augenblick gerettet habe, besorg' ich ein Schema, worüber sich alsdann bequemer konferiren läßt." Knebel's Herz floß über vor Wonne über diese Wohlthat, die der herrliche Freund seinem Lukrez erzeigt hatte. „Deine Anzeige des Lukrez", schreibt er am 11. Januar, „habe ich durchlesen mit einer Freude, die mir beinahe Thränen erweckt hätte. Dein historischer Ueberblick (der römischen Litteratur von Lukrez bis Persius) ist vortrefflich; er setzt das Gedicht erst in seinen wahren Werth und Bestand. Du hast alle die kleinen Zweifel gehoben, mit tiefer Einsicht und Gründlichkeit, und dabei mit gelinder Hand. Jede Zeile ist Gold." Auch den sonstigen Inhalt jenes Heftes findet er höchst bedeutsam.

Am 2. März richtet Goethe an Weller die Bitte, er möge Knebel mit seinen schönsten Empfehlungen melden, daß Riemer ihm sehr erfreuliche Kollektaneen zur Geschichte des Memmius, des Freundes des Lukrez, zusammengestellt habe, wodurch das schönste Licht über beide Freunde und die damalige Zeit verbreitet werde, so daß sich immer mehr eine freudige Ausführung hoffen lasse. In der Nachschrift fügt er hinzu: „Ich lege die Aushängebogen des Feldzugs (der „Campagne in Frankreich") gebunden bei, damit der Freund einstweilen an diesen Ereignissen Theil nehme. Das Exemplar erbitte ich mir bald zurück, wogegen ein besseres erfolgen soll." Knebel aber schreibt zwei Tage später[1]: „Du wirst dich ohne Zweifel wundern, theurer Freund, daß ich dir dein so liebes Buch so bald wieder zurückschicke. Seit vorgestern Abends habe ich es aber kaum aus der Hand gelegt. Du bist ein herrlicher Erzähler, noch weit über Xenophon. Die genaue Aufmerksamkeit, der genialische Ueberblick, der männliche Humor, unterstützt vom innern Genius, alles hat mich, so schlimm auch die Gegenstände sein mögen, ergötzt und erquickt. Ich möchte das Buch gern behalten haben, um es auch den Meinigen zum Vergnügen mitzutheilen. Das Exemplar wäre mir hinlänglich gut genug und schätzbar gewesen. — Ich bin noch immer leicht zu ermatten, doch hat der böse Husten nachgelassen. Ich wünschte mir nur etwas von der Dauer deines Geistes. Dein Werk hat mich auch physisch gestärkt." Nur die Aeußerung, daß er gewünscht hätte, von Voß das Geheimniß der Bildung richtiger Hexameter zu erfahren (B. 25, 216), ist ihm anstößig, da er von Voß, dessen starren Regelzwang Knebel nicht dulden wollte, diese Kunst nicht zu lernen brauche. Wie sehr Goethe's Aufmerksamkeit noch eine Zeit lang auf Lukrez gerichtet geblieben, zeigt der Brief an Rochlitz vom 22. April, der,

---

1) Der Brief Knebel's trägt im Abdruck das Datum des 14. Mai, was irrig sein muß; denn der offenbar zwei Tage vorher geschriebene Brief an Weller (bei Döring Nro. 823) ist unzweifelhaft vom 2. März. Die Versendung der Exemplare der „Campagne" verzögerte sich.

wie er äußert, durch seinen Aufsatz: „Umrisse eines Gemäldes von Rom in den Jahren 60—44 v. Chr." ihn ganz eigentlich gefördert habe, da er auf Veranlassung von Knebel's Lukrez sich gerade in der Zeit aufhalte, welche der von ihm dargestellten vorhergehe. Vier Tage später sendet Knebel ihm einen Aufsatz von Petrus Nannius (Nanninck) über das zweite Buch des Lukrez, welchem die Uebersetzung von Julian's „Kaisern" mit der den abtrünnigen Kaiser vertheidigenden Vorrede von Cunäus beigebunden war. Aber die Arbeit über Lukrez blieb über anderen zudrängenden Arbeiten liegen.[1])

Die Badereise führt Goethe diesmal nach Marienbad, wo er bereits am 19. Juni anlangte. Dorthin sandte Knebel, der jetzt bei seinem neunjährigen Bernhard, wie er sich selbst ausdrückt, den Schulmeister machte, am 24. Juli durch seinen Nachbar Oberst von Lyncker einige freundliche Zeilen, worauf Goethe am 23. August von Eger aus mit ausführlichen Mittheilungen erwiedert. „Bei meiner Durchfahrt durch Jena", schreibt er, „werde diesmal nicht anhalten können; um so mehr suche ich mich einzurichten, daß ich noch einige schöne Herbsttage mit dir verleben könne, wobei dann manches zur Sprache kommen wird." Wahrscheinlich fand dieser versprochene Besuch Ende September oder im Oktober statt, obgleich uns keine sichere Spur davon erhalten ist. Knebel scheint in den letzten Monaten des Jahres wieder gelitten zu haben, dagegen gereichte ihm die Beförderung seines Sohnes, woran auch der treuliebende Freund herzlichsten Antheil nahm, zu reinster Freude. Dieser war nämlich nach dem am 10. Juli dieses Jahres erfolgten Tode des Fürsten Heinrich LI. zu Reuß-Ebersdorf von dessen Nachfolger Heinrich LXXII., seinem ein Jahr jüngern Jugendgenossen, zu seinem Adjutanten mit Hauptmannsrang ernannt worden. Auf einer spätern Reise nach München beförderte er ihn zum Major.

Bei Uebersendung eines neuen Heftes von „Kunst und Alterthum" (IV, 1) schreibt Goethe Ende Januar 1823: „Mit herzlicher Theilnahme an dem guten Geschick, das deinem lieben Sohn zu leuchten anfängt, begrüße ich dich, mein theurer alter Freund, zugleich die Früchte meiner dreimonatlichen Arbeit übersendend. Mögest du daraus dir manches aneignen! Schon eilt wieder ein neues Heft zum Drucke; wie wollt' ich aber auch sonst die Winterzeit überleben, da, so wie ich, fast alle Freunde in ihre Zimmer

---

1) Man vergleiche dazu Goethe's acht Jahre spätere Aeußerung gegen Knebel (II, 395): „Ich hatte einmal früher unternommen, Lukrezen als Römer in seinen Tagen, sechzig Jahre vor Christo, in Betracht zu ziehen, ihn gegen die wilde Zeit und seinen unruhigen Freund Memmius hinzustellen, und möglichst anschaulich zu machen, wie er sich, dem Geist und den Umständen nach, in die Epikurische Philosophie so entschieden flüchten mußte. Mit aller Bemühung aber hätte man doch nur wenige Data zusammengebracht, das meiste hätte man dazu pragmatisiren oder, wenn du willst, dichten müssen. Und so ließ ich die Vorarbeit liegen."

eingesperrt sind!" Knebel's reichster Beifall begrüßt auch diese neue reiche Sendung von Goethe's unermüdlichen Bestrebungen im Felde der Dichtung und Kunst. „Vor allem hat mich die Beschreibung des Gemäldes von Mantegna angezogen", schreibt er am 4. Februar [1]), „und hat mich beinahe im Tumult mit fortgerissen. Man sollte nicht glauben, daß Menschen so was erfinden könnten, und andere es so schön beschreiben. Du hast dich auch hier wieder as the first of the now existing autors, wie dich Byron (in der beabsichtigten Widmung des „Sardanapal" [2])) nennt, gezeigt." Goethe sendet ihm darauf eine Uebersetzung von Plutarch's Darstellung des Triumphs des Paulus Aemilius. Aber bald darauf wurde Knebel, wie alle Freunde des Dichters, durch eine gefährliche Krankheit desselben in ängstlichste Besorgniß versetzt. Nach vorhergegangenem Unwohlsein, worüber Knebel durch den Kanzler von Müller am 15. Februar beruhigt war, befiel ihn am 17. (16?) eine Entzündung des Herzbeutels und wahrscheinlich auch eines Theils des Herzens selbst, wodurch, da auch die Pleura sich entzündete, sein Leben ernstlich bedroht wurde; am 24. stellte sich die glückliche Krisis ein, und am 26. konnte Goethe's Sohn berichten, daß die Gefahr vorüber zu sein scheine. [3]) Erst am 10. März durfte Knebel es wagen, ihm die Freude über seine Wiederherstellung durch einige Zeilen kund zu geben. „Gott erhalte dich noch lange — ich darf es wohl sagen — der Menschheit und uns!" schreibt er. „Mit erheiterten Blicken begegne dir nun wieder der Lenz, und bringe doppelte Freude dir und anderen zum Genusse!" Er selbst hatte sich die Zeit über auf seiner obern Stube halten müssen, wo er sich im ganzen wohl fand; nur war ihm die Abnahme seiner Augen um so empfindlicher, als er seine meiste und beste Unterhaltung im Lesen, besonders politischer Schriften, fand, mit denen ihn die stets bereite Gefälligkeit des Kanzlers von Müller reichlich versorgte. Der Wunsch, das Ende dieser kritischen Zeit noch zu erleben, ergriff den freisinnigen Mann sehr lebhaft, der immer mehr zur Einsicht gelangte, auf welche schwache Schrauben das Glück und Heil der Welt gestellt sei. Bereits am 14. März kann Goethe's Sohn an Schultz melden: „Seine Kräfte nehmen von Tag zu Tag zu, und der Geist hat ganz seine Stärke und Kraft wieder; er denkt schon wieder an Förderung eines Hefts von „Kunst und Alterthum" und der „Morphologie", und will so selbst der Welt sein erneutes Dasein verkünden. — Schon vor einigen Tagen haben wir wieder mit gewohnter Art auf des Vaters Zimmer zusammen gegessen, und so liegt denn die Vergangenheit

---

1) Guhrauer hat diesen Brief irrig unter das Jahr 1822 (Nro. 589) gesetzt.

2) Goethe hatte diese (wohl im Facsimile) Knebel zugeschickt. Vgl. Knebel's Brief Nro. 598. Goethe's Brief an Schultz vom 17. November 1822. Goethe's Werke B. 33, 163.

3) Vgl. die gleichlautenden Briefe an Zelter, Reinhard, Grüner und Schultz vom 26. Februar.

wie ein böser Traum hinter uns."[1]) Am 16. konnte Goethe seinem Zelter die eigenhändig mit Bleistift geschriebenen Worte zusenden: „Erstes Zeugniß erneuten Lebens und Liebens dankbar anhänglich J. W. v. Goethe." Den 27. März übersendet Knebel seine Uebersetzung des schönen Hymnus von Thomson am Ende seiner „Jahreszeiten" (vgl. „Nachlaß" I, 12 ff.) in mehreren Exemplaren an Goethe. Sein Brief beginnt mit den Worten: „Welchen Antheil wir an deinem Befinden nehmen, das wirst du wohl glauben. Jede Nachricht deiner Besserung erweckt uns zur Freude. Wir hoffen noch lange in dir Stütze und Vorbild zu erleben." Daß er mit einigen Freunden an demselben Tage, wie in Weimar, am 9. März, die Wiedergenesung Goethe's gefeiert habe, meldet er am folgenden Tage dem Kanzler von Müller. Am 2. April konnte Goethe den Briefwechsel mit Zelter wieder durch ein Billet von wenigen Zeilen eröffnen. Von diesem oder vom folgenden Tage scheint uns auch der zunächst Knebel's Schreiben vom 27. März beantwortende Dankbrief an diesen, den Guhrauer vom 23. April datirt: „Nur mit wenigen Worten herzlichen Dank für alle Theilnahme, ingleichen für das liebenswürdige Gedicht, das die Jahreszeiten sehr angenehm ankündigt und die Menschen auf den Gott in der Natur gar schön hinweist. Zugleich meine besten Glückwünsche zu dem erfreulichen Zustand, in welchem sich Karl befindet; ich kann mir übrigens recht gut denken, wie seine Persönlichkeit in einem so hohen und doch so natürlichen Kreise willkommen sein mußte." Da Goethe noch lange nicht nach Jena kommen konnte, so wagte Knebel wieder, zum erstenmal seit zehn Jahren, Weimar zu besuchen. Dieser Besuch fällt wohl in den Mai. „Grüßen Sie Herrn von Knebel schönstens!" schreibt Goethe am 11. Juni an Weller. „Sein letzter Besuch hat gar manches freundliche Gute bei uns aufgeregt. Man sollte öfters, und wär' es nur auf einige Stunden, eine Zusammenkunft veranstalten." In demselben Briefe fragt er, wie viel ein junger Mann, der in Jena wohlfeil zu leben wünsche, auf ein Vierteljahr nothwendig auszugeben brauche; er werde ihm einen solchen vielleicht zuschicken, mit dem Ersuchen, ihn einzurichten, da er Ursache habe, sich für ihn zu interessiren, und ihm allenfalls nachzuhelfen. Es handelt sich hier um Eckermann, der am vorigen Tage Goethe's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, und den Sommer über in Jena zubringen sollte. Diesen empfiehlt Goethe seinem Freunde Knebel, dessen Sohn er mit einem Empfehlungsschreiben an D. Nöhden in London versehen hatte, wohin er mit dem Fürsten gereist war[2]), in einem freundlich theilnehmenden Brief vom 22. Juni, in welchem er

---

1) Vgl. Brief an Zelter Nro. 400.

2) Knebel veruneinigte sich zu London mit dem Fürsten, und kehrte allein über Paris und die Schweiz nach Jena zurück. Der Fürst aber lud von Gera aus Weller, als besten Freund des jungen Knebel, zu einem mehrtägigen Besuche daselbst ein, wo denn die Versöhnung eingeleitet ward.

seinen Entschluß, der gnädigen Einladung nach Tiefurt nicht zu folgen, vollkommen billigt. An den häuslichen Uebeln, welche Knebel damals beunruhigten, nahm Goethe freundlichen Antheil.[1]) Sein jüngerer Bruder Leberecht, der 1806 Oberst im Regiment von Möllendorf und Kommandeur eines Grenadierbataillons gewesen, war in diesem Jahre gestorben, und seine Cousinen zu Berlin waren durch den Verlust ihres Bruders in arge Noth gerathen.[2])

Kurz vor der Abreise nach Marienbad übersendet Goethe dem Freunde das neueste, etwas verspätete Heft von „Kunst und Alterthum" (IV, 2), bedauert aber, ihn diesmal bei der Durchreise durch Jena (am 26. Juni) nicht besuchen zu können. Doch verfehlte er nicht, ihm von Marienbad aus über sein Wohlbefinden erwünschte Kunde zu geben, worauf Knebel am 17. Juli erwiedert. Das neueste Heft von „Kunst und Alterthum" preist er nach Gebühr, und meint, seine Freunde müßten dem Himmel mehr noch, als er diesem, für seine Erhaltung Dank wissen. Für Goethe's Schwiegertochter war er damals mit der Uebersetzung von Byron's dem deutschen Dichter gewidmeten „Werner" beschäftigt, die er dieser Szene für Szene zuzusenden gedachte. Um dieselbe Zeit schrieb er auch das Distichon auf Marienbad („Nachlaß" I, 101):

Kräftiger noch, als Kastaliens Quell ist die Quelle Mariens,
Bringt den himmlischen Geist wieder zur Erde zurück.

Auf der Rückreise von Marienbad verweilte Goethe vier Tage in Jena.[3]) Am 16. September reiste er, nicht ohne das Versprechen baldiger Rückkunft, nach Weimar, wo ihn Besuche von Reinhard und Staatsrath Schultz erwarteten. Knebel sandte ihm dorthin fünf Tage später einige freundliche Zeilen. Gern wäre er diese Tage nach Weimar gekommen, äußert er hier, aber bei kritischer Untersuchung seiner Kräfte habe er gefunden, daß er außerhalb des kleinen Bezirkes seines Hauses und Gartens nicht viel mehr in der Welt tauge. Leider fand auch Goethe's beabsichtigter Besuch in Jena mehrfache Hindernisse, so daß die Kränze, welche man zu seinem Empfange in Knebel's Hause aufgehängt hatte, trostlos verwelkten. In dem letzten Hefte „zur Naturwissenschaft" (II, 1) fielen Knebel zunächst die goldenen Verse am Schlusse (das Gedicht „Eins und Alles" B. 2, 287) wie ein strahlendes Licht in die Seele. „Sie sind auch mein Glaubensbekenntniß", bemerkt er; „aber wer hat es je so bündig und schön gedacht und gesagt! Das ist wohl, was die Alten naturae convenienter vivere (der Natur gemäß leben)[4]) nannten, der reifeste Entschluß im Leben. Wahrlich, du hast nichts von der Zeit zu fürchten. Die Schätze

1) Die betreffenden Stellen in Nro. 606 und 608 sind beim Abdruck weggeblieben.
2) Vgl. „Nachlaß" III, 500.
3) Vgl. den Brief an Schultz vom 14. September.
4) Vgl. Hor. epist. I, 10, 12.

deiner Weisheit werden früher oder später jedem denkenden Menschen Licht und Wahrheit geben.“ Die gefährliche Krankheit, die Goethe nach der Mitte November befiel, setzte Knebel in große Besorgniß, doch brachten ihm die Seinigen bereits am 24. die tröstliche Nachricht, daß es mit seinem Befinden erträglich stehe. Am letzten Tage des scheidenden Jahres schreibt Knebel: „Ich könnte es mir kaum verzeihen, wenn ich nicht noch heute einen Glückwunsch für uns beide für das wohlgeendigte Jahr beeiligte. Die Nachrichten von deinem Befinden sind mir seit einiger Zeit recht erfreulich und köstlich gewesen, und so möge es noch einige Jahre fortgehn, und Freunde und die Welt sich deines Wohlseins erfreuen. Wie lange ich Zeuge davon werde sein können, ist mir noch nicht vom Rathe der Götter aufgeschlossen, doch soll es mir an Trost bei deinem Wohl nicht fehlen.“

In diesem Jahre kam Knebel mit dem Grafen Platen auseinander, der ihm seine neuen „Ghaselen“ und den „gläsernen Pantoffel“, letztern handschriftlich, übersandt hatte. „Ich habe in diesen Tagen eine schwere Exekution gehalten“, schreibt er am 16. Oktober an den Kanzler von Müller. „Graf Platen in Erlangen schickt mir eine neue Fortsetzung seiner „Ghaselen“ zu, und dabei eine sein sollende Komödie im Manuskript. Er versichert mir dabei, daß sich damit eine neue Aera in der Poesie anfangen solle. Diesem Dünkel mußte ich freilich stark begegnen, und ihm zuerst die Fratzenhaftigkeit mancher seiner Ghaselen, und dann die Gemeinheit und das Elend seiner Farze, die er Komödie nennt, darstellen. Er versichert, die fünf Akte davon seien in fünf Stunden (?) niedergeschrieben worden, und rühmt sich, schon mehr dergleichen an die Theatergesellschaften abgeschickt zu haben(?).[1]) — Man denke! — Doch habe ich ihm eine Abschrift des „Diagoras“ mitgetheilt. Ob diese in seine neue Aera passen wird, weiß ich nicht.“ Und ähnlich spottet er am folgenden 18. Januar in einem Briefe an denselben über die „neue Schule der Originalität“, die Platen in Erlangen anlegen wolle. An Goethe selbst berichtet Knebel am letzten Tage des Jahres: „Unser Freund, der Graf Platen, schickte mir jüngst ein Päckchen zu, worin ein Theil der (die) Fortsetzung seiner Ghaselen gedruckt, und der andere eine sogenannte Komödie in fünf Akten geschrieben enthielt. Diese letztere, schrieb mir der Verfasser, habe er in fünf Stunden (?) verfertiget, und er denke damit nebst einigen anderen Stücken dieser Art, die er bereits an verschiedene Theaterdirektionen verschickt (?), eine neue Aera der Poesie zu stiften. Dieses Stück ist das geschmackloseste Machwerk, das kaum zu lesen ist, und ich unterließ nicht, dieses ihm zu versichern. Nun hör' ich, daß unser Graf Platen, mit seinem Freunde Rückert in Erlangen, sich zur Stiftung einer solchen neuen Aera entschlossen haben, wobei es darauf ankommt, wer die meisten

1) Vgl. dagegen Platen's „Nachlaß“ I, 176.

Sonette und Gedichte dieser Art in der kürzesten Zeit liefern kann." Platen rächte sich an Knebel's höchst ungerechtem Urtheile durch seine „Klagen eines Ramlerianers" und die „Antwort an den Ramlerianer" [1]), in welcher der „liebe alte Herr Major" launig abgefertigt wird. Viel günstiger urtheilte Goethe, der schon die ersten Ghaselen als wohlgefühlte, geistreiche, dem Orient vollkommen gemäße, sinnige Gedichte begrüßt hatte [2]), und die „neuen Ghaselen" durch eine höchst empfehlende Anzeige von Eckermann in „Kunst und Alterthum" (IV, 3, 159 ff.) [3]) einführte. Knebel schrieb nach Lesung der letztern an Goethe: „Mit dem Urtheile über die Ghaselen des Grafen Platen bin ich auch zufrieden. Ich habe das Talent des jungen Mannes immer geschätzt und gelobt. Aber wie es geht! Durch Ueberschätzung seiner selbst ist er in einen fremden Boden gerathen, und nun geht die klare Quelle endlich im Schlamme aus. Ich fürchte, daß dieses sein Schicksal sein wird, so wie es schon das Schicksal seines Freundes Rückert geworden ist. Uebrigens ist doch auch in den Ghaselen viel Manierirtes, und die ewige Wiederholung derselben Zeile und desselben Reimes sagt mir nichts." Auch später scheint Knebel, dem die Nachahmung südlicher und orientalischer Maße und Reimspiele in deutscher Sprache, die nicht dazu passe, sehr zuwider war, gegen Platen eingenommen geblieben zu sein, wie er denn am 14. August 1828 an Goethe schreibt: „Der Graf Platen macht hippogryphische Gedichte", hindeutend auf die damals erschienenen märchenhaften Dramen; denn der Hippogryph soll an den Anfang von Wieland's „Oberon" erinnern. Goethe dagegen erkannte auch später Platen's großes Talent an, bedauerte aber, daß es unter den Jämmerlichkeiten, womit er sich herumschlagen müsse, verkümmere. [4])

Das folgende Jahr (1824) scheint die beiden Freunde nicht zusammengeführt zu haben, doch erhielt sich der briefliche Verkehr und die freundlich herzliche Theilnahme in altbewährter Weise. Am 11. Februar läßt Goethe den Freund durch Weller grüßen; er werde ihm wohl nächstens, fügt er hinzu, ein Heftlein zu geneigter Aufnahme zu empfehlen haben. „Alles, was sich auf Lukrez bezieht", heißt es weiter, „soll mir sehr angenehm sein." Knebel dankt für das in diesem Briefe angekündigte Heft von „Kunst und Alterthum" (IV, 3) bereits am 18. Februar. „Was mich am meisten beglückt", schreibt er, „ist, daß ich daraus ersehe, daß sich deine Geisteskräfte immer mehr in gleicher Blüthe erhalten, und keiner Abnahme unterworfen sind. Möge der Himmel dieses dir noch lange gewähren, zum Trotz der vergänglichen Zeit!" Nachdem er ausführlicher auf den Inhalt des Heftes eingegangen

1) Vgl. ebendaselbst I, 201. Platen's Werke S. 62.
2) Vgl. „Kunst und Alterthum" III, 3, 175. B. 32, 358.
3) Vgl. Eckermann's Gespräche I, 95.
4) Vgl. ebendaselbst I, 141 f. II, 261 f.

ist, heißt es dann weiter: „Ich freue mich auf die drei Bände (es sind wohl die neu zu bearbeitenden „Wanderjahre“ gemeint), die du uns verkündest, wenn mir ihre Ansicht noch erlaubt ist: denn das Rad des Lebens läuft schneller, wenn es gegen das Ende geht.“ Im April ließ Goethe durch den Maler Schmeller Knebel's Portrait in Oel malen, um es auf der Weimarer Bibliothek, wo es sich noch heute befindet, aufhängen zu lassen. Im Juli wurde Knebel durch ein neues Heft von „Kunst und Alterthum“ erfreut. „Du bist wie ein Baum“, schreibt er, „der mit den Jahren immer stärker und kräftiger wird, und reichere Schatten und Früchte gibt.“ Auch sandte Goethe dem Freunde eine Medaille mit seinem Bilde von Bovy nach Rauch's Büste zur Ansicht, und versprach, ihm ein Exemplar in Bronze zu verschaffen. Die schönen Tage in der Mitte September begeisterten Knebel zu den tief gefühlten, „Elysium“ überschriebenen Versen, die er am 21. an Goethe sendet.[1]) Dagegen überraschte Goethe ihn mit dem herrlichen Einleitungsgedichte zur neuen Ausgabe des „Werther“. Kurz vor dem Schlusse des Jahres sendet er ihm die versprochene Medaille, welcher er manchmal einen freundlichen Blick gönnen möge, worauf Knebel ihm zum neuen Jahre seine herzlichsten Glückwünsche darbringt. „Da ich seither immer von deinem Wohlbefinden vernahm“, bemerkt er, „so wollte ich dich nicht mit meinen Briefen beschweren. Uebrigens sehe ich das Leben an wie eine Laufbahn, wo man demjenigen, der wieder eine Strecke gesund und glücklich zurückgelegt hat, immer Glück wünschen kann.“

Im Januar 1825 erhält Knebel das letzte Heft „zur Naturwissenschaft und Morphologie“ (II, 2), welches ihm zur höchsten Freude und Belehrung gereicht. „Treffliche Bemerkungen von dir sind überall“, schreibt er, „und man kann dich mit Recht, wie Lukrez den Epikur, rerum inventor benennen. Das muß auf die Zukunft wirken; denn das richtige Anschauen der Natur muß, wie eben auch Lukrez sagt, den Nebel und das Dunkel der Dinge zerstreuen.“ Goethe erwiedert: „Ich gestehe dir, daß ich manchmal mich im stillen gewundert habe, wie du, bei tiefster und treuester Anerkennung des Lukrezischen Gedichtes, dich nicht hast mit leichter Wendung zur Natur herüberwerfen können. Doch hielt vielleicht gerade die Trefflichkeit unseres alten Vorfahren dich davon zurück; denn da er doch eigentlich ganz spekulativ ist, so hättest du müssen ihm den Rücken zukehren, um nach deiner Weise die Natur anzuschauen, die du so schön von ihm reflektirt erblicktest.“ Knebel bemerkt dagegen, er habe wirklich schon frühe ein dem Lukrezischen ähnliches Gedicht zu Stande zu bringen im Sinne gehabt, aber zur Erlangung der dazu nöthigen Wissenschaft habe er weder Mittel noch Wege gefunden. Der eigentliche Grund lag aber ohne

---

1) Sie finden sich auch im „Nachlaß“ I, 79 f, wonach V. 4 begeistet und vielleicht V. 6 Bergwald herzustellen ist.

Zweifel tiefer, nämlich darin, daß ihm jene wahrhaft schöpferische Kraft abging, welche glückliche dichterische Gebilde weitern Umfanges in's Leben ruft. Die am 24. Februar geschlossene Verbindung seines ältesten Sohnes mit einer höchst gebildeten, liebenswürdigen und geistreichen Frau, einer geborenen von Geißa, die in Nancy mit der Großherzogin Stephanie von Baden erzogen worden war, gereichte dem guten Alten zur höchsten Freude.[1]) Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, eines Herrn von Wasmer, hatte sie sich mit einem Grafen von Solms in Koburg vermählt, doch wurde diese Ehe bald geschieden. Knebel's Sohn führte seine liebreizende Gattin zuerst nach Ebersdorf; später nahm er seinen Abschied und lebte mit ihr auf einem ihr zugehörigen Gute bei Kahla.

Im April erhielt Knebel ein neues Heft von „Kunst und Alterthum" (V, 2), das ihm wiederum einen sehr erfreulichen Genuß bot. Von Ende April an zeigt der Briefwechsel eine Lücke von viertehalb Monat. Knebel war in seine Betrachtungen, von denen uns einige aus dem März und Juni erhalten sind[2]), und in sein stilles, im Genusse der Natur und der Litteratur alter, neuer und neuester Zeit sich behaglich fühlendes Leben versenkt, Goethe mit vielfachen Arbeiten mannigfacher Art beschäftigt. Beide freuten sich der guten Nachrichten, die sie von beiderseitigen Freunden vernahmen, und empfanden kein besonderes Bedürfniß der Mittheilung, bis Knebel am 15. August sich veranlaßt sah, sich wegen eines jungen Kandidaten der Theologie an ihn zu wenden, der, statt die ihm angebotene Pfarrstelle anzunehmen, lieber seiner entschiedenen Neigung zur Malerei folgen möchte. Goethe, der diesmal dem Wunsche des Freundes nach bester Ueberzeugung nicht willfahren kann, schließt seine die Gründe seines Verhaltens darlegende Antwort am 19. August mit den Worten: „Nimm dieses wenige Wohlgemeinte freundlich auf! Ich spreche aus Sinnes und Herzens Grunde; aufrichtig währt am längsten und wirkt am sichersten. Mögest du froh dich wohl befinden; ich habe mich über meine Zustände nicht zu beklagen, nur das ist mir peinlich, daß ich dich und so manches, was mich in Jena interessirt, nicht von Zeit zu Zeit heimsuchen kann." Den diesmaligen Geburtstag Goethe's feierte Knebel mit einem herzlichen, die Größe des Dichters und Forschers anerkennenden Gedichte („Nachlaß" I, 58 f.).

> Die Nachwelt spricht den Namen heller aus,
> Und heftet an der Zeiten Fels das Wort,

ruft er dem Freunde zu, und versichert, daß er nie seiner Gunst, der Freundschaft Glück und hohen Werth vergessen könne. Für diesen „köstlichen" Glückwunsch sagt Goethe auf einer Karte, welche

---

1) Noch am 21. Januar 1828 schreibt von Rode an Matthisson (Matthisson's „Nachlaß" II, 317): „Eine glückliche Heirat seines (Knebel's) ältesten Sohnes erheitert seinen Niedergang."

2) „Nachlaß" III, 430—434. Vom vorigen Jahre sind die Betrachtungen „von sich selbst an sich selbst" daselbst III, 424—429.

sein lieber, von Goethe und Knebel gleich werthgeschätzter Verwandter Alfred Nicolovius am 10. September überbringt, seinen wärmsten Dank.[1]) Seine Liebe zu Knebel und seine innigste Dankbarkeit gab Goethe an seinem eigenen Ehrentage, am 7. November, an welchem Tage er selbst vor fünfzig Jahren in Weimar eingetroffen war, auf eine ihn und Freund gleich ehrende Weise zu erkennen. Als nämlich Goethe's Sohn beim Festessen auf dem Stadthause, bei welchem er den durch Gesundheitsrücksichten abgehaltenen Vater vertrat, im Namen des Gefeierten einige Worte des Dankes sprach, gedachte er, vom Vater dazu besonders aufgefordert, des innigst verbundenen Freundes. „Da es mir einmal vergönnt ist zu sprechen", so lauteten seine Worte, „so lassen Sie mich, Verehrteste! eines Mannes dankbar erwähnen, dessen Bekanntschaft und Vermittelung mein Vater wohl seine erste freundliche Aufnahme und den Eintritt in dieses Land verdankt: es ist der Major von Knebel zu Jena, welcher ebenfalls in einem hohen Alter sich noch der schönsten geistigen Kräfte und einer ungeschwächten Gesundheit erfreut. Dieses verehrten Mannes lassen Sie uns in dieser frohen Stunde freundlich gedenken, und mit vollem Glase ihm ein noch langes Leben wünschen!"[2]) Wie wohl mußte die sofort durch Estafette hinterbrachte Kunde dieser öffentlichen Anerkennung dem alten Freunde thun, dessen Eintritt in den Weimarischen Dienst man ungefeiert hatte hingehn lassen müssen! denn Passow's Vermuthung, Knebel werde über diese merkwürdige Estafettenbotschaft gehörig getobt haben[3]), wie es in seiner Art lag, über geringe Unannehmlichkeiten in's Poltern zu gerathen[4]), dürfte nur in seiner Verstimmung gegen die Hauptfestordner, Fr. v. Müller und Riemer, seine Erklärung finden. Bei Knebel's bald darauf folgendem Geburtstage suchten Knebel's Freunde das Versäumte einzubringen. In den auf diesen Tag in schöner Ausstattung, wie Knebel sie besonders liebte, zu Weimar erschienenen „Jahresblüthen von und für Knebel. Gedruckt als Manuskript für Freunde und Freundinnen zur Feier des 30. November 1825"[5]), befinden sich auch Goethe's vor acht Jahren an Knebel gerichtete Verse. Vgl. oben S. 582. „Nachlaß" II, 508.

Vom 10. September 1825 an finden wir im Goethe-Knebel'schen Briefwechsel eine Lücke von mehr als einem Jahre. Es erleidet gar keinen Zweifel, daß uns hier eine Anzahl Briefe ver-

---

1) Zu Guhrauer's Uebereilungen gehört es, wenn dieser unter dem von Goethe belobten Gedichte Knebel's Goethe's Lieder auf den 3. September 1825 (B. 6, 7 ff.) versteht.

2) Vgl. (Fr. von Müller) „Goethe's goldner Jubeltag" S. 33 f.

3) Vgl. Passow's Leben und Briefe S. 304.

4) „Knebel'n mit seinem entlaufenen Hunde kann ich mir recht denken", schreibt Passow am 29. August 1811. „Ich glaube auch, daß man nicht leicht zu ihm kommen kann, ohne ihn über etwas in Sturm und Brand zu finden."

5) Auch diese Sammlung hatte wohl der Goethe und Knebel innigst befreundete Kanzler von Müller veranstaltet.

loren gegangen ist, da das freundlich innige Verhältniß ganz ungestört fortdauerte. Am 3. Oktober 1826 spricht Knebel seinen herzlichen Dank und seine anerkennendste Freude über das durch Weller ihm zugesandte neue Heft von „Kunst und Alterthum" (V, 3) aus. Konnte er selbst auch den alten Freund nicht mehr in Weimar aufsuchen, wie dieser seit mehreren Jahren seine Jenaer Besuche hatte einstellen müssen, so sandte er ihm doch die Seinigen zuweilen zu, an deren Wohl Goethe den lebhaftesten Antheil zeigte. „Daß du dich bei allen Arbeiten noch so heiter und wohl befindest, haben mir die Meinigen mit Vergnügen erzählt", schreibt er im angeführten Briefe vom 3. Oktober. „Auch sage ich dir Dank für den Antheil, den du an meinem Bernhard nimmst. Wir suchen, nach deinen Vorschriften, den fast zu schnell aufkeimenden Geist etwas zu dämpfen. Es ist schade, wenn eine so schön gestaltete Natur durch sich selbst untergehn sollte." Goethe's Enkel kamen darauf, vielleicht zur Weinlese, nach Jena, wo Knebel sich ihrer herzlich freute. Auf einen freundlichen, uns verloren gegangenen Brief Goethe's antwortet Knebel am 9. November: „Nicht aus Nachlässigkeit, sondern vielmehr aus Besorgniß, dich bei deinen vielen Geschäften nur zu überhäufen, habe ich es bisher unterlassen, dir öftere Nachrichten von uns zu geben. Deine Person ist uns immer gegenwärtig, und du hast uns Denkmale genug überlassen, wobei die Erinnerung nicht ausbleiben kann. Deine Schriften erfreuen uns täglich. — Der glückliche Fortgang der neuesten Ausgabe (letzter Hand) deiner sämmtlichen Werke macht mir auch großes Vergnügen, und ich erwarte schon mit Ungeduld die ersten Bände. Der Himmel gebe dir zu allem Glück und Gesundheit!" Er selbst, berichtet er, lasse sich für seine Person, als ein treuer Schüler Epikur's, weniger von den Umständen anfechten und übergebe sich, so viel wie möglich, der Ruhe, doch sei noch gar viel Herrliches in der Welt, dessen er in seiner Abgeschlossenheit durch Lesung von Reisebeschreibungen und Zeitschtiften nicht ganz untheilhaftig bleibe; mit eigenen Arbeiten wolle es nicht mehr gelingen. „Oberst Lyncker's besuchen uns fleißig als unsere Nachbarn, und sind sehr freundschaftlich. Die übrigen haben meist selbst mit sich zu thun." Goethe ließ ihm von Seiten der Bibliotheken zu Jena und Weimar jede mögliche Gefälligkeit in der Mittheilung besonders neuer Werke zu Theil werden. Aus dem Ende des Jahres fehlen uns weitere Briefe, doch sehen wir aus einem Briefe an den Kanzler von Müller vom 21. Dezember, daß er, um sich den Sinn zu erheitern, Goethe's „Divan" wieder las. „Manches ist mir noch etwas räthselhaft", schreibt er, „vieles geistig und schön. Ich bewundere seine ausgebreitete Einbildungskraft." In diesem Jahre hatte Knebel auch eine Sammlung von Gnomen und Sprüchen unter dem Titel „Lebensblüthen" als erstes Heft erscheinen lassen; die Fortsetzung dieser ohne seinen Namen herausgegebenen Sammlung unterblieb.

Zum neuen Jahre 1827 begrüßte Knebel seine Freunde mit einigen herzlichen Versen („Nachlaß" I, 86 f.), die er auch an Goethe mitgetheilt haben wird; doch fehlen uns aus den ersten vier Monaten dieses Jahres alle Briefe zwischen den alten Freunden, und nur in einem Billet Goethe's an Weller vom 10. Februar ist ein Gruß an „unsern Major auf seiner Warte" erhalten. Der Anfang dieses Jahres hatte Knebel am 6. Januar in der edlen Frau von Stein, welche ihr fünfundachtzigstes Jahr überleben sollte, eine vertraute Freundin entrissen, mit welcher er im innigsten Briefwechsel gestanden hatte.[1]) Am 20. Mai bringt Knebel unserm Dichter für das neueste Heft von „Kunst und Alterthum" (VI, 1) „tausend Lob und Dank". „Du weißt uns schöne Maiblümchen zu binden, und deine Sonne steht immer im Mittag. Ich konnte das Heft nicht los werden, bis ich es durchlesen hatte"; nur eines wollte ihm nicht recht behagen, daß das Lehrgedicht aus dem Kreise wahrer Dichtung ausgeschlossen sein solle. Im Juli erfreute Goethe ihn mit den fünf ersten Bänden seiner neuen Ausgabe, worin besonders das schon im letzten Hefte von „Kunst und Alterthum" (VI, 1, 200 ff.) angekündigte Zwischenspiel zum „Faust", die „Helena", seine Aufmerksamkeit fesselte. „Deine Helena hat uns mit Zauber umgeben", schreibt er am 12. Juli. „Ich studiere an dem vortrefflichen Werk, und bin noch nicht ganz damit am Rande, da ich das Exemplar erst seit kurzem erhalten habe. Deine Kunst an Erfindung und Ausdruck in Gedanken, Worten und in der ganzen Darstellung hat mich entzückt. Noch manch treffliches Unbekanntes schimmert mir aus den fünf Bändchen hervor. Ich muß mir aber Zeit nehmen." Er hatte in diesen Tagen die Großherzogin auf dem Schlosse Dornburg begrüßt. „Gern möcht' ich weiter, auch zu dir kommen", äußert er in demselben Briefe, „aber ich fürchte die Reise. Da ich des Sitzens jetzt so gewohnt bin, so greift mich eine längere Fahrt sehr an. Und zu was bin ich denn Nutz? — Ich muß mich ja bald zu einer weitern Reise präpariren." Zu gleicher Zeit empfiehlt er ihm die Angelegenheit eines jungen Malers. Goethe's Antwort vom 18. Juli beginnt mit dem Geständniß, wie er manchmal beunruhigt sei, daß ein gutes Geschick, das sie so lange miteinander und so nahe nebeneinander bleiben und wohnen lasse, sie beiderseits auseinander halte, ohne daß sie unternehmen und wagen dürften, öfters zusammenzukommen, wobei er sich aber damit tröste, daß er immerfort darauf hinarbeite, seinen Freunden von Zeit zu Zeit im Geiste zu erscheinen. Wegen der Angelegenheit seines Malers ertheilt Goethe besten Rath, und er fordert ihn auf, diejenigen seiner Bilder, die der Nachhülfe bedürftig seien, in Dresden restauriren zu lassen; so möge er ihm z. B. das Portrait seines Vaters zur Besorgung dorthin zuschicken, damit er dasselbe zu

1) Vgl. Schöll zu Goethe's Briefen an Frau von Stein III, 458.

seiner Freude, die er als Familien- und Kunstfreund zu theilen haben werde, wohl erneuert zurück erhalte. Knebel dankt für dieses freundliche Anerbieten, da er alle seine Bilder in Jena reinigen zu lassen gedenke, was weniger weitläufig sein werde. „Deine Helena", fährt er fort, „hat in dieser Zeit noch mehrmals mein Studium gemacht. Es ist ein außerordentlich wunderbares Produkt, und es läßt keinen Zweifel, daß du große Sorgfalt darauf verwendet hast. Etwas räthselhaft wird es immer bleiben — aber das mag Mephistopheles verantworten. Die Verbindung der neuern mit der alten Poesie konnte nicht kunstreicher ausgedacht werden. Vorzüglich gefallen mir aber die alten Sylbenmaße und die treffliche Darstellung des alten Geistes. Ich bewundere deine Belesenheit und dein glückliches Gedächtniß." Goethe erwiedert am 21. Juli: „Wenn du der Helena befreundet bleibst, so wird dir weder im ganzen, noch im einzelnen etwas räthselhaft bleiben [1]), so wenig du an der treuen Freundschaft zweifeln wirst deines Goethe." Zugleich übersendet er ihm seine zu dem in Jena veranstalteten Abdrucke von Manzoni's Opere poetiche verfaßte, „Theilnahme Goethe's an Manzoni" überschriebene, fünfzig Seiten umfassende Vorrede.

Aus dem August und September fehlen uns wieder alle Briefe, obgleich es kaum zweifelhaft sein dürfte, daß Knebel auch in dieser Zeit dem treuen Freunde, besonders bei der glänzenden Huldigung, welche der edle und großherzige junge König von Baiern auf eine ganz einzige Weise dem Talente des größten deutschen Dichters brachte, seine innigste Theilnahme bezeigt haben wird. Im Oktober endlich sahen die alten Freunde sich nach mehrjähriger Trennung wieder, da Goethe, der sich jetzt rüstiger, heiterer und aufgelegter, als seit vielen Jahren fand, die Reise nach Jena wieder einmal zu wagen sich gedrungen fühlte. Eckermann berichtet hierüber unter dem 7. Oktober (III, 193): „Diesen Morgen (an einem Sonntage) bei sehr schönem Wetter befand ich mich mit Goethe bereits vor acht Uhr im Wagen und auf dem Wege nach Jena, wo er bis morgen Abend zu verweilen die Absicht hatte. Dort zeitig angekommen, fuhren wir zunächst am botanischen Garten vor, wo Goethe alle Sträuche und Gewächse in Augenschein nahm, und alles in schönster Ordnung und im besten Gedeihen fand. Wir besahen ferner das mineralogische Kabinet und einige andere naturwissenschaftliche Sammlungen, und fuhren darauf zu Herrn von Knebel, der uns zu Tisch erwartete. Knebel, im höchsten Alter, eilte Goethen halb stolpernd an der Thür entgegen, um ihn in seine Arme zu schließen. Darauf bei Tisch ging alles sehr herzlich und munter zu; von Gesprächen jedoch entwickelte sich nichts von einiger Bedeutung. Die beiden alten Freunde hatten genug am beiderseitigen menschlich nahen Beisammensein." Nach-

1) Vgl. Eckermann III, 151.

mittags machte Goethe mit Eckermann eine Spazierfahrt. Die Nacht blieben sie im Gasthofe, und obgleich sie erst am andern Abend nach Weimar zurückfuhren, ward Knebel nicht wieder besucht; sie fuhren nämlich am Mittag nach Burgau, und sprachen, von dort zurückgekehrt, nur eben bei Frommann vor, um frühzeitig in Weimar zurück zu sein.

Wenige Tage darauf, am 12. Oktober, schreibt Knebel: „Bei deinem kurzen Aufenthalte habe ich so manches zurückgelassen, weshalb ich dich gerne befragen möchte", worauf er seinen Rath in Bezug auf ein ihm zugesandtes Gedicht in Anspruch nimmt, von dem er gern eine ehrenhafte Anzeige zu machen wünsche. Am 11. November[1]) meldet derselbe: „Dein magisches Dichterwerk (die „Helena") habe ich nochmals studirt, und bin über den Reichthum der Gedanken darin in Erstaunen gerathen. Ueber die Trefflichkeit des Werkes läßt sich wohl nichts mehr sagen, doch möchte es nicht jedem leicht verständlich werden. Ich habe es mit unserm Freunde Lyncker durchtraktirt, und dieser hat sogar einen kleinen Kommentar darüber geschrieben. Es liegen die Gedanken und Beobachtungen so vieler Jahre in diesem Werke verborgen, und eine ungeheure Schöpferkraft. Lob und Dank sei dir, daß du uns diese reiche Phantasiewelt so schön vor Augen geführt hast! Mit den übrigen deiner Werke (in den zehn ersten Bänden der Ausgabe letzter Hand) lasse ich es so nach und nach kommen. Ich kann nicht zu viel auf einmal fassen, doch habe ich schon viel Treffliches gefunden." Goethe ist durch diese freundliche Aufnahme seiner „Helena" herzlich erfreut, und er möchte wohl Lyncker's Gedanken darüber lesen; zugleich theilt er ihm über deren Entstehung und sein erfreulich bedeutsames Verhältniß zu Hegel, der ihn vor kurzem besucht hatte, manches mit. Knebel erwiedert Goethe's höchst erfreuliche Zuschrift am 16. November. „Daß deine wunderbar herrliche Helena nicht in der nächsten Zeit ihre Entstehung erhalten, war wohl zu erachten", schreibt er. „So was war nicht in zehn Monden geboren, sagt Properz. Indessen wird das Werk klarer, je mehr man es liest, und ist bewundernswürdig. Mit Lyncker will ich Unterhandlung pflegen. Sein Kommentar betrifft nur das Geschichtliche. Wie ich höre, hat dich Mademoiselle Sontag[2]) mit ihrem Besuch erfreut. Ich möchte wohl zugegen gewesen sein, doch muß ich starke Anregungen vermeiden. Du aber lebe fort unter dem Schutz aller freundlichen Götter!"

Aus den ersten fünf Monaten des folgenden Jahres (1828) haben wir keine Spur der diese Zeit über gewiß nicht ganz unterbrochenen Verbindung. Die Herzogin erwiedert am 25. Februar

---

1) Denn im November muß Brief Nro. 642 geschrieben sein, den Guhrauer wider alle Möglichkeit in den Mai setzt. Der hier erwähnte Besuch von Zelter und Hegel fällt in den Oktober.

2) Vgl. Goethe's Brief an Zelter Nro. 575. B. 6, 115. W. C. „Wahrheit aus Goethe's Leben" S. 28 f.

auf Knebel's Glückwunsch zu ihrem Geburtstage: „Mit wahrer Freude höre ich, daß, trotz des unbegreiflichen Wetters, Ihre Gesundheit sich gut erhält. Goethe, der Beschützer des Barometer, fängt an, an dessen Zuverlässigkeit zu zweifeln, und weiß nicht recht, wie er dessen unbegreifliches Steigen und Fallen entschuldigen soll." Im April und im Juni, so wie später im September, schrieb Knebel verschiedene Bemerkungen in sein nach längerer Zeit wieder aufgesuchtes Tagebuch.[1]) Unter anderm bemerkt er, er habe im vorigen Jahre seine Lebensgeschichte kurz aufzeichnen wollen, es gelinge ihm aber damit nicht recht. Wahrscheinlich gehören mehrere der vielen in Knebel's Nachlaß aufgefundenen Stücke von Skizzen zu einer Lebensbeschreibung jenem Jahre an. Goethe's Prolog zu Deinhardstein's „Hans Sachs"[2]) wird Knebel vom Freunde schon zu Ende Februar erhalten und sich daran erfreut haben. Am 11. Juni dankt er für die dritte Lieferung der neuen Ausgabe von Goethe's Werken (Band 11—15), welche im zwölften Bande den Anfang des zweiten Theiles des „Faust" brachte. „Du wirst mir erlauben", so läßt Knebel sich am 11. Juni vernehmen, „daß ich dir heute für die Freude danke, die mir gestern dein neubereicherter „Faust" gebracht hat! — Was hast du nicht alles in diese kleine Zauberwelt hineingebracht! und welche Gedanken, Bilder und Darstellungen! und welcher Zauber der Harmonie! — Gewiß, deine Erzählungen (in B. 15 ?) können für eine kleine Lebensphilosophie gelten, reich an Fülle und Anmuth. Ich bewundere deinen Geist, deinen Fleiß und deine Kräfte. Möge sie der Himmel dir noch lange erhalten."

Leider sollte vier Tage darauf die Nachricht von dem ganz unerwartet auf der Rückreise von Berlin erfolgten Tode des Großherzogs die Seele des Dichters tief erschüttern. Um den täglichen betrübenden Eindrücken zu entgehn und sich in einer neuen Umgebung, im Genusse der ewig frischen Natur, von seinem gewaltig einschneidenden Schmerze herzustellen, begab er sich am Anfange des folgenden Monats nach dem großherzoglichen Schlosse zu Dornburg. Auf der Durchreise sprach er zu Jena bei dem alten, gleich tief ergriffenen Freunde ein, der ihn vor fast vierundfünfzig Jahren dem verewigten Fürsten zugeführt hatte. „Da nichts natürlicher ist", mit diesen Worten meldete er diesem am 5. Juli seinen Besuch an, „als in einem traurig bedrängten Zustande nach alten geprüften Freunden sich umzusehn, so wirst du es freundlich aufnehmen, wenn ich mich für Montag (den 7.) Mittag bei dir einlade, das Andenken unseres Verehrten im stillsten Familienkreise zu feiern."

Am 7. Juli kam er nach Dornburg, wo er bis zum 11. September eines stillen, mannigfach beschäftigten Lebens sich erfreute.

---

1) Vgl. „Nachlaß" III, 437—442.
2) Vgl. Riemer „Briefe von und an Goethe" S. 155—166.

Am 20. machte er von dort einen Ausflug nach Jena.[1]) Knebel schreibt ihm am 14. August nach seiner Dornburger Einsamkeit: „Ich kann unmöglich den gefeierten 28. (Goethe's Geburtstag, wozu dieser sich diesmal jede Feier verbeten hatte) gar abwarten, ohne mich nach deinem Befinden auf dem hohen Bergschloß zu erkundigen. Alle Nachrichten, die mir daher gekommen sind, sind vortheilhaft für dein Wohlsein. Ich wünsche dir ferner Glück, und daß du zufrieden die hohe Luft genießen mögest. Mit uns anderen im Thal geht es, wie es der Tag bringt. Mehrere Male wollte ich dich besuchen, aber das ungleiche Wetter und eine Beschwerlichkeit am Fuß verboten mir das. — Lebe wohl, mein Bester! und wenn es deine Rosse vertragen können, so lasse sie auch wieder einmal den Weg zu uns finden!" Vier Tage später erwiedert Goethe bei Uebersendung des neuen, bisher vergessenen, aber von Knebel nachgeforderten Heftes von „Kunst und Alterthum" (VI, 2): „Es ist sehr wacker von dir, mein wahrer alter Freund, daß du mich schriftlich begrüßest, da ich freilich nicht hoffen durfte, dich hier zu sehn. Ich habe meinen Wagen nach Hause geschickt, sonst hätt' ich dich schon besucht; die Wege auf der Höhe sind widerwärtig fahrbar, den Berg hinunter mag man auch nicht, weil die steile Rückkehr den Pferden allzuschwierig und den Fahrenden fast ängstlich wird. Also sitz' ich hier auf dieser Felsenburg, von der aufgehenden Sonne geweckt, mit der scheidenden gleichfalls Ruhe suchend, den Tag über in gränzenloser, fast lächerlicher Thätigkeit. Es sähe prahlerisch aus, herzurechnen, wie viel Alphabete ich gelesen und wie viel Buch Papier ich verdiktirt habe. Ich hoffe von allem diesem, daß auch dir manches zu Gute komme." Nachdem er von seiner vielseitigen Thätigkeit und manchem, was ihm in Dornburg zu Theil geworden, berichtet hat, spricht er den Wunsch aus, einige Zeit in Jena zubringen zu können, woraus sich manche gute Stunde ergeben müsse, da er vieles mitzutheilen habe, und Knebel von seiner weitverbreiteten Lektüre ihm auch sein Theil nicht versagen werde. „Du wirst mir verzeihen", schreibt Knebel am 11. September, an demselben Tage, an welchem Goethe Dornburg verließ, „daß ich so spät komme, mich nach dir zu erkundigen. Ich hoffte von Zeit zu Zeit, dir persönlich meine Aufwartung machen zu können, aber die ungewisse Witterung und mein halblahmer Fuß wollten es mir nicht gestatten. Indessen erhielt ich doch immer Nachricht von deinem Wohlbefinden, und wie du den Tempel der Musen auf der Höhe zu bereiten suchest.— Komme nur bald und bringe uns von dem Aetherhauch aus den hohen Lüften etwas mit!" Das letzte Heft von „Kunst und Alterthum" habe er noch am Tage des Empfangs durchgelesen, bemerkt er, und darin nichts gefunden, was ihn nicht erfreut und belehrt hätte. Auch die artige neue Novelle (das Kind mit dem

---

1) Vgl. Brief an Zelter Nro. 609.

Löwen) im fünfzehnten Bande der Werke, habe ihn ergötzt." Wahrscheinlich sprach Goethe bei der Rückreise auf kurze Zeit bei Knebel vor; um zwei Uhr Nachmittags war er bereits in Weimar.

Aus den folgenden Monaten des Jahres ist uns keine Spur brieflicher oder persönlicher Verbindung erhalten. Der Kanzler von Müller, der im Juli Goethe's um 1780 geschriebenen Aufsatz: „Die Natur" an Knebel mitgetheilt hatte, [1]) sandte ihm im Dezember Goethe's Portrait von Stieler, auf Stein von Schreiner gezeichnet, woran er große Freude bezeigte. „Ich kann nicht sagen, daß es das allerähnlichste sei", schreibt er am 23. Dezember, „aber es ist doch ein gewisser Geist darin. — Grüßen Sie Goethe von Herzen! Ich preise sein glückliches Alter. Solchen Geist hat die Natur wenigen eingegossen."

Wie sehr Knebel noch immerfort mit der Frage über die Unsterblichkeit der Seele beschäftigt war, über die er bereits im Jahre 1797 seine abweichenden Gedanken niedergeschrieben hatte, zeigt der am 14. Januar 1829 gerichtete Brief von Schütz, der gegen Knebel äußert: „Wenn ich im April oder Mai nach Jena kommen sollte, wie ich hoffe, so wollen wir über das Kapitel von der Unsterblichkeit der Seele miteinander philosophiren, worauf ich mich herzlich freue." Im April desselben Jahres schrieb Knebel Betrachtungen über das wahre Glück des Menschen nieder („Nachlaß" III, 441 f.), worin der Anspruch auf Unsterblichkeit als eine Anmaßung des Menschen, „dieser Null, dieser Blase", bezeichnet wird. Zum Geburtstag beglückwünschte er in einem herzlichen Schreiben den geliebten und verehrten Dichter. „Ich darf diesen Tag nicht hingehn lassen", schreibt er, „ohne dir wenigstens ein schriftliches Zeichen unserer herzlichen Theilnahme darzulegen. Die hohe Verehrung, die dir von uns allen gebührt, und die Freude über dein fortdauerndes Wohlsein verdoppelt sich an diesem Tage zu neuen Wünschen und Hoffnungen. Dein Leben sei noch ein fröhlicher Durchgang durch den Garten deiner Erzeugnisse, wodurch du so viele gestärkt und beglückt hast! — Ich darf mich nicht mit dir vergleichen, ob ich gleich an Jahren so viel älter bin. Mein Baum gleicht mehr einem wilden Sprößling, der nur hie und da einige eßbare Früchte gezeugt hat. Mag es sein, wie es wolle! et vita ars est, sagt ein alter Weise; und wenn wir nicht in Gold oder Demant arbeiten, so mögen doch einige Schnitzeleien uns den Tag vertreiben helfen! — Wir sind leidlich gesund, des widrigen Wetters ungeachtet; nur meine Geisteskräfte nehmen etwas ab." Für das Bild des englischen Freundes, ohne Zwei-

---

1) Vgl. „Nachlaß" III, 95. Ueber diesen Aufsatz (B. 40, 385 ff.) vgl. Goethe's Brief an den Kanzler Müller daselbst B. 40, 526 ff. Knebel bemerkt, ihm habe eine ähnliche Ansicht der Dinge schon längst vorgeschwebt. Ist in Goethe's Brief an Knebel Nro. 38, wie der Herausgeber angibt, dieser Aufsatz gemeint, so gehörte derselbe nicht Goethe an.

fel Robinson's,[1]) spricht er seinen Dank aus. Ein im Oktober beabsichtigter Besuch zu Jena kam nicht zu Stande.[2]) In die von Goethe's Schwiegertochter für den engern befreundeten Kreis bestimmte Zuschrift „Chaos"[3]) gab Knebel im November ein „das Chaos" überschriebenes Gedicht („Nachlaß" I, 87). In demselben Jahre ließ Knebel's Gattin seine Uebersetzung von Alfieri's „Saul" drucken, von welcher der Gatte ihr die Handschrift geschenkt hatte.

Obgleich Goethe den Freund in diesem Jahre nicht allein mit zwei neuen Lieferungen seiner Werke (B. 21—30), welche unter anderm die neubearbeiteten „Wanderjahre" und den „zweiten Aufenthalt in Rom" brachten, sondern auch durch die ersten Bände seines Briefwechsels mit Schiller erfreute, so scheint Knebel, über den das Alter immer mehr seine Gewalt übte, ihm dieses Jahr, mit Ausnahme des erwähnten Glückwunsches zum Geburtstage, ganz stumm geblieben zu sein, wodurch denn Goethe sich am 6. Januar 1830 zu der theilnehmenden Aeußerung veranlaßt fand: „Es ist zwar nicht recht und billig, mein theuerster Freund, daß man nach einem so lange mit- und nebeneinander geführten bedeutenden Lebenswandel zuletzt so ganz ohne Wechselwort und Wirkung verbleibe. Da ich aber von dir vernehme und weiß, daß du auf deinem Gange redlich vorschreitest, dich zu unterhalten und zu belehren treulich fortfährst, du auch von mir manches mehr oder weniger Eingreifende von Zeit zu Zeit vernimmst, wie ich mich denn, indem ich dieses oder jenes ausfertige, auch deiner stillen Theilnahme getrösten darf — so wollen wir in unserm bisherigen Zustande freundlich verweilen, bis uns eine günstigere Jahreszeit wohl wieder, wenn auch nur auf Augenblicke, zusammenbringt. — Möge dir und den lieben Deinigen das mögliche Gute zukommen, wenn auch unseren Wünschen und Hoffnungen immer noch etwas zurückbleiben dürfte." Knebel entschuldigt sein Schweigen damit, daß er von Goethe's Wohlsein immer gute Nachrichten erhalten und geglaubt habe, sein unbedeutender Zutritt könne ihm, da er mit Besuchen und Geschäften überhäuft sei, eher hinderlich sein. „Meines Beifalls und Lobes bist du gewiß", fügt er hinzu, „und ich theile solches mit der ganzen Welt Bekenntniß; aber mein hochgestiegenes Alter nimmt von meinen Kräften mehr, als den gehörigen Theil. Die dreißig wohlgebundenen Bändchen (von Goethe's Werken) stehen bei mir in hübscher Reihe nebeneinander und ich hole mir zuweilen Raths aus ihnen, vergesse aber auch nicht die später hinzukommenden, und was dein unerschöpflicher Fleiß stets noch hinzubringt. Glücklich, wem die Götter solche Gaben verliehen! Meine Produktionskraft ist äußerst beschränkt. Ich er-

---

1) Vgl. Guhrauer zum Briefwechsel I, 329 Note 1. Knebel's „Nachlaß" I, 210.
2) Vgl. Goethe's Briefe an Weller bei Döring Nro. 984. 985. 989.
3) Vgl. Weimar's Album S. 207 ff.

freue mich an den Werken anderer, und suche nur den Kreis der Kenntnisse, die mir zukommen, etwas vollständiger zu machen."

Der am 14. Februar erfolgte Tod der ihrer herrlichen Weiblichkeit und liebevollen Würde wegen allgemein verehrten Großherzogin Mutter setzte beide Freunde, die sich der edelsten Theilnahme der Verewigten bis zum letzten Augenblicke in so hohem Grade zu erfreuen hatten, in gleich tiefe Betrübniß. „Die kalten, trüben und betrübten Tage", schreibt Knebel am 22. Februar an Goethe, „haben fast jeder freundlichen Mittheilung Einhalt gethan. Sie ist nicht mehr, auf die sich unser bestes Vertrauen stützte! — Ich habe in letzter Zeit deinen freundschaftlichen Briefwechsel mit Schiller meist durchlesen, und mir viel Vergnügen und Lehre daraus geschöpft. Es ist wohl selten, Männer dieser Art in so offenem Geständniß gegeneinander zu sehn. Nur Kinder der Helden können sich so frei geben und keine Blöße scheuen." Bei dieser Gelegenheit theilt er Goethe einen vor mehreren Jahren geschriebenen Aufsatz „über das Leben des Epikur" zur Durchsicht und zur Erklärung mit, ob er denselben für hinlänglich bedeutend halte, um ihn der neuen, verbesserten und wohlfeilern Ausgabe seiner Uebersetzung des Lukrez beizufügen. „Der Aufsatz über das Leben und die Weisheit des Epikur", erwiedert Goethe fünf Tage später, „ist anmuthig überzeugend, die Betrachtung gründlich und die Zeugnisse der Vorfahren am rechten Orte." Nachdem er seiner eigenen liegen gebliebenen Vorarbeit über Lukrez als Römer zu seiner Zeit gedacht hat (vgl. oben S. 590 ff.), fährt er fort: „Der große Werth des Gedichtes (des Lukrez), als ausgeführte Zusammenfassung der ganzen Lehre, tritt meines Bedünkens in der neuesten Zeit erst recht hervor, nachdem uns von Epikur selbst verfaßte Stellen aus den Pompejanischen Grüften mitgetheilt worden. Sie sind unerfreulich zu lesen, man muß sie erst aus Lukrezens Gedicht gleichsam erklären. Haben doch die Alten selbst, die um so viel näher standen, seinem Stil nichts abzugewinnen gewußt. Es ist also sehr wohlgethan, was die Lehre betrifft, sich an das Gedicht zu halten, und sein Leben auf die Weise, wie du es gethan, in seiner naiven Reinlichkeit darzustellen. Eine neue Ausgabe deiner so schätzenswerthen Uebersetzung kommt übrigens wohl zur rechten Zeit, da die Franzosen selbst gründlich und umsichtig mit der Philosophie der Alten in den neuesten Tagen sich zu benehmen anfangen; und ihr manche eigene Ansicht abzugewinnen suchen."

Den Sommer über beschäftigten Knebel, außer seiner poetischen, historischen und politischen Lektüre, besonders philosophische Betrachtungen, von denen einige aus dem Mai, Juni und Juli uns im „Nachlaß" (III, 443—448) erhalten sind. Einen längere Zeit über beabsichtigten Besuch Jena's [1]) brachte Goethe Ende Juli oder

---

1) Vgl. Goethe's Briefe an Weller bei Döring Nro. 1017. 1019.

in den ersten Tagen des August zur Ausführung; leider aber mußte er denselben auf einen Tag beschränken und sich mit der Durchsicht der wissenschaftlichen Sammlungen im Schlosse begnügen, die Freunde zu begrüßen mußte er sich damals versagen. Weller, bei dem er Tags vorher seine Ankunft angemeldet hatte, wartete seiner um 9 Uhr im botanischen Garten. Von dort fuhr er mit Goethe in's Schloß, dessen Sammlungen sie durchsahen, worauf sie ein Frühstück im Eckzimmer des ersten Stockes nahmen. Das mit Wein gefüllte silberne Schiffchen, welches Goethe auf Reisen immer mit sich führte[1]), schwamm von Weller zu Goethe hin und her. Nach dem Frühstück fuhr er mit jenem um den Graben, worauf es sofort nach Weimar ging.[2]) Goethe fürchtete wohl, den alten Freund in seiner Ruhe zu stören, und er selbst mochte sich die Aufregung eines solchen Wiedersehens nicht zutrauen. Am 10. August konnte es Knebel nicht länger anstehn lassen, dem Freunde wenigstens ein Zeichen seines steten Andenkens und seiner Verehrung zu geben. „Du wirst", schreibt er, „die Schuld meines langen Schweigens mit dem Mantel deiner Geduld und Nachsicht decken, welche letztere der lange Lauf meiner Jahre vielleicht erfordern möchte. Es ist leider in der Erfahrung, wie sich in späteren Jahren der Hang zur Thätigkeit vermindert. — Nur bei dir ist es eine Ausnahme, und dein Geist scheint sich noch mit den Jahren zu stärken." In Goethe's Werken, von denen fünfunddreißig Bände damals erschienen waren, lebe er noch immer fort, bemerkt er; auch in dem Briefwechsel mit Schiller finde er manches Treffliche, nur wünschte er die Urtheile über einige Freunde (wohl besonders über Herder) etwas gemäßigt. „Von deinen Arbeiten sage ich nichts", fährt er fort; „denn du bist der Vortreffliche. Erst ganz kürzlich hat deine zweite Reise nach Italien (soll heißen der zweite Aufenthalt in Rom) mich höchlich ergötzt, und mir den alten Schleier etwas abgenommen." Von Goethe's mit Eckermann nach Italien gereistem Sohne wünscht er zu wissen, ob er jetzt etwa in Rom sei, da er ihm einen kleinen Brief an den Engländer Robinson übersenden möchte, der ihm von Rom aus geschrieben hatte. Am 28. August wendet er sich wieder an den Freund, der an diesem Tage in sein zweiundachtzigstes Lebensjahr eintrat. „So sehr ich auch unsere herzlichen Wünsche zu deinem Geburtstage dir heute selbst überbringen möchte", beginnt er, „so will es mir doch die Schwäche meiner Jahre nicht erlauben. Nicht jedem ist es vergönnt, wie dir, den Angriffen des Alters mit jugendlicher Kraft zu widerstehn, und Bewunderung und Lob noch im hohen Alter zu erringen; wir müssen uns endlich unter der

1) Eckermann III, 187 f. berichtet von einer „biegsamen feinen goldenen Schale", die Goethe in einem gelben Lederfutteral bei Ausflügen immer bei sich geführt habe. Grüner (Briefwechsel S. 165) spricht in ähnlicher Weise von einer „vergoldeten Pilgrimschale von Silber".

2) Nach freundlicher Mittheilung des Herrn Weller.

Last des Schicksals beugen." Am 12. September meldet ihm Goethe, daß er die erste Sendung an seinen Sohn nach Rom bereite, und er bittet ihn, seinen Brief an Robinson ihm zur gleichzeitigen Absendung zukommen zu lassen. „Ich lebe nach alter Art und Weise", schreibt er, „und habe mich über nichts zu beschweren, als daß ich verhindert bin, mich vom Flecke zu bewegen, und meine Freunde, die, von so vielfachem Interesse umgeben, sich so ganz nahe befinden, und besonders dich an deinem Stadtende (zu) besuchen." Nachdem er ihm das Erscheinen der Schlußlieferung seiner Werke auf Michael angekündigt hat, gibt er seine fast leidenschaftliche Theilnahme an den in der französischen Akademie zwischen Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire entstandenen naturwissenschaftlichen Streitigkeiten zu erkennen, die ihn zu einer eigenen Darstellung des Gegenstandes veranlaßt.[1]) Selbst der politische Umsturz verlor neben dieser Lebensfrage seiner naturwissenschaftlichen Ueberzeugungen bedeutend an Wichtigkeit für ihn. „Jene im Februar entstandene Akademiestreitigkeit", bemerkt er, „ward freilich im Juli stark übertäubt, und auch wir kommen in eine Lage, wo es aussieht, als wenn wir auf den Kopf gestellt werden könnten, so daß die Kephalopoden, worüber jener Streit begann, uns zur schlimmen Vorbedeutung werden könnten. Es ist zwar bemerkenswerth, aber nicht wunderbar, daß wir die Reprise der Tragödie von 1790 wieder erleben müssen; indeß ist es weder Wahl noch Schuld von unserer Seite, und wir wollen uns das alte Wort: Durate! (Haltet aus!)[2]) gesagt sein lassen."[3]) Bei Uebersendung des Briefes an Robinson äußert Knebel: „Herr Soret, der uns heute mit seinem Prinzen (dem Erbgroßherzog) verlassen wird, ist von deinem botanischen Nachtrag (zu dessen Uebersetzung der „Metamorphose der Pflanzen") sehr erbaut, und sehr beflissen, ihn in's Französische überzubringen. Glücklich, wer Geschick und Kräfte hat, dergleichen zu fördern! Dein unermüdeter Fleiß verdient Bewunderung. Die Frau Großherzogin, die schon gestern Abschied von uns genommen hat, hat mir die Ehre angethan, uns schon zweimal in unserm Garten zu besuchen. Sie war sehr herablassend. Die jetzigen politischen Erscheinungen scheinen die schon vor einigen Dezennien gemachten Prophezeiungen in Erfüllungen (Erfüllung?) bringen zu wollen: Novus rerum nascitur ordo.[4]) Wer aber der Heiland sein wird, ist noch ungewiß."

Bei dem schweren Schlage, welcher bald darauf den greisen

---

1) Vgl. B. 40, 488—499. Eckermann II, 354. III, 339 ff.
2) Virg. Aen. I, 207.
3) Vgl. Goethe's Brief an Zelter Nro. 740.
4) „Eine neue Weltordnung beginnt." Der vorschwebende Vers (Virg. Buc. IV, 5) lautet eigentlich: Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo. Auch hier zeigt Knebel noch seine alte Freisinnigkeit. Wie übel hatte ihm nicht die verewigte Großfürstin seine fortdauernde Begeisterung für die französische Revolution genommen!

Dichter im unerwarteten Tode seines einzigen Sohnes traf, mußte die herzliche Theilnahme Knebel's ihm zu einigem Trost gereichen. „Die Nachricht von dem Tode deines Sohnes", schreibt dieser am 14. November, „hat auch uns in Trauer versetzt. Er war auch unser Freund, und wir hofften, sein Ausflug in das geliebte Land werde ihm neue Kräfte geben. Nun deckt es seine Asche, und läßt dem Vater nur die frohe Erinnerung voriger Zeit. Der Untergang so mancher tausende in diesem Jahre, deren Verlust höchst bedauernswürdig ist (man denke an die Opfer, welche die Cholera in diesem Jahre forderte), könnte uns gegen das Schicksal gleichgültiger machen, doch der nahe Schmerz ist immer der empfindlichste, und das verwandte Blut das theuerste. Laß dir meine wenigen Worte gefallen, und laß die Ansicht deiner lieben Enkel die Stirne erheitern!" Aber in der Nacht vom 25. auf den 26. November wurde Goethe von einem Blutsturze befallen, der ihn dem Tode nahe brachte. Wie tief bekümmert mußte Knebel während jener gefährlichen Tage um den alten Freund sein! Aber schon am 10. Dezember konnte er dem Wiederhergestellten mit der Bitte nahen, er möge ihm gestatten, den am 22. Januar ihm geschriebenen, seinen Aufsatz über den Epikur betreffenden Brief der neuen Ausgabe seines Lukrez vorsetzen zu dürfen, was Goethe nach genommener Einsicht desselben gern gestattete. „Da wir, mein Theuerster", schreibt dieser am 15. Dezember, „mit gutem Glück auch über diesen Sturz hinausgekommen sind, so wollen wir der Tage genießen, die uns noch gegönnt sein mögen, es auch an Thätigkeit für uns und andere nicht fehlen lassen."

Zum neuen Jahre (1831) konnte Knebel nicht unterlassen, wenn auch spät, dem glücklich geretteten Freunde seine besten Wünsche darzubringen. „Das neue Jahr drängt mich gleichsam", schreibt er am 25. Januar [1]), „dir meine Schuldigkeit zu erweisen, und mich nicht ganz und gar von dir vergessen zu machen. Von meiner Theilnahme an deinem Wohl und der Fortdauer desselben bist du überzeugt, und ich schätze mich glücklich, mit den besten Menschen nur einen Wunsch darüber zu hegen. Mir bleibt nicht viel übrig, als wie ein Wiedererstandener aus dem Reiche der Schatten auf die Ereignisse der Welt noch hinzuschauen. Mit den kleinen Büchelchen, die mir aus dem reichen Vorrathe deines Geistes zuweilen zufliegen (die letzte Lieferung der Werke war im Herbste erschienen), ergötze ich mich, und hole mir aus ihnen noch einigen Saft des Lebens. Die neuesten Geschichten (in Belgien und Polen) lassen uns auch nicht ohne Interesse. Uebrigens erhalte ich mich sorgsam in meiner wohlgeheizten Stube, und erfreue mich über Nachrichten aus dem Reiche der Natur, die mir Freunde

---

1) Guhrauer setzt den Brief in das vorhergehende Jahr, in welches er unmöglich gehört, schon deshalb, weil er in diesem sich bereits an Goethe gewandt hatte. Das Jahr 1830 in der Datirung ist Lese- oder Schreibfehler.

bringen, von denen der Lehrer meines Sohnes jetzt sehr fleißig die Insekten studirt." Von den ernsteren Betrachtungen, die er um diese Zeit über das Schicksal der Menschen anstellte, zeugt ein erhaltenes Bruchstück aus dem Februar („Nachlaß" III, 449 f.). Am 9. April wendet sich Knebel, den mittlerweile ein Besuch von Goethe's Enkeln erfreut hatte, wieder einmal an den verehrten Freund. „Mit Freuden habe ich von deinen lieben Enkeln vernommen", schreibt er, „daß du von deinem bösen Unfall (vom vorigen Jahre) glücklich wiederhergestellt bist. Möge alles Böse dieser Art künftig weit von dir entfernt bleiben! Gottlob hat mich der Himmel diesen Winter über von dergleichen Zufällen meist befreit erhalten, und ich habe die trübe Zeit in meiner Klause ziemlich ruhig zugebracht. Gestern wagte ich die erste Spazierfahrt, und heute lockt der schöne Morgen zu ähnlichen Unternehmen." Im Juli befand sich Knebel unwohl, wie wir aus dem Berichte Zelter's vom 27. Juli ersehen, der unserm Dichter erzählt: „Auf dem Herwege (nach Jena) kreuzten wir uns mit der Frau von Knebel, die nach Weimar fuhr, die uns sagte, ihr Mann liege im Bette und medizinire. Das hält mich jedoch nicht ab, ihn im Bette zu finden, der sich, obschon unwohl, über meinen Besuch freute, da ich denn versprach, wiederzukommen. Das letzte geschah gegen Abend. Ich fand ihn frisch und munter, und zwei Frauen bei ihm, eine Professorswittwe und eine Schwiegertochter." Ende August brachte Goethe sechs der heitersten Sommertage in Ilmenau zu [1]), wo die Erinnerung an die frohe, rasch hingeschwundene Jugend, an den verewigten Großherzog, wie auch andere Freunde jener stürmischen Zeit, und der Genuß der ewig frischen Natur ihn herzlich erquickten. Hier war es, wo ihn Knebel's neue Ausgabe der Uebersetzung des Lukrez aufsuchte. Aber mannigfache Abhaltungen und der Wunsch, etwas Bedeutendes dem Freunde zu sagen, ließen ihn erst am 23. Oktober für dieses schöne Geschenk seinen besten Dank aussprechen. „Deine liebwerthe Sendung, theuerster Herr und Freund", schreibt er, „kam glücklicherweise mir in dem Augenblicke zu Handen, als ich, in Ilmenau am Fenster stehend, deine Wohnung, wo du an dem trefflichen Werke schon emsig gearbeitet hattest, in der Nähe sehn und den Platz davon (sic) in seiner grünen Baumreihe wieder erkennen durfte. In dieser Lage war mir denn der neue hübsche Band höchst erwünscht, und ich konnte, meist in ununterbrochener Stundenfolge, bei meinem dortigen Aufenthalt die drei ersten Bücher ungestört durchlesen. — Bei der völligen Freiheit und Heiterkeit, die mir in jenen Tagen zu Gute kam, habe ich erst auf's deutlichste wieder empfunden, welches Verdienst es sei, uns diese tiefen errungenen, dem Widerspruch ausgesetzten Vorstellungen, die durch mächtige Geister Realität gewinnen, und sich uns als positiv ausdrücken, mit solcher Klarheit und Anmuth in

1) Vgl. Brief an Zelter Nro. 813. Riemer II, 173.

einer neuern, faßlichern Sprache vorzutragen, so daß man nirgends anstößt, nirgends aufgehalten wird, und sich gerne dem Vortrag hingibt, der, auch bei Verschiedenheit der Meinungen, unsern Beifall mit sich hinzureißen kräftig genug gefunden wird." Knebel, der über die lange Verzögerung der Antwort auf seine freundliche Sendung bedenklich geworden war, fand sich durch diesen glänzenden Lobspruch freudig überrascht. „Freude und Zufriedenheit", äußert er in seinem Dankbriefe vom 25. Oktober, „bringen mir stets die Nachrichten von deinem fortdauernden Wohlsein. Von dir möchte man wohl sagen: Der Geist macht lebendig, da der meinige mit den Zufällen des Alters merklich abnimmt. — Uebrigens habe ich Ursache, mich mit meinem Haushalte ziemlich zufrieden zu stellen. Ich habe eine fleißige Frau und zwei gute Söhne; auch das Lokal meiner Wohnung ist angenehm. Bei Erziehung meines jüngern hab' ich viel Glück. Er ist selbst fleißig und von gutem Naturell." Goethe hatte letztern ganz neuerdings mit einem schönen Geschenk erfreut, für welches Knebel in demselben Briefe seinen Dank ausspricht. „Es ist edel und schön", bemerkt er, „und trägt zur Erfüllung meines Wunsches, ein Eigenthum zu besitzen, wesentlich bei." Goethe hatte ihm, als seinem Pathen, die Aktie auf das von Knebel bewohnte Haus im Betrage von zweihundert Thaler geschenkt. Vgl. oben S. 557. In den November fällt Knebel's Betrachtung über die Weiber als gute und böse Genien des Menschengeschlechts („Nachlaß" III, 450 f.).

Hatte Knebel zum Anfang des neuen Jahres (1832) den alten Freund nicht begrüßt, so ließ es ihn doch am Anfange des Monates, der diesen der Erde entführen sollte, nicht ruhen, wozu der Tod des Goethe befreundeten Professor Lenz, der ihn an sein und Goethe's hohes, den raschesten Wechselfällen ausgesetztes Alter gemahnt hatte, nicht wenig beigetragen haben möchte. „Ich kann unmöglich das Jahr weiter vorrücken lassen", schreibt er am 1. März, „ohne mich nicht, wenigstens schriftlich, einmal nach deinem Befinden zu erkundigen. Zwar finde ich deinen Namen oft in Schriften und Büchern mit dem ihm gebührenden Lob und Preise angeführt, aber das allein ist doch nicht meinem Herzen genug." Nachdem er sein Bedauern über die Augenkrankheit von Goethe's ältestem Enkel ausgesprochen und den lebhaften Antheil an seiner „Morphologie" angedeutet, auch sonstige Nachrichten mitgetheilt hat, fährt er fort: „Für die Güte, die du meinem Bernhard erzeigt hast, sind wir alle sehr dankbar. Es wird ihm doppelt nützlich sein, daß er auch ein Stück Feld besitze. Zum Hofjunker schickt er sich nicht so recht[1]. Sein älterer Bruder ist

---

1) Diese Behauptung bewahrheitete sich nicht; denn Bernhard von Knebel war, nachdem er zu Jena und Berlin die Rechte studirt hatte, zu Weimar Hofjunker und Regierungsassessor und allgemein, besonders auch am Hofe, sehr beliebt, weber sein frühzeitiger, am 10. Juni 1844 erfolgter Tod um so schmerzlicher empfunden ward. Die Beziehung auf das „Stück Feld" ist nicht recht klar,

jetzt nebst seiner Frau auf einige Tage bei uns. Mein neuer Lukrez scheint wohl aufgenommen zu werden. Dieses alles habe ich dir zu danken; denn ohne dein Zeugniß wäre es wohl nicht so." Dieser Brief fand den verehrten Freund noch im besten Wohlsein; aber am 16. März befiel diesen ein Bruststechen, zu dem sich bald ein fieberhafter Zustand gesellte. Zwar trat durch kräftige Arzneimittel eine augenblickliche Besserung ein[1]), aber in der Nacht vom 19. auf den 20. äußerten sich bedenkliche Zufälle; am Morgen des 21. schien eine wohlthätige Krise sich einzustellen, aber an demselben Nachmittage wurde der Zustand immer trost- und hoffnungsloser, und der folgende von Goethe als ein Unglückstag lange gefürchtete 22. beraubte Deutschland seines größten Dichters. Gerade an diesem Tage hatte der Kanzler von Müller vor sechs Jahren sein Vorwort zu der Festbeschreibung von Goethe's goldenem Jubeltag mit den Worten geschlossen: „So erneue sich denn mit dem Licht des wiederkehrenden Frühlings der heitere Festkranz für alle Theilnehmende, und werde dem Gefeierten selbst zum Sinnbild unvergänglicher Gefühle!"

Knebel's Trauer um den Verewigten konnte keine Worte finden; mit ihm hatte er sein Liebstes und Edelstes auf Erden verloren. „Unter allen, die Goethe überlebt haben", schreibt Passow am 5. Mai, „ist keiner, von dessen Stimmung ich so gerne einige Kunde hätte, als der alte Knebel. Bisher standen die Freunde noch als ein Heroenpaar aus alter Zeit da, kräftig genug, die Plattheit und Flachheit der Gegenwart abzuwehren. Ich kann mir nun, aus früherer Erinnerung, Knebel gar nicht anders denken, als müsse er dem Schicksal grimmig zürnen, das ihn allein übrig gelassen." Aber der Schmerz hatte Knebel's sonst so leicht auffahrende Seele weich und mild gestimmt. Wenige Tage nach dem Abscheiden des verehrten und bewunderten Freundes verletzte Knebel sich selbst durch einen Fall den linken Arm. Als der Kanzler von Müller den zur Todtenfeier auf dem Weimarer Theater gedichteten herrlichen Epilog zum „Tasso" Knebel übersandt hatte, schrieb dieser am 3. April: „Es ist mir unmöglich, zum Lob und Dank unseres abgeschiedenen Freundes Goethe etwas Besseres zu sagen. Sein Andenken lebt in uns fort, das er durch so viele Beweise seiner schöpferischen Kraft in uns zu bestätigen gewußt hat. Ich spreche nach wie vor mit ihm, wenn er mir auch nur

---

wenn nicht etwa ein Stück des Gartens ihm für den Betrag der Aktie als Eigenthum zugewiesen ward

1) Den zuerst in „Kunst und Alterthum" VI. 622 ff. mitgetheilten Brief an Wilhelm von Humboldt kann Goethe unmöglich am 17. März geschrieben haben, wie der Kanzler von Müller hinzusetzt, „dem Tage seiner tödtlichen Erkrankung". K. W. Müller gibt in der Schrift: „Goethe's letzte literarische Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden", den Verlauf von Goethe's Krankheit in der oben bezeichneten Weise an. Höchst wahrscheinlich ist der Brief, der einer Erkrankung gar nicht gedenkt, am 11., an demselben Tage, wie der letzte an Zelter, oder, wie der letzte an Grüner, am 15. März geschrieben.

in geistiger Gestalt erscheinen sollte. Zu einigem Troste bei seinem Andenken habe ich mir Salvandy sur la révolution zu erlangen gesucht, welches Buch unser Freund in seinen letzten Stunden so hoch zu preisen wußte. Und das wohl mit Recht; es ist trefflich geschrieben." [8]) Auffallend muß dagegen das Urtheil scheinen, welches wir im „Nachlaß" III, 478 über Goethe lesen: „Kunst und Wissenschaft war sein Element. Diese erhoben ihn, mit Recht ist er durch diese verehrt. — Goethe war Egoist im höchsten Grad: aber er mußte es sein; denn er wußte, welchen Schatz er zu verwahren hatte. Wo es auf Wissenschaft und Kunst ankam, suchte er alles sich anzueignen." Aber in diesem einseitigen Urtheile faßt Knebel den Ausdruck Egoismus nicht in seinem scharfen Sinne, wo er der Tod nicht allein der Freundschaft und Liebe ist, sondern auch jeder ächten Begeisterung für die höchsten geistigen Güter, vielmehr versteht er darunter jene zur eigenen Ausbildung alle Strahlen sammelnde Richtung, bei welcher die edelsten menschlichen Gefühle sehr wohl bestehn können, im Gegensatz zu jener sich selbst zerpflückenden Gutmüthigkeit, die keinen Zweck in sich kennt, sondern alles außer sich sucht, sich allerwärts anhängt. Als der Kanzler von Müller ihm im folgenden Jahre (1833) die letzten Bände von Goethe's „nachgelassenen Werken" (Band 5—10) übersandt hatte, erwiederte er an Goethe's Todestag: „Ich werde sie mit Andacht lesen. Sie werden mir zuweilen durch Auflösung dieser Pythischen Orakel helfen. Goethe scheint mit dem heutigen Tage fast alle Wärme von unserer armen Erde mit sich genommen zu haben. Wir haben hier vollkommenen Winter, und der Schnee blendet uns die Augen. Was kann es werden? Heiter konnte dieser Tag nicht sein; wir müßten denn, wie die Wilden, um das Grab des Verstorbenen tanzen und uns freuen, daß er unser gewesen, und nun der Last der Erde entlediget worden." Es war das letztemal, daß er den Todestag des warmgeliebten Freundes erlebte. Der nächste Frühling (1834) fand ihn nicht mehr unter seinen Blumen, seinen Bäumen; der 23. Februar dieses Jahres hatte ihn seinem noch im Winterschlafe ruhenden Jenaer „Paradiese" entrückt. Seine trauernde Gattin sollte ihn fast achtzehn Jahre überleben; sie starb am 4. Januar 1852. Der Sohn, der Major von Knebel, lebt noch im elterlichen Hause, mit seiner seit dem 14. Mai 1839 ihm angetrauten zweiten Gattin, einer Tochter des Adjunktus Trautmann in Königshofen bei Eisenberg (ihre Mutter war eine von Gerstenbergk), einem Sohne und zwei Töch-

---

8) Die Großherzogin hatte bei ihrem gewohnten Donnerstagsbesuche des Dichters diesem am 15. März unter anderen Werken über die neuere französische Revolution die geistreiche Schrift Salvandy's: Seize mois ou la révolution et les révolutionnaires, besonders gepriesen. Am 21. wollte Goethe in dem Buche lesen, allein er fühlte sich, nachdem er eine Zeit lang darin geblättert hatte, dazu unfähig, weshalb er es weglegte, doch befahl er, es nicht zu entfernen.

tern, welche dieser sehr glücklichen Ehe entsproßten. „Durch die Phantasie(n), ja Klagen, welche seine letzte Krankheit erzeugte“, berichtet eine Freundin Knebel's [1]), „wehte noch ein poetischer Wohlklang, und seine Aeußerungen über dieselben waren nicht alltäglicher Art. So sagte er in seinen letzten Tagen, als ein Besucher ihn beklagte, daß mit ihm zugleich seine Gattin und sein jüngster Sohn tödtlich krank lägen: Wenn die Schläge des Geschickes hart fallen, so gehört nur ein tüchtiger Amboß dazu, welcher sie aufnehme.“ [2]) Dagegen erzählt Mundt („Nachlaß“ I, LXI f.): „Sein Geist blieb während seiner ganzen Krankheit heiter und kräftig; öfter sprach er zu seinen ihn besuchenden Freunden von der Beruhigung, die ein reines, sittliches Verhalten im Leben und Tod gewähre; auf eine gute natürliche Moral komme alles an, nur müsse man sich hüten, daß kein schwarzer Strich in's Leben komme. Einer Freundin, die ihn fragte, ob er viele Schmerzen zu dulden habe, erwiederte er: Ei nun, die Natur ist weise überall, sie weiß, was sie thut; es kommt auf den Amboß an, auf den die Schläge fallen, und ich kann schon etwas aushalten.“ Knebel schied zufrieden aus dem Leben, in welchem sich, bei ihm, wie bei den meisten Menschen, ein gewisser Plan zeige, der durch eigene Natur oder durch die Umstände gleichsam vorgezeichnet sei. „Wenn ich zusammenrechne“, schreibt er am 30. Dezember 1833 („Nachlaß“ III, 452), „was mein und der Meinigen Loos im Leben also gewürfelt hat, so finde ich in dem Fazit meist überall vollkommene Uebereinstimmung.“ Damit reimt es sich freilich wenig, wenn er am 24. Januar 1834, einen Monat vor seinem Tode, behauptet, er sei eigentlich zu einem Dichter geboren („Nachlaß“ I, LVI), da er ja als solcher verhältnißmäßig gar wenig geleistet: allein es war dies auch nur einer der vielen flüchtigen, haltlosen Einfälle, welche er in seinen letzten Jahren zu äußern pflegte, wie schon die wunderliche Begründung jener Behauptung erweist: „Die Widersprüche anderer gegen einen Gedanken oder Begriff, den ich mir selbst festgesetzt hatte, reizen mich gewaltig und ersticken in mir alle Vorstellungskraft, vorzüglich wenn sie mit einiger Heftigkeit vorgetragen werden. Dieses reizte auch Goethen so oft zu einer harten Behandlung seiner Gegner.“ Viel treffender bemerkt er einmal in seinem Tagebuch („Nachlaß“ I, LV), er sei zum Schriftsteller nicht geboren. „Der gegenwärtige Augenblick macht zu viel Eindruck auf mich, und zu viele zerstreute Gedanken hängen sich

---

1) Im oben angeführten Nekrolog S. 171 f.

2) Der Herzog Karl August schrieb einmal an Knebel („Nachlaß“ I, 128): „Sind wir bloß zu Amboßen der Zeit und des Schicksals gut genug?“ Vgl. auch Goethe's Venediger Epigramme Nro. 14. Das Sprichwort sagt: „Der Amboß fragt nach keinem Streich“, oder: „Der Amboß erschrickt vor dem Hammer nicht.“

diesem an. Dazu kommt noch die Laune, die Unzufriedenheit mit mir selbst." Vier Wochen vor seinem Tode hatte er noch an Riemer geschrieben, der ihm den Goethe-Zelter'schen Briefwechsel zugesandt hatte: „Wir hier geben uns auch Mühe, glücklich zu sein — doch will es nicht immer gelingen. Außer den Stürmen, die uns unsere Häuser beinahe über den Kopf wegblasen, ist der Geist herzlicher Fröhlichkeit nicht eben im Uebermaß bei uns. Mag es gehn! Jeder hilft sich selber am besten. Man lebt doch, auch bei den gräßlichsten Geschichten, die uns zu Ohren kommen!"

Knebel ruht auf dem die reizendste Aussicht gewährenden, heiter belebten Jenaer Kirchhofe unter einem moosigen Felsblock, der sich in der Mitte eines von aufeinander geschichteten Feldsteinen gebildeten Halbkreises erhebt; die etwa sechs Schritt breite viereckte Grabstätte, um welche ein schlichter niedriger Holzzaun herumläuft, wird durch ein Dickicht von jungen Tannen, Platanen und Ebereschenbäumen dem Blicke des Besuchers verborgen. Stille Einsamkeit, die er im Leben stets gesucht, schützt auch das Grab, welches den einsiedlerischen Weisen, den letzten der edlen Zeugen von Weimar's Glanztagen, hier umfangen hält.

Was unsern Dichter unzertrennlich mit Knebel verband, war, außer dem Gefühl der Dankbarkeit für seine erste Einführung bei Karl August, die herzliche Gutmüthigkeit und schöne sinnliche Lebendigkeit seiner Natur, verbunden mit dem tiefsten Ernste der Betrachtung. Diese Eigenschaften, in denen sich sein eigenes Wesen dem Freunde wiederspiegelte, würden ihn zum großen Dichter gemacht haben, hätte nicht die strenge Erziehung des Vaters sein von Natur leicht verletzliches Gemüth tief in sich zurückgescheucht und ihm jedes nachhaltige Selbstvertrauen auf seine eigene Kraft geraubt, dem Mißmuth und der Unzufriedenheit das freieste Feld geöffnet und ihn aus dem Leben, worin der Charakter sich stählen, der Geist sich bewähren muß, ganz eigentlich herausgetrieben.[1]) Goethe's Scharfblick entging dies mit nichten, und er wußte sich hiernach alle Erscheinungen in Knebel's äußerm Verhalten wohl zurecht zu legen. Daher störten ihn einzelne Mißstimmungen und manche Sonderbarkeiten seines Lebens und Treibens gar nicht, vielmehr war er stets bemüht, dasjenige, wozu sein wunderbar zusammengesetztes Wesen ihn trieb, möglichst zu fördern, ihm nirgendwo entgegenzutreten. Knebel's häufige Entfernungen aus dem Kreise seiner Freunde begriff er gar wohl, und suchte sie ihm keineswegs auszureden, wie ungern er auch seinen durch Geist und lebendige Theilnahme anziehenden Umgang entbehrte; er ließ ihn ruhig von Weimar nach Jena flüchten, ließ ihn in der Schweiz und mehrmals in seiner Heimat sich umsehn, und als er in sehr vorgerücktem Alter

1) Passow bemerkt einmal (S. 142), in Knebel sei ein großer Mann untergegangen, weil er sich nicht zu konzentriren gewußt habe. Aber die Größe zeigt sich gerade in höchster Selbstbeherrschung, in der selbstbewußten Leitung aller Kräfte zu einem und demselben klar erschauten Ziele.

sich mit einer reizenden, ihm längst angehörenden Lebensgefährtin verband und sich mit ihr in ein einsames Bergstädtchen zurückzog, erkannte er auch hierin ein tiefes Bedürfniß seiner Natur, die sein liebevolles Herz längst zur Gründung eines traulichen Familienlebens getrieben hatte. Auch im entfernten Ilmenau suchte er ihm jede Freundlichkeit bereitwilligst zu erzeigen, doch konnte er es nicht hindern, daß Knebel bald durch Herder, mit dem er so gar viele Berührungspunkte hatte, von ihm abgezogen wurde: aber auch diese Entfremdung wußte er bestens zu würdigen, ohne den herrlichen Kern von Knebel's Geist und Herzen zu verkennen. Von innigster Freude aber fühlte er sich bewegt, als der alte herzliche Freund der Welt wieder näher trat und im nahen reizenden Jena seinen Wohnsitz aufschlug. Von dieser Zeit ab war Goethe's Verhältniß zu Knebel eine ununterbrochene Kette von Freundlichkeiten und Liebesbezeigungen. Der Briefwechsel und die enge Verbindung mit Goethe, mit dem er oft persönlich zusammentraf, und die unvergleichlichen Werke des Herrlichen wurden ihm zur unversieglichsten Quelle seligster Freuden, sie schmückten und verklärten die letzten dreißig Jahre seines Lebens, in welchen der verehrte Freund ihm stets als bereiter Rather und Helfer in allen Nöthen zur Seite stand. Freilich hatte Goethe ihn in früherer Zeit manchmal durch seinen übermüthigen Humor verletzt, und auch später blieb sein feiner, ja ängstlicher sittlicher Sinn nicht ohne allen Anstoß: allein Knebel wußte, bei allen zeitigen Verstimmungen, doch immer diese wunderbare Natur, auch wo sie von ihm abklang, zu ehren, und vor allem blieb Goethe's edles, innigst liebendes Herz ihm heilig, ungetrübt von jedem bösen Hauche des Zweifels. In religiöser Beziehung waren beide gleich freisinnig, ja Knebel, der sich einst zu Potsdam ein Geschäft daraus gemacht hatte, alle Freigeister unter den Offizieren seiner Garnison zu bekehren, war zum entschiedenen Zweifler geworden, da er nicht allein die überkommenen Vorstellungen von einem persönlichen Gott angriff, sondern auch von der Unsterblichkeit des Menschen nichts wissen wollte, ja zu dem entschiedensten Materialismus hinneigte, während Goethe, auf dem festen Boden der Natur stehend, an ihren Entwickelungen und ihrem vielgestaltigen Leben sich erfreuend, jene Fragen ganz von der Hand wies. Auch in politischer Hinsicht stand Knebel auf der freisinnigen Seite: er hoffte, wünschte und ersehnte die vollste, lebendigste Volksfreiheit, welche allein des Menschen würdig sei, allein die Kräfte des Volkes zu höchster Entwickelung emportreiben könne — er war ein von tiefstem Gefühle der Freiheit warm ergriffener ächt deutsch fühlender Mann, dem die Erniedrigung Deutschland's, dieses unglücklichen „Landes des Gehorsam's" (terra obedientiae)[1]), das Herz zerschnitt, wogegen Goethe, wenn er auch

1) „Nachlaß" I, 101. Ueber Knebel's politische Ansichten vgl. man jetzt auch Stahr „Weimar und Jena" II, 98 ff.

die Herrlichkeit eines freien Volkes in vollster Kraft fühlte, doch vor allem auf eine starke Regierung drang und die konstitutionelle Vielherrscherei ihm zuwider war; indessen wußte Knebel sich hierin dem Freunde gegenüber zu mäßigen, wenn er auch seine freiere Ansicht nicht verhehlte. Wie Knebel in der Politik, so verfocht Goethe in der Kunst die freiere Ansicht, da er diese nicht dem Gesetze des oft falschen Sittlichkeitsgefühls unterordnen, sondern als reinsten Ausdruck wahrster Schönheit in ihrer Selbständigkeit anerkannt wissen wollte. Wie sich aber auch hierin ihre Ansichten scheiden mochten, ihre Herzen stimmten im schönsten Einklang brüderlich zusammen, und die goldene Reinheit ihres Seelenbundes erhielt sich unbefleckt fort und fort; denn hier hatten zwei edle Seelen, in geheimnißvoller Tiefe ihres Daseins eng verschlungen, vom Vollbewußtsein ihres Werthes ganz ergriffen, sich auf ewig gefunden.

Nachträge. Berichtigungen.

S. 56. Ueber Kirchberger, den Goethe anderthalb Stunden auf seinem Landgute bei Bern sprach, äußert dieser: „Es ist ein Mann, mit dem sich gut reden läßt, und ich habe die Zapfen meiner Gefäße, wie er angeklopft hat, gar freundlich ausgezogen, und mir auch dagegen von dem Seinigen reichen lassen. Auf alles, was er gefragt hat, hab' ich ihm in meiner Art geantwortet, und durch Gleichnisse und Anschlagen wurden wir bald bekannt. Auch hab' ich ihm hie und da mehr gesagt, als er gefragt hat; denn es hängt alles gar hübsch bei ihm zusammen, und er hat für sein Alter und daß er viel für sich durchdacht hat, eine schöne Gelenksamkeit der Gedanken." Ohne Zweifel ist hier Niklaus Anton Kirchberger gemeint, geboren den 13. Januar 1739, der ein Landhaus an der sogenannten Schloßhalde, jenseits der Aar, etwa zehn Minuten von der Stadt, besaß. „Er war ein großer, schöner Mann, von einschmeichelnder Sprache", berichtet eine gleichzeitige Quelle; „er wollte ein Tugendheld sein." Er besaß sehr schöne physikalische und landwirthschaftliche Kenntnisse. Mit Rousseau, Saint-Martin, Zimmermann und Eckardtshausen stand er in näherer Verbindung, wogegen er mit Nicolai, dem Allerweltsrichter, in Fehde gerieth. Auszüge seiner Briefe mit Saint-Martin sind in der Schrift: Le Philosophe inconnu par L. Moreau (Paris 1850), erschienen. 1775 ward er Landvogt zu Gottstadt. Er starb am 28. September 1799. Man vergleiche über ihn den Artikel in der Biographie universelle.

S. 70. Ueber Lips vgl. Lavater's „physiognomische Fragmente" II, 222 ff. Diese viel versprechende Auslassung über den talentvollen Künstler war bereits 1776 erschienen.

S. 241 letzte Zeile. In die Ausgabe von Jacobi's Werken ist die Zueignung auf Jacobi's ausdrücklichen, dem Herausgeber hinterlassenen Wunsch wieder aufgenommen worden.

S. 256 Note 2. Goethe wurde nicht, wie hier nach der Angabe einer Litteraturzeitung behauptet wird, zum Ehrenmitgliede, sondern (wohl in der Sitzung vom 28. März) zum ordentlichen auswärtigen Mitgliede der philologisch-philosophischen Klasse ernannt. Die auf derselben Seite bedenklich geäußerte Vermuthung, daß Aufsätze aus Ast's Zeitschrift gemeint seien, ergibt sich als unhaltbar, da die ersten Hefte nichts bieten, was hierauf bezogen werden könnte.

S. 261. Eine eigenthümlich gefärbte Darstellung der Münchener Händel bringen neuerdings die „historisch-politischen Blätter" B. XXX, Heft 3 ff.

S. 440. Z. 18. Der Reisebericht („Schweizerwanderungen") ist nicht, wie es im „Nachlaß" heißt, an den Herzog Karl August, sondern an Frau von Werther gerichtet, wie ich von zuverlässigster Seite erfahre. Knebel stand zu dieser bedeutenden, durch ihre romanhafte Entführung bekannt gewordenen Frau in einem sehr zarten Verhältnisse. Frau von Werther-Beichlingen, in London, wo ihr Vater, ein Herr von Münchhausen, als Gesandter lebte, geboren, war eine sehr gebildete Dame von kleiner, niedlich feiner Gestalt und sehr schönen Zügen. In der Verbindung mit dem alten, abgelebten Kammerherrn von Werther-Beichlingen fühlte sie sich sehr unglücklich, woher sie anderwärtigen gebildeten Umgang suchte. Vor allen zog Knebel sie an. „Die We...... ist in sehr betrübten Umständen", schreibt Goethe während Knebel's Schweizerreise am 28. Juni 1780 an Frau von Stein; „das arme Herzchen weiß gar nicht recht, woran es ist, seitdem ihr alter moralischer Verehrer fort ist, der die unmoralischen vertrieben hatte." Im Februar 1782 berichtet Goethe an Knebel: „Die W...... gewinnt nichts durch deine Abwesenheit. Ihre Natur, die du ausgetrieben oder in die Enge getrieben hattest, kehrt in ihre alten Rechte zurück. Ich seh' ihr so im stillen zu, sie will mir gar nicht gefallen." Sie schloß sich darauf ganz an den wunderlichen, aber höchst kenntnißreichen Bergrath von Einsiedel an[1]), der mit seinen Brüdern sich nach Afrika begeben wollte, um dort Goldbergwerke aufzusuchen und zu bebauen. Während der Abwesenheit ihres Gatten ließ sie die Nachricht von ihrem plötzlichen Tode verbreiten und eine Puppe statt ihrer begraben, während Einsiedel sie entführte. Die Trauerkunde, welche Knebel im Juni 1785 zu Ilmenau erhielt, bewegte ihn gewaltig.[2]) Die Reisenden kamen nur bis Tunis, wo sie sich zur Rückkehr genöthigt sahen.[3]) Ein Freund Werther's erkannte seine Frau zu Straßburg, und machte diesem davon Anzeige, der den Sarg öffnen ließ, und so den Trug erkannte. Indessen wollte sie von ihrem Gatten nichts mehr wissen, der sich darauf gerichtlich von ihr scheiden ließ, und Ende 1788 zu Knebel's Aerger sich mit einem jungen, reizenden Fräulein von Ziegesar vermählte[4]). Frau von Werther ging zunächst zu ihrem Bruder zu Leislau im Anhaltischen[5]), und ließ sich mit Einsiedel trauen, dem sie einen Sohn gebar. Sie starb im Februar 1844 auf dem Schlosse Scharfenstein in Sachsen, dem Stammgute der von Einsiedel. Die Angabe Friedrich von Stein's[6]), die Gräfin (?) von Werther-Beichlingen sei eine von Globig gewesen und von der

---

1) Vgl Erinnerungen aus Herder's Leben II, 226 ff. Knebel's „Nachlaß" II, 377.
2) Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 163.
3) Vgl. Knebel's „Nachlaß" II, 250. 301. 318 f.
4) Vgl. oben S. 494.
5) Vgl. Briefe an Frau von Stein III, 272.
6) Ebendaselbst I, 370.

Frau von Werther zu unterscheiden, scheint auf Irrthum zu beruhen [1]). In der Stelle in den Briefen an Frau von Stein II, 238: „Die schöne Gräfin und die abgeschmackten Grafen!" dürfte hiernach wohl den abgeschmackten Grafen zu lesen sein, da ein Graf Werther-Beichlingen [2]) nicht nachzuweisen ist. Frau von Werther, nicht die Gräfin, ist in Goethe's Brief an Frau von Stein vom 28. Mai 1781 zu verstehn.

S. 444 Z. 19. Einen Monat muß Schreib- oder Druckfehler sein, da Herder mehr als drei Monate älter als Knebel war.

S. 468 Z. 17. Herr von Imhof, der in seiner Jugend als Major in Ostindien gedient hatte, besaß ein Gut zu Mörlach (so ist statt Mörbach zu lesen), das er bei seiner Uebersiedelung nach Weimar verkaufte. Mit seiner Gattin, Luise von Schardt, einer Tochter des Hofmarschalls, einer Schwester der Frau von Stein, hatte er England, Frankreich und Holland bereist. Nach der Rückkehr von diesen Reisen kamen sie nach Weimar, wo am 16. August 1776 ihre Tochter Amalia, die bekannte Dichterin, geboren wurde, gingen aber darauf nach Mörlach, das Zeuge von: Amaliens seligen Jugendtagen war.

---

1) Letztere soll sogar nach Friedrich von Stein (II, 274) Hofmeisterin bei Frau von Schardt gewesen sein.

2) Einen solchen habe ich nach Schöll's schriftlicher Mittheilung in meinen „Studien zu Goethe's Werken" S. 263 Note 2 angenommen.

S. 110 Note Z. 3 lese man die Verse. S. 115 Z. 8 v. u. im Jahre 1808. S. 146 Note l. Z. ist diese. S. 161 Z. 6 v. u. Phryne oder das. S. 227 Z. 13 v. u. jener. S. 256 Z. 11 v. u. Rottmanner's. S. 307 Z. 17 seinen ganzen. S. 319 Z. 14 streiche man nun nach Tagen. S. 345 Z. 23 Tristramischer. S. 361 Note Z. 5f. von der Hagen's. S. 423 Z. 10 Markgräfin (statt Herzogin). S. 430 Z. 8f. Frau von Werther. S. 439 l. Z. drinne. S. 443 Z. 8 unter den. S. 451 Z. 5 v. u. dein Tibull. S. 469 Z. 10 v. u. Abgabe. S 475 Z. 15 v. u. Tagebuches.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.



